DIE UNGARN
IHRE GESCHICHTE UND KULTUR



Die UNGARN

ihre Geschichte und Kultur

Die UNGARN
ihre Geschichte und Kultur

3 1216

Die UNGARN

ihre Geschichte und Kultur

Herausgegeben von

László Kósa

MTAK 0 00013 88100 9

Akadémiai Kiadó • Budapest 1994

696596

Titel der ungarischen Ausgabe
A magyarságtudomány kézikönyve
Akadémiai Kiadó, Budapest 1991

Aus dem Ungarischen übersetzt von

Albrecht Friedrich

MAGYAR
TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Die Bilder wählten aus und stellten zusammen

László Kósa und Etelka Oszterhuber

Einbandbild:

Ansicht von Buda (Detail)
aus der Schedelschen Weltchronik, 1493

ISBN 963 05 6702 4

© Akadémiai Kiadó 1994
© A. Friedrich 1994 (deutsche Übersetzung)

Akadémiai Kiadó
H-1117 Budapest
Prielle Kornélia u. 19–35

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder sonstigem Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: PP Redaktion Ltd., Budapest

Druck und Bindearbeiten: Akadémiai Nyomda, Budapest
Printed in Hungary

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Inhalt

I. Einführung *(László Kósa)* 1

Hungarologie 3
Die Ungarn in der Welt 6
Geographische Gliederung 7
Die Zahl der Ungarn 13

II. Die ungarische Sprache *(Jenő Kiss)* 25

Die ungarische Sprache im Spiegel der Statistik 27
Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache 27
Über die Beweise der finnougrischen (uralischen) Herkunft der ungarischen Sprache 29
Die „Urheimat" 32
Die Epochen der ungarischen Sprachgeschichte 34
Urungarische Zeit (um 1000 v. Chr. - 896) 35
Altungarische Zeit (896–1526) 42
Mittelungarische Zeit (1526–1772) 55
Neuungarische Zeit (ab 1772) 61
Die heutigen Varianten der ungarischen Sprache 75
Die charakteristischen Merkmale des heutigen Ungarisch 82
Bibliographie 84

III. Geschichte Ungarns *(András Gergely)* 85

Die ungarische Urgeschichte 87
Der Frühfeudalismus — Die Arpaden (1000–1301) 93
Der Hochfeudalismus — Die Zeit der Könige aus verschiedenen Häusern (1301–1526) 105
Das in drei Teile zerfallene Land (1526–1686) 114
Die spätfeudalistische Zeit (1686–1790) 129
Die Krise des Feudalismus und der Vormärz (1790–1848) 141
Die Bemühungen des Adels um die Lenkung des Landes 141
Die Epoche der Napoleonischen Kriege 143
Die Entstehung der Reformbewegung 145
Die Nationalitätenfrage 149

Revolution und Freiheitskampf (1848–1849) 151
Die rechtmäßige Revolution 151
Der Freiheitskampf 153
Die Zeit des Neoabsolutismus (1849–1867) 156
Das Bach-System 156
Die Krise des Neoabsolutismus 157
Der Ausgleich 159
Die Periode des Dualismus (1867–1918) 161
Ausbau des bürgerlichen Staates 161
Die Ruhepause des Dualismus 163
Die Krise des Systems 165
Der Erste Weltkrieg und der Zerfall der Monarchie 167
Die Revolutionsjahre (1918–1919) 170
Die bürgerliche Revolution („Asternrevolution") 170
Die Ungarische Räterepublik 172
Die Zeit der Gegenrevolution (1919–1944) 175
Gegenrevolution und weißer Terror 175
Die Jahre der Konsolidierung 176
Die Jahre der Rechtswendung 178
Der Zweite Weltkrieg 180
Der Zerfall der alten Ordnung 181
Die sozialistische Epoche sowjetischen Typs (1945–1988) 183
Die Befreiung vom Faschismus 183
Jahre des Übergangs (1945–1948) 185
Die fünfziger Jahre 188
1956 190
Die Konsolidierungsperiode (1957–1967) 192
Der Modernisierungsprozeß (1968–1978) 194
Der Abschluß der Kádár-Periode (1978–1988) 196
Die Umgestaltung des Systems (1988–1990) 199
Bibliographie 202

IV. Literatur und Künste von den Anfängen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts *(Péter Kőszeghy)* 205

Urdichtung und Landnahmezeit (9.–10. Jh.) 207
Mittelalter 209
Arpadenzeit (10.–13. Jh.) 209
Spätmittelalter 226
Anjouzeit (14. Jh.) 226
Die Zeit Sigismunds und der Hunyadis (14.–15. Jh.) 232
An der Grenze von Mittelalter und Renaissance 237
Die Zeit Matthias' und der Jagiellonen (15.–16. Jh.) 237
Renaissance und Barock, Reformation und Gegenreformation (16.–18. Jh.) 257
Bibliographie 324

V. Literatur und Künste vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart *(Mihály Szegedy-Maszák)* 327

Vom Barock zur Aufklärung (1711–1790) 329
Von der Aufklärung zur Romantik (1790–1849) 348
Von der Romantik über den Positivismus zur Avantgarde (1849–1919) 376
Die Periode des Neoabsolutismus (1849–1867) 376
Die Blütezeit des Dualismus (1867–1890) 386
Von der Krise des Dualismus zu den Revolutionen (1890–1919) 397
Die Kultur der „Drei Ungarn" (1919–1944) 415
Kurzer Ausblick auf die jüngste Vergangenheit (ab 1945) 441
Bibliographie 452

VI. Ethnographie und Folklore (*László Kósa* und *Ágnes Szemerkényi*) 453

Die historischen Schichten der ungarischen Volkskultur *(László Kósa)* 455
Die bäuerliche Gesellschaft *(László Kósa)* 459
Folklore *(Ágnes Szemerkényi)* 467
Märchen 467
Sagen 470
Balladen 473
Lyrik 476
Bräuche 480
Glaubenswelt 483
Lebensweise *(László Kósa)* 486
Wirtschaftsführung 486
Siedlungen 488
Bauweise und Wohnkultur 489
Tracht 491
Die Stellung der ungarischen Volkskultur in Europa *(László Kósa)* 494
Bibliographie 497

Abkürzungen 499

I

Einführung

László Kósa

I

Einführung

László Kósa

Hungarologie

Die Hungarologie ist keine selbständige Fachwissenschaft, sondern eine mögliche interdisziplinäre Form der sich mit der ungarischen Sprache, Kultur, Geschichte und Gesellschaft befassenden Wissenschaftszweige. Die von ihr erfaßten Wissenschaften änderten sich zeit- und fallweise mehr oder weniger und wechselten nahezu beim Aufkommen jeder neuen Theorie. Diese Möglichkeit besteht bis heute. Die Autoren dieses Bandes machen dann auch bei der Darlegung der Grundkenntnisse über die Ungarn davon Gebrauch, indem sie neue inhaltliche Interpretationen geben.

Der geographische Siedlungsort des ungarischen Volkes und Angaben über seine Anzahl bilden die Grundlage der räumlichen Orientierung. Der erste Teil behandelt die Sprache als das wichtigste Mittel zur Erhaltung und Weitergabe der Kultur und der Traditionen. Im Teil über die Geschichte wird vor allem die politische Geschichte der Ungarn als eines der ältesten staatenbildenden Völker Europas dargestellt, wobei auch auf die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eingegangen wird. Der Charakter der beiden kulturgeschichtlichen Studien hebt sich stark von den bisherigen hungarologischen Bestrebungen ab, da sie die Vergangenheit der ungarischen Kultur nicht nach Bereichen geordnet, sondern möglichst in Ideen- und Stileinheiten behandeln. Den roten Faden bildet der bis in jüngste Zeit tonangebende künstlerische Zweig, die Literatur. Der ethnographische Teil informiert den Leser nach in der ungarischen Ethnographie üblicher Praxis in thematischen Einheiten. Die Bibliographie der einzelnen Kapitel enthält die wichtigste in Deutsch und Englisch erschienene Fachliteratur.

Zweifellos kann die Hungarologie auch anders interpretiert und beleuchtet werden, als es hier geschieht. Seit es ein ungarisches Nationalbewußtsein gibt, sind die ungarische Staatsnation und die ungarische Sprach- und Kulturnation von einer Spannung gekennzeichnet, die aus ihren unterschiedlichen geographischen Grenzen resultiert. Mit beiden verbinden sich hungarologische Theorien, doch in der gegenwärtigen ethnischen Situation und innerhalb der gege-

benen politischen Grenzen gibt es kaum einen gemeinsamen Nenner für die Bestandteile beider Typen. Nach staatsnationaler Auffassung gehören in den Zuständigkeitsbereich der Hungarologie Wirtschaftsleben, Gesellschaftsbeschreibung, wissenschaftliches Leben, staatliche Einrichtung und Bildungsnetz des heutigen Ungarn. Vorliegendes Buch geht teils über diesen Rahmen hinaus, teils schöpft es die gebotenen Möglichkeiten nicht aus, weil der Hungarologie, entsprechend der historischen Gegebenheiten und gegenwärtigen Zustände, nicht die Staatsnation, sondern die sprachlich-kulturelle Zusammengehörigkeit zugrunde liegt. Diese Situation ist grundsätzlich anders als im deutschsprachigen Raum, wo im Laufe der Geschichte zu allen Zeiten und auch heute noch mehrere Staaten bestehen. Die Ungarn lebten bis 1918 in einem allgemein zentral regierten Königreich und erst seit dieser Zeit auch außerhalb Ungarns in mehreren nichtungarischsprachigen Staaten als Minderheit. Deshalb ist die Kenntnis über die Ungarn nicht mit der Kenntnis des heutigen Ungarn und der Vergangenheit seiner Bewohner identisch, weil sie die außerhalb Ungarns lebenden ungarischen Nationalitätengruppen und die Diaspore mit umfaßt, dagegen die Nationalitäten im heutigen Ungarn nicht. Die in den verschiedensten Ländern der Welt lebenden Ungarn verbinden infolge der lange Zeit hindurch bestehenden Einstaatlichkeit Sprache, Bewußtsein der ethnischen Zusammengehörigkeit, kulturelle und historische Tradition, nicht aber staatliches oder Wirtschaftsleben. So steht der stark von der Vergangenheit bestimmte sprachlich-kulturelle Bereich im Mittelpunkt dieses Buches. Die Grenzen des hungarologischen Rahmens sind nicht scharf gezogen. Für die Zeit vor dem 19. Jh., bis zur Herausbildung des modernen, bürgerlichen ungarischen Nationalbewußtseins, läßt sich das ethnisch-sprachliche Prinzip nicht immer restlos anwenden. Ja, es ist nicht einmal in jedem Fall notwendig, es durchzusetzen, weil die offizielle Kultur in den früheren Epochen Ungarns – vor allem im Mittelalter – dieses gar nicht kannte.

Das Werk bemüht sich nicht um die unbedingte Hervorhebung des ungarischen Nationalcharakters, der ethnischen Merkmale, obwohl viele die Hungarologie gerade so verstanden wissen wollen. Es verfolgt eher das Ziel, das vielseitige historische und kulturelle Eingebettetsein des in der geographischen Mitte Europas liegenden Ungartums, das schöpferische Vermögen seiner autonomen Kultur zumindest in großen Zügen darzustellen. Das führt, wenn auch die wissenschaftlichen Grundlagenforschungen in vieler Hinsicht noch lückenhaft sind, zu einer viel realeren Situationsanalyse als die Aufzählung des unscharf begrenzten Kreises der ethnischen Merkmale und nationalen Charakteristika.

Die hungarologische Forschung und Lehre läßt sich gegenwärtig nach Voraussetzungen, Ansprüchen und gleichzeitig nach geographischen Gebieten in drei Haupttypen einteilen:

1. Ungarn, wo die Thematik dieses Buches – hinsichtlich der einzelnen Teile mit unterschiedlichem Gewicht – mit zur allgemeinen Bildung gehört. Die Forschung und Lehre der einzelnen Fachgebiete findet an Universitäten, Hochschulen und in dem ausgedehnten Netz wissenschaftlicher Institutionen statt.

2. In den Nachbarländern Ungarns gilt die Hungarologie vorrangig – aber nicht ausschließlich – als ein Fachbereich der Minderheitenmuttersprache und wird zumeist als solcher erforscht und gelehrt. Sie spielt eine bedeutende Rolle bei der Formung des Gemeinschaftsbewußtseins, doch beschränkt sich ihr Einfluß größtenteils nur auf Literatur und Sprache.

3. In den geographisch von Ungarn entfernter liegenden europäischen Ländern (beispielsweise Polen, Deutschland, Frankreich) und auf dem amerikanischen Kontinent tragen die hungarologischen Fächer keinen nationalen und muttersprachlichen Charakter. Lehre und Forschung bedeuten das Studium der mit einer Sprache verschmolzenen Zivilisation. Sie sind ganz unterschiedlich ausgerichtet, in großem Maße von lokalen Voraussetzungen, Traditionen und personellen Gegebenheiten beeinflußt.

Die gebotene Beschränkung des Umfangs führte zu einer kurzen, gedrängten Form, wobei wir aber bemüht waren, daß auch Leser nichtungarischer Herkunft, welche die Grundkenntnisse über die ungarische Kultur und Vergangenheit erwerben möchten – darunter Hochschüler und Universitätsstudenten –, sinnvollen Gebrauch davon machen können.

Die Ungarn in der Welt

Die europäische Geschichte der letzten hundert Jahre war von umfangreichen Völkerbewegungen in wechselnden Richtungen begleitet. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Gründe bewogen die Bevölkerung, massenweise ihr unsprüngliches Siedlungsgebiet zu verlassen, und die Folgen waren Zerfall der ethnischen Gemeinschaften, ihre Umschichtung und Diasporisierung.

Die wirtschaftlichen Gründe hingen in erster Linie mit der modernen Industrialisierung zusammen. Die neuen Industrieinvestitionen und die Dienstleistungsbereiche beanspruchten zahlenmäßig bedeutende Arbeitskräfte, die größtenteils aus der sich ebenfalls modernisierenden und damit Arbeitskräfte freisetzenden Landwirtschaft zuströmten. Damit änderte sich die Funktion von Siedlungszentren mit reicher Vergangenheit, alte Städte verloren ihre Anziehungskraft, und neue Siedlungen traten an ihre Stelle. Es änderte sich die Bevölkerungsdichte: Manche Gegenden wurden beinahe entvölkert, wogegen die Bevölkerung im Umkreis der Industriegebiete anstieg. Wenn die Industrie die von der Landwirtschaft Freigesetzten nicht beschäftigen konnte, versuchten diese, zuerst in anderen Gegenden des Landes und später in entfernteren Ländern Arbeit zu finden. In den ersten Jahrzehnten der vergangenen hundert Jahre übte der überseeische Arbeitskräftemarkt einen unerhörten Reiz auf Europa aus. Dagegen war für die beiden vergangenen Jahrzehnte charakteristisch, daß aus Südeuropa (und teils auch darüber hinaus) mit seinem großen Arbeitskräfteüberschuß Massen von Gastarbeitern nach Westeuropa drängten.

Die politischen Gründe sind fast ausschließlich Folgen der beiden Weltkriege. Die Kampfhandlungen zwangen die Zivilbevölkerung bereits im Ersten Weltkrieg zur Flucht, doch anschließend konnten sie zumeist wieder zurückkehren. Es kam auch zu Zwangsumsiedlungen bei Friedensbeginn, wie z. B. im Falle der mehreren hunderttausend ungarischen Beamten und staatlichen Angestellten nach dem den Ersten Weltkrieg für Ungarn abschließenden Friedensvertrag von Trianon, die nicht bereit waren, in den von Ungarn abgetrennten Gebieten unter einer neuen Staatshoheit im Dienst zu bleiben. Sie

wurden entlassen und waren gezwungen, sich innerhalb der Grenzen des neuen Ungarn anzusiedeln. Während des zweiten Weltkriegs verursachte zuerst die faschistische Völkervernichtung (Massendeportation der Juden, Polen, Zigeuner sowie anderer Völker und Nationalitäten) gewaltige Volksbewegungen. Dann folgte den erneuten Grenzveränderungen eine neue „Völkerwanderung": Aus Vergeltung wurden Aussiedlungen durchgeführt (Deutsche und Ungarn), geräumte Gebiete wurden mit neuer Bevölkerung besiedelt (Polen an die Stelle der Deutschen), und auch mit Bevölkerungsaustausch und Optierung wurden größere Menschenmassen verschoben (Ungarn und Slowaken).

Wirtschaftliche und politische Gründe waren oft miteinander verflochten. Änderungen der Staatsgrenzen hatten neue wirtschaftspolitische Vorstellungen zur Folge, die durch Modifizierung der industriellen Einflußbereiche und des Stadtnetzes, durch Verlegung der Schwerpunkte früher oder später größere Abwanderungen der arbeitsuchenden Bevölkerung auslösten.

Alle diese Ereignisse betrafen die ungarische Bevölkerung nicht nur in den erwähnten Punkten, sondern auch in anderen Beziehungen, ohne deren Darstellung läßt sich die heutige territoriale Gegliedertheit und die zahlenmäßige Verteilung der Menschen ungarischer Muttersprache nicht verstehen.

Geographische Gliederung

Beim Überblick über das geographische Siedlungsgebiet der Ungarn kann von zwei Grundgesichtspunkten ausgegangen werden. Der eine ist die traditionelle historisch-geographische Gebietseinteilung, die den Rahmen für die vier Großlandschaften (Große Ungarische Tiefebene, Transdanubien, Oberungarn und Siebenbürgen) bildet, der andere die Einteilung nach Ländern. Da es sich bei der ersteren Einteilung nicht nur um historische und naturgeographische Einheiten, sondern zugleich um charakteristische kulturell geprägte Territorien handelt, hat sie den Vorteil, zu einem besseren Verständnis der ungarischen Kulturgeschichte zu verhelfen. Die andere dagegen eignet sich zur Darstellung der heutigen Situation. Im Interesse einer mehrseitigen Betrachtung scheint die Verknüpfung beider Gesichtspunkte am zweckdienlichsten.

Die Ausdehnung des ungarischen Siedlungsgebietes hat sich nach der Landnahme mehrfach und manchmal erheblich verändert. Soweit sich nachträglich den sprachwissenschaftlichen, archäologischen und historischen Angaben entnehmen läßt, haben die landnehmenden Ungarn zuerst die mittleren und westlichen Gebiete des Karpaten-

beckens, des späteren Königreichs Ungarn, in Besitz genommen. Offensichtlich fanden sie hier die ihrer früheren Lebensweise am besten entsprechenden naturgeographischen Gegebenheiten vor, und dieses Gebiet war auch am besten zu militärischen und Verteidigungszwecken geeignet. In der frühen Arpadenzeit (11.–12. Jh.) dehnte sich das Siedlungsnetz und die wertvollsten Besitzungen der Ungarn nach Westen bzw. besonders nach Norden und Osten bis zur Buchenzone (ca. 700–800 m ü. d. M.) aus. Sie drangen nach Oberungarn und Siebenbürgen durch die größeren Flußtäler vor und verstärkten ihre Zentralmacht. Mangels archäologischer Untersuchungen ist das frühmittelalterliche Siedlungsgebiet Siebenbürgen nur sehr lückenhaft bekannt. Da es sicher ist, daß die Szekler an der Wende vom 12. zum 13. Jh. bereits an ihren heutigen Orten in Ost- und Südostsiebenbürgen siedelten und dies die östliche Grenze des zusammenhängenden ungarischen Siedlungsgebietes bedeutete, hatten sie mit der Besiedlung des siebenbürgischen Hochlandes die Buchenzone weit hinter sich gelassen.

Im Jahrhundert vor dem Mongoleneinfall (1241–1242) war das ungarische Königreich zwar kein sprachlich einheitlicher Staat, doch stellten die Ungarn nach Schätzungen mindestens 80 Prozent der Bevölkerung. Außer dem kroatisch-slawonischen Partnerland gab es nur im Norden und Nordwesten einen größeren zusammenhängenden Block nichtungarischer Sprache, die Slowaken bzw. ihre slawischen Vorfahren. Auch außer ihnen mag es im Lande verteilt kleine slawische Gemeinschaften gegebenen haben, weiterhin versprengte Gruppen von Turkvölkern, die sich den Ungarn früher oder später angeschlossen hatten (wie z.B. Petschenegen), unter der wachsenden Zahl von westeuropäischen Einwanderern finden sich die ersten Gruppen der Siebenbürger Sachsen,und an der Wende vom 12. zum 13. Jh. erschienen in Siebenbürgen auch die ersten rumänischen Gruppen vom Balkan.

Eine bedeutsame Veränderung trat als Folge des Mongoleneinfalls ein. Große Massen von kumanischen und kleinere von jazygischen Flüchtlingen gelangten ins Innere der Tiefebene, wo die Ungarn ihre schwersten demographischen Verluste erlitten hatten. Die königliche Stadtgründungspolitik förderte das Einströmen deutscher Siedler nach Oberungarn und nach Siebenbürgen (viele von ihnen waren Bergleute und Handwerker), und auch in Westungarn begann sich die ungarisch-deutsche Sprachgrenze nach Osten zu verschieben. Aber auch das ungarische Sprachgebiet dehnte sich aus. Im 14.–15. Jh. wanderte aus Nord- und Mittelsiebenbürgen die Kernschicht der Tschangos (csángó) in die Moldau aus. Viele Opfer forderte im 14. Jh. die ganz Europa heimsuchende Pest, die aber nur allgemein die Bevölkerung dezimierte, ohne die Sprachgrenzen zu verschieben.

Zu der größten, in ihrer Wirkung bis heute spürbaren ethnohistorischen Veränderung in Ungarn führten die Türkenkriege, die

türkische Besetzung und ihre Folgen im 16.–18. Jh. Vor der sich ausdehnenden osmanischen Macht suchten bereits im 15. Jh. verschiedene kleine südslawische Volksgruppen in Ungarn Schutz, sie allerdings beeinflußten die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung noch nicht erheblich. In den zwei folgenden Jahrhunderten stieg in erster Linie die Zahl der Serben stark an, die größere Gebiete in Südungarn in Besitz nahmen, deren ursprüngliche ungarische Bevölkerung teils vor den Türken geflohen, teils aber in Gefangenschaft geraten oder im Laufe der Kampfhandlungen getötet worden war.

In dem sich von Süden her keilförmig in das damalige Landesgebiet hineinschiebenden türkisch besetzten Gebiet waren die Lebensbedingungen infolge der häufigen Kriege und der doppelten Steuer (von seiten der Türken wie der im königlichen Landesteil ansässigen Grundherren) bis auf die geschützteren größeren Ortschaften sehr unsicher, weshalb ein bedeutender Teil der Bevölkerung sich fächerförmig in westliche, östliche und vor allem nördliche Richtung zerstreute, um in sicherere Gegenden Zuflucht zu suchen. Besonders groß waren die Opfer jeweils nach dem Verlust einer der Grenzburgen an die Türken (Temeschwar [Temesvár, Timişoara] 1552, Gyula 1566 oder Wardein [Várad, Oradea] 1660), zur Zeit des Fünfzehnjährigen Krieges (1591–1606), in Siebenbürgen nach dem Sturz Fürst Georg II. Rákóczis (1657–1661) und schließlich aufgrund der Aushungerungstaktik in den Befreiungskriegen gegen die Türkenherrschaft (1683–1699). Überall, in der Tiefebene, in Transdanubien und Siebenbürgen, wurden die den Kampfhandlungen am meisten ausgesetzten zentralen Ebenen und Hügellandschaften, wo überwiegend ungarische Bevölkerung lebte, am stärksten verwüstet.

Während zu Beginn des 16. Jh. den schon erwähnten Schätzungen zufolge etwa 80 Prozent der Bevölkerung von ungarischer Muttersprache war (maximal 3,2 Mill.), hatte sich dieser Anteil im Laufe von 200 Jahren auf 35–40 Prozent (1,2–1,7 Mill.) verringert.

Im 18. Jh. entstand die für das Karpatenbecken in großen Zügen bis heute typische Nationalitätenverteilung. In den Gebirgen und Mittelgebirgen am Rande des Landes nahm die Zahl der Rumänen und Slowaken zu. Letztere zogen teils infolge organisierter Ansiedlung, teils in spontaner Wanderbewegung in größeren Gruppen aus dem überbesiedelten Oberungarn in die Tiefebene und an einige Orte Trandanubiens. Die Rumänen schoben sich in den mittleren und westlichen Teilen des Siebenbürgischen Hochlandes und am Rand der Tiefebene weiter vor, damit ihre Zahl erheblich erhöhend. Die Serben und Kroaten suchten bis Ende des 17. Jh. in mehreren Wellen Zuflucht vor der unverändert harten Unterdrückung durch die Türken in den Gebieten südlich der Save, und schließlich siedelte die Habsburgerregierung seit Ende des 17. Jh. ein Jahrhundert lang zum

Zwecke des Arbeitskräfte- und Bevölkerungsersatzes systematisch Deutsche in den dünn bewohnten Gegenden an.

Die friedlichere, aus demographischer Sicht relativ ruhige Epoche seit Beginn des 18. Jh. begünstigte das Bevölkerungswachstum. Die erste Volkszählung in den achtziger Jahren des 18. Jh. registrierte in Ungarn (ohne Siebenbürgen) 9 275 832 Personen, von denen schätzungsweise (die Konskribenten fragten nicht nach Nationalität und Sprache) 3–3,5 Mill. ungarischer Muttersprache gewesen sein mögen. Bis 1910 war die Bevölkerung des damaligen Landes (mit Kroatien und Siebenbürgen) auf 20 886 487 Personen angewachsen, deren knappe Hälfte, 10 050 575 (48,1 Prozent), sich zur ungarischen Muttersprache bekannte. In Ungarn ohne Kroatien waren die Ungarn in der Mehrzahl (9 944 67 – 54,5 Prozent).

Die Situation von 1910 war der Schlußpunkt eines längere Zeit dauernden und deshalb traditionell zu nennenden Zustands der geographischen Aufteilung des Ungartums. Wohl hatte die seit den siebziger Jahren des 18. Jh. ständige, wirtschaftlich begründete Auswanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika kurz zuvor, 1905–1907, ihren Höhepunkt erreicht (in diesen drei Jahren verließen 528 045 ungarische Staatsbürger das Land), doch hatte sie das ethnische Gleichgewicht nicht zerstört. Ebensowenig taten dies jene, die innerhalb des Landes das zusammenhängende ungarische Sprachgebiet verlassen hatten, meist als öffentliche Angestellte, Gewerbetreibende und sonstige Arbeitnehmer.

Damit lebten die Einwohner ungarischer Muttersprache in zwei Blöcken, mehreren größeren und kleineren Sprachinseln sowie als zahlreiche Diaspora innerhalb der Grenzen Ungarns vor 1918. Der größere zusammengehörende Block umfaßte das gesamte Gebiet des heutigen Ungarn und setzte sich mit Ausnahme der ungarisch-deutschen Sprachgrenze im Westen sowie der ungarisch-kroatischen im Südwesten über die heutigen Grenzen hinaus fort. Die Tiefebene besteht von Nordosten nach Südwesten aus folgenden charakteristischen größeren Landschaften: Nyírgegend (Nyírség), Kleine und Große Sárrét, Großkumanien (Nagykúnság), Jazygien (Jászság), Kleinkumanien (Kiskúnság). Das von Ungarn bewohnte Oberungarn wurde nach den Inselgebirgen und ihrer Umgebung eingeteilt: Börzsöny, Cserhát, Mátra, Bükk, Mátraalja, Bükkalja, Gömör. Das zentrale Hügelland ist auch als Palotzenland (Palócföld) bekannt. Die Donau teilt die Kleine Tiefebene in zwei Teile, den nördlichen mit Großer Schüttinsel (Csallóköz) und Mátyusföld, den südlichen mit Kleiner Schüttinsel (Szigetköz), Rábaköz und Hanság. Etwas weiter südlich liegen Bakony, Mezőföld, Völgység, Sárköz, Hegyhát, Ormánság und die Drauinsel (Drávaköz), das ausgedehnte Somogy mit Inner-Somogy und Außen-Somogy, Zselic und westlich davon Göcsej, Hetés und Őrség.

In dem zusammenhängend von Ungarn bewohnten Gebiet waren viele kleine, im 18. Jh. eingewanderte Nationalitätengruppen ansässig, größere anderssprachige Gegenden gab es aber nur wenige: in Transdanubien das Komitat Tolna-Baranya – mit deutschem Landschaftsnamen Schwäbische Türkei – bzw. einige weniger zusammenhängende Gebiete mit deutschen Bewohnern im Bakony, Vértes und in der Umgebung von Ofen (Buda). Die bedeutendste Sprachinsel in der Großen Ungarischen Tiefebene bildeten die Slowaken im Süden des Gebietes jenseits der Theiß. In Oberungarn und seiner unmittelbaren Nachbarschaft, nahe Pest im Gödöllőer und Mittelnógráder Hügelland lagen eine Reihe slowakischer Dörfer; ansonsten war die ungarisch-slowakische Sprachgrenze im Norden des ungarischen Sprachgebietes recht scharf und genau gezogen.

Untersucht man nun, wo und in wie großen Gruppen Ungarn außerhalb des großen ungarischen Blockes – abgesehen von der jüngsten städtischen und Angestelltendiaspora – lebten, ergibt sich, nach Himmelsrichtungen gruppiert, ein ganz anderes Bild. Transdanubien und der Kleinen Tiefebene benachbart liegen nur eine größere und eine kleinere Sprachinsel: im Norden Zoboralja bei Neutra (Nyitra, Nitra) bzw. westlich von Steinamanger (Szombathely) Oberwart (Felsőőr) mit Umgebung. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wanderten Ungarn in größerer Zahl aus den südtransdanubischen Komitaten aus wirtschaftlichen Gründen in das Gebiet zwischen Drau und Save ab. Bei der Volkszählung in Kroatien-Slawonien 1910 wurden 105 958 Ungarn registriert, die mit Ausnahme der vier Dörfer an der Vuka in der Neuzeit ausgewandert waren und in der Diaspora, gemischt mit Kroaten und Serben, lebten.

Anders verläuft die Sprachgrenze am Süd- und Ostrand des Sprachgebietes. Nach der Vertreibung der Türken entstand in der südlichen Großen Tiefebene – in der Batschka (Bácska) und im Banat (Bánság) – die nationalitäten- und sprachenmäßig gemischteste Bevölkerung im neuzeitlichen Europa. Durch organisierte Ansiedlung und freiwillige Zuwanderung kamen Ungarn, Deutsche, verschiedene Südslawen (Serben, Bunjewazen, Schokazen, Bulgaren), Rumänen, Slowaken, Ruthenen und Tschechen hierher, oftmals nicht einsprachige, sondern Gemeinden mit mehreren Nationalitäten bildend. Die Ungarn stellten eine zusammenhängende Sprachinsel in der Ostbatschka, die Deutschen in der westlichen und mittleren Batschka, die Serben in der südlichen und südöstlichen Batschka.

Die ungarisch-rumänische Sprachgrenze am Ostrand der Großen Tiefebene ist ebenfalls nicht scharf gezogen. Ein breiter, gemischt bewohnter Gürtel erstreckt sich vom Komitat Sathmar bis zum Komitat Arad. Zusammenhängende ungarische Siedlungen finden sich besonders in den Flußtälern. Eine ethnographisch charakteristi-

sche Sprachinsel in der Umgebung von Belényes (Beiuș) sind die Ungarn im Tal der Schwarzen Kreisch (Fekete-Körös). Als historisch-geographische Einheit liegt die größte ungarisch-rumänisch gemischt bewohnte Gegend am Rande der Großen Tiefebene, das Szilágy-Gebiet (Szilágyság), den ungarischen Siedlungsgebieten Siebenbürgens am nächsten. Eine direkte demographische Verbindung zwischen den Ungarn der Großen Tiefebene und Siebenbürgens gibt es und gab es in der Neuzeit nicht, aufgrund der dazwischen liegenden Gebirge: dem Meszeschgebirge, dem Biharer Gebirge und dem Siebenbürgischen Erzgebirge.

Im östlichen und südöstlichen Teil des Siebenbürgischen Hochlandes liegt der zweite zusammenhängende ungarische ethnische Block, das Szeklerland (Székelyföld). Die Szekler Sprachtradition unterteilte die Siebenbürger Ungarn gemäß der einstigen Verwaltungseinteilung – hinter der sich charakteristische feudalzeitliche gesellschaftliche und Mentalitätsunterschiede verbergen – in Szekler und in Ungarn außerhalb des Szeklerlandes. Aufgrund der geographischen Gegliedertheit, bzw. weil die Ungarn seit dem 18. Jh. gegenüber den Rumänien in der Minderheit sind, grenzen sich ihre landschaftlichen Gruppen viel schärfer voneinander ab als die Diaspora in den großen zusammenhängenden ungarischen Blöcken (Große Tiefebene, Transdanubien, Oberungarn).

Außerhalb des Szeklerlandes wohnen die Ungarn überwiegend in kleineren oder größeren Sprachinseln und in der Diaspora, mit Ausnahme jener Gegenden, die unmittelbar an das Szeklerland grenzen und so auch bevölkerungsmäßig mit ihm verbunden sind. Um solche handelt es sich bei den Dörfern im Burzenland (Barcaság), beim Tal der Kleine Kockel (Kis-Küküllő), beim Gyimestal sowie beim Ostrand der Siebenbürger Heide (Mezőség). Mit zunehmender Entfernung vom Szeklerland wird die Bevölkerung sprachlich immer gemischter. Ein typisches Beispiel ist die Siebenbürger Heide in der Mitte des Siebenbürgischen Hochlandes, in der in mosaikartiger Buntheit Rumänen und Ungarn gemischt leben. In Westsiebenbürgen liegen zwei größere ungarische Sprachinseln, die eine westlich von Klausenburg, Kalotaszeg mit etwa 40 Gemeinden, die andere südlich davon, der Stuhl Aranyos mit 22 Ortschaften, dessen Bewohner schon in der zweiten Hälfte des 13. Jh. an ihren heutigen Wohnort zu den Szeklern zogen. Südlich vom Stuhl Aranyos, im Miereschtal und seinen Nebentälern, gibt es gleichfalls zusammenhängende, kleinere Ketten ungarischer Dörfer.

In den bisher nicht erwähnten nördlichen und südlichen Gegenden Siebenbürgens sind die Ungarn in der Diaspora. Manchmal sind es nur ganz kleine Grüppchen, aber in fast allen Gegenden dieser historischen Großlandschaft gibt es seit Jahrhunderten dort ansässi-

ge ungarische Bewohner. Als Beispiele seien in Nordsiebenbürgen ungarische Dörfer im Lápos- und Sajótal, in Südsiebenbürgen die Streudörfer auf dem einstigen sächsischen Territorium, dem Königsboden, und im Erzgebirge die Einwohner der Bergstädte und Bergarbeitersiedlungen (am bekanntesten Eisenmarkt [Torockó, Rimetea]) erwähnt.

Der Großteil der naturgeographischen Umgebung der Siebenbürger Ungarn unterscheidet sich von der der Ungarn, die außerhalb Siebenbürgens leben. Sie wohnen nicht in Ebenen, Hügel- oder allgemein bis zum Buchengürtel hinaufreichenden Mittelgebirgsgegenden, sondern meist im Hochland und am Fuß der Hochgebirge. Dies bezieht sich besonders auf die Szekler, die Gyimeser Tschangos bzw. einige Gemeinden von Kalotaszeg.

Schließlich ist wegen ihrer kulturellen Eigenheiten die beachtliche Minderheit der Tschangos in der Moldau zu erwähnen (ihre Zahl wurde im vergangenen Jahrhundert auf 30 000–80 000 geschätzt, genaue Angaben sind unbekannt). Ihre mittelalterliche innersiebenbürgische Stammbevölkerung wurde später in erster Linie durch auswandernde Szekler ergänzt.

Die Zahl der Ungarn

Die historisch entstandene siedlungsgeographische Lage hat besonders im 20. Jh. die Gestaltung der ungarischen Bevölkerungszahl stark beeinflußt. Bei den folgenden Daten aus der ersten Hälfte der achtziger Jahre und dem Versuch, deren Veränderungen zu begründen, ist zu beachten, daß es sich dabei um Angaben von nur annähernder Genauigkeit und um Schätzungen handelt.

Dieses Problem betrifft nicht allein die Ungarn, in gemeinsam bewohnten Gegenden, in den Kontaktzonen verschiedener Völker, leben überall auf der Welt Menschen, die sich mit wechselnden Begründungen anläßlich einer Volkszählung oder sonstigen Datensammlung einmal dem einen, andersmal dem anderen Volk zurechnen. Die Gründe dafür sind ausgesprochen personenbezogen, wie z. B. die Orientierung nach der Mehrheit einer nationalitätengemischten Familie – ein wohl natürlicher Prozeß, wenn in der betreffenden Gesellschaft jeder frei in seiner Nationalitätenzugehörigkeit leben kann, also auch die Zugehörigkeit zu einer Minderheit nicht oder kaum mit Nachteilen verbunden ist. Dagegen gibt es auch politische, Geltungs- oder Berufswahlmotivationen, bedingt durch angenommene oder echte Erlangung von Vorteilen. Massenweise treten diese bei Unterdrückung der betreffenden Minderheit, bei ihrer betonten Zurücksetzung auf. Es kann aber auch zu zahlreichen paralle-

len Varianten des Sprachgebrauchs, des kulturellen Identitätsbewußtseins und der nationalen Orientierung kommen, ja sie können sich in unterschiedlichen Abschnitten des individuellen oder familiären Lebens auch in ihren Gegensatz verkehren.

Die Lage wird dadurch noch komplizierter, daß die einzelnen Staaten auf unterschiedliche Weise und zudem noch gelegentlich mittels unterschiedlichen Fragen die ethnische Bindung der Bevölkerung feststellen und dann in ihren statistischen Jahrbüchern veröffentlichen. So hat z. B. die ungarische Volkszählung 1910 nur die Muttersprache erfragt, die von 1941 aber auch die Nationalität. 1941 war die Zahl letzterer geringer als die derer mit nichtungarischer Muttersprache.

Zu welcher nationalen Gemeinschaft sich der einzelne bewußt bekennt, zählt in der wissenschaftlichen Minderheitenliteratur weltweit als Grundkategorie. Die Sprache ist demgegenüber ein umfassenderes Kriterium und besitzt in jenen Ländern große Bedeutung, wo die Idee der Staatsnation herrscht — beispielsweise allgemein in Westeuropa —, nicht aber der Begriff der Sprach- und Kulturnation wie in der Region Europas, in der auch die Ungarn leben. (Es sei bemerkt, daß die beiden Interpretationen auf verschiedenen Ebenen mehrerorts parallel existieren.) Klären läßt sich die Lage in dem Falle, wenn die Volkszählung außer der Muttersprache auch die Angaben über die von den einzelnen gesprochenen weiteren Sprachen mitteilt, obwohl das nicht nur die Gruppe der sich aus Interesse zur Mehrheit Rechnenden umfaßt, sondern auch jene Mitglieder der Mehrheit, die sich die Minderheitensprache beim Zusammenleben, auf natürliche Weise, spontan angeeignet haben. Der Demograph Zoltán Dávid gab 1970 die Zahl derer, die des Ungarischen mächtig sind, mit 16,2 Mill. an, 1,7 Mill. mehr als die gesamte Anzahl der Ungarn. Diese größere Zahl sollte den möglichen Aufnahmekreis der ungarischen Kultur umreißen. Schließlich noch ein Gesichtspunkt: Bei der kritischen Bewertung mancher früherer Volkszählungsdatenreihe kann fallweise die Untersuchung der religiösen Zugehörigkeit hilfreich sein. So stimmten beispielsweise im damaligen Ungarn die Bereiche mehrerer Konfessionen und Nationalitäten fast völlig überein: Die Reformierten und Unitarier waren beinahe ausschließlich Ungarn, die Griechisch-Orthodoxen waren Rumänen oder Serben.

Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen gilt allgemein, daß sich die Volkszählungs-Datenreihen nur selten mit den tatsächlichen ethnisch-sprachlichen Zuständen decken. Fügt man dem noch hinzu, daß die veröffentlichten Statistiken zu gewissen Zeiten aus politischen Gründen geändert werden oder die Konskribenten — willkürlich oder auf zentrale Anweisung hin — von vornherein Druck auf die Bevölkerung ausüben, nicht die Tatsachen, sondern das von ih-

nen Gewünschte anzugeben, sind die Volkszählungs-„Tatsachen" noch erheblich kritischer zu behandeln. (Eine Kritik dieser Art verdienen die Volkszählung von 1910 in Ungarn und die zwischen den beiden Weltkriegen in der Tschechoslowakei und Rumänien, da die schnellen und großen Schwankungen bei der Bevölkerungsanzahl nicht bloß mit den Änderungen der mit Interessen begründeten Selbsteinschätzung erklärt werden können – auch andere Faktoren müssen dazu beigetragen haben.)

Auch für die Schätzungen gibt es keine unfehlbare Methode. Fast jeder Fall verlangt ein anderes Vorgehen, weil jeweils andere historisch-gesellschaftliche Umstände zugrundeliegen. Dies belegen die Schätzungen der heutigen Nationalitäten Ungarns sehr gut. László Kővágó beschäftigt sich in seinem Buch *Nationalitäten im heutigen Ungarn* (Nemzetiségek a mai Magyarországon, 1981) mit dieser Frage. Demnach bekannten sich auf die Frage nach der Muttersprache bei der Volkszählung 1970 45 595 als Deutsche, 12 624 als Rumänen, 34 049 als Südslawen (Serben, Kroaten, Slowenen) und 21 176 als Slowaken. Gleichzeitig ergaben die Schätzungen der Nationalitäten-Interessenverbände in obiger Reihenfolge 200 000, 20 000, 100 000, 100 000. Offensichtlich werden in diesem Falle extreme Ansichten miteinander konfrontiert. Die tatsächlichen Zahlen werden irgendwo dazwischen liegen, ob aber dem einen oder anderen Extrem näher, konnte auch Kővágó nicht entscheiden. Die ungarische Nationalitätenpolitik akzeptierte in den letzten 2 Jahrzehnten eher die höhere Schätzung als Zahlenbasis, ohne zu verbergen, daß dabei auch jene mitgezählt wurden, die ihre Muttersprache weniger gut als das Ungarische sprechen oder deren Bindung nicht mehr sprachlich, sondern nur noch empfindungsmäßig-kulturell geprägt ist. Dies ist in Europa einzigartig, ähnelt aber etwas der Praxis in den Vereinigten Staaten, wo man bei der Angabe der sprachlichen und ethnischen Zugehörigkeit die der Vorfahren dritten Grades oder sogar mehrere Zugehörigkeiten angeben kann.

Über zwei spezielle Volksgruppen in Ungarn muß gesondert gesprochen werden. Anders als in den meisten mittel- und osteuropäischen Ländern bildeten die Juden keine eigene Nationalität, sondern waren und sind eine religiöse Gemeinschaft. Ihre Mehrheit verlangt heute nicht, als Nationalität anerkannt zu werden. Die relativ starke Religionslosigkeit und die sprachliche Assimilation ließen ihr Herkunftsbewußtsein verblassen, während es durch die faschistischen Verfolgungen wiederum verstärkt wurde. Die entstandene Situation entbehrt jeder systematischen wissenschaftlichen Analyse, wird aber treu durch die Bezeichnungen *ungarischer Jude, jüdischer Ungar, ungarländischer Jude* widergespiegelt.

Ganz andere Fragen wirft dagegen das wissenschaftlich gründlicher, aber bei weitem nicht erschöpfend bekannte Zigeunertum Un-

garns auf. Die Zahl der Zigeuner hat sich in den letzten Jahrzehnten erheblich erhöht, nach verschiedenen Schätzungen auf 300 000–500 000 Personen. Drei Viertel sind ungarischer Muttersprache, die übrigen sprechen Zigeunerdialekte oder Sprachen der Nachbarvölker. Die Unterschiede nach Sprache, Stammesherkunft, traditionellen Berufen und unterschiedlicher Assimilierungsgrad lassen ihre Volksgruppe sehr differenziert erscheinen, ohne gemeinsames kulturelles Antlitz und einheitliches Herkunftsbewußtsein. Aus diesem Grunde zählt ein Teil der wissenschaftlichen Literatur die Zigeuner auch nicht zur Kategorie der bisher behandelten Nationalitäten mit charakteristisch historischem Bewußtsein und Nationalkultur, sondern qualifiziert ihre Gruppen entweder als ethnische oder als soziale Minderheiten, während andere Auffassungen solche Unterschiede ablehnen. Die Zigeuner selbst verlangen erst seit einigen Jahren die Anerkennung ihrer Selbständigkeit auf ethnischer Basis und eine politische Vertretung, wobei eine ihrer Gruppen auch gegen diese Bestrebung auftritt.

Die siedlungsgeographischen und bewußtseinsmäßigen Eigenheiten der Ungarn in den benachbarten Ländern unterscheiden sich in mehrerer Hinsicht von denen der Nationalitäten und Volksgruppen in Ungarn. Beispielsweise lebt ein Teil von ihnen noch heute in einer sprachlich homogenen Gemeinschaft, und mit Ausnahme der Ungarn in der Moldau verfügen sie über ein modernes Nationalbewußtsein und damit über stärkeren ethnisch-sprachlichen Zusammenhalt. Dennoch ist es in Kenntnis der genannten subjektiven und objektiven Faktoren völlig berechtigt, ihre Anzahl nur schätzungsweise anzugeben.

Wie hoch mag aber die Zahl der Ungarn in der gesamten Welt sein? Verständlicherweise hat dies die Öffentlichkeit stets lebhaft beschäftigt. Die Ungewißheit der Datenvermittlung und die Verschweigungstaktik in den fünfziger und sechziger Jahren, daß also die Fakten aus politischen Gründen offiziell als nichtexistent betrachtet wurden, führte im öffentlichen Bewußtsein und in der Publizistik zu der ständig wiederkehrenden Annahme, daß jeder dritte Ungar außerhalb Ungarns lebe. Dementsprechend wird die Gesamtzahl oft auf 15 oder 15,5 Mill. geschätzt, obwohl vieles darauf deutet, daß dies nicht der Wirklichkeit entspricht und eher vorsichtiger vorgegangen werden müßte. Nötiger als unbelegbare Vermutungen, die das Nationalbewußtsein entweder beruhigen oder schockieren, wäre und ist eine genaue Erhebung.

Es ist eine historische und wirtschaftsgeographische Tatsache, daß die blockartigen Siedlungsgebiete der Ungarn in Rumänien, der Slowakei, in Jugoslawien und am Fuß der Karpaten, das Szeklerland, die heutige Südslowakei und die Wojwodina vor dem Trianoner Frie-

den industriell unentwickelte Gebiete Ungarns waren und ihren agrarischen Charakter auch danach behielten. Als in den sechziger Jahren die größer angelegte Industrialisierung in den betreffenden Ländern begann, siedelte sich die arbeitsuchende ungarische Bevölkerung in größeren Gruppen in den neuen, sich entwickelnden Industriegegenden an. Als dagegen in der jüngeren Vergangenheit die Welle umfangreicherer Industrialinvestitionen die zusammenhängend von Ungarn bewohnten Gebiete erreichte, kam es auch zu einem umgekehrten Wanderungsprozeß. Die Arbeiter der Industrieeinrichtungen in ungarischen Stammgebieten kamen teils wegen des ungenügenden Arbeitskräfteangebots und teils wegen des Fachkräftemangels nicht aus den benachbarten Gebieten, sondern von weiter her, aus der Mehrheitsbevölkerung. Gefördert wurde dies zudem durch die verdeckt oder offen auf Assimilierung drängenden nationalitätenpolitischen Maßnahmen. Auf diese Weise schichtet sich die ursprünglich sprachlich homogene Bevölkerung ethnisch immer stärker um.

Veranschaulichen läßt sich dieses Problem an der Geschichte der ungarischen Bevölkerung in Rumänien. Aus dem übervölkerten Szeklerland begann bereits im Jahrzehnt nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich die Auswanderung nach Alt-Rumänien (Walachei und Moldau). (Dies war der dritte Zweig der Abwanderung der Bevölkerung aus Ungarn neben der nach den USA und nach Kroatien.) Damals kamen die Arbeitsuchenden weniger in der Fabrikindustrie, die es noch kaum gab, als eher in den Dienstleistungszweigen, auf den Großgrundbesitzen und als Hausgesinde unter. Vor dem Ersten Weltkrieg übten die innerhalb Ungarns, aber in rumänischer ethnischer Umgebung liegenden Kohlengruben im Schiltal einen großen Anreiz auf das Szeklerland aus. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand im Komitat Hunyad das größte Industriegebiet Rumäniens, wodurch die dortige ursprünglich ungarische Bevölkerung stark anwuchs. Zugleich zogen die Industriezentren in der Moldau, besonders aber in der Walachei, Bukarest (București) und Kronstadt (Brassó, Brașov) – der zweitgrößten Stadt Rumäniens – die Bevölkerung der ungarischen Landwirtschaftsgebiete an. Umgekehrt siedelten sich seit Beginn der siebziger Jahre infolge der Industrialisierung des Szeklerlandes viele rumänischsprachige Bewohner in den Szeklerstädten an. Für die Ungarn bestand ein besonders niedriger „numerus clausus" hinsichtlich siebenbürgischer Arbeitsplätze. Die Hochschul- und Universitätsabsolventen wurden per Verordnung nach Alt-Rumänien gelenkt.

Auch in der ehemaligen Tschechoslowakei lassen sich ähnliche Vorgänge beobachten, nur sind sie dort infolge der ausgeglicheneren Industrialisierung absolut wie relativ gesehen kleiner. Die am dichte-

sten von Ungarn bewohnte westslowakische Ebene, die Kleine Tiefebene, gilt als Kornkammer des Landes mit landwirtschaftlicher Produktion auf hohem Niveau und mit guten Einkommensmöglichkeiten. Die dortigen sogenannten sozialistischen Gemeinschaftswirtschaften gehörten – unter anderem aufgrund der ungewissen politischen Lage der Minderheit – mit zu den ersten überhaupt, die zu Beginn der fünfziger Jahre entstanden, was später einen erheblichen Vorsprung gegenüber anderen Gegenden bedeutete. Für dieses Gebiet ist eher der Pendelverkehr als eine Abwanderung größeren Ausmaßes typisch.

In der einstigen Tschechoslowakei wandelte sich die traditionelle ethnische Situation aufgrund anderer Ereignisse. Vor der Anklage kollektiver Kriegsverbrechen flüchtend, gelangten etwa 30 000 und im Zuge des ungarisch-slowakischen Bevölkerungsaustausches 1946–1947 etwa 87 000 Ungarn nach Ungarn, an deren Stelle großenteils Slowaken aus Ungarn angesiedelt wurden. Dann wurden über 40 000 Ungarn gewaltsam ins tschechisch-deutsche Grenzgebiet ausgesiedelt und den Am-Ort-Verbliebenen empfohlen, sich als Slowaken zu bekennen (sogenannte Reslowakisierung), denn dann würde ihnen nichts geschehen. Die Übergriffe hörten nach 1948 auf, doch ihre Wirkung blieb teilweise bestehen. Die Volkszählung von 1950 registrierte nur 367 733 Ungarn, 1960 waren es bereits wieder 533 934. Dieser starke Zuwachs läßt sich nur damit erklären, daß in der sich politisch entspannenden Atmosphäre viele von der Zwangsreslowakisierung Abstand nahmen.

Die Wojwodina ist bis heute ein erstrangiges Landwirtschaftsgebiet Jugoslawiens, ohne daß es erhebliche staatliche Förderung und Entwicklung erfahren hätte; dadurch blieb, anders als in fast allen östlichen Ländern, die Zahl der privaten Bauernwirtschaften, die mit den staatlichen Großbetrieben nicht konkurrieren können, bedeutend. Die Agrarberufe boten somit überhaupt keinen Anreiz. Soweit die wenigen zur Verfügung stehenden Angaben ein Bild ermöglichen, suchte die ungarische Bevölkerung in den vergangenen 2 Jahrzehnten weniger in den ferneren Industriegebieten des eigenen Landes, sondern unter Ausnutzung ihrer spezifischen Möglichkeiten eher als Gastarbeiter in Westeuropa oder endgültig Auswandernde (z.B. auch nach Australien) bessere Lebensmöglichkeiten. Zwischen den beiden Weltkriegen griff man mit Ausnahme Österreichs in allen Nachbarländern Ungarns nach dem Mittel der staatlichen Ansiedlung zur Auflockerung der Nationalitätenblöcke, und zwar in Jugoslawien am weitgehendsten. Beachtenswert ist, daß sich die ethnische Zusammensetzung der Wojwodina im Zuge des Zweiten Weltkriegs erheblich verändert hat; nachdem mit den Deutschen fast ein Drittel der Bevölkerung repatriiert worden war, traten Südslawen an ihre Stelle.

Am einheitlichsten und am wenigsten von Zerstreuung bedroht scheint der ungarische Block in der ehemaligen Sowjetunion, heute Ukraine, zu sein. Die stärksten Nationalitätenverluste sind in der ungarischen Diaspora in Österreich (Burgenland) zu verzeichnen. Folgende statistische Daten belegen ihren Rückgang: 1923 – 14 931, 1934 – 10 442, 1939 – 8 396, 1951 – 5 251, 1961 – 5 462. Ihre geringe Zahl und der Sprachinselcharakter waren von Anfang an ungünstig, und zudem schloß das Dritte Reich 1938 ihre Schulen. Nach dem Zweiten Weltkrieg bestanden lange Zeit keine Kontakte zu Ungarn, und unterdessen vollzog sich auch in Österreich ein hochgradiger Urbanisations- und Industrialisierungsprozeß, welcher den Rahmen des traditionellen bäuerlichen Lebens ebenso zerstörte wie in anderen Ländern die Kollektivierung.

Auch die in mehreren Wellen in Österreich eintreffenden Emigranten stellten keine Verstärkung der burgenländischen Ungarn dar, weil sie – sofern sie in Österreich blieben – sich in Wien oder entfernteren Landesteilen niederließen und sich nur zu einem kleinen Teil bewußt als Ungarn bekannten. István Szépfalusi hat in seinem Buch über die österreichischen Ungarn (1980) mit komplexen und überzeugenden Berechnungen die Zahl der mehr oder weniger ungarisch Sprechenden für die Mitte der siebziger Jahre ganz anders als die offiziellen Angaben auf 60 000–75 000 geschätzt, von denen höchstens ein Zehntel burgenländische „Ureinwohner" seien.

Dieses Beispiel mag eine Mahnung sein, die Zahl der ausgewanderten, emigrierten Ungarn zurückhaltend zu behandeln. Die neuesten ethnischen Entwicklungen der ungarischen Bevölkerung Rumäniens, der Slowakei und Jugoslawiens sind noch weniger genau bekannt als die in Österreich, weil eigentlich nur die Publizistik als Quellen zur Verfügung stehen. So wissen wir beispielsweise nicht, wie viele von den nicht am Wohnort Arbeitenden Tages-, Wochen- oder Monatspendler sind und wann sie ihren ursprünglichen Wohnort endgültig verlassen, und ob es zur Rücksiedlung, wie z.B. aus Alt-Rumänien nach Siebenbürgen zwischen den beiden Weltkriegen, kommt? Wie lange bleibt das ethnische Bewußtsein bei denen erhalten, die fern von den zusammenhängenden ungarischen Gebieten zahlenmäßig große Kolonien bilden, wie z.B. in Temeschwar oder den siebenbürgisch-sächsischen Städten? Wieviel Prozent der Kategorie „Jugoslawe" stellten bei den jugoslawischen Volkszählungen die Ungarn? Dieser Problemkreis erweitert sich im Falle der entfernteren und besonders der starken überseeischen Emigration um wieder neue und noch schwerer zu beantwortende Fragen. In den Vereinigten Staaten von Amerika zerfielen in der Weltwirtschaftskrise 1929–1933 die relativ geschlossenen Kolonien der ersten Einwanderer, ohne daß neue an ihre Stelle traten. Ohne starke Kolonien – das zeigt ge-

rade die ethnische Struktur der amerikanischen Großstädte – verblaßt in der zweiten Generation der Minderheiten die ethnische Bindung, wonach sie in der dritten nur in Ausnahmefällen erhalten bleibt (Gegenbeispiele bieten die Italiener, Iren, Puertorikaner und Juden). Zwar erlebt in den letzten beiden Jahrzehnten die Bevölkerung Nordamerikas eine „ethnische Renaissance", da sie nach ihren „Wurzeln" forscht, doch hat die Assimilierung der amerikanischen Ungarn nach Ableben der Letzten aus der frühesten Generation stark zugenommen, und ihre Anzahl ist zurückgegangen. Oben wurde die Selbsteinschätzung als weltweit akzeptierter Faktor genannt, aber auch hinzugefügt, welch wichtiges ethnisches Attribut die Sprache in den ungarischen Kreisen darstellt. Eine Grenze läßt sich sehr schwer bestimmen: Es wurde bereits gesagt, daß sich ein nordamerikanischer Staatsbürger gleichzeitig zu „mehrfacher Herkunft" bekennen kann. Vielleicht spricht er kein Wort Ungarisch mehr und ihm fehlt jede kulturelle Bindung, aber doch erhöht er in der Statistik die Zahl derer ungarischer Herkunft. Die ungarische Diaspora oder ungarischstämmige Bevölkerung anderer Erdteile oder der ferner liegenden Länder Europas läßt sich ebenfalls nur schwer zahlenmäßig erfassen. Vollständig ist das Bild natürlich nicht ohne eine meist recht schmale Schicht derer, die an ihrer Muttersprache und der muttersprachlichen Bildung bewußt festhalten und auch große Opfer dafür zu bringen bereit sind.

Zu den demographischen Veränderungen gehört schließlich auch, daß sich die in Ungarn seit den sechziger Jahren anfänglich in der Publizistik und dann auch in Fachstudien erscheinenden Voraussagen über die Bevölkerungsentwicklung bewahrheitet haben. Seit 1982 verringert sich die Bevölkerung Ungarns aufgrund abnehmender Geburten- und ansteigender Sterbeziffern stufenweise (am 1. Jan. 1982 – 10 713 000, am 1. Jan. 1984 – 10 679 000, am 1. Jan. 1990 – 10 374 823).

Der Historiker und Demograph Zoltán Dávid stellte mehrere statistische Vergleiche über die Ungarn in der Welt zusammen. Seine nebenstehenden Datenreihen zeigen den Beginn dieser kritischen Abnahme aufgrund eines Vergleichs. Dávid hat folgende Kriterien der Zugehörigkeit zum Ungartum festgelegt: „wer sich als Vertreter der ungarischen Muttersprache oder Nationalität fühlt und dazu bekennt, im Kreise seiner Familie ungarisch spricht und ein Mitglied der ungarischen Kulturgemeinschaft ist".

Eine neue umfassende Volkszählung wurde seither nicht durchgeführt. Bei den um 1990 vorgenommenen Volkszählungen hat sich die Zuverlässigkeit gegenüber früher nicht geändert, dennoch soll auf ihrer Basis eine für den Beginn der neunziger Jahre geltende schätzungsweise Übersicht zusammengestellt werden.

	1969	1980
Ungarn	9 900 000	10 000 000
Österreich	50 000	70 000
Tschechoslowakei	730 000	750 000
Sowjetunion	170 000	200 000
Rumänien	1 850 000	2 000 000
Jugoslawien	550 000	450 000
Deutschland	50 000	50 000
Frankreich	50 000	35 000
Belgien	15 000	10 000
Großbritannien	25 000	10 000
Italien	10 000	10 000
Schweiz	15 000	10 000
Schweden	10 000	10 000
Holland	10 000	5 000
Übriges Europa	15 000	10 000
USA	800 000	600 000
Kanada	100 000	100 000
Brasilien	60 000	40 000
Argentinien	15 000	10 000
Übriges Amerika	15 000	5 000
Australien	35 000	50 000
Afrika	5 000	5 000
Asien	20 000	20 000
Weltweit	14 500 000	14 450 000

Diese Aufgabe ist noch weit komplizierter als bisher, selbst wenn die Größe der ungarischen Diaspora in Westeuropa und Übersee als insgesamt unverändert angenommen wird. Denn in dem Raum rings um Ungarn machen jüngst entstandene Faktoren eine Schätzung besonders schwierig. 1. Der Zerfall der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens, der Krieg in Bosnien und die mit dem Untergang des Kommunismus einhergehenden erheblichen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen haben viele Millionen Menschen vor eine unerwartete, neue Situation gestellt. Das Gefühl der Unsicherheit bei den Minderheiten – und damit auch unter den Ungarn – hat sich durch die seit langem ungelösten (weil als Tabuthema unterdrückten) und nun erneut ausbrechenden nationalen Gegensätze gesteigert. 2. Zum vierten Male in diesen Jahrhundert (1919/20, 1944/46, 1956/57) hat sich das Problem ungarischer Flüchtlinge gezeigt. Seit 1988 flüchteten aus Rumä-

nien vor den letzten brutalen Maßnahmen der Ceaușescu-Diktatur und seit 1991 aus Jugoslawien viele vor dem Krieg und der Einberufung zum Militär nach Ungarn oder weiter nach Westen. Ihre genaue Zahl ist unbekannt, es mögen aber 100 000–150 000 sein. Aufgrund vieler Gründe läßt sich nicht feststellen, wie viele von ihnen in ihre Heimat zurückkehren möchten und später auch können und zu welchem Land wie viele zu rechnen sind.

In Rumänien haben sich 1992 1 200 000 Bürger zur ungarischen Nationalität bekannt. Diese Zahl ist mit Sicherheit nicht real. Auf ihre Manipuliertheit läßt sich schon daraus schließen, daß in Altrumänien insgesamt 21 000 Ungarn nachgewiesen wurden, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß man die Einwohner der seit dem Mittelalter kontinuierlich in der Moldau bestehenden ungarischen Dörfer nicht berücksichtigte und die Zahl der in neuerer Zeit in den Industriegebieten angesiedelten Siebenbürger noch unter den Minimalschätzungen angab. Auch ohne die Flüchtlinge und die Umsiedler nach Ungarn beträgt die Zahl der Ungarn in Rumänien wahrscheinlich immer noch um 2 Millionen.

Auf dem Gebiet der Slowakei haben sich 1991 567 000 als Ungarn bezeichnet, doch sind es wahrscheinlich weit mehr, wenn auch die weiter oben angegebene Schätzung von 750 000 übertrieben zu sein scheint. Die Verminderung der ungarischen Volksgruppe durch die sog. Reslowakisierung ist beträchtlich. So kann die Zahl von 650 000 Ungarn in der Slowakei als reale Schätzung gelten.

In der selbständig gewordenen Ukraine leben zirka 190 000 Ungarn, in den übrigen Nachfolgestaaten der Sowjetunion insgesamt etwa 10 000. Auch von dort gibt es geringerfügige Umsiedlungen nach Ungarn.

Am schwierigsten ist eine Schätzung für das frühere Jugoslawien. In der Wojwodina ergab die Volkszählung von 1991 341 000 Ungarn, einschließlich der übrigen Gebiete der Republik Serbien; vermutlich ist ihre Zahl um 30 000–40 000 höher. Die große Flüchtlingswelle jedoch setzte erst später ein. Tragisch ist die Lage in Kroatien, wo vor Kriegsbeginn 1991 etwa 30 000 Ungarn lebten, von denen heute wohl nicht mehr als 6 000 übrig geblieben sind, weil gerade dort die heftigsten Kämpfe tobten, wo die meisten Ungarn lebten. Wer nicht selbst floh, wurde durch das serbische Militär vertrieben. Schließlich leben in Slowenien, vor allem entlang der ungarischen Grenze, etwa 10 000 Ungarn.

Von allen Nachbarn Ungarns hat sich allein in Österreich, im Burgenland, die Zahl der Ungarn günstig verändert, vermutlich infolge der vollkommen konsolidierten ungarisch-österreichischen Beziehungen. Bei der Volkszählung von 1991 bezeichneten 6 800 Personen Ungarisch als ihre Umgangssprache. Eine parallel angestellte

detaillierte soziologische Untersuchung ergab, daß im Burgenland 14 500 die ungarische Sprache aktiv und 2 300 passiv beherrschen.

Berücksichtigt man alle diese Faktoren, die mit der modernen Industrialisierung unverändert verbundene Assimilation, die ebenfalls unveränderten nationalitätenpolitischen Maßnahmen, die Verminderung der ungarischen Bevölkerung in Ungarn selbst, die denen in Ungarn ähnelnden demographischen Sitten und Bräuche der Ungarn in den verschiedenen Ländern und vor allem das Flüchtlingsproblem, so ist in naher Zukunft mit einer weiteren Verringerung zu rechnen. Die Zahl der zu Beginn der neunziger Jahre auf der ganzen Welt lebenden Ungarn ist auf bzw. etwas weniger als 14 Millionen zu schätzen.

II

Die ungarische Sprache

Jenő Kiss

II

Die ungarische Sprache

Jenő Kiss

Die ungarische Sprache im Spiegel der Statistik

Die ungarische Sprache steht hinsichtlich der Zahl der diese Sprache als ihre Muttersprache Sprechenden etwa an vierzigster Stelle unter den Sprachen der Welt, unter den 67 europäischen Sprachen an zwölfter und unter den 22 europäischen 'Staatssprachen' an elfter Stelle. Sie folgt damit nach den sogenannten großen Sprachen im Mittelfeld, wobei aber ihr kultureller Ruf und ihr internationales Prestige diesen Platz bei weitem übertreffen. Nach einer Statistik von 1985 wird an 78 Universitäten in 23 Ländern der Welt die ungarische Sprache, die zu den ältesten Schriftsprachen gehört, gelehrt. Mit ihrer im 13 Jh. einsetzenden Schriftlichkeit bleibt sie hinter 15–20 noch heute lebenden Sprachen mit noch früherer Schriftlichkeit in Europa und Asien zurück.

Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache

Die jeden Zweifel ausschließenden Feststellungen der Sprachwissenschaft belegen die Verwandtschaft des Ungarischen mit den uralischen Sprachen. Die uralische Sprachfamilie gliedert sich in die finnougrische und die samojedische Sprachfamilie. Zum Samojedischen gehören vier lebende und mehrere ausgestorbene Sprachen, die lebenden sind Nenzisch (Jurakisch), Nganasanisch (Tawgy-Samojedisch), Enzisch und Sölkupisch. Überwiegend leben die etwa 30 000 (auch) Samojedisch Sprechenden in Sibirien.

Weit bekannter ist der andere uralische Zweig, die finnougrische Sprachfamilie, die üblicherweise in den finnisch-permischen und den ugrischen Sprachblock unterteilt wird. Heute noch lebende Sprachen des Finnisch-Permischen sind Finnisch, Estnisch, Lappisch, Mordwinisch, Wotjakisch (Udmurtisch), Syrjänisch (Sprache der Komi), Tscheremissisch (Sprache der Mari) und die kleineren Sprachen, wie Karelisch, Ingrisch (Ižorisch), Wepsisch, Wotisch und Livisch. Den ugrischen Block bilden Ungarisch, Wogulisch (Sprache der Mansi) und Ostjakisch (Sprache der Chanti).

Die am meisten als Muttersprache gesprochene uralische Sprache ist das Ungarische, das von etwa 14,5 Mill. gesprochen wird. Das sind mehr als die Sprecher aller übrigen uralischen Sprachen zusammen; darüber hinaus besitzt das Ungarische unter all diesen Sprachen die ältesten und zahlreichsten Sprachdenkmäler.

Die ungarische Sprache wurde außer mit den finnougrischen bzw. uralischen mit etwa 60 weiteren Sprachen in verwandtschaftliche Beziehung gebracht – selbst heute noch –, bevor mit den systematischen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen begonnen wurde, beispielsweise mit dem Hebräischen, Griechischen und auch Lateinischen. Das größte Lager bilden jedoch die Vertreter der türkischen sowie der sumerischen Sprachverwandtschaft, weshalb – wenn auch nur kurz – gesondert darüber gesprochen werden soll.

In den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jh. waren in Ungarn umfangreiche wissenschaftliche Diskussionen über den Ursprung der Ungarn bzw. darüber im Gange, ob die ungarische Sprache finnougrischer oder türkischer Herkunft sei. Da sie sehr hitzig geführt wurden, gingen sie in die Wissenschaftsgeschichte als 'ugrisch-türkischer Krieg' ein. Die führende Gestalt der Türkenpartei war Ármin Vámbéry, die der finnougrischen (der aus Deutschland stammende) József Budenz. Vámbéry und Mitstreiter wollten den türkischen Ursprung des ungarischen Volkes und seiner Sprache beweisen, und die Vertreter der finnougrischen Verwandtschaft fochten für die Anerkennung der finnougrischen Herkunft des Ungarischen. Letztere gingen schließlich als Sieger hervor, obwohl die sprachwissenschaftlich Uninformierten auch weiter an dem Gedanken der als vornehmer geltenden türkischen Verwandtschaft festhielten und die finnougrischen Belege für sie nichts anderes waren als verschrobene Erklärungen. Der Gedanke der türkischen Verwandtschaft lebt teilweise auch heute noch, nicht nur aus psychologischem Grund, die türkische Verwandtschaft sei viel vornehmer, sondern weil das Ungarische mit den türkischen Sprachen tatsächlich viele gemeinsame Züge aufweist. Diese gehen aber nicht auf eine uralte genetische Sprachverwandtschaft zurück, sondern auf die Tatsache, daß die Ungarn jahrhundertelang in intensivem Kontakt mit turksprachigen Volksgruppen standen, in dessen Verlauf sich viele türkische Wörter und auch verschiedene Sprachkonstruktionen ins Ungarische einbürgerten. Gewisse strukturelle Ähnlichkeiten ergeben sich auch daraus, daß sowohl die türkischen Sprachen als auch das Ungarische typologisch zum gleichen Typ, zu den sogenannten agglutinierenden Sprachen gehören.

Nach anderer Auffassung ist das Ungarische mit dem Sumerischen verwandt. Diese Annahme beruht auf dem Gleichklang bzw. der Ähnlichkeit von Wörtern und wirkt deshalb vor allem auf in Fach-

fragen der Sprachverwandtschaft uneingeweihte Kreise von Interessenten überzeugend. Sprachverwandtschaft wird aber eben nicht durch – fallweise noch so zahlreiche – zufällige Übereinstimmungen, sondern durch systemhafte Ähnlichkeiten (sogenannte reguläre Entsprechungen) bewiesen. Ein Vergleich der methodischen Beweise für die finnougrische (uralische) Sprachverwandtschaft des Ungarischen mit den Argumenten für die sumerische Sprachverwandtschaft beweist sogleich die Unannehmbarkeit letzterer. Ohne Zweifel war auch das Sumerische eine ebensolche agglutinierende Sprache wie das Ungarische, aber soweit bekannt, stand es weder mit den bekannten Sprachen des antiken Orients noch Eurasiens in verwandtschaftlicher Beziehung. Sumerisch wurde in Südmesopotamien gesprochen, und seine meisten Denkmäler stammen aus dem 3.–2. Jahrtausend v. Chr. Nach Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. wurde es allmählich als lebende Sprache verdrängt (Ungarisch existierte zu jener Zeit noch nicht als selbständige Sprache) und starb aus, obwohl es als Sprache der mesopotamischen Wissenschaft und in der Liturgie die gesamte Geschichte der Keilschrift begleitete.

Über die Beweise der finnougrischen (uralischen) Herkunft der ungarischen Sprache

Es gibt keine einzige Sprache auf der Welt ohne eventuell sogar dutzendweise Wörter mit einem identisch oder ähnlich lautenden Pendant in anderen Sprachen. Der bloße Gleichklang ist aber an sich noch kein Beweis. Denn Übereinstimmungen zwischen zwei oder mehreren Sprachen können zufällige Ähnlichkeiten oder Übernahmen sein und nicht ausschließlich Verwandtschaftsbeweise. Keine Sprachverwandtschaft bedeuten auch die internationalen Kulturwörter (z. B. *Hotel, Radar, Radio*), die Lehnwörter (ung. *asztal* 'Tisch' ist slawischen, *juss* 'Recht, Erbe' lateinischen, *polgár* 'Bürger' deutschen Ursprungs), die onomatopoetischen (lautnachahmenden) Elemente (ung. *kakukk* 'Kuckuck', türk. *guguk*), die kindersprachlichen Wörter und Interjektionen (*Mama, Papa*), auch wenn es noch so viele sind. Glaubwürdig kann man sich über die Verwandtschaft der Sprachen nur aufgrund fachwissenschaftlicher – also linguistischer – Untersuchung äußern, und die fachwissenschaftliche Beurteilung ist immer eine streng methodische, konsequente, allein die sprachlichen Fakten berücksichtigende Untersuchung. Die finnougrische (uralische) Herkunft der ungarischen Sprache hat die Sprachwissenschaft im letzten Jahrhundert zweifelsfrei bewiesen. (Zu bemerken ist, daß

die Sprachverwandtschaft nicht unbedingt auch anthropologische, blutmäßige Verwandtschaft bedeutet.)

Was sind nun die Hauptbeweise für die finnougrische (uralische) Verwandtschaft des Ungarischen? In einem Satz zusammengefaßt: Zwischen dem Ungarischen und den übrigen finnougrischen (uralischen) Sprachen finden sich auf allen Sprachebenen reguläre Entsprechungen. Um diese Entsprechungen verstehen zu können, muß man wissen, daß die verwandten Sprachen nach ihrer Trennung voneinander, im Laufe ihres Eigenlebens, jeweils eine mehr oder weniger andere Entwicklungsrichtung einschlugen. Je früher sie sich trennten, desto größer sind diese Unterschiede; trennten sie sich später, sind sie kleiner. Deshalb sind die Ähnlichkeiten des Tschechischen und Slowakischen, Finnischen und Estnischen, Italienischen und Spanischen, Ungarischen und Wogulischen größer als beispielsweise des Deutschen und Russischen oder Finnischen und Ungarischen. Aber unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Trennung haben sie doch ihre gemeinsamen Züge beibehalten, und zwar in allen Sprachbereichen (Lautlehre, Formenlehre, Satzlehre, Wortschatz). Die linguistische Untersuchung kann in der Entwicklung und Wandlung der einzelnen Sprachen Regularitäten feststellen. Die aus der Grundsprache ererbten Wörter und Elemente durchliefen keine willkürlichen, sondern in Gesetze und Regeln faßbare Veränderungen. Diese Regeln werden durch die sprachgeschichtlich-etymologische Analyse festgestellt, deren Grundlage lautgeschichtliche Kenntnisse bilden. Auf der Basis dieser aus den einzelnen Sprachen bekannten Lautentwicklungsregeln setzt die vergleichende Lautgeschichte die Beschreibung der Lautwandlung auch rückläufig für jene Perioden fort, aus denen keine Sprachdenkmäler existieren, also für jene Zeiten, in denen nur der gemeinsame Vorgänger der heute selbständigen verwandten Sprachen bestand, die sogenannte Grundsprache (z. B. die slawische oder finnougrische Grundsprache). Das geschieht so, daß man die Wörter von zwei oder mehreren der Verwandtschaft „verdächtigten" Sprachen vergleicht und feststellt, ob sich phonetische Regularitäten darin finden. Um eine solche handelt es sich z. B. dabei, daß dem anlautenden *p-* der finnougrischen Sprachen im Ungarischen *f-* entspricht (vgl. z. B. fi. *pää* ~ ung. *fej, fő* 'Kopf, Haupt', fi. *puu* ~ ung. *fa* 'Baum'). Diese Regularitäten zwischen zwei oder mehreren Sprachen werden reguläre Entsprechungen genannt. Nur sie besitzen Beweiskraft für die Sprachverwandtschaft, und sie finden sich auch im Wortbestand und in den grammatischen Elementen. Außer den phonetischen Entsprechungen hat die Übereinstimmung struktureller (grammatischer) Elemente besonders große Bedeutung für den Beweis der Sprachverwandtschaft. Statt einer detaillierten Auf-

zählung der phonetischen Entsprechungen soll nun kurz auf diese lexikologischen und grammatischen Elemente und Erscheinungen eingegangen werden, die reguläre Entsprechungen in den finnougrischen (uralischen) Sprachen besitzen, also die finnougrische (uralische) Herkunft der ungarischen Sprache beweisen. Selbstverständlich sollen auch hier nur die wichtigsten Typen erwähnt werden.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Feststellung der Sprachverwandtschaft im Bereich des Wortschatzes sind die Wörter des Grundbestandes der Sprache. Dazu gehören jene Wörter, mit denen die wichtigsten Dinge und Erscheinungen des Alltagslebens bezeichnet werden, also die Pronomen, Körperteilbezeichnungen und Verwandtschaftsnamen, die der elementaren Tätigkeiten, die Seinsverben, einige Pflanzen- und Tiernamen. Folgende ungarischen Wörter aus den genannten Themenkreisen sind uralischer bzw. finnougrischer Herkunft: *én* 'ich', *te* 'du', *ő* 'er', *mi* 'wir', *ti* 'ihr', *ki* 'wer', *mi* 'was'; — *két, kettő* 'zwei', *három* 'drei', *négy* 'vier', *öt* 'fünf', *hat* 'sechs', *éj* 'Nacht', *hajnal* 'Morgendämmerung', *ősz* 'Herbst', *tavasz* 'Frühling', *tél* 'Winter', *tó* 'See', *víz* 'Wasser', *áll* 'stehen', *alszik* 'schlafen', *él* 'leben', *eszik* 'essen', *iszik* 'trinken', *hal* 'sterben', *megy* 'gehen', *van* 'sein', *egér* 'Maus', *fagyal* 'Liguster', *meggy* 'Sauerkirsche', *méh* 'Biene', *lúd* 'Gans', *nyír* 'Birke', *nyúl* 'Kaninchen, Hase', *szil* 'Ulme'. Es gibt etwa 700 ungarische Wörter (Grundmorpheme) finnougrischer Herkunft.

Von den grammatischen Elementen und Erscheinungen, die im Ungarischen auf das Finnougrische zurückgehen, seien hier folgende angeführt: die Possessivsuffixe: *nő-m* 'meine Frau', *só-d* 'dein Salz', *ház-a* 'sein/ihr/sein Haus', *vő-nk* 'unser Schwiegersohn', *hajó-tok* 'euer Schiff', *kez-ük* 'ihre (Pl.) Hand', ein Teil der verbalen Personalsuffixe: *lát-o-m* 'ich sehe', *lát-o-d* 'du siehst', *lát-j-a* 'er/sie/es sieht', *lát-u-nk* 'wir sehen', *lát-tok* 'ihr seht', das Zeichen für den Imperativ und den Konjunktiv: *ír-j* 'schreib', *ír-ná* 'er/sie/es schriebe', das Zeichen für die Erzählvergangenheit (Perfectum historicum) *ír-á* 'er/sie/es schrieb', *kér-é* 'er/sie/es bat', das Zeichen für den Komparativ: *külön-b* 'besonderer', *fénylő-bb* 'glänzender', *nagy-o-bb* 'größer', die Betonung: sie liegt wie im Finnischen, Lappischen und Wogulischen auf der ersten Silbe, syntaktische Übereinstimmungen: Es fehlt die Habeo-Konstruktion (I *have a book; ich habe ein Buch; habeo librum*), statt ihrer steht die Verbindung des Seinsverbs mit unbezeichnetem Besitzwort und Possessivsuffix: *van könyvem* 'ich habe ein Buch', *nekem sok barátom van* 'ich habe viele Freunde', die Verneinung geschieht mittels des Negationsverbs (im Ungarischen nur teilweise: nincs 'es gibt es nicht', *nincsenek* 'es gibt sie [Pl.] nicht', die Possessivsuffixe haben determinierende Funktion (*apraja-nagyja itt játszik nálunk* 'groß und klein spielt hier bei uns'), nach dem Zahlwort der Singular (*tíz ember* 'zehn Men-

sch[en]'), es gibt keine Genus- bzw. grammatische Übereinstimmung zwischen Attribut und Bezugswort (*okos embert* 'einen klugen Menschen'; die Ausnahmen *ezt az embert* 'diesen Menschen' und *az embert, az okosat* 'den Menschen, den klugen' sind eigensprachliche Entwicklungen).

Die „Urheimat"

Vor vielen tausend Jahren sprachen die Vorfahren der Ungarn und der mit ihnen verwandten – also uralischen – Völker eine gemeinsame Sprache, die sogenannte uralische Grundsprache; aber nicht nur die Sprache war ihnen gemeinsam. Ihre Zusammengehörigkeit drückte sich auch in ihrer materiellen und geistigen Kultur sowie im Siedlungsgebiet aus. Genau feststellen läßt sich freilich nicht mehr, wo das Gebiet lag, von wo bis wohin sich das offensichtlich große Territorium erstreckte, das den die uralische und später die finnougrische Grundsprache sprechenden Völkern als Siedlungsgebiet diente. (Früher wurde es allgemein als *Urheimat* bezeichnet und beschrieben. Weil dies aber terminologisch kaum als zeitgemäß betrachtet werden kann, steht diese Bezeichnung hier in Anführungszeichen.) Bei der Festlegung des gemeinsamen Siedlungsgebietes der Vorfahren der heutigen uralischer Völker haben neben der Sprachwissenschaft auch mehrere andere Wissenschaftszweige ein Mitspracherecht: die Archäologie und die Ethnographie. Was wir heute über das Siedlungsgebiet der Sprecher der uralischen und finnougrischen Grundsprache wissen, verdanken wir vor allem der linguistischen Paläontologie, mit anderem Ausdruck, der Biogeographie. Die Etymologen klärten mittels eines Vergleichs des Wortbestandes der verwandten Sprachen, welche Pflanzen- und Tiernamen die Vorfahren der heutigen Finnougrier kannten, und stellten auf dieser Grundlage fest, welche Pflanzen- und Tierwelt sie in ihrem früheren Siedlungsgebiet umgab. Mit Hilfe der Pollenanalyse und der darauf basierenden Vegetationsgeschichte läßt sich das so gewonnene Bild weiter verfeinern, da ja die heutigen Vegetationsgrenzen nicht identisch mit den damaligen sind. Die bei dem heutigen Forschungsstand wahrscheinlichste und annehmbarste Hypothese besagt, daß die „Urheimat" der Finnougrier zwischen dem Uralgebirge und der Kama lag. In diesem Gebiet lebten also die die finnougrische Grundsprache, den gemeinsamen Vorgänger des Ungarischen, Estnischen und der anderen finnougrischen Sprachen, sprechenden Volksgruppen im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Die uralische „Urheimat" (die gemeinsame Heimat der Vorfahren von Finnougriern und Samojeden) lag östlich davon, zwischen dem Mittel- bzw. Südural und dem Unterlauf des Ob. Das bedeutet,

daß nach der Auflösung der uralischen Sprachgemeinschaft eine erhebliche Bewegung in Richtung Westen einsetzte, daß sämtliche späteren Finnougrier zur Westseite des Urals abwanderten. Nach neueren Meinungen kann sich die uralische bzw. finnougrische „Urheimat" auch vom Ural bis ins Baltikum erstreckt haben. Das abschließende Wort darüber hat die Archäologie noch nicht gesprochen.

Die Epochen der ungarischen Sprachgeschichte

Auch in der Geschichte der ungarischen Sprache orientiert man sich am leichtesten, wenn diese mehr als drei Jahrtausende alte Geschichte in Perioden eingeteilt wird. Als Basis einer solchen Periodisierung der Sprachgeschichte dienen jene wichtigen, auch das Leben der Sprache stark beeinflussenden und im Leben einer Nation, eines Volkes im allgemeinen einen Wendepunkt bedeutenden wirtschaftlich-politisch-kulturellen Ereignisse, die aus der Geschichte des betreffenden Volkes gut bekannt sind. So sind die Periodengrenzen der ungarischen Sprachgeschichte mit den Schicksalswenden in der Geschichte des Ungartums bzw. deren bestimmenden Ereignissen identisch.

Die Perioden der ungarischen Sprachgeschichte sind folgende: *1.* urungarische Zeit: als sich die Trennung von den Verwandten vollzog, das heißt, der Zerfall der ugrischen Sprachgemeinschaft begann, also vom Beginn des Entstehens der ungarischen Sprache um ungefähr 1000 v. Chr. bis zur Landnahme im Jahre 896 n. Chr., 2. altungarische Zeit: von der Landnahme bis zur Schlacht bei Mohács 1526, *3.* mittelungarische Zeit: von 1526 bis zum Beginn der ungarischen Aufklärung, 1772, *4.* neuungarische Zeit: von 1772 bis heute.

Aus urungarischer Zeit blieben keine Sprachdenkmäler erhalten, und damit läßt sich die Sprache, lassen sich die Sprachereignisse dieser Zeit nicht anhand sprachlicher Quellen studieren. Folglich nennt man diese Periode in der ungarischen Sprachgeschichte die sprachdenkmallose Zeit. Dagegen lassen sich die alt-, mittel- und neuungarische Zeit bereits mit Hilfe von schriftlichen bzw. gedruckten sprachlichen Quellen (der neueste Abschnitt sogar mittels des lebendigen Wortes: der Tonbänder) erforschen, weshalb man diese Zeiten zusammenfassend als Sprachdenkmalsperiode der ungarischen Sprachgeschichte bezeichnet. Die urungarische Zeit umfaßt beinahe 2 000 Jahre, die alt-, mittel- und neuungarische Zeit zusammen nahezu 1 100 Jahre. So ist es ganz natürlich, daß sich die größten und meisten Veränderungen in der urungarischen Zeit abgespielt haben müssen. Damals entstand aus finnougrischen Sprachvorläufern und von finnougrischer Anschauung geprägt das charakteristische Antlitz der ungarischen Sprache, das sich mit der Zeit änderte

und verfeinerte, in Anpassung an die jeweiligen sprachlichen Mitteilungsansprüche, im Grunde aber seinen ursprünglichen Charakter bewahrte.

Urungarische Zeit (um 1000 v. Chr. – 896)

Die Geschichte der ungarischen Sprache beginnt, als um 1000 v. Chr. durch das Ausscheiden aus der ugrischen Sprachgemeinschaft – dem gemeinsamen Vorläufer der künftigen ungarischen, wogulischen und ostjakischen Sprachen –, von dieser auch gebietsmäßig getrennt, ein selbständiges Volk mit eigener Sprache entstand: das Ungartum und die ungarische Sprache. Somit ist die ungarische Sprache zumindest 3000 Jahre alt und gehört zu den 'alten' Sprachen, älter als beispielsweise Englisch, Französisch, Deutsch, Russisch, Italienisch, Spanisch, Schwedisch, Polnisch und Rumänisch. Die Ereignisse, die zur Selbständigkeit des Ungartums und der ungarischen Sprache führten, vollzogen sich höchstwahrscheinlich im südwestlichen Uralgebirge bzw. in dem weiträumigen Gebiet zwischen Ural und Kama. Von dort wanderte das sich langsam verselbständigende ungarische Volk nach der Trennung von seinen nächsten Verwandten, den Vorfahren der Wogulen und Ostjaken, weiter und führte das Wanderleben der ständig den Ort wechselnden Nomadenvölker. Sein Weg führte vom Uralgebiet zuerst nach Süden, Südwesten und später dann nach Westen. Die Richtung seiner Wanderung wurde immer stärker von bekannten und unbekannten Nomadenvölker und -volksgruppen beeinflußt, die die ungarischen Gruppen weiter nach Westen drängten.

Sprachdenkmäler aus der urungarischen Zeit existieren nicht, so daß die sprachlichen Vorgänge dieser für die ungarischen Sprachentwicklung so wichtigen Periode nicht an konkreten sprachlichen Angaben, sondern nur indirekt studiert werden können. Dies geschieht durch den Vergleich der frühesten ungarischen Sprachdenkmäler und der daraus zu ziehenden Folgerungen mit jenen Rekonstruktionen, welche die finnougrische und uralische Sprachwissenschaft für die Zeit des finnougrischen bzw. ugrischen Zusammenlebens, also für die finnougrische bzw. ugrische Grundsprache voraussetzt. Aus dem Vergleich der Vorereignisse und der Folgerungen ergibt sich das, was in urungarischer Zeit entstand.

Die sich von ihren Verwandten trennenden und ein selbständiges Leben beginnenden ungarischsprachigen Volksgruppen hatten einen relativ entwickelten Wortschatz und grammatisches System geerbt. Nach heutigen Kenntnissen gehören rund 700 Stammwörter des ungarischen Wortbestandes zum uralten Erbe. Das sind Wörter, für

die es reguläre Entsprechungen, Pendants in einer oder der Mehrheit, häufig in allen finnougrischen bzw. uralischen Sprachen gibt. (Im etymologischen Wörterbuch *Finnougrische Elemente des ungarischen Wortbestandes* [A magyar szókészlet finnugor elemei] werden 694 solche Wörter registriert.) Doch übertraf der mit den Sprachverwandten gemeinsame Wortschatz diese Zahl bei weitem. Zahllose uralte Stammwörter verschwanden bzw. wurden durch andere (zumeist Lehnwörter) ersetzt. Doch wird andererseits durch etymologische Forschungen immer wieder und wieder die finnougrische Herkunft von Wörtern nachgewiesen.

Wie im Abschnitt über die Sprachverwandtschaft beschrieben, umfaßt der ererbte Wortbestand grundlegend wichtige Begriffe, Gegenstände und Erscheinungen, darunter jene, die auch heute am meisten gebraucht werden, also zum Grundwortbestand gehören. Dieser ererbte Wortschatz hat sich im Laufe des Eigenlebens der ungarischen Sprache noch erweitert, teils durch interne Mittel, wie Wortbildung aus vorhandenen Wörtern (Zusammensetzung, Derivation, Wortspaltung, Verkürzung). Auf diese Weise entstanden z. B. zwei aus der ungarischen Urgeschichte gutbekannte Ortsnamen, *Leved(ia)* und *Etelköz*. *Levedia* ist die griechisierte Form des Personennamens *Levedi*. Dieser wiederum ist die mit dem Diminutivsuffix *-di* versehene Ableitung des alten Partizips *lëß* 'seiend' des Verbs *lesz* 'sein'. *Etelköz* ist die Zusammensetzung von atü. *Etil* 'ein Fluß, vielleicht die Wolga' und dem finnougrisch-ungarisch *köz* 'Zwischenraum', bedeutet also 'Flußzwischenraum'. Mittels Ableitung und Zusammensetzung sind gewiß viele neue Wörter im Urungarischen entstanden.

Eine andere wichtige Weise, den Wortbestand zu erweitern, war die Wortschöpfung, also die Schaffung lautnachahmend lautmalender Wörter, kindersprachlicher Wörter, Interjektionen, tiertreibender, -vertreibender und -lockender Wörter. Solche Wörter sind bei den Naturvölkern häufiger als in den zivilisierten (Industrie-)Gesellschaften, und unbestrittenermaßen haben auch die nomadischen ungarischen Stämme im Laufe ihrer fast 2000jährigen Geschichte Dutzende davon geschaffen. So kann man mit Recht annehmen, daß das Knallen mit der Peitsche (das Substantiv *ostor* 'Peitsche' ist uraltes Erbe im Ungarischen) schon im Urungarischen ausgedrückt wurde (dabei ist an das Treiben und die Lenkung von Pferden und Rindern zu denken). Und da *cserdít* 'mit der Peitsche knallen' zwar nicht finnougrischer Herkunft ist, aber relativ früh in den Sprachdenkmälern auftaucht (nach 1372/um 1448), kann man davon ausgehen, daß es – zumindest in seiner Stammform – noch vor der Landnahme entstanden war.

Der Wortbestand erweiterte sich auch durch Lehnübersetzungen (Calque). Dabei wurde ein fremdes zusammengesetztes oder eventuell abgeleitetes Wort wörtlich in – den Elementen des Fremdwortes

entsprechende – ungarische Wortelemente übersetzt. Zu dieser Art fremdsprachlichen Einflusses kann es natürlich nur dort und dann kommen, wo und wann zumindest ein Teil der Angehörigen der übernehmenden Sprache die Fremdsprache verstand (sonst hätte man nicht übersetzen können). Auf diese Weise bildeten die Spracherneurer im letzten Jahrhundert beispielsweise aus dt. *blutarm* und *Busenfreund* mittels Übersetzung *vérszegény* und *kebelbarát*. Die Existenz von Lehnübersetzungen zeugt von intensiven Sprachkontakten, weshalb in der ungarischen Sprachgeschichte vor der Landnahme – mit guten Gründen – wohl nur mit Spiegelübersetzungen nach alttürkischen Vorbildern zu rechnen ist; damit allerdings ganz sicher, und zwar mit Calques, Lehnübersetzungen und -bedeutungen gleicherweise. Folgende Wörter können beispielsweise als urungarische Lehnübersetzungen aus dem Alttürkischen gelten: *házas* 'verheiratet', *egyház* 'Kirche', *nyelvet fog* 'einen Nachrichtenträger zum Gefangenen machen', *napkelet* 'Sonnenaufgang', *napnyugat* 'Sonnenuntergang'.

Eine andere wichtige Weise der Vermehrung des Wortschatzes ist die Übernahme von Lehnwörtern. Mit ihrer Hilfe lassen sich zahlreiche außersprachliche Informationen gewinnen, womit und wieweit ein Volk, eine Sprache auf das/die anderen wirkte. Nach der Trennung von den Ugriern hatten die nun ein Eigenleben führenden Ungarn ständig Kontakte mit fremden Völkern. Da aber Völkerkontakte immer auch Sprachkontakte sind, zeugt die Sprache von den Kontakten der sie Sprechenden mit anderen Sprachen. Besonders wichtig, ja geradezu unerläßlich ist das Zeugnis der Lehnwörter in Zeiten, aus denen keine schriftlichen Denkmäler vorliegen. Das meiste über die Verhältnisse der urungarischen Zeit läßt sich bis heute mit Hilfe der Sprache bzw. ihrer Lehnwörter aussagen. Dazu gehört die Feststellung, mit welchen Völkern und Volksgruppen welcher Sprachen die Ungarn längere oder kürzere Zeit (engere) Kontakte welchen Charakters pflegten. Mit Hilfe der Lehnwörter läßt sich relativ gut die wirtschaftliche und kulturelle Wirkung beschreiben, die fremde – vorwiegend turksprachige – Völker auf die nomadischen Ungarn ausübten. Zugleich läßt sich auch feststellen, wie bedeutend sich die materielle und geistige Kultur der Ungarn in der Zeit der Wanderungen vermehrte. Nach Zeugnis der Lehnwörter aus urungarischer Zeit hatten die nomadischen Ungarn mit Völkern folgender Sprachen Kontakt: Iranern, Türken und Slawen. (In zahlreichen Fällen machen es die in mehrerer Hinsicht lückenhaften Kenntnisse über diese Zeit nicht möglich, die vermittelnde Sprache genau zu benennen, so daß man sich mit diesen Sammelbegriffen begnügen muß.)

Zu Beginn der urungarischen Zeit haben die Ungarn längere Zeit im Durchzugsgebiet des Ural in der Nähe und Nachbarschaft der Kimmerier, dann der Skythen und Sarmaten gelebt. Gewiß haben

zwischen ihnen einfache Handelsbeziehungen bestanden, und die Ungarn lernten damals einige neue Elemente der Tierzucht kennen. So sind frühiranische Lehnwörter beispielsweise *bűz* 'Gestank', *nemez* 'Filz', *tehén* 'Rind', *tej* 'Milch' und *tíz* 'zehn'. Doch hatten die Ungarn zu Beginn ihres Eigenlebens nicht nur Kontakte mit iranischen, sondern auch mit turksprachigen Volksgruppen. Aus einer nicht näher bekannten alttürkischen Sprache wurden vom Ungarischen in dieser frühen Periode die Wörter *ér* 'Ader', *harang* 'Glocke' und *homok* 'Sand' übernommen.

Aus dem Durchzugsgebiet des Ural wurden die Ungarn durch von Osten kommende Nomadenvölker (unmittelbar durch die Sabiren) verdrängt und zur Weiterwanderung nach Südwesten gezwungen, wodurch sie in die Ebene nördlich des Kaukasus und ins Schwarzmeergebiet gelangten. Am Kuban kamen sie mit anderen iranischen Völkern, vor allem mit den Alanen, in Kontakt. An diese Beziehungen erinnert die Sage, nach der Hunor und Magor die Töchter des Alanenfürsten Dula raubten. Aber auf die Kontakte beider Sprachen deuten auch alanische Lehnwörter im Ungarischen (*asszony* 'Frau', *híd* 'Brücke', *vért* 'Panzer') und ungarische Lehnwörter im heutigen Ossetischen (ossetische Entsprechungen von ung. *kert* 'Garten', *részeg* 'betrunken' und *tölgy* 'Eiche'; die Alanen waren die Vorfahren der Osseten). Auch persische Lehnwörter wurden zu jener Zeit ins Ungarische übernommen: *vám* 'Zoll', *vár* 'Burg', *vásár* 'Markt' und eventuell auch *hang* 'Laut, Ton', allerdings nicht von unmittelbaren persischen Nachbarn, sondern über die bei den Ungarn auftauchenden persischen Kaufleute, die den Handel im Schwarzmeergebiet abwickelten.

Die Ungarn standen von Beginn ihrer Wanderschaft an bis zu ihrer Landnahme mit Völkern türkischer Rasse und Sprache in Verbindung und befanden sich zeitweilig sogar unter ihrer Oberherrschaft. Dies belegen die fast 300 alttürkischen Lehnwörter aus der Wanderungsepoche. Wie stark der türkische Spracheinfluß war, zeigt, daß sich unter den alttürkischen Lehnwörtern auch elementare Begriffe finden, wie z. B. Namen von Körperteilen (*boka* 'Knöchel', *gyomor* 'Magen', *kar* 'Arm', *köldök* 'Nabel', *szakáll* 'Vollbart'). Meist handelt es sich jedoch um Kulturwörter, an denen sich der türkische kulturelle Einfluß auf das Ungartum ermessen läßt. Die Lehnwörter zeigen sehr gut, wieviel die Ungarn auf dem Gebiet der Viehzucht und des Akkerbaus von den Turkvölkern gelernt haben. In den ungarischen Wortschatz der Viehzucht gelangten während der Wanderungszeit beispielsweise folgende alttürkische Wörter: *ártány* 'verschnittener Eber', *bika* 'Stier', *borjú* 'Kalb', *disznó* 'Schwein', *gyapjú* 'Wolle', *kecske* 'Ziege', *kos* 'Widder', *sajt* 'Käse', *teve* 'Kamel', *túró* 'Quark', *tyúk* 'Huhn'. Ackerbau-Lehnwörter sind z. B.: *alma* 'Apfel', *bor* 'Wein (Getränk)', *borsó* 'Erbse', *búza* 'Weizen', *csalán* 'Brennessel', *dió* 'Walnuß', *gyümölcs*

'Obst', *komló* 'Hopfen', *körte* 'Birne', *sarló* 'Sichel', *szérű* 'Tenne', *szőlő* 'Weintraube', *tarló* 'Stoppelfeld'. Außerdem gibt es Lehnwörter im Bereich von Gesellschaft und Moral (*béke* 'Frieden', *kölcsön* 'Darlehen', *tanú* 'Zeuge', *tolmács* 'Dolmetscher', *törvény* 'Gesetz' usw.), der Religion (*boszorkány* 'Hexe', *bölcs* 'Weiser', *ige* 'Wort' usw.), der Bekleidung (*bársony* 'Samt', *csat* 'Schnalle', *gyöngy* 'Perle', *gyűrű* 'Ring', *köpönyeg* 'Mantel', *tükör* 'Spiegel' usw.), der Tier- und Pflanzenwelt (*gyertyán* 'Weiß-, Hainbuche', *kikerics* 'Herbstzeitlose', *kökény* 'Schlehdorn' bzw. *béka* 'Frosch', *bögöly* 'Bremse', *szúnyog* 'Mücke' usw.), der Wohnung (*kapu* 'Tor', *kút* 'Brunnen', *sátor* 'Zelt' usw.), verschiedener Berufe und Werkzeuge (*ács* 'Zimmermann', *szűcs* 'Kürschner', *szatócs* 'Krämer' bzw. *csavar* 'Schraube', *gyárt* 'produzieren', *gyűr* 'zerknüllen', *gyűszű* 'Fingerhut', *teker* 'drehen, wickeln') und auch in sonstigen engeren Begriffskreisen (*apró* 'winzig', *iker* 'Zwilling', *kék* 'blau', *sárga* 'gelb' usw.).

Von den Wellen der Völkerwanderung getrieben, zogen die Ungarn immer weiter nach Westen, ein Teil jedoch blieb im Osten, im heutigen Baschkirien, zurück. Noch im 13. Jh. erinnerten sich die Zurückgebliebenen daran, daß die im Westen Lebenden ihre Wanderung dort begonnen hatten.

Je weiter die Ungarn nach Westen wanderten, desto ständiger und intensiver wurden ihre Kontakte zu den Slawen, zu den altostslawischen Sprachen (Altrussisch, Altukrainisch). Dies belegen eindeutig mehrere Lehnwörter (*Duna* 'Donau', *görög* 'Grieche', *kerecsen* 'eine Art Raubvogel', *lengyel* 'Pole', *tanya* 'Einödhof', *varsa* 'Reuse' usw.) wie auch die Übernahme von ung. *sátor* 'Zelt' ins Altrussische.

In vielem änderte sich während der urungarischen Zeit auch das Lautsystem. Zur Landnahmezeit hatte das Ungarische ein der heutigen Sprache näherstehendes und weit reicheres Vokal- und Konsonantensystem als die finnougrische Grundsprache. Besonders bei den Konsonanten gab es viele Änderungen, folgende Konsonanten entstanden in dieser Zeit: *b, d, g, f, h, χ, γ* und *z*. Die wichtigste Veränderung bei den Vokalen war, daß das hinten gebildete (sogenannte velare) *i* zum vorngebildeten (sogenannten palatalen) und die Doppelvokale in letzter Silbe zu *i* vereinfacht wurden.

Zusammenfassend läßt sich über die grammatischen Veränderungen in urungarischer Zeit sagen, daß damals die bis heute typische grammatische Gestalt der ungarischen Sprache entstand. Als Beweis dafür seien einige wichtigere Erscheinungen angeführt.

Der Besitzer wird nicht wie in den indoeuropäischen Sprachen mittels Possessivpronomen (*mein Buch, my book*), sonder durch die dem Substantiv angehängten Possessivsuffixe angezeigt (*hajó-m*). Diese Suffixe existierten bereits in der finnougrischen Grundsprache und haben sich dann im selbständigen Bestehen der finnougrischen

Sprachen noch modifiziert, ergänzt. Von den ungarischen Possessivsuffixen entstanden die Formvarianten der 3. Pers. Sg. (*ház-a* 'sein/ihr/sein Haus', *kez-e* 'seine/ihre/seine Hand', *hajó-ja* 'sein/ihr/sein Schiff', *nő-je* 'seine Frau') in ungarischer Zeit, ebenso wie die Pluralformen (*hajó-nk* 'unser Schiff', *anyá-tok* 'eure Mutter', *ház-uk* 'ihr [Pl.] Haus'), unter Benutzung des allgemeinen Pluralsuffixes. Die Entstehung des Systems der Possessivsuffixe ermöglichte die Bezeichnung des bisher unbezeichneten Besitzverhältnisses: aus dem früheren *ló szem* 'Pferd-Auge' wurde zu dieser Zeit (die bis heute gültige Konstruktion) *ló szeme* 'Auge des Pferdes'. Zum Ende der urungarischen Zeit begann die Variante *-i* des Possessivsuffixes der 3. Pers. (*keze* ~ *kezi* 'seine Hand') die den Mehrbesitz bezeichnende Funktion zu übernehmen (zuerst *házim*, später *házaim* 'meine Häuser'). — Damals erstarkte das mit Sicherheit finnougrische, aber in seinen Herkunftsdetails umstrittene *-k* in seiner Funktion als allgemeines Pluralzeichen (*nő-k* 'Frauen', *hajó-k* 'Schiffe').

Eine bedeutende Veränderung trat damit ein, daß aus Substantiven mit uralten finnougrischen Adverbialsuffixen die ersten Postpositionen entstanden: *ház belé* (= *házba*) 'ins Haus', *ház reá* (= *házra*) 'auf das Haus', *halál nek* (= *halálnak*) 'des Todes', *kert nál* (= *kertnél*) 'beim Garten', *fű től* (= *fűtől*) 'vom Gras'. Diese Postpositionen fügten sich später den Substantiven an und wurden so zu Adverbialsuffixen. Historisch — herkunftsmäßig — gesehen, besteht die heutige Form *házba* 'ins Haus' also aus *ház* 'Haus' + *bél* 'Inners' + Richtungsadverbialsuffix *é*. — Zu dieser Zeit wurde die objektbezeichnende Funktion des Objektsuffixes *-t* allgemein (*ő-t* 'ihn').

Von grundlegender Wichtigkeit war in urungarischer Zeit die Vervollständigung des Systems der verbalen Personalsuffixe und der Konjugation. Die Personalsuffixe waren teils ein Erbe der finnougrischen Grundsprache, teils entstanden sie dadurch, daß verschiedene Ableitungssuffixe und Zeichen zu Personalsuffixen wurden. Den früheren Zustand mit wenigen Personalsuffixen löste eine Fülle von Suffixen ab, gab es doch für jede Person zumindest zwei Personalsuffixe, z. B. 1. Pers. Sg.: *-m*, *-k* (*látom* 'ich sehe [das Haus]', *látok* 'ich sehe [ein Haus]'). 2. Pers. Sg.: *-ø*, *-sz*, *-l*, *-d* (*mégy* 'du gehst', *látsz* 'du siehst', *lakol* 'du wohnst', *látod* 'du siehst [das Haus]'). Diesen Formenreichtum benutzte die Sprache für die Bezeichung einer wichtigen Doppelfunktion, die des bestimmten bzw. unbestimmten Objekts. Ersteres wurde zur bestimmten Konjugation mit den objektiven Personalendungen als Ausdrucksmittel, letzteres zur unbestimmten Konjugation mit den subjektiven Personalendungen als Ausdrucksmittel. Mit der Vervollständigung der Konjugation setzte auch die Entstehung der reflexiven *-ik*-Konjugation ein, die aber infolge der Ausweitung der ursprünglichen Reflexivfunktion in ihrer Entwicklung steckenblieb.

Die den Substantiven hinzugefügten Suffixe und Postpositionen wurden stufenweise weiter ausgebaut, dabei erweiterte sich ihre Funktion, so daß sie sich zur Wiedergabe immer reicherer logischer Zusammenhänge eigneten (*jól* 'gut', *lassan* 'langsam', *pénzen vesz* 'für Geld kaufen', *lóért* 'für ein Pferd', *mező miatt* 'wegen des Feldes', *apának* 'dem Vater').

Die ersten Bestandteile des reichen ungarischen Verbalpräfixsystems entstanden und stabilisierten sich ebenfalls in dieser Periode: *meg* und *el* waren ursprünglich auf die Frage wohin? antwortende konkrete Adverbien. Außer ihnen wurden eventuell zu dieser Zeit auch *be* 'hinein', *ki* 'heraus', *fel* 'hinauf' und *le* 'herab' zu Verbalpräfixen.

Das Perfektzeichen *-t, -tt* (*ír-t* 'er/sie/es hat geschrieben', *lát-o-tt* 'er/sie/es hat gesehen') wurde im Urungarischen aus dem Ableitungssuffix des Perfektpartizips zum Tempuszeichen. Ebenso entstand damals das heute nicht mehr existierende Futurzeichen *-md* (> *-nd*), und zwar durch Zusammenrücken des *-m* mit dem Inchoativ-Verbalsuffix *-d*. Auch die zusammengesetzten Formen der Verbtempi (*vár vala, várt vala, várt volna*), von denen in der heutigen Umgangssprache nur noch das letzte benutzt wird, sind Entwicklungen jener Periode.

Bereits die finnougrische Grundsprache besaß relativ viele Ableitungssuffixe. Aus ihren Verbindungen bildeten sich im Urungarischen mehrere zusammengesetzte Ableitungssuffixe und Suffixhäufungen (z. B. *-ul, -szt, -ít*). Damals entstand das Verbalsuffix der Fakultativa *-hat, -het* aus dem Verb *hat* 'bewirken' (das einzige Verbalsuffix im Ungarischen aus einem selbständigen Wort). Gleichfalls aus einem selbständigen Wort, aus *ság* 'Hügel', entwickelte sich das denominale Ableitungssuffix von Nomina *-ság, -ség* (*szép-ség* 'Schönheit', *jó-ság* 'Gutheit, Güte'). In jener Zeit begann der Prozeß, daß aus mehreren Gründen die Verben – Lehnverben wie onomatopoetische – mit einem morphologischen Marker, nämlich mit produktiven, typischen Verbalsuffixen (auch Einbürgerungssuffixe genannt) versehen wurden. Dies ist die Ursache dafür, daß während die meisten Lehnverben vor der Landnahmezeit mit ihrer Stammform ins Ungarische gelangten, die nach der Landnahme überwiegend mit Verbalsuffixen eingebürgert wurden.

Die ungarische Sprache bestand in urungarischer Zeit aus Dialekten, die sich aber nicht wie heute in erster Linie gebietsmäßig, sondern auf Sippen- und Stammesbasis voneinader separierten, weshalb sie als Stammesdialekte bezeichnet werden. Es ist nicht viel darüber bekannt, man weiß nur, daß sie existierten. Man kann annehmen, daß die in der ungarischen Sprachgeschichte bis heute vorhandenen Varianten bzw. Ausnahmen durch dialektale Unterschiede zustande

gekommen sind. So wurde beispielsweise zu Beginn jener Periode das Anlaut-*p*- nicht in der gesamten Sprachgemeinschaft zu *f*-: *por* 'Staub', *para* 'Kork', und *pegyvet* 'sibirisches Eichhörnchen' bewahren mit ihrem Anlaut-*p*- vermutlich die Erinnerung an einen dialektalen Sonderweg, ebenso wie einige Wörter mit *h*- statt des erwarteten *k*-: *hajlik* 'sich biegen' ~ *kajla* 'krumm', *huny* 'schließen (Augen)' ~ *kum* 'ds.' usw. Sicher gab es im Urungarischen *s*- und *sz*-Dialekte: Darauf deuten solche Wortpaare hin wie *sző* 'weben', *sövény* 'Flechtzaun, -wand', *szenved* 'dulden, erleiden, billigen' ~ *senyved* 'schmachten, verwittern', *sündisznó* 'Igel' ~ dial. *szőldisznó* 'ds.'. Natürlich hat es auch dialektale Unterschiede im Wortbestand gegeben: Das uralte *jó* 'Fluß' gab und gibt es ausschließlich in Nordostungarn, es existierte also nur in der Sprache der dort angesiedelten Stämme.

Die letzten Quartiergebiete der ungarischen Stämme vor der Landnahme befanden sich in den Gebieten mit der geographischen Bezeichnung Levedia (Levedien) und Etelköz und erstreckten sich westlich des Unterlaufs des Dnepr. Sie lagen relativ nahe beieinander, eventuell sogar teils ineinander übergehend. Mehr als ein halbes Jahrhundert siedelten die Ungarn in diesem an Größe dem Karpatenbecken entsprechenden Raum, dann zwang sie eine Reihe von Angriffen der Petschenegen, dieses Gebiet zu verlassen. Auf der Flucht vor den Petschenegen drangen die sieben ungarischen (Nyék, Megyer, Kürtgyarmat, Tarján, Jenő, Kér und Keszi) sowie drei zu ihnen gestoßene Kabarenstämme ins Karpatenbecken ein.

Altungarische Zeit (896–1526)

Mit der altungarischen Zeit beginnt die Sprachdenkmalsperiode in der Geschichte der ungarischen Sprache, seit der man sich anhand von zeitgenössischen Quellen, den sogenannten Sprachdenkmälern, über die ungarische Sprache äußern kann.

Man pflegt die ungarischen Sprachdenkmäler nach ihrem Charakter in zwei große Gruppen zu unterteilen: in Streu- und Textdenkmäler. Streudenkmäler sind vereinzelt oder in größerer Zahl in fremdsprachigen Texten vorkommende ungarische Wörter (überwiegend Eigennamen), Textdenkmäler sind längere, in zusammenhängenden Sätzen ausgedrückte Gedankengänge in ungarischer Sprache.

Derartige Sprachdenkmäler bilden beim Studium der Geschichte der Sprachen die zuverlässigsten und sichersten Anhaltspunkte, obwohl bei ihrer Verwendung mit verschiedenartigen Beschränkungen bzw. Unsicherheitsfaktoren zu rechnen ist. Deshalb muß man sich in sprachgeschichtlichen Fragen auch hinsichtlich der Sprachdenkmalsperiode häufig mit Vermutungen begnügen bzw. abweichende Er-

klärungen in Kauf nehmen. Einschränkungen bei der Sprachdenkmälerbenutzung sind unter anderen folgende: Je weiter man in der Geschichte zurückgeht, desto weniger und seltener sind sie; oft läßt sich nur schwer entscheiden, ob es sich um ein Original oder eine Kopie handelt; nicht immer kann man die genaue Entstehungs-/Fixierungszeit festlegen; die erhalten gebliebenen Exemplare sind infolge ihres Alters oft schwer lesbar; wegen der inkonsequenten und unsicheren Lautbezeichnung (Rechtschreibung) können die Feststellung des Lautwertes der Buchstaben und die Erschließung der richtigen Lesart sehr schwierig werden; viele Sprachdenkmäler lassen sich überhaupt nicht bzw. nur mit mehr oder weniger Schwierigkeiten lokalisieren. Ungeachtet dessen aber geben die Sprachdenkmäler ein zuverlässigeres, konkreteres und detaillierteres Bild von der einstigen Sprache als jedes andere Quellenmaterial. Vieles kann dem Wissenschaftler bei der Erforschung der Sprachdenkmäler eine Hilfe sein: sich unmittelbar oder mittelbar auf die Grundsprache richtende Untersuchungen (beim Ungarischen die Ergebnisse der vergleichenden uralischen [finnougrischen] Sprachwissenschaft), Fremdsprachen mit früherem oder noch bestehendem Kontakt zur fraglichen Sprache, sich darauf beziehende alte Grammatiken und Sprachbücher, die jeweilige heutige Sprache sowie gewisse Feststellungen der allgemeinen Linguistik.

Die landnehmenden Ungarn brachten ihre Buchstaben- und Schriftkenntnisse mit, doch eignete sich ihre türkische Kerbschrift — in Holzstäbe geschnitzte Buchstaben — nicht zur Abfassung längerer Texte. Übrigens sind derartige Kerbschriftdenkmäler nur aus späterer Zeit erhalten geblieben, so daß die Erforschung der ungarischen Sprachgeschichte fast ausschließlich auf die nicht kerbschriftartige (lateinische, griechische, arabische, kyrillische, gotische) Schriftlichkeit als Quellen angewiesen ist.

Die ersten Sprachdenkmäler der ungarischen Sprache sind ausländische Streudenkmäler. In mohammedanischen Quellen, geographischen Werken und Reisebeschreibungen arabischer und persischer Autoren tauchten die ersten ungarischen Wörter auf. Um 930 entstand die Beschreibung des Arabers Ibn Rusta *Das Buch der edlen Kostbarkeiten,* um 950 das griechische Werk *De administrando imperio* von Kaiser Konstantinos Porphyrogennetos (Konstantin VII.) und um 959 die lateinische historische Zusammenstellung *Antapodosis* des Cremonenser Bischofs Liutprand — um drei der bekanntesten zu nennen. Darin tauchen erstmals das Ethnonym *magyar,* die Würdenbezeichnung *gyula* (Heerfürst) und *kündü* (geistlicher Fürst), geographische und Personennamen (*Levedia, Etelköz, Tisza* 'Theiß' und *Maros* 'Mieresch' bzw. *Árpád, Álmos, Nyék, Megyer* usw.) sowie der Schlachtruf der Ungarn (*huj, huj*) auf.

Die Streudenkmäler in Ungarn sind größtenteils juristische Schriften, Urkunden, darunter Schenkungsbriefe und Gründungsurkunden, Besitz- und Vermögenslisten, Nachlässe, Zeugenaussagen, Flurbegehungsurkunden, Gerichtsurteile u. a. Lateinische Urkunden liegen in Ungarn seit König Stephans I. (des Heiligen) Regierungszeit (997–1038) vor, aus früherer Zeit nur einige griechische Urkunden. König Béla III. (1172–1196) richtete die königliche Kanzlei zur Ausstellung von Urkunden ein, woraufhin deren Zahl immer mehr zunimmt. Seit Beginn des 13. Jh. entstehen bei verschiedenen kirchlichen Organisationen im Lande sogenannte glaubwürdige Orte (loca credibilia), wo ebenfalls Urkunden ausgestellt werden. So ist es nicht zu verwundern, daß aus der Zeit um 1200 nur knapp 150, bis 1526 dagegen mehr als 100 000 Urkunden erhalten geblieben sind.

Herausragende Bedeutung unter den in Ungarn gefundenen Streudenkmälern besitzt die Gründungsurkunde der Abtei von Tihany (gelegen auf der gleichnamigen Halbinsel im Plattensee). Diese Urkunde von 1055 enthält 58 ungarische Gattungsnamen und in diesen 33 Ableitungssuffixe und grammatische Endungen, außerdem sind in dem lateinischen Text auch einige ungarische Konstruktionen und Satzfragmente, wie *feheruuaru rea meneh hodu utu rea,* in damaliger Lesung vermutlich *fehérvár" réá méneγ χod" ut" réá* und in heutiger *fehérvárra menő hadútra'* auf die nach Fehérvár (Stuhlweißenburg) führende Heerstraße'. Der 1138 geschriebene und in einer Kopie von 1329 erhalten gebliebene Schenkungsbrief an die Propstei Dömös überliefert ungefähr 1 500 Personen- und geographischen Namen, die Grundbesitzkonskription der Abtei von Tihany aus dem Jahre 1211 2 000 Personen- und 150 geographische Namen. Zwischen 1208 und 1235 entstand das *Regestrum Varadinense* (erschienen 1550), das der Nachwelt 2 500 Personen- und 600 Ortsnamen überliefert. Wichtige Quellen sind auch die Glossen, Wörterlisten, Gesta und Chroniken; die namhafteste von ihnen ist die *Gesta Hungarorum* des Anonymus (vermutlich Mitte oder Ende des 12. Jh. entstanden).

Die besten Quellen für die Geschichte der ungarischen Sprache sind die Textdenkmäler. Aus der Arpadenzeit (also bis 1301) sind vier aus sprachlich-linguistischer bzw. allgemein kulturgeschichtlicher Sicht außerordentlich bedeutsame Textdenkmäler erhalten geblieben. Zweifellos wurden zu jener Zeit mehr Texte in ungarischer Sprache abgefaßt, doch nur diese vier sind dank einer Reihe glücklicher Umstände erhalten geblieben. Es folgt nun in zeitlicher Reihenfolge ihrer Entstehung jeweils ein kurzer Teil der Texte in buchstabengetreuer Umschrift, dann die vermutliche damalige und die heutige Lesart.

Die *Leichenrede* (Halotti Beszéd) ist das erste zusammenhängende Textdenkmal, sie entstand im letzten Viertel des 12. Jh. und wurde 1772 im Pray-Kodex entdeckt. Sie fügt sich mit ihrem lateinischen Titel *Sermo super sepulchrum* in den lateinischen Text ein. Inhaltlich ist

sie Abschiedsrede und Gebet des Priesters. Sie besteht aus 32 Zeilen mit 190 ungarischen Wörtern. Der zweite Teil ist die getreue Übersetzung der Fürbitte, der bei Beerdignungen üblichen lateinischen Oratio. — *Latiatuc feleym zumtuchel mic vogmuc yſa pur eſ chomuv uogmuc : látytyátuk feleím szümtükχel, mik βagymuk isa por ës χomuβ βagymuk : látjátok feleim szemetekkel, mik vagyunk: bizony por és hamu vagyunk* 'Sehet, liebe Brüder, mit euren eigenen Augen, was wir sind: wir sind wahrlich Staub und Asche'.

Das *Königsberger Fragment und Streifen* (Königsbergi Töredék és szalagjai) entstand Ende des 12., Anfang des 13. Jh. Das Fragment entdeckte man 1863 in der Bibliothek des herzoglichen Schlosses von Königsberg, die Streifen 1894, und zwar in den Überresten eines latein- und ungarischsprachigen Kodexes, den ein Breslauer Buchbinder zerschnitten hatte (weil er für ihn unverständlich, also wertlos war) und zum Einbinden von Büchern benutzte. Das Fragment besteht aus neun Zeilen (eine Lobpreisung der Jungfräulichkeit Mariens); die Streifen enthalten in 17 ganzen und 31 halben Zeilen religiöse Geschichten. Es handelt sich um die Abschrift eines früheren Originals. — *ug ſcolanoc: vylagnoc kezdetuitul fugua rohtonc ez nem levt wala hug ſcuz lean fiot ſciulheſſen : úgy szólának: βilágnak kezdetüitúl fugβá róχtonk ez nëm lőt βàlà hugy szűz lëán fiat szűlhessën : így szóltak: a világ kezdetétől fogva nem esett meg velünk olyasmi, hogy szűz leány gyermeket szülhessen* 'so sprachen sie: von Anfang der Welt an ist uns noch nie solches widerfahren, daß eine jungfräuliche Magd ein Kind geboren hat'.

Die *Altungarische Marienklage* (Ómagyar Máriasiralom) entstand in der zweiten Hälfte des 13. Jh. Der sie enthaltende Kodex tauchte 1910 in der Toscana auf. Von dort gelangte er nach München und 1922 nach Leuven. Am 24. Mai 1982 kam er durch Tausch nach Budapest. Die Marienklage ist das erste überlieferte ungarische Gedicht. Niedergeschrieben kann es von seinem Verfasser oder einem Kopisten worden sein. Es besteht aus 37 Zeilen mit ungefähr 130 Wörtern und ist die stellenweise wortwörtliche, zumeist aber freie Übersetzung der lateinischen Verse aus dem Mutterkodex, also eher eine Nachdichtung. Maria beweint darin ihren gekreuzigten Sohn, Christus.

— *Volek ſyrolm thudothlon ſyrolmol ſepedyk buol ozuk epedek ... Vylag vilaga viragnac viraga keſeruen kynzathul voſ ſcegeghel werethul : βalék siralm tudatlan siralmal sëpedëk búal oszok epedëk... βilág βilágà βirágnak βirága keserűen kínzàtul βas szëgekkel βeretül : nem tudtam, mi a siralom; most siralommal siránkozom, bútól hervadok, emésztődöm... világmindenségnek világossága, virágnak virága, keservesen kínoznak, vas szegekkel átdöfnek* 'ich wußte nicht, was es heißt, klagen zu müssen; jetzt klage ich klagend, welke vor Kummer, verzehre mich ... Licht der ganzen Welt, Blume der Blumen, bitter quält man dich, durchbohrt dich mit eisernen Nägeln'.

Die *Karlsburger Zeilen* (Gyulafehérvári Sorok) entstanden um 1260–1270 und sind in einem in Karlsburg aufbewahrten Mutterkodex enthalten, in dem sie 1898 entdeckt wurden. Der 15zeilige ungarische Text ist die kurze Summierung eines Teils der lateinischen religiösen Meditationen des Mutterkodex. — *Habroſagben walacnok keguſſege, eleeknek vrukſege Koorſagbon walaknok egeſſege : Hábróságben βáláknak kègyösségë, éléknek ürükségë kórságban βaláknak egésségë : Háborúságban valóknak kegyessége, élőknek öröksége, kórságban valóknak egészsége* 'denen im Streit Gnade, den Lebenden ewiges Erbe, denen in Krankheit Gesundheit'.

In der Lautlehre kam es in altungarischer Zeit zu bedeutenden Veränderungen. Es bürgerten sich neue Konsonanten und Vokale ein: *c, dz, ty, v, zs* bzw. *a* und *ö*, während *γ*, *χ* und *β* veralteten und sich abschliffen. Das in urungarischer Zeit einsetzende Verringern der uralten Stammauslautvokale vollendete sich zu dieser Zeit, sie verschwanden völlig. In der Tihanyer Gründungsurkunde fanden sich noch *hodu* und *utu* (lies *hodᵘ* und *utᵘ*), im 13. Jh. fehlte aber der Stammauslaut schon. Viele Wörter veränderten sich dadurch, daß ihre Vokale offener, also *u* zu *o*, *o* zu *a*, *ü* zu *ö* und *i* zu *ë* wurden, wie in *fuk* > *fok* 'Stufe, Grad, Kap', *mogos* > *magas* 'hoch', *kükén* > *kökény* 'Schlehdorn', *higy* > *hëgy* 'Berg'. Die Labialisierung (größere Rundung des Mundes) betraf ebenfalls viele Wörter: *i* wurde zu *ü*, *ë* zu *ö*, wie in *gyimilcs* > *gyümölcs* 'Obst' und *vërës* > *vörös* 'rot'. Infolge der Durchsetzung des Gesetzes zweier offener Silben wurden viele dreisilbige zu zweisilbigen Wörtern, indem sich in der Mehrheit der Fälle der ursprünglich kurze Vokal der ersten Silbe dehnte: *malina* > *málna* 'Himbeere', *palica* > *pálca* 'Stab, Stock'. Damit fiel der Vokal der zweiten Silbe aus. Eine wichtige Veränderung war das Verschwinden von *u, ü* im auslautenden Doppelvokal (*posztou* > *posztó* 'Tuch', *erdeü* > *erdő* 'Wald', *tëü* > *tő* 'Stamm'). In dieser Zeit bildete sich die Labialangleichung heraus: Wenn der Vokal in letzter Silbe des Stammwortes *ü, ö* oder *ő, ű* war, dann glichen sich Endungen, in denen (auch) *ë* enthalten war, hinsichtlich der Mundrundung an, und so entstand aus *-hez* 'zum' (*vízhez* 'zum Wasser') die Variante *-höz* 'ds.' (*tűzhöz* 'zum Feuer'), aus *-szer* '-mal' (*kétszer* 'zweimal') die Variante *-ször* 'ds.' (*ötször* 'fünfmal') usw.

In der *Grammatik* vollzogen sich in altungarischer Zeit folgende Veränderungen: Es entstand das insgesamt noch heute gültige Wortstammsystem. Das Verringern der uralten Stammauslautvokale wurde durch ihr vollständiges Verschwinden abgeschlossen, woraufhin es zu einem eigenartigen Typ von Stämmen mit mehreren Varianten kam, bei dem einem kürzeren, einsilbigen Stammwort mit im allgemeinen langem Vokal (*kéz* 'Hand', *út* 'Straße', *víz* 'Wasser', *had* 'Heer') vor gewissen uralten Endungen eine längere, zweisilbige Stamm-

variante mit kurzem Vokal in erster Silbe gegenübersteht (*keze-k* 'Hände', *utat-t* 'Straße [Akk.]', *vize-s* 'naß', *hada-k* 'Heere'; anzumerken ist, daß die Vokale in zweiter Silbe aus deskriptiver Sicht als Teil des Zusatzes gelten). Es entstand auch der Typ *szerelem* 'Liebe' *szerelme-t* 'ds. (Akk.)': Das früher vokalisch auslautende Wort (bei Anonymus noch *zerelmu*, lies *szerelmü*) endete nach Verschwinden des Auslautvokals in unsuffigierter Form mit zwei Konsonanten. Vor einem konsonantenanlautenden jüngeren Suffix kam es dann zur Konsonantenhäufung, welche die Sprache mittels eines die Aussprache erleichternden eingeschobenen Vokals auflöste (aus *szerelmbe* wurde so *szerelembe*). Das oben bei der Lautlehre genannte Gesetz der zwei offenen Silben brachte den Stammworttyp *malom* 'Mühle': *malmo-t* 'ds. (Akk.)' *iker* 'Zwilling': *ikre-t* 'ds. (Akk.)' zustande. Es entstanden die verschiedenen Varianten der *v*-Stämme, weiter die Typen *ajtó* 'Tür': *ajtaja* 'seine Tür', *varjú* 'Krähe': *varjak* 'ds. (Pl.)' *bíró* 'Richter': *bírák* 'ds. (Pl.)' sowie in der Konjugation die mit *-sz* erweiterten *v*-stämmigen Verben (*tesz* 'tun': *tesz-eget* : *tevő*). Die urungarischen Paare *teszen* (Präs.): *tőn* (Imperf.) wurden im Altungarischen zurückgedrängt, der Imperfekt *tőn, lőn* usw. wurde stufenweise durch den auf *-á, -é* endenden (*lát-á, kér-é*) verdrängt. In auf *-t* endenden Vergangenheitsformen verdoppelte sich das *-t* zwischen Vokalen, später gelangte es ans Wortende. Es erweiterte sich das Suffix- und Postpositionensystem, das heutige Adverbialsuffix *-ból, -ből* 'aus' entstand aus der Suffixform von *bél* 'Inneres'; in der *Altungarischen Marienklage* steht noch *buabeleul* (lies: *buabeleül*), aber bis zum Ende der Periode stabilisierten sich bereits *-ból, -ből, -ba, -be* 'in (hinein)' (aus früherem *belé*) usw. Neue grammatische Endungen sind *-kor* 'um, zu (temp.)' *-ként* 'als' *-szer* '...mal' und *-stul, -stül* 'mit', neue Postpositionen *képpen* 'wie', *után* 'nach', *együtt* 'zusammen mit', *között* 'zwischen', *környül* ~ *körül* 'um (lok.), gegen (temp.)', *gyanánt* 'als' usw.

Eine wichtige Änderung war die Entstehung der Artikel. Der bestimmte Artikel bildete sich aus den Demonstrativpronomen *az* und *ez*, der unbestimmte aus dem Zahlwort *egy* 'eins'. Dem lag die alte Eigentümlichkeit des ungarischen Denkens zugrunde, das Bestimmte vom Unbestimmten zu unterscheiden.

Auch die Konjugation gestaltete sich erheblich anders: Mit der Verkürzung des auslautenden *-á, -é* entstanden im 13. Jh. in der 3. Pers. Sg. Imperfekt und Konjunktiv gesonderte Formen *-á, -é, -ná, -né* der bestimmten und *-a, -e, -na, -ne* der unbestimmten Konjugation, indem es zwischen beiden Formen zur Funktionsteilung kam. Das unbestimmte Verbalsuffix der 1. Pers. Pl. *-muk, -mük* (in der Leichenrede noch *vogmuc*) wurde zu *-unk, -ünk* (*vagyunk*). Die Zahl der Verbalpräfixe erhöhte sich weiter: *által* 'durch', *alá* 'unter...', *egybe* 'zusammen...', *öszve* 'ds.', *vissza* 'zurück...', *körül* 'um..., herum...', *hozzá* 'zu

(lok.)', *neki* 'zu... gegen... (lok.)' gehören zu den neu entstehenden. Die altungarische Konjugation war reicher an Tempi als die heutige, sie besaß vier Hauptzeiten der Vergangenheit: das Imperfekt (Präsens imperfectum: *vár vala*), die Erzählvergangenheit (Perfectum historicum: *vára*), das Perfekt (Präsens perfectum: *várt*) und das Plusquamperfekt (*várt vala*). Der Indikativ Präsens hatte in spätaltungarischer Zeit bereits die heute bekannten Funktionen (aktuelle Handlung, auch in der Gegenwart gültiger Zustand, allgemeine Wahrheiten, gebräuchliche Handlung, in konjunktiven Sätzen der Casus realis, Präsens historicum, in Zitatsätzen die Andeutung der Kontinuität der Zitate). Im Altungarischen schienen sich gleichzeitig das konjunktive Futur und die imperative Vergangenheit ins Konjugationssystem einzubauen; da es sich dabei aber um ausschließlich schriftsprachliche Formen handelte, und zwar vor allem in der Übersetzungsliteratur, konnten sie sich nicht einwurzeln. Im 15.–16. Jh. entstand eine neue lebensfähige Konjugationsreihe, das mittels des Hilfsverbs *fog* 'werden' ausgedrückte Futur (*írni fogok* 'ich werde schreiben').

Das alte, unbezeichnete Besitzverhältnis beschränkte sich immer mehr nur auf die Zusammensetzungen, da sich eine neue Konstruktionsweise des Besitzverhältnisses herausbildete: Aus der Postposition bzw. dem Suffix des Dativs entstand das den Besitzer bezeichnende Suffix *-nak, -nek* (s. *Leichenrede: halalnec halalaal holz = halálnak halálával halsz* 'du stirbst mit dem Tod des Todes'), dessen breitere Anwendung aber vermutlich nur für die geschriebene Sprache charakteristisch war.

Für die altungarische *Satzlehre* war der häufige Gebrauch der Partizipialkonstruktionen typisch, doch wurden gegen Ende der Periode einzelne Konstruktionen zurückgedrängt, während sich parallel damit die Nebensatzkonstruktionen ausweiteten. Mit diesen waren wiederum Erscheinen und Verbreitung neuer Konjunktionen verbunden (*mikor* 'als', *midőn* 'während', *ha* 'wenn', *hogyha* 'ds.', *jóllehet* 'obwohl', *noha* 'ds.', *mert* 'weil', *valamint* 'sowie' usw.).

Sehr reich war das Altungarische an Bildungssuffixen, ganz besonders zahlreich waren die Diminutiv- und Frequentativsuffixe; mehrere neue Suffixhäufungen entstanden: *-doz, -gat, -ng, -tat, -lal, -cska*, dagegen wurden die Diminutivsuffixe *-d* (*Árpád*), *-t* (*menyét, nyuszt*) und *-k* (*lélek*) sowie *-gy* (*Somogy, Szilágy*) verdrängt bzw. starben aus.

Der *Wortschatz*. Nach der Landnahme schlossen sich die Ungarn dem westlich-christlichen Kulturkreis an, damit kam es zu einer gewaltigen Umgestaltung der Wirtschafts-, Staats- und Sozialstruktur des Landes, seiner gesamten materiellen und geistigen Kultur. Dieser Periodenwechsel spiegelt sich auch in der Sprache wider, besonders im Wortschatz, da der Wortbestand mit der Empfindlichkeit ei-

nes Seismographen auf die Veränderungen im Leben einer Sprachgemeinschaft reagiert. Folglich kann man mittels einer Untersuchung des altungarischen Wortbestandes diese damals vor sich gegangenen Veränderungen registrieren. In altungarischer Zeit bestanden folgende Möglichkeiten, neue Begriffe, Gegenstände und Erscheinungen zu benennen: 1. Belegung vorhandener Wörter mit neuen Bedeutungen, 2. Schaffung neuer Wörter mittels Wortbildung (Derivation, Zusammensetzung, Rückbildung, Wortmischung, Wortspaltung), 3. Wortschöpfung (lautnachahmende, lautmalende Wörter und Interjektionen sowie Wörter der Kindersprache), 4. Lehnübersetzungen und 5. Übernahme von Lehnwörtern. In dieser Reihenfolge sollen sie nun behandelt werden.

Vorhandene Wörter wurden dann für neue Begriffe genutzt, wenn zwischen der alten Bedeutung und dem neu auszudrückenden Begriff irgendeine Ähnlichkeit bestand. So wurde es möglich, daß Wörter aus der vom Christentum verfolgten heidnischen Glaubenswelt mit veränderter Bedeutung oder einer Bedeutungsschattierung in die neue Weltanschauung übernommen wurden. *Isten* 'Gott', *lélek* 'Seele' oder *ördög* 'Teufel' bedeuteten in der heidnischen Vorstellung bei weitem nicht dasselbe wie im christlichen Sinne. Ein typisches Beispiel ist auch *harang* 'Glocke', die aus dem zum Zeichengeben geeigneten Kessel der Nomadenvölker und Karawanen zum aus Bronze gegossenen typisch christlichen Requisit des Rufens zum Gebet wurde. In einer anderen Gruppe alter Wörter kam es zu ganz anderen Bedeutungswandlungen: Sie verloren ihren heidnisch-religiösen Charakter und wurden zu neutralen, 'ideologiefreien' Bezeichnungen gezähmt. So bestand z. B. der Bedeutungsverlust von *bölcs* 'Weiser' im früheren 'Schamane, Zauberer', der von *áldomás* 'Opfer, Segnung, Trinkspruch' im früheren 'natürliche Macht des Zauberkraft besitzenden Schamanen'. Eine Reihe von Wörtern wurde stark abgewertet. Das Wort *úr* 'Herr' bedeutete in den ersten christlichen Jahrhunderten noch 'königlicher Herzog', wurde später zum Titel der Magnaten und devalvierte dann weiter. Ebenso war *asszony* 'Frau' der Titel der Königin, der zeitgleich mit *úr* seine ursprüngliche Bedeutung verlor und allmählich die heutige annahm.

Mittels *Wortbildung* entstanden in altungarischer Zeit sehr viele Wörter, die meisten durch Derivation, und danach erst folgt die Zusammensetzung. Unter anderen entstanden *folyosó* 'Flur, Gang' (substantiviertes Partizip der alten frequentativsuffigierten Ableitung *folyos* des Verbs *folyik* 'fließen'), *üdvösség* 'Heil, Seligkeit', *üdvözöl* '(be)grüßen', *áldozat* 'Opfer', *adó* 'die Steuer', *torol* '(Knecht nach der Freilassung) nach des Herren Tod der Kirche gewisse Dienste leisten', *áros* 'Händler', *egészség* 'Gesundheit', *pattantyú* 'Kanone' bzw. zahllose Eigennamenableitungen, darunter besonders viele diminutiv-

suffigierte Personennamensformen und geographische Namen (*Agárd, Balatonfüred, Mogyoród, Somod, Sződ*). Auch von den Zusammensetzungen seien einige erwähnt: *ágymenny* 'Betthimmel', *akasztófa* 'Galgen', *atyafi* 'Verwandter', *előljáró* 'Vorsteher', *fogház* 'Gefängnis', *szolgabíró* 'Stuhlrichter', *Berettyó* (aus *berek* 'Hain' + altes Substantiv *jó* 'Wasser'), *Sajó* (eigtl. 'Salzwasser'), *Hejő* (eigtl. 'Heißwasser'). Aus Verben entstanden durch Rückbildung Substantive: Aus den Verben slawischer Herkunft *kapál* 'hacken' und *pöröl* 'sich verkrachen' entstanden so *kapa* 'Hacke' und *pör* 'Prozeß'. Zusammen mit der Übersetzungsliteratur entstand die bewußte Wortbildung. Einige Beispiele: *bírságnap* 'Tag des Jüngsten Gerichts' (Leichenrede), *bútőr* 'Gramdolch' (Altungarische Marienklage), *kedveletes* 'lieb', *községbeli* 'gemeinsam' (Jókai-Kodex), *szellet* 'Geist' (Bécsi-Kodex).

Die *Wortschöpfung*, die Schaffung lautnachahmender, lautmalender usw. Wörter, setzte sich in altungarischer Zeit ungebrochen fort. Formal charakterisiert die onomatopoetischen Verben, daß sie bis auf wenige Ausnahmen vielfach auf irgendein Verbalsuffix, meist das frequentative *-g*, auf *-l* oder *ng* bzw. das momentane *-n* enden, wie z. B. *zúg* 'brausen', *zuhan* 'stürzen', *hortyog* 'schnarchen', *bömböl* 'brüllen' u. ä.

In altungarischer Zeit stieg die Zahl der Lehnübersetzungen, weil die ungarische Sprache vor allem mit gewissen slawischen Sprachen bzw. dem Lateinischen und dann dem Deutschen in Kontakt kam und dies nicht nur in der Übernahme von Lehnwörtern, sondern auch in ihrer Übersetzung zum Ausdruck kam. Die Wörter *épület* 'Bau', *épületes* 'erbaulich', *épités* 'Erbauung' sind Bedeutungsübersetzungen von lat. *aedificatio, töredelem* 'Reue, Buße' von lat. *contritio, buzgó* 'eifrig', *buzgóság* 'Eifer' von lat. *fervens, fervor*. Nach slawischen Mustern entstanden *húsvét* 'Ostern', *húshagyó* 'Fasten', *olvasó* 'Rosenkranz', *virágvasárnap* 'Palmsonntag', *vízkereszt* 'Epiphanienfest'.

Im Karpatenbecken angekommen, fanden die Ungarn ihnen bisher unbekannte Völker und Sprachen vor, von denen sie viele neue Begriffe, Gegenstände und Werkzeuge mitsamt ihren sprachlichen Bezeichnungen übernahmen. Die zweifellos intensivsten Kontakte bestanden zur hiesigen slawischen Bevölkerung bzw. den slawischen Völkern der Umgebung und führten ganz natürlich zu einer beachtlichen Zahl slawischer *Lehnwörter* im Ungarischen. István Kniezsa behandelt in *Die slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache* (A magyar nyelv szláv jövevényszavai) 1 252 mit Gewißheit slawische Wörter, davon 484 umgangssprachliche, 694 dialektale und 74 veraltete. Etymologische Forschungen der vergangenen 30 Jahre haben die slawische Herkunft weiterer ungarischer Wörter nachgewiesen, und deren Zahl wird sich zweifellos noch weiter erhöhen. Der slawische Einfluß in altungarischer Zeit läßt sich im ungarischen staat-

lichen, kirchlichen und wirtschaftlichen Leben sowie auf fast allen Gebieten der Kultur nachweisen. In thematischer Gruppierung seien einige slawische Lehnwörter angeführt. Kirche, Religion: *apáca* 'Nonne', *barát* 'Mönch', *csoda* 'Wunder', *diák* 'Schüler, Student', *karácsony* 'Weihnachten', *keresztyén* 'Christ', *malaszt* 'Gnade', *pap* 'Priester, Geistlicher', *pokol* 'Hölle', *szent* 'Heiliger', *zsolozsma* 'Brevier, Psalm' bzw. *szerda* 'Mittwoch', *csütörtök* 'Donnerstag', *péntek* 'Freitag', *szombat* 'Sonnabend'. — Ackerbau: *asztag* 'Feimen, Schober', *bab* 'Bohne', *borona* 'Egge', *csép* 'Dreschflegel', *dinnye* 'Melone', *gabona* 'Getreide', *korpa* 'Kleie', *polyva* 'Spreu', *szalma* 'Stroh', *uborka* 'Gurke'. — Staat, Gesellschaft, Recht: *asztalnok* 'Truchseß', *bajnok* 'Kämpfer', *bán* 'Banus', *császár* 'Kaiser', *király* 'König', *megye* 'Komitat', *parancsol* 'befehlen', *pecsét* 'Siegel', *perel* 'klagen (Prozeß)', *vádol* 'beschuldigen', *vall* 'aussagen'. — Viehzucht: *abrak* 'Futter', *akol* 'Hürde', *bárány* 'Lamm', *bivaly* 'Büffel', *galamb* 'Taube', *kakas* 'Hahn', *macska* 'Katze', *széna* 'Heu', *zabola* 'Pferdegebiß'. — Gewerbe, Handwerksberufe: *akna* 'Schacht', *bodnár* 'Böttcher', *esztergályos* 'Drechsler', *kádár* 'Böttcher', *kovács* 'Schmied', *mészáros* 'Schlachter', *molnár* 'Müller', *takács* 'Weber'. — Militärwesen: *huszár* 'Husar', *kopja* 'Spieß', *parittya* 'Katapult, Schleuder', *pribék* 'Henkersknecht', *rabol* 'rauben', *vitéz* 'Held, Recke'. — Familie: *család* 'Familie', *cseléd* 'Knecht', *dajka* 'Amme', *déd* 'Urgroß...', *koma* 'Pate', *unoka* 'Enkel'. — Haus, Wohnung: *ablak* 'Fenster', *asztal* 'Tisch', *gerenda* 'Balken', *kemence* 'Backofen', *katlan* 'Kessel', *kosár* 'Korb', *pajta* 'Scheune', *pince* 'Keller'. — Mahlzeiten: *csésze* 'Tasse', *ebéd* 'Mittagessen', *ecet* 'Essig', *kalács* 'Kuchenbrot', *kolbász* 'Dauerwurst', *olaj* 'Öl', *pecsenye* 'Braten', *zsír* 'Fett'. — Kleidung: *csuha* 'Kutte', *borotva* 'Rasiermesser', *harisnya* 'Strumpf', *kapca* 'Fußlappen', *szappan* 'Seife', *szoknya* 'Rock'. — Ethnonyme: *bulgár* 'Bulgare', *bosnyák* 'Bosniake, Bosnier', *cseh* 'Tscheche', *horvát* 'Kroate', *német* 'Deutscher', *oláh* 'Walache, Rumäne', *szász* 'Sachse', *zsidó* 'Jude'. — Natur: *cserje* 'Strauch, Busch', *csipke* 'Heckenrose', *gomba* 'Pilz', *haraszt* 'Gestrüpp', *konkoly* 'Kornrade, Unkraut', *lapu* 'Klette', *moha* 'Moos', *pázsit* 'Rasen', bzw. *bolha* 'Floh', *giliszta* 'Regenwurm', *kánya* 'Milan', *szajkó* 'Eichelhäher', *szarka* 'Elster', *veréb* 'Spatz'.

Die meisten slawischen Lehnwörter stammen aus dem Kroatischen und Slowenischen, weniger aus dem Bulgarischen, Slowakischen, Tschechischen sowie Ukrainischen. Sie gelangten überwiegend im 11.–12. Jh. ins Ungarische. Später wurde auch das Ungarische zunehmend zur gebenden Sprache, aus der viele Wörter in die erwähnten Sprachen eindrangen.

Wichtig war zu dieser Zeit auch der Einfluß der deutschen Sprache, obwohl er nie dem slawischen auch nur nahekam. Er erstarkte unter Stephans I. Herrschaft (dessen Frau eine Bayerin war): Es kamen missionierende Priester und Ritter ins Land, denen später deut-

sche Siedler folgten. Entscheidend war der deutsche Einfluß bei der Entstehung des städtischen Bürgertums, des Zunftwesens und gewisser Handwerke, darüber hinaus wirkte er sich im Leben des Hofes, im Militärwesen und in der feudalen Gesellschaftsordnung aus. Károly Mollays Forschungen ergaben, daß bis Ende des 16. Jh. 526 deutsche Lehnwörter ins Ungarische gelangten. Eine kleine Auswahl soll hier folgen: *gróf* 'Graf', *herceg* 'Herzog', *hopmester* 'Hofmeister', *ostrom* 'Belagerung', *páncél* 'Panzer', *porkoláb* 'Kerkermeister', *zsákmány* 'Beute', *zsellér* 'Häusler'; — *gallér* 'Kragen', *gyémánt* 'Diamant', *gyolcs* 'Leinwand', *erkély* 'Erker', *kastély* 'Kastell, Schloß', *lant* 'Laute', *palánk* 'Planke', *párkány* 'Rand, Sims', *tánc* 'Tanz', *trágár* 'unflätig'; — *bognár* 'Stellmacher', *céh* 'Zunft', *csaplár* 'Schankwirt', *fillér* 'Heller', *font* 'Pfund', *fukar* 'Geizhals', *hámor* 'Hammer(werk)', *irha* 'Sämischleder', *kalmár* 'Krämer', *kohó* 'Hochofen', *krajcár* 'Kreuzer', *kufár* 'Krämer', *marha* 'Rind', *persely* 'Sammelbüchse'; — *fánk* 'Pfannkuchen', *kóstol* 'kosten (probieren)', *kömény* 'Kümmel', *láda* 'Lade', *márvány* 'Marmor', *perec* 'Brezel', *rostély* 'Rost'; — *bak* 'Bock', *bükköny* 'Wicke', *csűr* 'Scheune', *kaptár* 'Bienenstock', *major* 'Meier', *puttony* 'Bütte', *törköly* 'Treber'; — *kehely* 'Kelch', *pünkösd* 'Pfingsten', *püspök* 'Bischof'; — *csap* 'Hahn, Spund', *lajtorja* 'Leiter', *pánt* 'Band', *példa* 'Beispiel' usw.

Bedeutend war der Einfluß des Lateinischen als erstrangiger Sprache im mittelalterlichen ungarischen Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben, wie es folgende lateinische Lehnwörter belegen: Kirche: *ádvent* 'Advent', *alamizsna* 'Almosen', *ámen* 'Amen', *angyal* 'Engel', *apostol* 'Apostel', *arkangyal* 'Erzengel', *evangyélium* 'Evangelium', *kámzsa* 'Meßgewand, Kutte', *kanonok* 'Kanoniker, Domherr', *kántor* 'Kantor', *mise* 'Messe', *oltár* 'Altar', *plébános* 'Pfarrer', *prédikál* 'predigen', *zsinagóga* 'Synagoge', *zsinat* 'Synode', bzw. *március* 'März', *április* 'April', *május* 'Mai', *június* 'Juni' und die weiteren Monate; — Schule: *hártya* 'Haut, Membran, Pergament', *iskola* 'Schule', *lecke* 'Lektion', *papiros* 'Papier', *spongya* 'Schwamm', *tábla* 'Tafel', *tinta* 'Tinte'; — Recht: *nótárius* 'Notar', *prókátor* 'Advokat', *testamentum* 'Testament'; — Wohnung: *fundamentum* 'Fundament', *fáklya* 'Fackel', *kamara* 'Kammer', *tégla* 'Ziegel'; — Tiere und Pflanzen: *cédrus* 'Zeder', *cet* 'Wal', *elefánt* 'Elefant', *fülemüle* 'Nachtigall', *jácint* 'Hyazinthe', *liliom* 'Lilie', *menta* 'Minze', *rózsa* 'Rose'.

Die ungarisch-italienischen Kontakte setzten mit der Übernahme des christlichen Glaubens ein, als die ersten Missionare aus Italien eintrafen — Bischof Gerhardt (Gellért) stammte aus Venedig. Die Handelsbeziehungen intensivierten sich im 12. Jh., enger knüpften sich die Bande, als die dalmatischen Häfen unter ungarische Hoheit gerieten. Seit dem 13. Jh. studierten viele Ungarn an den Universitäten Bologna und Padua, aber auch am ungarischen Königshof weilten zahlreiche Italiener. Die meisten italienischen Lehnwörter im Unga-

rischen stammen aus Norditalien bzw. aus dem Venediger Dialekt. Sie verraten viel über den Charakter der damaligen Beziehungen, denn sie beziehen sich auf den Handel, die Schiffahrt, auf Vergnügungen und das städtische Leben: *datolya* 'Dattel', *forint* 'Gulden', *füge* 'Feige', *mandula* 'Mandel', *narancs* 'Apfelsine', *rizs* 'Reis'; — *bárka* 'Barke', *gálya* 'Galeere', *sajka* 'Nachen'; — *csúf* 'häßlich', *tréfa* 'Spaß', *trombita* 'Trompete' bzw. *kandalló* 'Kamin', *kárpit* 'Tapete, Vorhang', *piac* 'Markt', *tányér* 'Teller'.

Die ungarisch-französischen Kontakte setzten später als die bisher behandelten ein, gegen Ende des 11. Jh. und verstärken sich im Laufe des 12.–13. Jh. Durch kirchliche und dynastische Beziehungen kamen viele Aristokraten, Ritter und Bürger, Kirchenmänner und Mönche (Benediktiner, Prämonstratenser und Zisterzienser) nach Ungarn, und zahlreiche ungarische Priester studierten zu jener Zeit an französischen Universitäten (vor allem in Paris). Die meisten alten französischen Lehnwörter der ungarischen Sprache stammen aus wallonischem Sprachgebiet, es handelt sich etwa um ein Dutzend: *furmint* 'Zapfner', *kilincs* 'Klinke', *korc* 'Bund, Falz', *lakat* 'Schloß (Tür-)', *mécs* 'Öllicht', *paraj* 'Spinat', *szekrény* 'Schrank', *tárgy* 'Gegenstand', *zománc* 'Emaille'.

Außer diesen wichtigeren Sprachbeziehungen ist auch der byzantinische Einfluß noch zu erwähnen. Aus den im 11.–12. Jh. sehr lebhaften ungarisch-byzantinischen Kontakten stammen einige byzantinische Lehnwörter im Ungarischen: *katona* 'Soldat', *paplan* 'Bettdecke' sowie wohl auch einige unsichere: *iszák* 'Felleisen', *paripa* 'Roß' usw. Auch einige kumanisch-petschenegische Lehnwörter gelangten im 11.–14. Jh. ins Ungarische: *csősz* 'Flurhüter', *koboz* 'Laute', *komondor* 'eine Hunderasse, Komondor' usw. In der zweiten Hälfte der altungarischen Zeit lassen sich etwa eineinhalb Dutzend rumänischer Lehnwörter nachweisen (14. Jh.: 4, 15. Jh.: 9). Die meisten davon können nur in Siebenbürgen belegt werden bzw. sind veraltet, zwei gingen in die Umgangssprache ein: *cimbora* 'Kamerad' und *ficsúr* 'Geck, Stutzer'.

Dialekte. Auch in altungarischer Zeit bestand die ungarische Sprache aus Dialekten, da sich über diesen noch keine einheitliche Sprachvariante herausgebildet hatte. Die sich in urungarischer Zeit auf Stammesbasis, also nach gesellschaftlich-politischen Organisationen unterscheidenden Dialekte begannen sich nach der Landnahme langsam, parallel mit der Entstehung ständiger Wohnsitze und Siedlungen mehr und mehr zu geographisch-gebietsmäßig geprägten Dialekten umzuwandeln. Sie waren selbstverständlich direkte Nachfolger der Stammesdialekte aus urungarischer Zeit, da die landnehmenden Ungarn sich ja — wie bekannt — stammesweise in den verschiedenen Gebieten niederließen. Entsprechend der Bräuche der No-

madenvölker bezog der Führungsstamm Árpáds, der Stamm Megyer, seine Quartiere in der Landesmitte (in Teilen der Komitate Wesprim, Fejér und Pest), während sich die übrigen den Stamm ihres Fürsten gleichsam schützend, um diesen herum gruppierten. Da aber einerseits die endgültige Seßhaftwerdung der Ungarn nicht von einem Tag zum anderen vor sich ging und andererseits, typisch für den Feudalismus in Ungarn, Streubesitz sowie die Umsetzung der Hörigen auf andere Besitzteile, bewußte Ansiedlung durch die starke königliche Macht zum Zwecke des Grenzschutzes üblich waren, aber auch Ansiedlungen und Bevölkerungstausch nach Kriegsverwüstungen, und zwar besonders nach dem Tatareneinfall (in der ersten Hälfte des 13. Jh.) vorgenommen wurden, bildete die Vermischung der Dialekte einen ständigen Prozeß. So große dialektale Unterschiede, daß ein gegenseitiges Verstehen unmöglich wurde, wie sie für die westlichen feudalen Gesellschaften typisch waren, entstanden in Ungarn nie. Sehr gut bestätigt das der mit den ungarischen Verhältnissen vertraute italienische Gelehrte Galeotto Marzio (15. Jh.), der als auffälliges Charakteristikum der Ungarn anführt, daß „die Ungarn, ob nun Adlige oder Gemeine, die Wörter in derselben Weise gebrauchen und ohne jeden Unterschied sprechen", und fortfährt: „Denn, um von Italien zu reden, bei uns sind die Redeunterschiede so groß, daß der Stadtbürger sich vom Dörfler bzw. der Kalabrier sich vom Etrusker (= Toskaner) in seiner Rede so weit unterscheidet, daß es höchste Schwierigkeiten beim Verstehen gibt." Auf die Dialekte wirkten also neben differenzierenden stets auch vereinheitlichende Kräfte. Dadurch entstanden zwischen den Dialekten nicht nur keine großen Unterschiede, sondern auch insgesamt lassen sich die dialektalen Verhältnisse im Mittelalter wegen ihrer unscharfen Grenzen nur schwer überblicken. Es sind zwar zahlreiche Dialekterscheinungen aus altungarischer Zeit bekannt, die aber größtenteils nicht lokalisiert werden können. Erst zum Ende der Periode zeichnen sich die Gebiete einzelner Dialekterscheinungen ab, so z. B. ein östliches und ein westliches Zentrum des *í*-Dialektes; die Adverbialsuffixe *-nott, -nól, -ni* (Entsprechungen von *-nál, -tól, -hoz*) kommen in Nordosten vor; das illabiale *á* hat sich im Norden (Palotzenland) und Süden (Syrmien) nicht labialisiert; die Wörter *hany* 'Morast', *öttevény* 'Landstraße' und *gelencsér* 'Töpfer' gibt es nur in den westlichen Gebieten.

Es gibt zwei Gründe dafür, daß in altungarischer Zeit keine Literatursprache entstand. Zum einen war damals die gesellschaftliche Funktion der Schriftlichkeit gemessen an der heutigen viel geringer, zum anderen standen die Dialekte einander nicht fern genug, als daß die unerheblichen Abweichungen, falls jemand irgendwo in seinem eigenen Dialekt sprach, das gegenseitige Verstehen gestört hätten (s. das obige Galeotto-Marzio-Zitat). Folglich fehlte die dringliche Not-

wendigkeit dafür, über den Dialekten eine normative Sprachvariante zu schaffen. Ungeachtet dessen läßt sich von den Anfangsphasen der Entstehung zweier normativer Sprachvarianten berichten (obwohl in altungarischer Zeit eigentlich nur für die Satzlehre von einer um Einheitlichkeit bestrebten Norm zu reden ist), die auch phonetisch die Dialektvielfalt überwinden wollten und die sprachliche Einheit anstrebten. Die eine nennt man die Klostersprache und ist in der Klosterliteratur zu finden. Die Kodizes zeichnen sich zwar durch dialektale Vielfarbigkeit aus, doch fällt eine große Zahl von Kodizes im *ö*-Dialekt auf. Somit hat sich in den Klöstern wohl eine Art *ö*-Norm verbreitet, und unter glücklicheren Umständen hätte es später zu einer Literatursprache auf der Basis dieser *ö*-Norm kommen können.

Die andere Variante hat sich am Königshof und seiner Kanzlei entwickelt, die sogenannte Kanzleiliteratur. Die königliche Kanzlei schuf sich eine relativ einheitliche Orthographie und bemühte sich auch um die Vereinheitlichung der Wortgestalt. Offensichtlich übte der Hof auch einen ausgleichenden Einfluß auf die Dialekte der aus allen Landesteilen dorthin kommenden Schreiber aus, und Hof und Kanzlei beeinflußten einander gegenseitig. Eine normative Sprachvariante entstand aus keiner der beiden Initiativen, die Mohácser Tragödie – die verlorene Schlacht gegen die Türken und ihre Folgen – bereitete diesem ein Ende.

Mittelungarische Zeit (1526–1772)

Die mittelungarische Zeit umfaßt rund 250 Jahre, die zum Großteil reich an Prüfungen und für die Ungarn politisch wie wirtschaftlich mit Nachteilen verbundene Jahrhunderte und katastrophale Jahrzehnte waren. 1526, mit der Schlacht von Mohács, begann die 150jährige Türkenherrschaft, die zur Dreiteilung Ungarns, zum Verlust der nationalen Unabhängigkeit des Landes, zur physischen Vernichtung eines großen Teils der ungarischen Bevölkerung, zur Verwüstung Hunderter von Siedlungen und Verwilderung von Ackerbaugebieten in der Größe mehrerer Komitate führte. Diese Tatsachen beeinflußten die allgemeine Entwicklung der ungarischen Sprache wesentlich.

Die in der vorangehenden Periode beobachteten Anzeichen für die Entstehung einer einheitlichen, normativen Sprachvariante – die beiden literarischen Initiativen in den Klöstern und der Kanzlei – wurden unter den neuen Bedingungen (Zerstörung von Klöstern, Verlust der königlichen Residenz Ofen an die Türken usw.) unterbunden. Daß trotz dieser ungünstigen äußeren Umstände dennoch zu Beginn dieser Periode, in der zweiten Hälfte des 16. Jh., die Entste-

hung einer einheitlichen Norm neuen Auftrieb erhielt, ist größtenteils der Reformation zu verdanken. Die Reformatoren wollten sich auch an die breiten Volksmassen wenden, was selbstverständlich nur mittels der Muttersprache möglich war. Das Zitieren der *Bibel* und Predigen in der Muttersprache (Gáspár Károlyis Vizsolyer Bibelübersetzung erschien 1590), die Gründung von Schulen und Hochschulen und die Glaubensdispute förderten selbst inmitten der allgemeinen Verwüstung die Entwicklung der ungarischen Sprache und ihrer einheitlichen literarischen Variante. Sogar die ständige Vermischung der Dialekte aufgrund der Dreiteilung des Landes spielte dabei eine wichtige Rolle, nicht unwesentlich war auch die Verbreitung des Buchdrucks. Die ersten ungarischsprachigen Drucke entstanden zwar in Krakau (Krakow) und Wien, aber 1536 erschien ein Buch auch im westungarischen Újsziget. Die mit der Habsburgermacht verbündete Gegenreformation kämpfte mit den Mitteln der Reformation (unter anderem der Gründung von Schulen, der Bibelübersetzung und Buchausgaben) um ihre abtrünnigen Gläubigen und verlorenen Positionen, was den sprachlichen Vereinheitlichungsprozeß ebenfalls förderte.

Der Humanismus übernahm eine ebenso wichtige Rolle. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf die Muttersprache, gab Anstöße für die Bildung und Systematisierung gewisser muttersprachlicher Erscheinungen, womit eine stärkere sprachliche Nivellierung ihren Anfang nahm. 1539 veröffentliche János Sylvester die erste ungarische Grammatik in lateinischer Sprache (*Grammatica Hungarolatina*), der mit der Zeit noch andere folgten (Albert Szenci Molnárs *Novae Grammaticae Ungaricae ... libri duo,* 1606, István Geleji Katonas *Magyar Gramatikatska,* 1645, György Komáromi Csipkés' *Hungaria Illustrata,* 1655, Pál Pereszlényis *Grammatica Lingvae Ungaricae,* 1682, Pál Kövesdis *Elementa Linguae Hungaricae,* 1686 usw.)

Die sprachlichen Vereinheitlichungsbestrebungen unterschieden sich zwar nach Gegenden, reduzierten sich allmählich aber auf zwei Haupttypen: den nordöstlich-östlichen und den transdanubischen (westlichen) Typ. Der westliche Normtyp (dem auch Zrínyi folgte) wurde langsam vom sich landesweit durchsetzenden nordöstlich-östlichen verdrängt. Entscheidend dafür war in erster Linie das Schriftsprachenideal, das die reformierten Schulen im nordöstlich-östlichen Landesteil (Sárospatak, Debreczin [Debrecen], Weißenburg/Karlsburg [Gyulafehérvár, Alba Iulia], Groß-Enyed/Straßburg [Nagyenyed, Aiud], später Klausenburg), die Schüler und die grammatischen, orthographischen sowie lexikographischen Autoren dieser Schulen vertraten. Keinesfalls unwesentlich ist auch, daß die Verfasser der alten ungarischen Grammatiken zur Hälfte ebenfalls aus diesem nordöstlichen Gebiet stammten, also ihren Mutterdialekt vertraten. Die

Literatursprache war in Ungarn nicht das Ergebnis des Dominierens eines Dialektes über die übrigen, sondern das der Verschmelzung der Dialekte. Es läßt sich gut beobachten, wie sich die späteren normativen Regeln aus dem Hin und Her von Varianten und Erscheinungen herauskristallisierten. So fällt auf, wie die Autoren den *í*-Dialekt umgehen (einzig das Ableitungssuffix *-ít* bleibt in der Literatursprache erhalten). Bei gewissen Wortpaaren standen sich *i* ~ *ü* (*kild* ~ *küld* 'schicken', *kilső* ~ *külső* 'Äußeres') gegenüber: Normativ wurden die ü-Formen. Damals entschied sich, daß die Suffixvarianten *-ból, -ből, -tól, -től, -ról, -ről* regulär werden. Aus dem Kampf zweier Varianten der possessiven Personalsuffixe (*ház-unk, ház-onk*) ging ersteres schließlich als Sieger hervor. Auch die Rechtschreibung vereinheitlichte sich: Seit dem 17. Jh. wurden die langen Vokale immer konsequenter mit Akzenten gekennzeichnet. Auch der Wortbestand belegt eindeutig, wie die sich vereinheitlichende Literatursprache die aus unterschiedlichen Dialekten stammenden Wörter einschmolz: Die Wörter aus dem Ostdialekt *felleg* 'Wolke', *párna* 'Kissen' und *lel* 'finden' wurden ebenso aufgenommen wie ihr jeweiliges westungarisches Pendant *felhő, vánkos* und *talál*.

Zweifellos war das wichtigste Sprachgeschehen der mittelungarischen Zeit die Vereinheitlichung durch die ungarische Literatursprache. Bis zum Beginn der Aufklärung waren die meisten Regeln der ungarischen Schriftsprache nicht nur entstanden, sondern sie hatten sich auch großteils schon verbreitet. In keinem der Bereiche der ungarischen Sprache dieser Periode gab es so gewichtige Veränderungen, wie sie für die viel längere altungarische und die urungarische Zeit typisch waren. Unter ihren wichtigsten Änderungen sind folgende zu erwähnen.

Das *Lautsystem* erweitert sich um *dzs*, das durch osmanisch-türkische Lehnwörter eingebürgert wird: *findzsa* 'Schale, Tasse', *handzsár* 'Handschar (säbelartige Waffe)'. Das lange offene *ē* wird zu *é*. Das *j* erobert einen großen Teil des Sprachgebietes (*ly* wird in immer größeren Gebieten zu *j*). In der Anrede entsteht das Siezen und ergänzt das im Mittelalter noch allgemeine Duzen. Eine Form dieser distanzierteren Anrede sind *kend* und *kelmed*, beide entstanden aus *kegyelmed* 'Euer Gnaden'. Im 17. Jh. wird das Reflexivpronomen *maga* 'selbst' zum Personalpronomen. Die Konjugation vereinfacht sich; die funktionalen Unterschiede in den Präteritumszeiten zwischen den Typen *vára, várt vala, vár vala* und *vártanak* verschwinden. Zur häufigsten wird die mit *-t, -tt* bezeichnete Vergangenheit, *vára* und teils *vár vala* werden auf die Schriftsprache beschränkt. Der Zerfall der *ik*-Konjugation setzt sich verstärkt fort. Auch das Futur auf *-and, -end* (*látandok*) wird durch die sich immer weiter ausbreitende umschreibende Konstruktion (*fogok látni*) verdrängt. Langsam verschwindet

die in der mittelalterlichen Schriftsprache verbindlich gewordene latinisierte Form des Konjunktivs. Die Zahl der Verbalpräfixe sowie Zahl und Anteil der verbalpräfigierten Verben wächst weiter. Den Ableitungssuffixen des Verbalverbs (*-va, -ve, -ván, -vén*) wurden früher grammatische Endungen angefügt, nach dem 16. Jh. nicht mehr. Es bilden sich auch neue Postpositionen, wie *folytán* 'infolge', *múlva* 'nach', *nézve* 'hinsichtlich', *számára* 'für', *szembe* 'gegen', *szemben* 'gegenüber', *tájban* 'ungefähr', und ermöglichen einen differenzierteren Ausdruck logischer Beziehungen. Die Entwicklung der Satzbildung machte neue Konjunktionen erforderlich: *azonban* 'indessen', *ellenben* 'demgegenüber', *hiszen* 'doch', *szinte* 'sozusagen', *ugyanis* 'nämlich'.

Bei der Erweiterung des *Wortschatzes* benutzte das Mittelungarische alle Methoden weiter, die auch für die früheren Perioden charakteristisch waren. Die Produkte der Wortschöpfung, die lautnachahmenden-lautmalenden Wörter, entstehen in großer Zahl und deuten unter anderem auch an, daß Denken und Geschmack nach ausdrucksmäßigen Schattierungen und farbigen, darstellungskräftigen Wörtern verlangen. So sind aus dem 16. Jh. die lautnachahmenden Wörter *cincog* 'piepsen', *csetepaté* 'Streit', *csoszog* 'schlurfen, schlurren', *fecseg* 'schwatzen', *mekeg* 'meckern', *nyivákol* 'maunzen, maiuen', *pityereg* 'plärren, flennen', *sopánkodik* 'jammern, lamentieren' und *zaklat* 'belästigen' sowie die lautmalenden *buborék* 'Blase', *cammog* 'trotten', *hebehurgya* 'fahrig, schusselig', *piszkál* 'stochern, sticheln' und *pottyan* 'plumpsen' belegt. Mit den zwei Hauptarten der Wortbildung, der Derivation und der Zusammensetzung, werden Hunderte neuer Wörter geschaffen, und die meisten neuen Ableitungen sind Verben. Damals tauchen beispielsweise auf: *álldogál* 'herumstehen', *katonáskodik* 'Soldatendienst tun', *lelkiismeretes* 'gewissenhaft', *neveletlen* 'unerzogen', *olvasgat* '(in einem Buch) lesen' und *sírdogál* 'vor sich hinweinen'. Zu beliebten Ableitungssuffixen werden *-doz* und *-dogál* (*kapdoz* 'hin- und herhaschen', *legeldegél* 'hin- und herziehend weiden'). Das Diminutivsuffix *-i* entsteht im 16. Jh. und beteiligt sich immer fruchtbarer an der Herausbildung verschiedener Ableitungssuffixhäufungen (*Juli* 'Julia [Koseform]'). In dieser Zeit kommt es zu dem Ableitungssuffix lautnachahmender Substantive *-aj* (*kacaj* 'Lacher, Lache', *zörej* 'Geräusch'), andererseits verlieren andere Ableitungssuffixe an Bedeutung, wie die Nominalsuffixe *-g* (*virág* 'Blume'), *-mány* (*hagyomány* 'Tradition'), *-vány* (*irtvány* 'Rodung'), *-l* (*fonal* 'Faden'), *-ály* (*aszály* 'Dürre') usw. Als Ergebnis der Rivalität der beiden Nominalsuffixe *-at* und *-ás* werden Substantive mit Handlungsbedeutung zunehmend nur noch von *-ás*-Ableitungen bezeichnet. Aus der Variante *né* von *nő* 'Frau' entsteht das Ableitungssuffix *-né* für den Namen der Ehefrau. Die Zahl der bewußt, auf künstlichem Wege geschaffenen Wörter nimmt zu. So schuf beispielsweise János Sylvester, der Autor der

ersten ungarischen Grammatik (1539), mehrere grammatische Kunstwörter (*köznév* 'Gattungsname', *tulajdonnév* 'Eigenname' usw.). Von dem berühmten Mathematikbuchverfasser (1743) György Maróthy stammen *kivonás* 'Substraktion', *osztás* 'Division', *törtszám* 'Bruchzahl' usw. Die Zusammensetzung als produktive Wortbildungsweise verbreitet sich immer mehr, in allen Lebensbereichen tauchen zahllose Zusammensetzungen auf, wie *könyvnyomtató* 'Buchdrucker', *mesterlegény* 'Handwerksgeselle', *messzelátó-üveg* 'Fernglas', *tüdőfölgyulladás* 'Lungenentzündung', *vendégfogadó* 'Gastwirtschaft'. Durch Bedeutungswandel erhalten viele Wörter einen neuen Sinn: *hébe-hóba* 'zuweilen' bedeutete ursprünglich 'im Warmen wie im Kalten', die frühere Bedeutung von *idétlen* 'unentwickelt, ungeschickt' war 'frühgeboren' (*idétlen* = *időtlen*, also 'nicht zur richtigen Zeit geboren'), die von *kacér* 'kokett', war ursprünglich 'ketzerisch', und *korhely*, ursprünglich 'Domherr', wurde in der die kirchlichen Mißbräuche geißelnden Atmosphäre der Reformation zu 'Liederjan, Nichtsnutz'.

Eine wichtige Quelle der Erweiterung des Wortschatzes war auch weiterhin die Übernahme von Wörtern aus Fremdsprachen. An erster Stelle standen die lateinischen Lehnwörter. Durch den Einfluß des Humanismus und den sich ausweitenden Schulbesuch wurde die Kenntnis des Lateinischen so verbreitet, daß es zur zweiten Sprache (der „Vatersprache") der gebildeteren Adligen und besser geschulten Literaten wurde. Die Folge war, daß sich die lateinischen Lehnwörter im Staats- und Rechtswesen sowohl in Schule und Wissenschaft als auch in der Kirchensprache häuften. Auch im Alltagsleben stammten zahlreiche Wörter aus dem Lateinischen. Folgende Beispiele seien genannt: *apellál* 'appellieren', *citál* 'zitieren', *fiskális* 'Advokat', *juss* 'Recht', *ceruza* 'Bleistift', *kréta* 'Kreide', *diktál* 'diktieren', *kotta* '(Musik) Note', *eklézsia* 'Kirche', *prezsbiter* 'Presbyter', *diskurál* 'disputieren', *figura* 'Figur', *muzsika* 'Musik', *nóta* 'Lied', *pipa* 'Pfeife', *virtus* 'Tugend' usw.

Auch Wortübernahmen aus dem Deutschen vermehrten sich. Die Gründe lagen in der zunehmenden Ausdehnung der Habsburger-Herrschaft auf Ungarn, wodurch der deutsche Spracheinfluß stieg. Wien, wo Ungarns Schicksal bestimmt wurde, war zum kulturellen Zentrum für die ungarische Gesellschaft geworden und versorgte das Land mehr oder weniger mit allem, was im Westen auf kulturellem Gebiet geschah. Außerdem besaßen eine Reihe von ungarischen Städten und Gebieten einen erheblichen Anteil an deutscher Bevölkerung (Ödenburg [Sopron], Preßburg [Pozsony, Bratislava], Kaschau [Kassa, Košice], die Bergstädte, Ofen und Pest, die Zips [Szepesség] und in Siebenbürgen die sächsischen Stühle). Nach der Vertreibung der Türken siedelten die Habsburger bewußt deutsche Siedler in verschiede-

nen Landesteilen an. Solche damals ins Ungarische übernommenen deutschen Lehnwörter sind *gavallér* 'Kavalier', *kugli* 'Kegelspiel', *park* 'Park', *csokoládé* 'Schokolade', *piskóta* 'Bisquit', *drót* 'Draht', *prés* 'Presse', *bomba* 'Bombe', *lárma* 'Lärm', *pisztoly* 'Pistole'.

Mit Italien unterhielt Ungarn auch weiterhin – vorwiegend – Handelsbeziehungen. Natürlich vermittelten vermutlich auch die italienischen Söldner (in den Armeen Castaldos, Bastas und Montecuccolis), die im Lande tätigen Ingenieure usw. italienische Wörter. Noch wichtiger als Quelle war aber Wien, das bis Mitte des 18. Jh. unter starkem italienischem Kultureinfluß stand. Damals übernommene Wörter waren beispielsweise: *makaróni* 'Makkaroni', *mazsola* 'Rosine', *osztriga* 'Auster', *palacsinta* 'Eierkuchen'.

Im 18. Jh. löste in Wien der französische den italienischen Einfluß ab. Die deutsche Sprache Wiens füllte sich mit französischen Wörtern und Ausdrücken, und von dort wurden viele auch ins Ungarische übernommen, vor allem durch die Vermittlung der oberen Schichten. Deshalb sind diese Wörter im Ungarischen selbstverständlich deutscher Herkunft, der französische Einfluß ist nur ein indirekter: *biliárd* 'Billard', *galoppíroz* 'galoppieren', *gázsi* 'Gage', *kurázsi* 'Kurage', *pomádé* 'Pomade', *szerviz* 'Service'.

Auch der slawische Einfluß blieb erhalten, obgleich mit nachlassender Intensität. Die damals übernommenen slawischen Lehnwörter finden sich großenteils im Begriffskreis des Ackerbaus und bäuerlichen Lebens: *gatya* 'Hose', *hombár* 'Speicher', *kukta* 'Küchenjunge', *lekvár* 'Marmelade', *szamóca* 'Erdbeere', *petrence* 'Heuschober', *zsizsik* 'Getreidekäfer'.

Während der 150jährigen Türkenherrschaft gelangten direkt und durch südslawische (serbisch-kroatische) Vermittlung auch osmanisch-türkische Lehnwörter ins Ungarische. Die meisten von ihnen gerieten wieder in Vergessenheit, weil sie türkische Institutionen und Würdenamen beinhalteten, wie *szandzsák* 'Bezirk' und *kádi* 'Richter'. Zu den erhalten gebliebenen Lehnwörtern gehören: *csiriz* 'Kleister', *dohány* 'Tabak', *kávé* 'Kaffee', *pamut* 'Baumwolle', *szattyán* 'Saffian', *tarhonya* 'Eiergraupen'.

In mehrere siebenbürgische Dialekte wurden rumänische Lehnwörter aufgenommen, von denen einige später auch in die Umgangssprache eingingen: *furulya* 'Flöte', *kaláka* 'freiwillig verrichtete gemeinsame Arbeit zu gegenseitiger Aushilfe', *málé* 'Maisbrei', *mokány* 'eigensinnig'.

Neuungarische Zeit (ab 1772)

Die neuungarische Zeit ist die kürzeste Periode der ungarischen Sprachgeschichte. Dennoch ist nicht dies der Grund, daß über relativ wenige wichtige Veränderungen zu berichten ist. Die einheitliche Literatursprache, deren beinahe alle wichtigen Regeln in der vorhergehenden Periode entstanden waren, stabilisierte sich im ersten Drittel dieser Periode ohne besondere Änderungen. Die im übrigen größte Umwandlung erfuhr der Wortschatz: Die Spracherneuerung brachte Tausende künstlicher neuer Wörter, womit sie die ungarische Sprache auch im Wortschatz befähigte, alle Begriffssysteme, Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen zu können, die Europa Mitte des 19. Jh. charakterisierten. Der Festigung der einheitlichen Literatursprache folgte die stufenweise Herausgestaltung der zweifellos lokkereren Normen der Umgangssprache. Die Dialekte wurden immer weiter zurückgedrängt, näherten sich der Umgangssprache an; auf der anderen Seite entstanden, erstarkten und verbreiteten sich neue Sprachvarianten, die sogenannten Gruppensprachen (Soziolekte), die sich aufgrund gleichen Berufs, Interesses oder Alters herausbildeten. In zeitlicher Reihenfolge lassen sich die sprachlichen Ereignisse der neuungarischen Zeit folgendermaßen skizzieren:

Die Aufklärung Ungarns, den Beginn der neuungarischen Zeit, setzt man mit 1772 an, dem Auftreten György Bessenyeis. Er war eine Führergestalt jener Schriftsteller, die, getragen von den Aufklärungsidealen, immer klarer sahen, daß ein Aufschwung des geistigen Lebens (Literatur, Wissenschaften) nur auf der Basis der Muttersprache erfolgen könne. Diese Erkenntnis formulierten sie auch, unter Betonung der Rechte der ungarischen Sprache und der Verpflichtetheit der Schriftsteller. Die Verdeutschungsbestrebungen Josephs II. (1780–1790) erweckten Widerstand beim ungarischen Adel, was wiederum die Sache der ungarischen Sprache förderte. Nachdem die Martinovics-Verschwörung ausgehoben worden war (1795), wurde das ungarische Geistesleben vorübergehend zwar durch Zensur, Polizeiwillkür und Spitzelsystem gelähmt, doch erkannten die geistigen Führer der Nation in der Entwicklung der ungarischen Sprache den einzig gangbaren und zugleich notwendigen Weg, das halbkoloniale Schicksal des Ungartums durch Erhöhung der Nationalkultur und Verbreitung der Bildung zu beenden.

Unmittelbar auslösendes Moment der ungarischen Spracherneuerung war folgendes: Als im letzten Drittel des 18. Jh. die Entwicklung der ungarischen Sprache und Literatur sowie der allgemeinen Bildung zum nationalen Programm wurde und die Schriftsteller mit der Übersetzung fremdsprachiger Werke, die Gelehrten mittels

ungarischsprachiger Vermittlung ihrer Wissenschaftszweige einen Beitrag dazu leisten wollten, stellte sich heraus, daß die ungarische Sprache wegen ihrer Mängel im Wortbestand nur teilweise dazu geeignet war. Daraufhin begann man mit großem Elan, neue Wörter zu schaffen. Fast jeder Schriftsteller und Gelehrte hielt es für seine Pflicht, die auf seinem Fachgebiet fehlenden ungarischen Wörter zu bilden. Dies ist die Heldenepoche der Fachsprachen der Wissenschaften in Ungarn. Es entstanden zahlreiche Kunstwörter der Pflanzen- und Tierkunde, Rechtswissenschaft, Philosophie, Kriegswissenschaft, Sprachwissenschaft und Medizin usw. Wirklich erfolgreich wirkte die Spracherneuerung, als der Dichter, Übersetzer und Kulturpolitiker Ferenc Kazinczy die Führung übernahm. Die die Spracherneuerung begleitenden großen Debatten zwischen ihren Befürwortern, den Neologen, und ihren Gegnern, den Orthologen, trugen dazu bei, einen Teil der Fehler und Übertreibungen zu verbessern bzw. die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit ständig wachzuhalten.

Am hitzigsten tobte der Spracherneuerungskampf, als die Gegner 1813 das Pamphlet *Mondolat* etwa 'Gesatze' (aus 'Gedanke' + 'Satz') herausbrachten. Darin wurden – mittels einem aus neuen Wörtern zusammengestellten, also ohne Wörterbuch unverständlichen Text – die Spracherneuerer samt ihrem Führer Kazinczy verspottet. Die Antwort der Spracherneuerungsanhänger, *Antwort* (Felelet, 1815) von Ferenc Kölcsey und Pál Szemere, stellte der Konservativen schwerfällige, umständliche Sprache und Stil an den Pranger. Den Sieg trugen die Spracherneurer davon: Sämtliche bedeutenden Schriftsteller traten für die Spracherneuerung ein. Als 1825 Mihály Vörösmartys populäres Epos *Zaláns Flucht* (Zalán futása) erschien, das in großem Umfange die Ergebnisse der Spracherneuerung enthielt, war der Sieg der Spracherneuerer unwidersprochen.

Mittels welcher Methoden schufen nun die Spracherneuerer neue Wörter? Die glücklichste und erfolgreichste Vorgangsweise war, Dialektwörter in die Umgangssprache aufzunehmen, wie *avatkozik* 'sich einmischen', *betyár* 'Betyar, Strauchdieb', *bojtár* 'Hirtenjunge', *burgonya* 'Kartoffel', *falánk* 'gefräßig', *hullám* 'Welle', *hús* 'Fleisch', *kandalló* 'Kamin', *meder* 'Becken', *róna* 'Ebene', *sajnos* 'leider', *zamat* 'Aroma'. Aus der Volkssprache wurde das Adverbialsuffix *-lag, -leg* (*főleg* 'hauptsächlich', *valószínűleg* 'wahrscheinlich') übernommen. Ein richtiges und fruchtbares Verfahren war auch die Widerbelebung veralteter Wörter, wie im Falle von *aggastyán* 'Greis', *áradat* 'Strömung', *év* 'Jahr', *fegyelem* 'Disziplin', *hon* 'Heimat', *iker* 'Zwilling' und *verseny* 'Wettbewerb'. Verschiedentlich änderte man die Bedeutung der Wörter: *alak* wurde aus 'Puppe, Figur' zu 'Gestalt, Form', *hős* aus 'Bursche, Jüngling' zu 'Held', *váz* aus 'Vogelscheuche' zu 'Gestell, Skelett'. Außer Gattungswörtern wurden auch alte ungarische bzw. ungarisch

geprägte Personennamen wiederbelebt: *Ákos, Árpád, Béla, Gyula, Zoltán,* und Fremdwörter umgestaltet: Aus lat. *balaena* 'Walfisch' und *scilla* 'Meerzwiebel' wurden *bálna* und *csilla,* aus *elegia* 'Elegie' wurde *alagya.* Dieser Methode bedienten sich in erster Linie die naturkundlichen Schriftsteller. Sie versuchten sogar, fremde geographische Namen zu magyarisieren, wie *Koppenhága* > *Kappanhágó, Stockholm* > *Istókhalma.*

Die fruchtbarsten Methoden der Wortschatzerweiterung der Spracherneuerer waren Derivation, Zusammensetzung und Rückbildung. Sie benutzten alte und neue, lebende und tote, ja sogar (mittels Adaptation) selbstgeschaffene Ableitungssuffixe. So entstanden z. B. die Ableitungen *illeszt* 'fügen' und *törleszt* 'tilgen', *andalog* 'wandeln' und *társalog* 'Gespräch führen', *dühöng* 'wüten' und *őrjöng* 'toben', *egyesít* 'vereinen' und *lazít* 'lockern', *hiúsít* 'verhindern, vereiteln' und *valószínűsít* 'wahrscheinlich machen', die Zusammensetzungen *folyóirat* 'Zeitschrift', *ábrándvilág* 'Traumwelt', *helyesírás* 'Rechtschreibung', *jellemrajz* 'Charakterbild' und *rendőr* 'Polizist' sowie die Verkürzungen *árny* 'Schatten, Geist' aus *árnyék* 'Schatten', *bók* 'Reverenz, Kompliment', aus *bókol* 'Reverenz, Komplimente machen', *mámor* 'Rausch' aus *mámoros* 'trunken', *cím* 'Adresse' aus *címer* 'Wappen'.

Viele neue Wörter schufen die Spracherneurer mittels Lehnübersetzung fremdsprachiger Muster: *álláspont* (: < dt. Standpunkt), *benyomás* (: < dt. Eindruck), *előítélet* (: < lat. praejudicium 'Vorurteil'). Eine seltsame Wortbildungsweise war die Fügung zweier oder mehrerer verstümmelter Wörter: *csőr* 'Schnabel' < *cső* 'Rohr' + *orr* 'Nase', *bilcsirta* 'Motacilla flava, eine Vogelart' < *billegető pacsirta* eig. 'Wippschwanzlerche', *rovar* 'Kerbtier, Insekt' < *rovátkolt barom* 'gekerbtes Tier'. Als sinnvolles Verfahren dagegen erwies sich die Weiterbildung von Adverbialsuffixen: *utánoz* 'nachahmen', *fellebbez* 'Berufung einlegen', *újráz* 'wiederholen lassen', *alábbi* 'nachfolgend', *eddigi* 'bisherig', *voltaképpeni* 'eigentlich' usw. Erwähnenswert ist, daß die Spracherneurer keine neuen Wörter aus den verwandten Sprachen schöpften — so gelangten ins Rumänische viele französische und italienische Wörter, ins Bulgarische Wörter anderer slawischer Sprachen und ins Estnische finnische Wörter —, vermutlich (auch) deshalb, weil damals in der öffentlichen Meinung die finnougrische Herkunft der ungarischen Sprache noch kaum bekannt bzw. anerkannt war. Das einzige Beispiel ist *minta* 'Muster', das aus Sajnovics' *Demonstratio* (1770), vermittelt durch von der Sprachverwandtschaft begeisterte Schriftsteller, aus dem Lappischen ins Ungarische gelangte — freilich infolge eines Mißverständnisses, denn das (skandinavische) Wort heißt im Lappischen 'Münze'.

Als Ergebnis der Spracherneuerung war die ungarische Sprache auch in ihrem Wortschatz in der Lage, den an sie gestellten Anspru-

chen zu entsprechen. Die schnelle und umfängliche Bereicherung des Wortbestandes förderte die Normenvereinheitlichung der Literatursprache und ihre nachfolgende Stabilisierung. Ihre bisherigen zwei Haupttypen, der nordöstliche an der Theiß und der westliche an der Donau, verschmolzen immer mehr, und zwar in der Weise, daß vom nordöstlichen mehr und vom westlichen weniger erhalten blieb bzw. übernommen wurde.

Als Beweise für die intensive Beschäftigung mit der ungarischen Sprache erschienen nun eine lange Reihe normativer Grammatiken, fächerte sich die ungarische historische Sprachwissenschaft auf und nahm die Zahl derer zu, die sich mit dem Ursprung des Ungarischen beschäftigten. Zwischen 1772 und 1849 wurden etwa 100 größere oder kleinere Wörterbücher herausgegeben. Die Rechtschreibung wurde vereinheitlicht: Unter Mitwirkung der angesehenen *Ungarischen Gelehrten Gesellschaft* (Magyar Tudós Társaság) erschien 1832 *Wichtigere Regeln der ungarischen Rechtschreibung und Wortbeugung* (A' magyar helyesírás' és szóragasztás' főbb szabályai), die Kodifizierung der Orthographienormen. 1847 erschien *System der ungarischen Sprache* (A magyar nyelv rendszere). Aufgrund einer ganzen Reihe von Faktoren – wie der Aufschwung des kulturellen Lebens im Vormärz, die Zunahme der belletristischen und populärwissenschaftlichen Literatur, das zahlenmäßige Wachstum des Leserpublikums sowie das Theater – konnte sich in dieser Zeit auch die ungarische Unterhaltungssprache in großen Zügen herausgestalten. Bis dahin hatten nämlich massenweise lateinische und deutsche Elemente und eine starke Dialektfärbung die Unterhaltungssprache charakterisiert. Da sich nun die literatursprachlichen Normen stabilisiert und die Sprache vereinheitlicht hatten, löste sich infolge der Spracherneuerung und mit der Zunahme für das öffentliche Leben günstiger Erscheinungen die ungarische Unterhaltungssprache von diesen lateinischen und deutschen Elementen sowie stark dialektalen Wendungen und näherte sich der Literatursprache. Als politisches Ergebnis der um die ungarische Sprachentwicklung bemühten Bestrebungen erklärte 1844 der Landtag statt des Lateinischen das Ungarische zur Amtssprache.

Auf die Revolution und den Freiheitskampf von 1848/49 folgten wiederum das Ende der nationalen Selbständigkeit und eine planmäßige Wiener Eindeutschungsaktion; Deutsch wurde Verwaltungssprache, ungarischsprachige Vorlesungen an der Pester Universität wurden abgeschafft, und 1856 erklärte die Wiener Regierung auch in allen Fächern der Mittelschulen Deutsch als Unterrichtssprache für verbindlich (mit einer Toleranzphase von sechs Jahren). Gegen diese Bestrebungen flammte die Spracherneuerung wieder auf, nun als extreme Verfolgung der Fremdwörter. Nach dem Ausgleich (1867)

beruhigte sich dann die Lage. Aus sprachlicher Sicht ist wichtig, daß sich in Ungarn auf dem Wege zur Industrialisierung und zum Kapitalismus infolge der inneren Migration die Sprach- (Dialekt-) Mischung und Sprachvereinheitlichung fortsetzten. Budapest wurde in sprachlicher Hinsicht immer wichtiger. Während um 1850 nur ein Drittel der hauptstädtischen Bevölkerung Ungarn waren, waren es 1873, als Pest, Ofen und Altofen (Óbuda) vereinigt wurden, bereits 47 Prozent, und zu Beginn des 20. Jh. stellten sie schon die Mehrheit, aufgrund der aus allen Gegenden des Landes zuströmenden Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg bzw. dem Friedensvertrag von Trianon (1920) stiegen die sprachliche Bedeutung und das Ansehen der Hauptstadt infolge der sich dort konzentrierenden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren noch weiter, und die ungarische Umgangssprache dominierte. Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Demokratisierung, der Aufschwung im Schulwesen und in der Bildung insgesamt, die Errungenschaften der materiellen und technischen Kultur, die Bevölkerungsmobilität, die Urbanisation und der wachsende Einfluß der Massenkommunikation (vor allem des Fernsehens) verbreiteten die Literatur- und Umgangssprache (in ihrer Budapester Variante) immer stärker und verhalfen damit der Umgangssprache dazu, Allgemeingut zu werden.

Im Bereich der *Lautlehre* änderte sich in neuungarischer Zeit an der Umgangs- und Literatursprache nicht mehr viel. Erwähnenswert sind der Wandel *ly* > *l*, der im 19. Jh. in der gesprochenen Sprache so allgemein wurde, daß heute die *ly*-Aussprache nur noch in engen Dialektgrenzen (Palotzen-Dialekte) existiert, und die Verbreitung des offenen *e* in der Aussprache auf Kosten des geschlossenen *ë*. Das offen *e*, im 19. Jh. allein auf die Nordost- und einen Teil der Ostdialekte und die dortige dialektal gefärbte Umgangssprache beschränkt, breitete sich seit dem Jahrhundertende schnell weiter aus, und zwar dank der Budapester Sprache, wo der Ausgleich zugunsten des offenen *e* erfolgte. Die Massenkommunikationsmittel mit ihrem überaus großen sprachlichen Ansehen verbreiteten fast ausnahmslos die Variante mit offenem *e* und beeinflußten damit die Gesamtbevölkerung in diese Richtung.

Folgende phonetische Veränderungen sind (unter anderen) noch heute im Gange: Langes *í, ú, ű* werden in der umgangssprachlichen Aussprache häufig verkürzt (statt *újság* 'Zeitung' *ujság*), ebenso einige lange Konsonanten (besonders *ll*, seltener *nn*, so wird *vállalat* 'Unternehmen' zu *válalat*, *uzsonna* 'Vesperbrot' zu *uzsona*). Andererseits läßt sich in weniger anspruchsvollen Varianten der Umgangssprache auch eine Dehnung mancher Vokale und Konsonanten beobachten (so *kőrút* 'Ring[straße]' aus *körút*, *pósta* 'Post' aus *posta* und *bakkancs* 'Wanderschuh' aus *bakancs*). Alle diese Veränderungen sind auf dialektale

Erscheinungen zurückzuführen und beweisen ein für allemal, wie sehr die – manchmal gegensätzlichen – Dialekterscheinungen die heutige Umgangssprache beeinflussen. Mit der allgemeinen Durchsetzung der öffentlichen Schulbildung gelangten breite Volksmassen unter die Macht der Achtung vor dem geschriebenen Wort.

Im *grammatischen System* wird in neuungarischer Zeit die Vereinfachung des Präteritumsystems fortgesetzt und abgeschlossen. Die Erzählvergangenheit (Perfectum historicum: *vára*), im 19. Jh. auch in der Schriftsprache noch vorhanden, wird heute nur noch vereinzelt, in archaisierenden Schriften verwandt. Auch *vár vala* (Präsens imperfectum) ist in der Literatursprache ausgestorben, so daß die Vergangenheit auf *-t, -tt* (*várt*) allein übriggeblieben ist. Auch das Futur mit dem Suffix *-and, -end* (*látand, kérend*) verschwand in der zweiten Hälfte des 19. Jh. aus der Schriftsprache. Die *-ik*-Konjugation wurde von Miklós Révai zu Beginn des 19. Jh. wiederbelebt und von den Spracherneuerern unter Kazinczy später für die Literatursprache verbindlich gemacht, verfiel aber in der gesprochenen Sprache weiter, so daß ihr Schwund bis zum Ende des Jahrhunderts auch in der Literatursprache unaufhaltsam geworden war. Heute gilt allein die *-ik*-lose Konjugation in der 1. Pers. Sg. Präs. der *-ik*-Verben als Fehler in der gesprochenen Sprache (statt *lakom* 'ich wohne' die Form *lakok* 'ds.'); geblieben ist allerdings die Endung *-ik* in der 3. Pers. (*eszik* 'er/sie/es ißt', *iszik* 'er/sie/es trinkt'). Desgleichen ist es Révai und den Spracherneuerern zu verdanken, daß die Form *-ók, -ők* (*látók* 'wir sahen', *kérők* 'wir baten') in der 1. Pers. Pl. Imperf. der bestimmten Konjugation wieder in die Literatursprache gelangte – allerdings nur vorübergehend, da auch sie heute als veraltet gelten muß. Die passive Konjugation (*adatik* 'wird gegeben', *kéretik* 'wird gebeten', *közhírré tétetik* 'wird bekannt gemacht') verschwand aus der belletristischen Sprache, bis auf ihre seltene Verwendung als archaisierendes Stilelement durch wenige Schriftsteller oder Dichter. Eine von den Sprachpflegern als falsch und schädlich betrachtete Entwicklung ist die Konjugation auf *-suk, -sük,* also statt der indikativischen Formen in der 1. Pers. Pl. die Verwendung imperativischer Formen (statt *látjuk* 'wir sehen', *lássuk* 'laßt uns sehen'), die sich im 20. Jh. zu verbreiten begann und in den vergangenen 30 Jahren auf dem unteren Niveau der Umgangssprache fast allgemein geworden ist.

In neuungarischer Zeit vermehrte sich der Bestand an Postpositionen weiter: *címén* 'unter dem Titel', *kapcsán* 'in Vebindung mit', *szempontjából* 'aus der Sicht', *terén* 'im Bereich von'. Es entstanden – schon in der Aufklärungszeit – neue Konjunktionen: *miképp* 'wie', *miképpen* 'gleichwie', *miszerint* 'wonach'.

In den letzten Jahrzehnten griff der prädikative Gebrauch des Perfektpartizips immer weiter um sich (z. B. *az utánpótlás biztosítva*

van : az utánpótlás biztosított 'der Nachschub ist gesichert'; *nincs kizárva : nem kizárt* 'es ist nicht ausgeschlossen'; *az már bizonyítva van : az már bizonyított* 'das ist bereits bewiesen'). Als eine neue Erscheinung werden aus unbezeichneten adverbialen Nominalkomposita mittels Rückbildung Verben geschaffen: aus *gépírás* 'Maschinenschrift', *gépír* 'maschineschreiben', aus *vendégszereplés* 'Gastspiel', *vendégszerepel* 'gastspielen', aus *gyógykezelés* 'Heilbehandlung', *gyógykezel* 'heilbehandeln'. Aber auch allgemein wächst die Zahl der Verkürzungen: *tulajdonos* > *tulaj* 'Eigentümer', *trolibusz* > *troli* 'Oberleitungsbus', *köszönöm* > *kösz* 'danke'. Aus der Jugendsprache verbreiten sich vor allem durch Rückbildung und Derivation gebildete Ableitungswörter, wie *csoki* 'Schokolade' (aus *csokoládé*), *ovi* 'Kindergarten' (aus *óvoda*), *diri* 'Direktor' (aus *direktor*), *Balcsi* 'Plattensee' (aus *Balaton*) usw. (die Endungen *-i* und *-csi* sind Diminutivsuffixe). Erheblich wachsen Zahl und Häufigkeit gespreizter Ausdrücke (*kifejezést ad vminek* 'etw. Ausdruck geben' statt *kifejez vmit* 'etw. ausdrücken', *befogadóképességgel rendelkezik* 'über Fassungsvermögen verfügen' statt *befogadóképességű* 'mit Fassungsvermögen', *vizsgálat tárgyává tesz* 'zum Untersuchungsgegenstand machen' statt *megvizsgál* 'untersuchen' usw.). Im Umgestaltung bzw. im Verschwinden begriffen ist das Ordnungszahlattribut (*V. kerület* 'V. Bezirk', gespr.: *öt kerület* 'fünf Bezirk', *IV. A. osztály* 'IV. A Klasse', gespr.: *négy á osztály* 'vier A-Klasse'). Zwar sind dies verfehlte Formen, zudem aus der weniger anspruchsvollen Umgangssprache stammend, doch ist ihre Ausdehnung nicht zu bezweifeln. Ein neuer Typ des attributiven Zahlworts liegt vor, wenn das Grundzahlwort als Unterscheidungsmerkmal hinter dem Substantiv steht (*Dunai II.* [Personenname], lies *Dunai kettő* 'Dunai II', *Postafiók 40.* 'Postfach 40.', lies: *postafiók negyven* 'Postfach 40'). In den letzten Jahrzehnten wurde zu einer fruchtbaren und sehr häufigen Weise der Wortschöpfung die Bildung von Mosaik-, Buchstabenwörtern und Wortverkürzungen. Nach langsamen Anfängen während des Ersten Weltkrieges intensivierte sich dieses Verfahren in Ungarn erst nach dem Zweiten Weltkrieg, kräftig inspiriert von internationalen Vorbildern. Beispiele dafür sind *FTC* = *Ferencvárosi Torna Club* 'Turnklub Franzstadt', *MÁV* = *Magyar Állam Vasutak* 'Ungarische Staatsbahnen', *levlap* = *levelezőlap* 'Briefkarte', *kápé* = *készpénz(ben)*, '(in) bar', *közért* = *községi élelmiszerkereskedelmi részvénytársaság* 'Gemeinde-Lebensmittel-Handels-AG', *PB* = *politikai bizottság* 'Politbüro', *ELTE* = *Eötvös Loránd Tudományegyetem* 'Loránd-Eötvös-Universität', *gyes* = *gyermekgondozási segély* 'Kinderpflege-Hilfe', *gyed* = *gyermekgondozási díj* 'Kinderpflege-Beitrag' usw.

Der Wortschatz erweitert sich mittels der schon früher behandelten Arten (s. die obigen Beispiele für Kunstschöpfungen der Sprachерneuerung). Die interne Wortschöpfung, die Schaffung zahlloser laut-

nachahmender-lautmalender Wörter, ist auch für diese Zeit typisch. In neuungarischer Zeit erstmals belegbar sind *bizsereg* 'kribbeln, jucken (Hand)', *babrál* 'fummeln', *cicoma* 'Putz', *dáridó* 'Sauferei', *dünnyög* 'murmeln', *kecmereg* 'herumstolpern', *recseg* 'knarren, schnarren', *vacog* 'klappern, zittern'. Meist gelangen sie aus der Volkssprache in die Literatursprache. Eine große Menge neuer Wörter entstand mittels Wortbildung und Zusammensetzung (selbstverständlich auch unabhängig von den Schöpfungen der Spracherneuerung); so sind aus jüngster Zeit belegbar: *békeharc* 'Friedenskampf', *benzinkút* 'Tankstelle', *bérez(és)* 'entlohnen/Entlohnung', *célprémium* 'Zielprämie', *éjjeles* 'Nachtschichtler, Nacht-', *erőmű* 'Kraftwerk', *gyűrtelenít* 'knitterfrei machen', *hírlapíró* 'Journalist', *holdkomp* 'Mondfähre', *lézerágyú* 'Laserkanone', *munkaebéd* 'Arbeitsessen', *radaroz* 'Radarkontrolle machen', *rádióaktív* 'radioaktiv', *rádiózás* 'Radiohören, -basteln', *rakétás* 'Angehöriger der Raketentruppe', *rendezvény* 'Veranstaltung', *rohammunka* 'Stoßarbeit', *tanácsi* 'Rats-', *televíziózás* 'Fernsehen (substantiviertes Verb)' *termelékenység* 'Produktivität', *űrhajós* 'Astronaut', *vasútállomás* 'Bahnhof', *végzős* 'letzter Jahrgang, Abgänger'. Mittels Lehnübersetzung entstanden dutzende Wörter, besonders in den Fach- und Wissenschaftssprachen sowie der Publizistik.

Die Erweiterung des Wortbestandes durch Lehnwörter setzt sich weiter fort. In der ersten Hälfte der neuungarischen Zeit vermehrten sich die lateinischen Lehnwörter — verständlicherweise, da der das Lateinische gewohnte Adel noch im Vormärz häufig lateinische Wörter und Ausdrücke beim Sprechen benutzte. Aus jener Zeit sind folgende aus dem Lateinischen stammende Wörter zu belegen: *akceptál* 'akzeptieren', *bigámia* 'Bigamie', *illegális* 'illegal', *produkál* 'produzieren', *reakció* 'Reaktion' usw. Nachdem in Ungarn das Lateinische als Sprache verdrängt war, begannen auch die lateinischen Lehnwörter langsam zu veraltern, und seither gelangen nur noch die von den modernen Weltsprachen (vor allem dem Englischen) vermittelten pseudolateinischen (internationalen) Wörter ins Ungarische. Der deutsche Einfluß war sowohl in der Zeit des Absolutismus als auch der dem Freiheitskampf folgenden Willkürschaft (Neoabsolutismus) sehr stark. Diese lange Dauer sicherte nicht nur die deutschsprachige Bevölkerung Ungarns, sondern auch der Rang und ständige Einfluß der deutschsprachigen Wissenschaften und Kultur sowie die in den Gesellschaftsschichten mit Schulbildung allgemein verbreitete Kenntnis der deutschen Sprache. Der deutsche Einfluß wirkte vor allem auf die wenig anspruchsvollen Umgangssprache, nicht aber auf die Literatursprache, und infolgedessen kamen Wörter zustande, wie *ándung* 'Ahnung, Lust', *bakfis* 'Backfisch', *blazírt* 'blasiert', *cvikipuszi* 'Zwickibusserl', *kalucsni* 'Galosche', *kamásli* 'Gamasche', *fikszíroz* 'fixieren', *gazsulíroz* 'schmeicheln' uva. Viel tiefer betraf die ungarische

Sprache, daß nach deutschem Muster viele grammatische Konstruktionen, Ausdrücke und Lehnübersetzungen nicht nur in alle Schichten der Umgangssprache, sondern teils sogar in die Literatursprache gelangten, wie *jól áll neki* (: *es steht ihm gut*) 'es paßt zu ihm', *eltekintve attól, hogy* (: *abgesehen davon, daß*) 'unberücksichtigt lassend, daß', *felvág* (: *aufschneiden*) 'großtun', *nem hagyja zavarni magát* (: *er läßt sich nicht stören*) 'ds.' usw. Dem Kampf gegen die Germanismen verkündete im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts die Zeitschrift *Magyar Nyelvőr* (Ungarischer Sprachwart), sie führte ihn nicht einmal erfolglos. Nach den Zweiten Weltkrieg verringerte sich der deutsche Spracheinfluß sehr stark, wobei das Deutsche aber nach wie vor einen Teil der internationalen Wörter an das Ungarische vermittelt und sich hier und da auch ein neues Lehnwort einbürgert (so jüngst *gebin* 'Gaststätte ohne genauere Rechnungspflicht' [< dt. *Gewinn*] und *sláger* 'Schlager').

Immer weniger slawische Lehnwörter gelangen ins Ungarische, und wenn doch, dann sind es volkstümliche Übernahmen, zumeist Dialektwörter, im allgemeinen aus zweisprachigen Gebieten. Aus dem Slowakischen kamen so *gácsér* 'Enterich' und *trehány* 'schlampig', aus dem Serbisch-Kroatischen *mangalica* 'Mangaliza (Fettschwein)' und *kadarka* 'Kadarka (Rotwein)'. Lehnwörter aus dem Russischen kamen früher über das Deutsche und Französische (*cár* 'Zar', *szamovár* 'Samovar', *sztyeppe* 'Steppe'). Zu Beginn unseres Jahrhunderts, zur Zeit der Ungarischen Räterepublik, wurden unmittelbar aus dem Russischen beispielsweise *bolsevik* 'Bolschewik', *bolsevizmus* 'Bolschewismus' und *szovjet* 'Sowjet' übernommen, und der Einfluß verstärkte sich in den großen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umwälzungen nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich mehrere russische Wörter (*diszpécser* 'Dispatcher', *kolhoz* 'Kolchose', *komszomol* 'Komsomol', *kulák* 'Kulake', *szovhoz* 'Sowhose', *szputnyik* 'Sputnik') und viele Lehnübersetzungen (*munkásellenőrzés* 'Arbeiterkontrolle', *népbiztos* 'Volkskommissar', *Sztahanov-mozgalom* 'Stachanov-Bewegung', *Vörös Gárda* 'Rote Garde') im Ungarischen verbreiteten.

Englische Lehnwörter im Ungarischen kommen seit dem 17. Jh. und in relativ größerer Zahl seit dem Vormärz vor. In den letzten 30 Jahren intensivierte sich die Übernahme englischer (amerikanischer) Wörter, vor allem in den Fachsprachen. Die frühere Rolle des Deutschen hat jetzt zum großen Teil das Englische übernommen, mit seinen Lehnwörtern bzw. vor allem der Vermittlung internationaler Wörter. Englische Lehnwörter sind z. B. *bikini* 'Bikini', *csencsel* 'mauscheln', *dzseki* 'Jackett', *dzsessz* 'Jazz', *hepiend* 'happy end', *pulóver* 'Pullover', *terilén* 'Terylene', *tószt* 'Toast'. Französische und italienische Lehnwörter im 20. Jh. sind in erster Linie literarische Übernahmen: Aus dem Französischen stammen z. B. *apacs* 'Apache', *miliő* 'Milieu', *rúzs*

'Rouge', aus dem Italienischen z. B. *amorózó* 'zärtlich, innig', *bóra* 'Bora', *torzó* 'Torso' usw.

In den letzten zwei Jahrhunderten und besonders in den Jahrzehnten nach den Zweiten Weltkrieg beschleunigte sich die wissenschaftlich-technische Entwicklung, und auf allen Gebieten des Lebens traten Veränderungen ein, die viele Erscheinungen, Begriffe und sprachliche Bezeichnungen hervorbrachten, die von ihrer Natur her sehr bald die Sprachgrenze und die politische Grenze des Landes überschritten, dem sie ihre Entstehen verdankten. Die schnelle Verbreitung dieser internationalen Wörter – die in allen oder den meisten europäischen Sprachen mit ähnlicher Form und Bedeutung vorhanden sind – läßt sich mit Handel, Wissenschaft und Technik, Sport, Touristik, Künsten bzw. wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen erklären. Im Wortschatz der einzelnen Sprachen machen diese Wörter einen beachtlichen Anteil aus. Nehmen wir die Wissenschafts- und Berufsterminologie mit hinzu, so enthält die ungarische Sprache mehrere Tausend solcher internationaler Wörter. Allein die Zahl der in der Umgangssprache gebräuchlichen beträgt viele Hundert. Die internationalen Wörter sind die natürliche sprachliche Folge der enger werdenden Verbindung der europäischen Sprachen, der Gemeinsamkeit der europäischen Kultur und der wirtschaftlichen wie kulturellen Kontakte dieser Völker. Ihre Verbreitung wird durch die moderne Technik, die rasante Informationsvermittlung beschleunigt.

Üblicherweise werden zwei Schichten von internationalen Kulturwörtern unterschieden. Zu der früheren Schicht gehören die Bezeichnungen der materiellen und geistigen Kulturprodukte aus der Antike, dem Mittelalter und vom Beginn der Neuzeit; sie werden Wanderwörter genannt und wurden in erster Linie durch Handel, Kirche und kriegerische Ereignisse verbreitet. Es handelt sich um die Bezeichnungen von Geld, Handwerkszeug, Kleidungsstücken, Waffen, kirchlichen Begriffen usw. Ins Ungarische gelangten sie überwiegend in alt- und mittelungarischer Zeit. Einige Beispiele aus Südwestasien: *kömény* 'Kümmel', *majom* 'Affe', *maszlag* 'Stechapfel', *pamut* 'Baumwolle', *zubbony* 'Kittel', aus Osteuropa: *gúnya* 'Gewand', *köntös* 'Kleid', *selyem* 'Seide', *szablya* 'Säbel', aus dem Westen: *bordély* 'Bordell', *címer* 'Wappen', *káplár* 'Korporal' und *kaszárnya* 'Kaserne'. Viele Wanderwörter gingen vom Griechisch-Lateinischen aus: *fátyol* 'Schleier', *hártya* 'Haut, Membran', *gránit* 'Granit', *paripa* 'Roß', *zsoltár* 'Psalm' usw.

Die zweite, spätere Schicht internationaler Kulturwörter entstand in den letzten beinahe zwei Jahrhunderten, und diese werden moderne internationale Wörter genannt. Ins Ungarische gelangten sie zumeist durch das Deutsche, während in den letzten Jahrzehnten auch das Englische zur erstrangigen Vermittlersprache wurde. Die moder-

nen internationalen Wörter sind beispielsweise *atom* 'Atom', *baktérium* 'Bakterium', *gipsz* 'Gips', *melódia* 'Melodie', *mikrofon* 'Mikrophon', *szimbólum* 'Symbol'; lateinisch sind *bacilus* 'Bazillus', *doktor* 'Doktor', *inzulin* 'Insulin', *norma* 'Norm', *vitamin* 'Vitamin'. Im Deutschen entstanden und von dort aus verbreiteten sich *cink* 'Zink', *giccs* 'Kitsch', *gleccser* 'Gletscher' und *nikkel* 'Nickel', aus dem Französischen kommen *büfé* 'Büffet', *garázs* 'Garage', *garnitúra* 'Garnitur' und *szerviz* 'Service', aus dem Englischen *dokk* 'Dock', *dömping* 'Dumping', *gól* 'Tor' (eng. goal), *kemping* 'Camping', *meccs* 'Match', *start* 'Start', *sztár* 'Star', *tenisz* 'Tennis' und *zsűri* 'Jury', aus dem Italienischen *bank* 'Bank', *karikatúra* 'Karikatur', *lottó* 'Lotto', *rakéta* 'Rakete', aus dem Russischen *bolsevik* 'Bolschewik', *kolhoz* 'Kolchos', *kozák* 'Kosake', *sztyepp* 'Steppe' und *tundra* 'Tundra', aus dem Spanischen *boleró* 'Bolero', *lasszó* 'Lasso', *torreádor* 'Toreador', aus dem Arabischen *ámbra* 'Ambra', *maszk* 'Maske', *trafik* 'Trafik' usw. Heutzutage kommen die meisten internationalen Wörter aus englischem Sprachgebiet.

Auch die ungarische Sprache vermittelte einige Wanderwörter an andere europäische Sprachen. Auf diese Weise gelangte *város* 'Stadt' in alle Balkansprachen und *huszár* 'Husar', *gulyás* 'Gulasch', *hajdú* 'Heiduck', *kocsi* 'Kutsche', *paprika* 'Paprika', *tokaji* 'Tokajer' sowie noch einige andere Wörter in fast alle europäischen Sprachen.

Die ungarische Sprache hat also von den mit ihr in Kontakt stehenden Sprachen viele, aber je Sprache in unterschiedlicher Menge, Lehnwörter übernommen bzw. nach fremdem Muster Lehnwörter und -ausdrücke geschaffen. Dieser Prozeß verlief jedoch in beiden Richtungen, wenn auch unterschiedlich intensiv. Die Nachbarsprachen übernahmen viele ungarische Lehnwörter direkt, zu den entfernteren gelangten sie durch Vermittlung anderer Sprachen (Wanderwörter). In seltenen Fällen übernehmen auch nichtbenachbarte Sprachen – durch die Literatur vermittelt – direkt aus dem Ungarischen Wörter (so unter anderen das Finnische und Estnische: *betyár, csárda* usw.). Die in andere Sprachen übernommenen ungarischen Wörter sind aber schon zu Elementen des Wortbestands dieser Sprachen geworden, gehören also zu deren Sprachgeschichte, weshalb sie hier nicht behandelt werden.

Bei einem Vergleich der Zahlenangaben, die sich in Lehnwortanalysen finden, sind mehrere Faktoren zu berücksichtigen. Es ergeben sich nämlich wesentliche Unterschiede, je nachdem, welche Sprachschichten untersucht werden: umgangssprachliche und/oder literatursprachliche, auch ausgestorbene oder nur lebende, dialektale und/oder fachsprachliche Wortbestände, der Wortschatz ein- oder mehrsprachiger Gebiete, Gebiete einer Sprache innerhalb und/oder außerhalb der Staatsgrenze, die Lehnelemente des Wortschatzes von Siedlungen, ältere und jüngere Übernahmen gleichermaßen oder

nicht. So ist beispielsweise der slawische Einfluß auf das Ungarische weit größer als der rumänische. Dennoch finden sich in István Kniezsas *Slawische Lehnwörter der ungarischen Sprache* (A magyar nyelv szláv jövevényszavai) nicht einmal halb so viele slawische Lehnwörter wie rumänische in *Rumänische Lehnwörter der ungarischen Dialekte* (A magyar nyelvjárások román kölcsönszavai) von Gyula Márton, János Péntek und István Vöő, weil Kniezsa seine Datensammlung mit Ende des Ersten Weltkrieges abschloß, während die drei Autoren der zweiten Synthese ihr Material bis 1974 sammelten. Oder ein anderer Unterschied: In der ungarischen Umgangssprache finden sich weniger als 20 rumänische Lehnwörter, in der siebenbürgischen ungarischen Umgangssprache 50–58, aber in den Tschangodialekten der Moldau, einer Sprachinsel inmitten des rumänischen Sprachgebietes, 2 730. Lajos Tamás bestimmt die Zahl der ungarischen Lehnwörter in der rumänischen Umgangs- und Literatursprache mit 195, die in den rumänischen Dialekten aber mit 2 600. In der deutschen Literatursprache lassen sich ungefähr 30 ungarische Lehnwörter nachweisen, in den deutschen Dialekten Ungarns dagegen viele hundert. — Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen.

Über die Dialekte war in diesem Überblick der Perioden der ungarischen Sprachgeschichte bisher nur kurz die Rede. Doch muß unbedingt — wenn auch nur skizzenhaft — gesondert davon gesprochen werden, um ein Gesamtbild ihrer Entwicklung, ihrer Veränderungen und ihrer Rolle in der ungarischen Sprachgeschichte zu erhalten und ihr Verhältnis zur Umgangs- und Literatursprache zu beschreiben.

Wie die Geschichte aller lebenden Sprachen ist auch die des Ungarischen solange eine Geschichte der Dialekte gewesen, bis sich über ihnen ein einheitlicher, normativer Sprachtyp, die Literatur- und/oder Umgangssprache ausbreitete. Dies war in der urungarischen und einem großen Teil der altungarischen Periode noch nicht der Fall. Mit der mittelungarischen Zeit beginnen die Dialekte und die sich vereinheitlichende Literatursprache nebeneinander zu existieren und einander zu beeinflussen, ein Prozeß, der bis heute anhält. Während aber die Dialekte früher bei der Entstehung der Literatursprache die größere Rolle spielten (wie gesehen, entwickelte sich die ungarische Literatursprache aus der Verschmelzung mehrerer Dialekte), ist diese bis heute wesentlich geringer geworden. Unverändert wichtig sind sie aber bei der Gestaltung der Umgangssprache, die über die landschaftlich (regional) geprägten Umgangssprachen durch Dialektwörter und -erscheinungen belebt und bereichert wird.

Mehrere Faktoren belegen eindeutig, daß die Sprache des Ungartums vor der Landnahme und zur Zeit der Niederlassung in der neuen Heimat, im Karpatenbecken, relativ einheitlich war. Sie zerfiel zwar

in (vor der Landnahme nach Stämmen und danach gebietsmäßig getrennte) Dialekte, ohne daß diese aber erhebliche Unterschiede aufwiesen. Die Erklärung dafür liegt darin, daß die starke Zentralgewalt des Fürsten und später in den ersten Jahrzehnten der Arpadenzeit des Königs die Stämmeautonomie zu brechen vermochte und die Stämme – fast planvoll – teils verstreut angesiedelt wurden. Der mit riesigen Menschenverlusten, Abwanderung und innerer Migration einhergehende Mongoleneinfall (1241/42) intensivierte die dialektale Vermischung und Ausgleichung weiter. Bis König Matthias Corvinus (1440–1490) war die Königsmacht derart stark, daß sie das gesamte Ungartum in eine politische, wirtschaftliche, militärische und kirchliche Einheit pressen konnte, indem sie ein einheitliches Rechts-, Verkehrs- und Handelssystem schuf. So kam es auch nicht zu dem ansonsten für den Feudalismus typischen Machtzerfall (wie im Westen, beispielsweise in Frankreich, auf deutschem Boden und in Italien), und es blieben nicht viele Möglichkeiten, daß gebietsweise unterschiedliche Sprachentwicklungen, also die Entfernung der Dialekte voneinander, erfolgen konnten. Folglich vermochten die vereinheitlichenden, integrierenden Kräfte ihren Einfluß bis zum Ende beizubehalten und übten ihn auch aus, während die Absonderungs-, die Differenzierungsfaktoren sich auf die Randgebiete, die Grenzerbevölkerung (z. B. die Szekler) beschränkten. Große Dialektunterschiede konnten also nicht entstehen, obwohl das ungarische Sprachgebiet Ende des Mittelalters wahrhaftig sehr ausgedehnt war: In West-Ost-Richtung über 1 000 km (einschließlich der Moldauer Ungarn), im Süden bis zum Unterlauf der Save. Die türkische Herrschaft nach der Schlacht von Mohács (1526) bzw. die Verwüstungen der habsburgischen und sonstigen fremden Heere führten zur physischen Vernichtung bzw. Verschleppung und Vertreibung etwa der Hälfte der ungarischen Bevölkerung. Aus den südlichen und zentralen Gebieten flüchtete ein Teil der ungarischen Bevölkerung in nicht von den Türken besetzte oder verwüstete Gegenden, wodurch sich die Dialekte noch stärker vermischten. Nach der Türkenvertreibung setzten im 17. Jh. umfangreiche Neuansiedlungen in den entvölkerten Gebieten ein, die aber nur zum Teil und sehr begrenzt ungarischsprachige Bewohner betrafen (der Wiener Hof siedelte bewußt deutsche, slawische und anderssprachige fremde Bewohner in einst ungarischen Gegenden an) – eine weitere Ursache für eine stärkere dialektale Vermischung. Damals entwickelte sich in der Großen Ungarischen Tiefebene das eigentümliche Sprachbild vielfältiger Dialektelemente und -erscheinungen, es entstanden viele ungarische Sprachinseln inmitten fremdsprachlicher Siedlungen. Die sprachvereinheitlichende Wirkung der ungarischen Aufklärung und dann der Ideen und Ereignisse des Vormärz sind allgemein bekannt. Für die schnel-

le Stabilisierung des Ideals der einheitlichen Sprache, der normativen Literatursprache, war es zweifellos nützlich, daß die Unterschiede zwischen den Dialekten bzw. – da die Literatursprache selbst auch aus der Verschmelzung von Dialekten hervorgegangen war – zwischen diesen und der Literatursprache relativ gering waren.

Das 19. Jh. brachte relative Ruhe in die Dialekte, während die schlimmen Folgen der beiden Weltkriege (Um- und Aussiedlungen) ihren Vermischungsprozeß weiter beschleunigten.

Die heutigen Varianten der ungarischen Sprache

1. Die Literatursprache. Die einheitlichste Variante der regelstrukturierten, normativen Sprache innerhalb der ungarischsprachigen Schriftlichkeit ist die Literatursprache, von der es mehrere Unterarten gibt. Ihre künstlerische, also anspruchsvollste Variante ist die belletristische Sprache, die anderen sind die Wissenschafts-, die publizistische Sprache, die der populärwissenschaftlichen Literatur und die Amtssprache.

Die ungarische Literatursprache stabilisierte sich – wie bei der detaillierten Behandlung der ungarischen Sprachgeschichte bereits dargestellt – nach frühen Ansätzen am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh. Sie entstand aus der Verschmelzung mehrerer Dialekte, ihre wichtigste Quelle und Basis aber war der nordöstliche Dialekttyp. Die Literatursprache speist sich auch heute aus den anderen Sprachvarianten, also aus Umgangssprache, Gruppensprachen und Dialekten. Außer internen Entwicklungsmöglichkeiten (unterschiedliche Arten der Wortbildung, interne Wortschöpfung usw.) bereichert sie sich ständig durch fremdsprachliche Einflüsse (Lehnübersetzungen, Lehnwörter).

2. Die Gemeinsprache. Sie ist die anspruchvollste der gesprochenen Sprachvarianten und damit das Instrument des gewählten mündlichen Kontaktes. Sie ist bei weitem nicht so einheitlich wie die Literatursprache. Eine entscheidende Rolle bei ihrer Gestaltung spielen – aufgrund ihres hohen Ansehens – die Massenkommunikationsmittel Fernsehen und Radio, welche die zentrale Budapester Gemeinsprache verbreiten. Stark förderlich wirken auf die Vereinheitlichung der Gemeinsprache die Literatursprache und die Orthographie- sowie Sprachregeln, während Dialekte und Gruppensprachen einen differenzierenden Einfluß ausüben.

3. Die Dialekte. Sie bilden jene Varianten der gesprochenen ungarischen Sprache, die sich vor allem territorial von der Gemeinsprache abgrenzen. Ihre Unterschiede zur Gemein- und Literatursprache sind in erster Linie phonetischer, in geringerem Maße morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Art. Dialektsprecher benutzen eine

nur für eine bestimmte Landschaft typische und eher nur in der familiären Redesituation übliche Variante des Ungarischen.

Die ungarischen Dialekte neuester Zeit werden üblicherweise in acht größere umfassende Einheiten gegliedert: westlicher, transdanubischer, südlicher, Palotzen-, Theiß-, nordöstlicher, Siebenbürger-Heide-, Szekler- und Tschango-Dialekttyp (die beiden letzteren als einer gerechnet). Das Bild, das sich aus dem Material des Ungarischen Sprachatlas (über eine halbe Million Sprachdaten) ergibt, ist weit differenzierter und genauer, er unterscheidet deshalb auch mehr Dialekttypen (18 reine und 10 Mischtypen, darunter auch mehrere Dialektinseln). Die traditionelle Einteilung legte außer phonetischen auch morphologische Merkmale zugrunde, die neue Klassifizierung berücksichtigt vor allem erstere. Da der Sprachatlas aus den von Ungarn bewohnten Gebieten in den Nachbarländern nur eine beschränkte Menge von Angaben enthält, läßt sich auf seiner Basis kein detailliertes Bild der dortigen ungarischen Dialekte in gewünschter Gründlichkeit geben. Zur Erleichterung der Orientierung sollen hier die obigen Dialekttypen in größere (und damit natürlich weniger) Gruppen zusammengefaßt und anhand einiger typischer Merkmale beschrieben werden.

Westliche (transdanubische) Dialekte (mit Ausnahme von Südsomogy und dem Komitat Baranya das gesamte Transdanubien und die Kleine Tiefebene): geschlossenes *ë* (*embër, gyerëk*), hochgradige *l*-Lautung (*folik* anstatt *folyik, góla* anstatt *gólya, ollan* anstatt *olyan*), statt gemeinsprachlichem *í, ú, ű* im allgemeinen kurzes *i, u* und *ü* (*tiz, ut, tüz*). Typische Dialektwörter sind z. B. *himpér* 'Himbeere', *szelence* 'Flieder', *vindő* 'Schmalztopf'.

Nördliche (Palotzen-) Dialekte (die heutigen Komitate Nógrád und Heves, der westliche Teil vom Komitat Borsod, der nördliche vom Komitat Pest und ein erheblicher Teil der Ungarn in der Slowakei): statt umgangssprachlichem *a* steht *à*, statt *á* steht *ā* (*kàszāl* = kaszál 'sensen'), statt des als *j* ausgesprochenen *ly* in geschriebenen Wörtern und der (gemeinsprachlichen) Lautverbindung *l* + *j* wird palatalisiertes *l* gesprochen (nicht *folik* oder *fojik*, sondern *folyik* 'fließen'). Als Dialektwörter s. *grujà* 'Kartoffel', *vàtszilvà* 'Schlehe', *pàmpuskà* 'Pfannkuchen'.

Östliche Dialekte (die heutigen Komitate Hajdú-Bihar, Szabolcs-Szatmár sowie von dortaus nördliche und nordöstliche Gebiete): Allein hier wird das geschlossene *ë* nicht gesprochen (*ember*), *l, r, j* haben dehnende Wirkung (*űltek, bórnyú, ökőr*). Als Dialektwörter s. *cakó* 'Storch', *paszuj* 'Bohne', *tengeri* 'Mais'.

Südliche Dialekte (Südteil des ungarischen Sprachgebietes, Südbaranya, um Szegedin, um Baja, Kleinkumanien): starke *ö*-Lautung (*embör, mögyök*), als Dialektwörter s. *rica* 'Sonnenblume', *szárma* 'Sauerkraut mit Klößen'.

Dialekte der Siebenbürger Heide (Mittelteil der von Ungarn bewohnten siebenbürgischen Gebiete in Rumänien: Kalotaszeg, um Klausenburg, Thorenburg [Torda, Turda], und Desch [Dés, Dej], Belényes-Gebiet, Ungarn am Mieresch und viele kleinere Sprachinseln): hinsichtlich der Lautfärbung recht gemischt: Teile mit geschlossener und offener *e*-, mit *í*- und *é*-Lautung gleicherweise. Typisch sind die Formen *megyen, teszen, viszen.* Grundlegend sind die *ik*-Konjugation und die Erzählvergangenheit erhalten geblieben (*járék, jöve*). Als Dialektwörter s. *cankál* 'umherstreifen', *esmét* 'wieder'.

Szekler- und Tschango-Dialekte (in Rumänien die früheren Komitate Kronstadt, Csík, Drei Stühle [Háromszék], Hofmarkt [Udvarhely], am Südostrand des Komitats Maros-Torda, in den daran angrenzenden Gebieten und in der Moldau. Ein Teil der Szekler aus der Bukowina und der Moldauer Tschangos siedelten nach Transdanubien um): lebendige Erzählvergangenheit (*jövénk, harangozának*), Gebiete mit *ë*-, *ö*- und *e*-Lautung. Plusquamperfekt (*járt vala, híttak vót*). Als Dialektwörter s. *zsebeg* 'schmerzen', *perefernum* 'Mitgift', *iszánkodik* 'auf dem Eis schlittern'.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Umwandlungen führten bei den Dialekten zu bedeutenden Veränderungen, denn Industrialisierung, Urbanisierung, Landflucht, immer größer werdende Mobilität sowie die Massenkommunikationsmittel (vor allem das Fernsehen) näherten sie immer mehr der Gemeinsprache an. Die Dialekte wandeln sich in sprachlicher und vor allem in pragmatischer Hinsicht, indem sich die Zahl und Häufigkeit der dialektalen Elemente und Erscheinungen verringern. Auch was ihren Gebrauch betrifft, befinden sie sich auf dem Rückzug, sie werden immer weniger, auf immer kleinerem Raum und seltener benutzt. Die wichtigsten Charakteristika dieses Rückzugs, dieser Verblassung und Annäherung an die Gemeinsprache sind: *a)* Verdrängung der auffälligen, krassesten dialektalen Erscheinungen; *b)* direkt oder indirekt auf die Gemeinsprache gerichtete Veränderungen bzw.; *c)* Einschränkung der Zahl der Sprechsituationen, in denen der Dialektgebrauch erstrangig oder ausschließlich ist; *d)* ständiger Rückgang der Zahl von Dialektsprechern. Das wichtigste lebenserhaltende und Traditionen schaffende Medium für die Dialekte, die einstige Bauernwirtschaft, ist bereits verschwunden, wenn ihnen die Hauswirtschaft auch das Weiterleben gewisser Formen gestattet. Die Sprache des Dorfes ist – aufgrund dieser Faktoren – nicht mehr mit dem Dialekt des Dorfes identisch. Die Dorfbewohner (und nicht nur die schulisch gebildeten) sprechen außer ihrem Dialekt auch die Gemeinsprache bzw. deren lokal gefärbte Variante, haben sich also schon einen niedrigen oder höheren Grad der sogenannten inneren Zweisprachigkeit (Diglossie) angeeignet. Aber bei noch immer vielen älteren und sogar Menschen

mittleren Alters ist auch weiter der Dialekt die am besten beherrschte Sprachvariante. Es hängt von ganz verschiedenen sprachsoziologischen und sprachpsychologischen Faktoren ab, ob in einer bestimmten Sprachsituation der Dialekt oder die regionale Variante der Umgangssprache bzw. eine ihrer Übergangsstufen gesprochen werden. Die typische Dialektvariante wird am konsequentesten von der älteren Generation vertreten, die mittlere nähert sich bereits merklich und die jüngere auffällig der Umgangssprache an. Sich auf Prophezeiungen über die Zukunft einzulassen, ist riskant; sicher ist aber, daß es auch im Ungarischen stets Unterschiede im Sprachgebrauch auf territorialer Basis geben wird.

4. *Die Umgangssprache.* Die Annäherung der Dialekte an die Hochsprache und zum Teil die Ausdehnung der Grenzen letzterer haben zu einer spezifischen sprachlichen Übergangserscheinung geführt, zur (regionalen) Umgangssprache. Daß sie so massenhaft in Erscheinung tritt und sich so schnell verbreitet, ist eine Begleiterscheinung und Folge davon, daß ein erheblicher Teil der Dialektsprecher mehr oder weniger (binnensprachlich) zweisprachig (diglott) wird. Die Umgangssprache entsteht aus dem gegenseitigen Einfluß der Dialekte und der Hochsprache bzw. Gemeinsprache in einem größeren, auch dialektal zusammengehörigen Gebiet. Typisch für sie ist das Fehlen auffälliger Dialektspezifika, während gewisse, im betreffenden Gebiet lebendige, häufige Dialekterscheinungen in nicht großer Zahl vorkommen. Man könnte sie auch als 'größtenteils zur Gemeinsprache gewordene Dialekte' oder 'gewissermaßen dialektale Gemeinsprache' charakterisieren. Zentren der (regionalen) Umgangssprache sind die wirtschaftlich-kulturell wichtigen Mittel- und Großstädte in der Provinz (wie Debreczin, Raab [Győr], Klausenburg, Pápa, Fünfkirchen, Salgótarján, Szegedin, Steinamanger). Die Umgangssprache ist also stark gegliedert. So benutzt die Umgangssprache der Gebiete um Raab, Ödenburg und Steinamanger das geschlossene *ë*, die Verkürzungen vom Typ *kut, tüz, viz,* während die des Gebietes von Debreczin vom Fehlen des geschlossenen *ë, kút, tűz* und *víz* sowie durch die Diphthonge der Art *lóu, kőü, széip* (neben sonstigen Abweichungen, z. B. im Wortbestand) charakterisiert wird.

Die Umgangssprache ist die typische Form des Sprachgebrauchs vor allem der Bevölkerung der Provinzstädte, aber abhängig von der Redesituation wird sie auch von immer mehr Dorfbewohnern neben ihrem Dialekt verwendet. Unter diglotten Verhältnissen ist die Umgangssprache die öffentliche Form des Sprachgebrauchs und der Dialekt die vertraut familiäre.

5. *Die Gruppensprachen.* Darunter werden die Fach- und Hobbysprachen (Sonderwortbestand der Sportarten, Spiele, Unterhaltung), die Alters-Sprachvarianten (Jugendsprache), das Argot und der Slang verstanden.

Das *Argot* oder *Gaunersprache* tauchte im Ungarischen nachweislich im letzten Drittel des 18. Jh. auf: 1775 stellten die Strafbehörden die erste erhaltene Gaunersprachenliste zusammen, der später noch andere folgten. Die damals „nyalavi nyelv" genannte Geheimsprache war der Vorfahr des heutigen Argot (schon damals gab es *megruház* 'verprügeln'). Diese in der Provinz entstandende Gaunersprache vermischte sich Ende des letzten Jahrhunderts im zur Weltstadt gewordenen Budapest mit der deutschen Gaunersprache, dem Rotwelsch. Zur Jahrhundertwende bestand das Budapester Argot zu 20 Prozent aus ungarischen Elementen, magyarisierte sich aber später zum großen Teil, wenn es auch fremde (hebräisch-jiddische, zigeunerische, deutsche usw.) Elemente beibehielt.

Viele Elemente des Argot – abgeschwächt und salonfähig geworden – leben im *Slang* weiter, und dieser vermittelt sie an die für den vertraulichen Gebrauch bestimmte Variante der Gemeinsprache (*csaj* 'Puppe', *dumál* 'quasseln', *kaja* 'Fressalien', *meló* 'Arbeit', *pasas* 'Patron', *pia* 'Getränk'). Der Slang breitet sich im Ungarischen immer weiter aus; im letzten Vierteljahrhundert kam es dazu, daß in der unteren (vertrauten, familiären) Schicht der gesprochenen Sprache ein charakteristischer Bestand an Ausdrücken lebt und sich ständig reproduziert, der aus dem Argot und anderen Gruppen- und Schichtensprachen gespeist wird. Dieser Wandel ist eine Erscheinung der Gemeinsprache, was sich dadurch belegen läßt, daß der Slang auch bereits in Literatur, Film, Theater, Fernsehen und Radio Einzug gehalten hat.

Am intensivsten werden die Argot- und Slangelemente durch die *Jugendsprache* verbreitet, die nicht (wie die Gaunersprache) von der Absicht der Geheimhaltung getragen als vielmehr ein Ausdruck der Zugehörigkeit zur Gruppe der Jungen, ein Zeichen der Eingeweihtheit ist. Die Jugendsprache ist reich an Synonymen. Die häufigsten der für sie typischen Wortschöpfungsarten sind die spielerische und die wortverkürzende Wortbildung (*bicaj* < *bicikli* 'Fahrrad', *föci* < *földrajz* 'Geographie', *linkóci* < *link* 'faul, unzuverlässig', *ruci* < *ruha* 'Kleid' usw.).

In den letzten Jahrzehnten wuchs auch die Rolle der *Fach-* bzw. der *Hobbysprachen*. Die Wissenschaften haben sich differenziert und entfaltet, verschiedene Berufe eine breitere Basis gewonnen, Sportarten und Freizeitbeschäftigungen große Anhängerschaft gefunden; sie alle bilden nach Beruf oder Interesse unterschiedliche Gruppen in der Gesellschaft mit jeweils eigenem Wortbestand, abweichend von der Umgangs- und Literatursprache. Das wachsende technische Interesse, die immer allgemeiner werdende Fachausbildung, die schnelle Vermittlung eines Teils der wissenschaftlichen Ergebnisse an die Öffentlichkeit durch die Massenkommunikationsmittel und die Fach-

sprachen beeinflussen die Umgangssprache immer stärker. Als Folge der Wirkung der Fachsprachen gelangen zahlreiche Fremdwörter in die Umgangs- und teils auch in die Literatursprache.

Die entscheidende Mehrheit der Ungarischsprechenden kennt mindestens zwei Sprachebenen und benutzt, je nachdem, mit wem wo und wann worüber gesprochen wird, zwei Varianten: eine Sprachvariante des öffentlichen Lebens (die mit der Umgangssprache identisch ist oder ihr nahe steht) und eine familiäre, individuelle. Wie in familiären Redesituationen das Gespräch vor sich geht (in einer lockereren Variante der Gemeinsprache, im Dialekt oder der regionalen Umgangssprache bzw. einer von diesen Gruppensprachen mehr oder weniger gefärbten individuellen Mischung), wird von sprachsoziologischen und -psychologischen Faktoren und damit nicht zuletzt von der in der Kindheit angeeigneten Sprachvariante des Sprechers, der sogenannten primären Sprache bestimmt. Ein nicht geringer Anteil der Ungarischsprechenden (vor allem jenseits der Grenzen) steht auf irgendeiner der Stufen der Zwei- und seltener der Mehrsprachigkeit, so daß Bilinguismus und Diglossie bzw. deren zahlreiche Unterarten und Stufen zu einer verbreiteten und sogar zur Alltagserscheinung geworden sind.

Die *Situation der ungarischen Sprache außerhalb Ungarns* ist in mehrerer Hinsicht grundsätzlich anders als innerhalb der Landesgrenzen. Von der Lage, Verwendungsmöglichkeit usw. ihrer Muttersprache her gesehen bilden die Auslandsungarn zwei Gruppen. In den Nachbarländern (Österreich, Slowakei, Ukraine, Rumänien und Jugoslawien) lebt auf dem Gebiet des historischen Ungarns ein autochthones Ungartum in der Größenordnung von Hunderttausenden und Millionen (insgesamt mehr als drei Millionen) mit allgemein lebendigem Nationalitäten-Selbstbewußtsein, das seine Muttersprache – zumindest im engeren Bereich – systematisch benutzt. Die auf die übrige Welt verteilten Ungarn, die ungarische Diaspora (schätzungsweise um eineinhalb Millionen), machen von ihrer Sprache seltener und viel begrenzter Gebrauch, und auch die Weitergabe der Muttersprache stößt bei ihnen auf Hindernisse: Solche sind die ganz und gar üblichen Mischehen, das Fehlen des institutionellen Ungarischunterrichts, die Verstreutheit der Ungarn, ihre politisch-ideologische Aufgliederung, Störungen in ihrem Ungartumsbewußtsein und nicht selten der Zweifel der Eltern am praktischen Nutzen der ungarischen Sprachkenntnis. Leider machen sich die genannten Hindernisse heute immer häufiger auch schon in den Nachbarstaaten Ungarns bemerkbar. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Gruppen: Die Ungarn in den Nachbarländern haben im allgemeinen Kontakte zum Sprachgebrauch in Ungarn (Radio, teilweise Fernsehen bzw. Tourismus), die entfernter wohnenden (z. B. in

Amerika, Australien) dagegen nicht oder nur selten (Tourismus, Bücher, Platten, Videobänder). Zweifellos ist es das Schicksal der entfernten, zerstreuten Diaspora, sich früher oder später zu assimilieren. Wo sich relativ viele als Ungarn oder Ungarischstämmige erklären (in den USA fast eine Million, vor allem in New York, Cleveland, Chicago, Los Angeles und im Staat Pennsylvania), mag die Zweisprachigkeit in manchen Familien auch über mehrere Generationen erhalten bleiben.

In den Ländern mit weniger zahlreichen Nationen oder Nationalitäten außer der staatsbildenden Mehrheitsnation hat die Zwei- und oder Mehrsprachigkeit eigentümliche Formen angenommen. In dieser Hinsicht zeigt bereits die Bevölkerung ungarischer Muttersprache in den Nachbarländern Ungarns ein sehr wechselhaftes Bild. Völlig Zweisprachige unterscheiden sich von denen, die die Staatssprache verstehen, aber kaum sprechen, wie von denen, die sie nicht nur verstehen, sondern sich auf anfänglicher, mittlerer oder fortgeschrittener Stufe angeeignet haben. Hinzu kommen jene, bei denen die ungarische Sprache nicht mehr dominiert, was zur beschleunigten Assimilisierung führt. All dies hängt von verschiedenen Umständen ab (Alter, Schulbildung, Arbeitsplatz, Funktion, Familie, individuelle Veranlagungen, Verhältnis des einzelnen zu seiner Muttersprache, staatliche Nationalitätenpolitik, ob sie den Unterricht, die Bildung in der Muttersprache garantiert oder geradezu – wofür es viele Beispiele gibt – erschwert). Stets liegt es im individuellen Interesse der Nationalitätenmitglieder, sich die Staatssprache möglichst vollkommen anzueignen. Leider aber führt dieser natürlich zu nennende Prozeß der Herausbildung der Zweisprachigkeit sogar in Ländern mit zahlreicher autochthoner ungarischer Bevölkerung dazu, daß der Funktionsbereich der ungarischen Muttersprache eingeschränkt bzw. absichtlich eingeengt und damit aus Schulen, Bildungseinrichtungen, amtlichen Tätigkeiten und der Vorbereitung auf eine Intellektuellen-Laufbahn verdrängt wird.

Der Muttersprachegebrauch der Ungarn außerhalb der heutigen Landesgrenzen kann aufgrund des starken, ständigen und mehrseitigen Fremdspracheneinflusses vom Ungarischen in Ungarn abweichende Züge annehmen und tut dies meist auch. Dies zeigt sich vor allem in den zahllosen Lehnwörtern und einer nach fremden Mustern entstandenen Phraseologie; keineswegs kann aber von gesonderten ungarischen Sprachen gesprochen werden.

Die charakteristischen Merkmale des heutigen Ungarisch

Die ungarische Sprache besitzt keine Konstruktion oder kein Phonem, die oder das es nicht auch in anderen Sprachen gäbe. Keine einzige sprachliche Erscheinung kann also ausschließlich das Ungarische von anderen Sprachen unterscheiden. Unterschiede gibt es nicht in den Einzelerscheinungen, sondern erst in ihrem Ensemble, wie sich die Strukturelemente, die Erscheinungen im Ungarischen zu einem anderen funktionsfähigen System, zu einer anderen Einheit strukturieren als in anderen Sprachen. Wenn wir von den Merkmalen, spezifischen Zügen, vom Wesen einer Sprache sprechen, ist immer die für sie typische Zueinanderordnung der sprachlichen Erscheinungen gemeint. In diesem Sinne sollen nun einige für das Ungarische typische Merkmale kurz vorgestellt werden.

Ein wichtiges Merkmal des ungarischen Lautsystems ist das Fehlen reduzierter Laute. Das Vorhandensein und Gegenüberstehen kurzer und langer Vokale ermöglicht eine ebenso vollkommenen quantitierende Metrik wie in den klassischen Sprachen. Das ungarische Konsonantensystem ist eines der reichhaltigsten in Europa. Das Verhältnis von Vokalen zu Konsonanten ist günstig: auf 100 Vokale kommen 142 Konsonanten (ebensoviel wie im Französischen).

Hinsichtlich des Wortschatzes gehört das Ungarische zu den Sprachen mit sogenanntem motivierten Wortbestand. Das soll heißen, viele seiner Wörter sind auch aus synchronischer Sicht erkennbare, selbst für den durchschnittlichen Sprecher in ihre Glieder zerlegbare Ableitungen und Zusammensetzungen (*só* 'Salz': *sótlan* 'salzlos', *sótartó* 'Salzstreuer'), und wenigere sind Stammwörter, die sich nicht in Elemente gliedern und damit deuten lassen (wie im Englischen), z. B. *fa* 'Baum, Holz', *kard* 'Schwert' und *szél* 'Wind'.

Das Ungarische besitzt einen auffälligen Reichtum an Ableitungssuffixen, die den Ausdruck zahlloser Bedeutungs- und funktioneller Schattierungen ermöglichen: bei grammatischen Funktionen (kausativ, reflexiv, z. B. *csinál* 'machen' : *csináltat* 'machen lassen', *fésül* 'kämmen' : *fésülködik* 'sich kämmen') und bei semantischen (*ház* 'Haus' : *házacska* 'Häuschen', *ír* 'schreiben' : *írkál* 'sudeln' : *írogat* 'schriftstellern' : *írocskál* 'etwas, wiederholt schreiben [Kleinkind]', *kövér* 'dick' : *kövéres* 'etwas dick' : *kövérkés* 'dicklich'). Auch die unterschiedlichen Verbaspekte drückt das Ungarische typischerweise zumeist mit Bildungssuffixen aus.

Mit seinem reichen Verbalpräfixsystem vermag es nicht nur die unterschiedlichsten lokalverbialen Verhältnisse genau wiederzugeben, sondern auch die Bedeutung der Verben zu modifizieren (*megy*

'gehen' : *kimegy* 'hinausgehen', *ront* 'beschädigen' : *elront* 'verderben'). Vor dem Verb zeigt die Präposition die Vollendung der Handlung an (*Kati elolvasta a levelet* 'Kati hat den Brief durchgelesen'), hinter dem Verb dagegen eine mit einer anderen gleichzeitige Handlung (wie das englische imperfektive Tempus): *Kati éppen írta ki a szavakat, amikor a barátja megjelent* 'Kati schrieb gerade die Wörter heraus, als ihre Freund erschien'. Die ungarische Sprache wurde aus einer Sprache mit kompliziertem Verbaltempussystem zu einer die Verbanschauung mittels eines einfachen Verbaltempussystems ausdrückenden Sprache, woran gerade die Verbalpräfixe stark beteiligt sind.

Eine charakteristische synthetische, verdichtende Konstruktionsweise im Ungarischen ist die bestimmte (objektive) Konjugation, mit der die Bestimmtheit des Objekts angegeben wird. Der Form *látom* 'ich sehe' entsprechen in mehreren anderen Sprachen Drei-Wort-Konstruktionen (*I see him, it, ich sehe ihn, es* usw.). Zum Ausdrücken der Bestimmtheit stehen neben dem bestimmten Artikel (*a, az*) auch die possessiven Personalsuffixe (*ház-am, ház-ad, ház-a* 'mein, dein, sein/ihr/sein Haus' usw.) zur Verfügung, die den synthetischen Charakter der ungarischen Sprache ebenfalls verstärken (gegenüber beispielsweise dem Englischen und Deutschen, für die in diesem Fall die analytische Konstruktionsweise typisch ist: *my house, mein Haus*).

Satzteile werden im Ungarischen durch Substantive mit Suffix (*házban* 'im Haus'), mit Postposition (*ház mögött* 'hinter dem Haus') oder mit Suffix und Postposition (*házon kívül* 'außer Haus') ausgedrückt – anders als z. B. im Englischen, das (außer der Wortfolge) nur Präpositionen zur Bezeichnung syntaktischer Verhältnisse benutzt. Für das Ungarische ist der Reichtum an Nominalendungen und Postpositionen bezeichnend.

Die Satzteile lassen sich durch verbalnominale Konstruktionen und auch durch Nebensätze ausdrücken; letztere sind jüngeren Datums und stärken die analytische Seite des Ungarischen.

Aus typologischer Sicht läßt sich sagen, daß mit der Zeit die für das Ungarische früher so typische synthetische, dichte Konstruktionsweise der analytischen, lockereren immer mehr Raum überlassen hat; infolgedessen steht das Ungarische heute ungefähr in der Mitte zwischen analytischen und synthetischen Sprachen.

Zu den von den indoeuropäischen Sprachen abweichenden finnougrischen Merkmalen des Ungarischen ist das Unterkapitel „Über die Beweise der finnougrischen (uralischen) Herkunft der ungarischen Sprache" nachzulesen.

Bibliographie

Benkő, L.: Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. Akadémiai Kiadó, Budapest 1993

Décsy, Gy.: Die linguistische Struktur Europas. Harrassowitz, Wiesbaden 1973

Kobilarov-Götze, G.: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Gemeinsprache. Harrassowitz, Wiesbaden 1972

Hajdú, P.: Finno-Ugrian Languages and Peoples. Trad. adapt. by Cushing, G. F. Deutsch, London 1975, The Language Library

Kálmán, B.: The World of Names. A Study in Hungarian Onomatology. Akadémiai Kiadó, Budapest 1978

Lotz, J.: Das ungarische Sprachsystem. Ungarisches Institut, Stockholm 1939

Rédei, K.: Uralisches etymologisches Wörterbuch. Bd. I–II, Akadémiai Kiadó, Budapest – Harrassowitz, Wiesbaden 1986–1988

Sauvageot, A.: L'Édification de la langue hongroise. Klincksieck, Paris 1971

Tamás, L.: Etymologisch-historisches Wörterbuch der ungarischen Elemente im Rumänischen. Akadémiai Kiadó, Budapest 1966

III

Geschichte Ungarns

András Gergely

III

Bibliographie

Die ungarische Urgeschichte

Der Beginn der Geschichte eines jeden Volkes verschwindet im Dämmer der Zeiten. Zuverlässige Aussagen über die Herkunft des ungarischen Volkes bieten allein die Sprachwissenschaft und die Archäologie: erstere durch den Nachweis über den finnougrischen Ursprung der ungarischen Sprache, letztere durch den Beweis der Zugehörigkeit der Vorfahren des ungarischen Volkes in überwiegendem Maße zur europiden Rasse, wobei jedoch die archäologischen Funde nicht einzelnen Volksgruppen zugordnet werden können; denn wie jedes Volk entstand auch das ungarische aus einer jahrtausendelangen Verschmelzung zahlloser Stämme, Völkerreste und Sippen. Schon allein deshalb kann es nicht gelingen, eine klar umgrenzbare „Urheimat" zu finden, selbst wenn dieser Ausdruck auch heute für jenes Gebiet verwendet wird, in dem sich die Entstehung des Volkes – seine Ethnogenese – vollzogen hat. In die „uralische Urheimat" der Ungarn, die sich nur ungefähr im Ural, dem Zentrum des eurasischen Raumes, lokalisieren läßt, reichen die frühesten Spuren bis in die Ursteinzeit, in das 10.–4. Jahrtausend v. Chr., zurück. Dieses niedrige Gebirge bildete zu keiner Zeit eine unüberwindbare Zivilisationsgrenze, und höchstwahrscheinlich war tatsächlich das Uralgebiet der Schauplatz der frühesten nachweislichen Periode der ungarischen Ethnogenese. Anderen Hypothesen nach lag die uralische Urheimat am Aral-See oder in Westsibirien.

Um 4000 v. Chr. zerfiel die uralische Gemeinschaft. Die daraus ausscheidenden finnougrischen Volksgruppen ließen sich westlich vom Ural, nördlich und südlich der Mündung der Kama in die Wolga nieder. Im 3.–2. Jahrtausend v. Chr. lebten sie auch weiterhin von der Naturalwirtschaft und als Sammler. Ihre an den Flußufern gelegenen Siedlungen wie auch die Analyse des finnougrischen Wortschatzes deuten darauf, daß eine ihrer Hauptbeschäftigungen die Fischerei war, ergänzt durch die Jagd und Sammeltätigkeit. Als die Jungsteinzeit von der Kupferzeit abgelöst wurde, kam es, hervorgerufen durch eine relative Überbevölkerung und ermöglicht durch den Gebrauch von Metallwerkzeugen, zur Expansion. Vom Wolga-Kama-Gebiet bis zum Ostbaltikum und Finnland entstand eine mit den Finnougriern in

Verbindung zu bringende ethnokulturelle Einheit, die bis zum frühen Mittelalter, bis zur Ausdehnung der Slawen, existierte.

Um 1500 v. Chr. kam es zu einem grundlegenden Wandel in der Lebensweise der finnougrischen Völker: Sie gingen zur Produktionswirtschaft, Ackerbau und zur Viehzucht über. Wie bekannt, hatte sich diese entscheidende Wende in Mesopotamien schon einige Jahrtausende früher vollzogen und sich von dort durch Vermittlung mehrerer Völker zunehmend nach Norden verbreitet. Einigen Ansichten nach war das Kaukasusgebiet der einstige Siedlungsraum der indogermanischen Völker, durch die die Produktionswirtschaft verbreitet wurde. Möglicherweise waren Gruppen der Ureinwohner Mesopotamiens, wo die Produktionswirtschaft früher eingesetzt hatte, getrieben von der dortigen Überbevölkerung, nach Norden abgewandert, und ihre Produktionskultur verbreitete sich Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch langsam weiter.

Auf diese zweifellos vorhandenen nord-südlichen Kontakte beruft sich die irrtümliche Theorie von der sumerisch-ungarischen Verwandtschaft. Direkte Kontakte zwischen beiden Völkern hat es nicht gegeben. Gemeinsame Elemente in der Ornamentik und Glaubenswelt lassen sich im gesamten eurasischen Raum nachweisen. Es gibt aber weder strukturelle noch morphologische Beweise für eine Sprachverwandtschaft, bisher konnte keine einzige Wortübereinstimmung nachgewiesen werden. Das Sumerische ist eine Inselsprache, d. h. mit keiner bekannten Sprache verwandt.

In der Produktionswirtschaft der Finnougrier nahm die Tierzucht den ersten Platz ein, aber von Hacken und Spaten und später von Sicheln und Pflugscharen gefundene Reste sowie Mühlsteine zeugen auch vom Ackerbau. Es wurden auch Metallwerkzeuge produziert, wie die bronzenen Gußformen aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. belegen, die in Westsibirien gefunden wurden. Allmählich setzte eine Differenzierung der Gesellschaft ein, da beispielsweise der Schutz des Viehbestandes eine militärische Organisation erforderlich machte.

Zur gleichen Zeit zerfiel die finnougrische Einheit, und die ugrische Grundsprache entstand. Um 1000 v. Chr. brach auch die ugrische Einheit auseinander. Von da an kann man vom Siedlungsgebiet der ungarischen Vorfahren sprechen, das von der Forschung am Mittellauf der Wolga („Magna Hungaria") gesucht wurde. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß die Urheimat der Ungarn in Westsibirien lag, von wo sie erst im 4. Jh. n. Chr. wegen des Hunnenangriffes nach Europa, ins Gebiet der Magna Hungaria zogen. Möglicherweise vereinigten sich hier die aus den verschiedensten Richtungen eintreffenden ugrischen Volksstämme. Entscheidend aber ist, daß keine einzige der großen Volksgruppen in diesem südlichen Teil der eurasischen Raumes überleben konnte, ohne die Produktionswirtschaft zu übernehmen.

Aus ökologischen Gründen wird in der eurasischen Baumsteppe schon sehr früh, im 2. Jahrtausend v. Chr. – spontan oder auf uriranischen Einfluß hin – die nomadische (Wander-) Viehhaltung eingesetzt haben, die wohl zu einer teilweisen Änderung, aber nicht zu einem totalen Wandel in der Lebesweise der Urungarn führte. Jene Formen einer entwickelteren Gesellschaftsstruktur, die letztendlich das Bestehenbleiben einer Gemeinschaft sicherten, vermittelten um vieles später, bereits im 4.–5. Jh. n. Chr., die onogur-türkischen (Turk-) Völker, die im 5. Jh. in Osteuropa einwanderten. Bei ihnen paarte sich eine unentwickeltere Lebensweise mit einer höheren Technik der Gesellschaftsorganisation: Sie schufen die ersten, an eine Staatsmacht erinnernden Einrichtungen in diesem Raum. Während ihres engen sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckenden Zusammenlebens mit den Ungarn bildete sich die ungarische Stammesorganisation heraus. (Nach dem vor allem Ende des letzten Jahrhunderts vertretenen Standpunkt über die türkische Herkunft des ungarischem Volkes kam es damals zur entscheidenden Wende in der Ethnogenese.) Der Einfluß der Turkvölker (Türken) war nicht so sehr quantitativ – da es nicht zu einem Sprachaustausch kam, die Ungarn behielten ihre ugrische Sprache – als vielmehr qualitativ bedeutsam: Die teils nomadisierenden und langsam nach Westen wandernden Ungarn begannen sich, zu Stämmen zu organisieren, ein Stammessystem zu bilden, und zum ersten Mal gerieten sie in Abhängigkeit einer fremden Macht. Infolge der onogur-türkischen Oberhoheit bzw. der teilweisen ethnischen Verschmelzung belegten und belegen fremde Völker die Ungarn mit dem Namen *onogur* (hungarus). Die Herrschaft der Turkvölker wurde im 7. Jh. durch die Machtübernahme der mit ihnen verwandten Chasaren abgelöst, die dem Stammesverband der Ungarn das Modell ihrer Machtstruktur (das Doppelfürstentum) lieferten.

Um 750 erreichten die Ungarn das Gebiet Levedia zwischen Don und Asowschem Meer. Auf diese Landschaft weist die ätiologische Sage (Herkunftssage) des ungarischen Volkes von Hunor und Magor zurück. Einige Jahrzehnte später wanderten die Ungarn bereits wieder weiter nach Westen. Im 9. Jh. befanden sie sich im Gebiet zwischen Dnepr und Dnestr, im Etelköz, und hatten sich so um 830 von den Chasaren getrennt. Die sieben ungarischen und die drei zu ihnen gestoßenen kabarischen Stämme wählten gemeinsame Fürsten, wodurch ihre halbnomadische Militärgesellschaft zu einem selbständigen politischen Faktor innerhalb der Steppenvölkergemeinschaft wurde. Unter ihrem Großfürsten, Levéd, dem Kende, und dem Zweitfürsten, Álmos, dem Gyula, unternahm die kriegerische Führungsschicht der Ungarn Streifzüge, politische Bündnisse eingehend, teilweise in weit entfernte Gebiete. So tauchten die ungarischen Reiter-

scharen 839 an der unteren Donau und 862 im Karpatenbecken auf. Ende des 9. Jh. kam es zu einer ganzen Serie von Vertreibungen der Steppenvölker. Die von den Iraniern geschlagenen Uzen vertrieben die Petschenegen aus ihren Siedlungsgebieten, woraufhin diese 894 in das Gebiet Etelköz eindrangen. In dieser bedrohlichen Situation wurden die bisherigen Fürsten abgesetzt, neuer Kende wurde Kurszán, und der Gyula Álmos übergab seinem Sohn Arpad (Árpád) die Herrschaft. Von Byzanz ermuntert, unternahm Arpad einen Streifzug ins Karpatenbecken, um die bulgarischen Grenzgebiete an der Theiß anzugreifen. Wahrscheinlich beabsichtigte er, dieses Gebiet zu besetzen, denn weder vorher noch später ließ der sich auf derartige Abenteuer ein. Dennoch wurde diese ursprünglich geplante Landnahme schließlich zur Flucht: Von den Bulgaren angestiftet, griffen die Petschenegen die Zurückgebliebenen an, für die die Flucht nach Westen die einzige Möglichkeit war. Über die Pässe der Karpaten strömten sie ins Karpatenbecken ein. Mit großen Verlusten war die Flucht nicht verbunden, selbst der Viehbestand mußte nur von denen zurückgelassen werden, die ihre Quartiere weiter östlich hatten. Die weitere Besetzung des gesamten Karpatenbeckens ging keineswegs friedlich vor sich, da das Gebiet westlich der Donau (das heutige Transdanubien) den bayerischen Herzögen, der Nordosten dem Fürstentum Mähren und die Große Ungarische Tiefebene wie auch Siebenbürgen dem bulgarischen Zarenreich unterstanden. Zu keiner Zeit war das Karpatenbecken unbesiedelt, aber nach den Awaren gelang es den landnehmenden Ungarn als erste, den gesamten Raum unter ihre ständige einheitliche Herrschaft zu bringen. Bis zum Jahre 900 war die Landnahme abgeschlossen.

Die landnehmenden Ungarn werden zahlenmäßig auf eine halbe Million Menschen geschätzt und die dort verbliebene slawische (slowenische, mährische und bulgarische), fränkische, schwer zu identifizierende awarische und sonstige Bevölkerung auf eine weitere Viertelmillion.

Für die auch weiterhin als Halbnomaden lebenden Ungarn waren die naturgeographischen Verhältnisse im Karpatenbecken günstig. Sie benötigten wenig Ackerland, im wesentlichen teilten die Stämme nur die Weidegebiete untereinander auf. Das Gemeinvolk pflügte und säte im Frühling um die Winterquartiere herum und erntete nach der Rückkehr von der Sommerweide. Es gab unter ihnen Vermögendere mit größerem Viehbestand, aber auch ihrer Freiheit verlustig gegangene Knechte. Diese Gruppen – zumeist waren es Ungarn – bildeten gemeinsam die Bevölkerungsmehrheit. An den Streifzügen waren sie grundsätzlich nicht beteiligt. Die Krieger kamen aus der Mittelschicht, sie besaßen ein Pferd, manchmal auch versilberte Waffen und nahmen im Gefolge der Stammesführer an den Streifzügen

teil. An der Spitze der Gesellschaft standen die Stammesführer, die Fürsten, die zumeist an den Fähreübergangsstellen der Flüsse in Erdburgen wohnten und infolge ihrer Macht- und Luxusansprüche auch mit entfernten Gegenden in Verbindung standen.

Die Jahrzehnte nach der Landnahme werden die *Periode der Streifzüge* genannt. Dies waren Kriegszüge, um Beute zu machen und Tribut zu erheben, sie wurden nie auf gut Glück unternommen, sondern beruhten auf diplomatischen Bündnissen. Europas zerstrittene Machthaber nahmen gern derartige Hilfe in Anspruch: Sie schickten die Ungarn ins gegnerische Lager, das sich seinen Frieden mit regelmäßigen Tributzahlungen erkaufen mußte. Ein weiterer Beweggrund solcher Streifzüge war die Notwendigkeit, die Kampfeslust der Krieger zu erhalten, also das kriegerische Gefolge zu beschäftigen. Sie erhielten eine soldartige Belohnung, bestehend aus Beute und Tributen. Solange militärische Erfolge gewährleistet waren, hatte es Sinn, die Streifzüge fortzusetzen. Die umherstreifenden Ungarn kamen bis nach Bremen, Hispanien, in den Westen Frankreichs, bis zum Südzipfel Italiens und nach Byzanz. Im allgemeinen nahmen an den Streifzügen nur einige tausend Reiter teil, bei den größten kann man mit 20 000 Mann rechnen.

Den Streifzügen nach Westen machten zwei Niederlagen ein Ende, 933 bei Merseburg und 955 bei Augsburg. Aber bereits um die Jahrhundertmitte zeigten Versuche der Nachfolger Arpads, der Fürsten Fajsz und Taksony, daß sie bemüht waren, das durch die Streifzüge in eine innen- und außenpolitisch gleichermaßen unsichere Lage geratene Land zu konsolidieren und die Streifzüge einzustellen. Sie ersuchten um Missionare (man weiß sogar um die Taufe einiger Führer) und ließen Burgen bauen. Die Augsburger Niederlage und die abergläubige Vorstellung, daß die Führer des damaligen Streifzugs durch ihren Tod zu Knechten des Gegners geworden waren, dämpften die Unternehmungslust der Krieger. Die außenpolitische Lage hatte sich für die Ungarn ungünstig verändert: Byzanz hatte sich Bulgarien einverleibt und mit Kaiser Otto I. ein Bündnis geschlossen; so war das Karpatenbecken im letzten Viertel des 10. Jh. zwischen zwei Großmächte geraten.

Fürst Geysa (Géza), der gerade damals den Thron bestiegen hatte, war sich dessen bewußt, daß der Preis für die Sicherung des Friedens die Annahme des Christentums und damit die Eingliederung in das europäische Staatengefüge war. Er ersuchte beim Kaiser um Missionare und ließ sich taufen. Diese neue Orientierung mußte nun auch von den Stammesführern akzeptiert werden, Geysa brach ihren Widerstand mit harter Hand und ließ sich von ihnen seine Stellung und Macht als Fürst nun nicht mehr nur pro forma, sondern de facto bestätigen.

Das Gemeinvolk zur Annahme des Christentums zu bewegen, war ebenfalls keine einfache Aufgabe, denn die heidnische Glaubenswelt widersetzte sich den neuen Lehren. Die breiteste Basis der Gesellschaft aber war für die Annahme der neuen Lehre geeignet. Die Ungarn hatten schon in Levedia in ständigen Quartieren gelebt (und wanderten auch in der neuen Heimat nur im Sommer mit dem Vieh), sie kannten den Ackerbau und vervollkommneten diesen nun durch Übernahme der Methoden der hiesigen Slawen. Den Bewohnern des Karpatenbeckens und teilweise auch den landnehmenden Ungarn war das Christentum bereits bekannt. So hatte Fürst Geysa vor allem mit dem Widerstand der Stammesführer und der Teilnehmer an den früheren Streifzügen zu rechnen. Es gelang ihm, die Einkünfte aus dem Zoll und den Naturalabgaben selbst in die Hand zu nehmen und so die Existenz seines militärischen Gefolges zu sichern. Die sich widersetzenden Stammesführer griff er an und unterwarf sie sich. Er errichtete seinen Fürstensitz weithin sichtbar auf dem Burghügel von Gran (Esztergom). Dort wurde sein Sohn und Nachfolger Stephan (István) geboren, für den er die bayerische Herzogin Gisela als Gemahlin aussuchte.

Geysas politische Scharfsicht und Tatkraft paarten sich nicht mit dem Missionsbewußtsein eines christlichen Herrschers, sondern mit orientalischem Stolz und barbarischer Rohheit. Er nahm das Christentum an, ohne sich seinen Vorschriften zu unterwerfen. Er war nicht der erste Vertreter einer neuen Epoche, sondern der letzte große Repräsentant der ältesten Epoche der ungarischen Geschichte. Nach seinem Tode sah sich das ungarische Volk im Laufe seiner Geschichte der größten Umgestaltung gegenübergestellt, die ihm aber die Existenz für ein Jahrtausend sicherte. Als einziges unter den aus dem Osten gekommenen halbnomadischen Völkern gründeten die Ungarn einen Staat und fanden damit ihren endgültigen Platz in Europa.

Der Frühfeudalismus – Die Arpaden (1000–1301)

Fürst Geysa folgte sein Sohn Stephan auf dem Thron. Nun sahen die entmachteten Stammesführer die Zeit gekommen, mit der Zentralgewalt abzurechnen. Nicht die Heiden erhoben sich gegen die Christen (sie stellten nur die Basis), sondern hinter den Kämpfen verbargen sich die Fürstenambitionen der schon christianisierten, aber noch halbbarbarischen Würdenträger. Stephans Sieg über Koppány von Somogy und dessen Anhänger entschied darüber, daß sich das Land nicht in mehrere Teilfürstentümer gegliedert in das feudalistische Europa integrierte. Zur Absicherung seiner Herrschaft ersuchte Stephan beim Papst um die Krone und ließ sich im Jahre 1000 zum König krönen. Mit diesem entscheidenden Akt reihte sich Ungarn als autonomes christliches Königreich in das gesellschaftliche und politische Gefüge des feudalistischen Europas ein und wurde damit zu einem der ältesten kontinuierlich bestehende Staaten des europäischen Kontinentes. (In diese Zeit fallen auch die Staatsgründungen in Böhmen und Polen.) Aufgrund der päpstlichen Bevollmächtigung begann Stephan (als „apostolischer" König) mit dem Ausbau der Kirchenorganisation. Gran wurde Erzbistumssitz, zehn Bistümer wurden gegründet, er bedachte die Kirchen mit Schenkungen, verfügte die Abgabe des Zehnten, förderte den Bau von Kirchen und machte den Besuch der Messe zur Pflicht. Die ersten Pfarreien entstanden bei den Gespansburgen.

Parallel mit der Kirchenorganisation verlief auch der Ausbau der Machtorganisation des Staates, die auf dem System der *Burggespanschaften* beruhte. Je eine *Burg* (zumeist Erdburgen, deren Bau auch die landnehmenden Ungarn beherrschten) bildete das wirtschaftliche und Machtzentrum einer Territorialeinheit, das ungarische Wort für *Komitat (megye)* bedeutet 'Grenze, Mark', also ein begrenztes Gebiet. Die Vorgänger der Burgkomitate sind in den Quartiergebieten der Sippen zu suchen (die Kriegerschicht und die ihnen zugeteilten Dienstleute waren bereits in der Fürstenzeit angesiedelt worden), und Stephan baute seinen auf den Burgen basierenden Staatsapparat gestützt auf diese auf. Die bisher einer Person verpflichteten Krieger mit dem ihnen unterstellten Dienstvolk an eine unpersönliche Insti-

tution zu binden, war ein neuer Zug in der osteuropäischen Gesellschaftsentwicklung.

Unabhängig von der Machtorganisation des Staates, den Komitaten, entwickelte sich das System der Herrenhöfe, im wesentlichen der königlichen Güter für den Unterhalt des Königshofes. Die Verhältnisse der Naturalwirtschaft und das vorhandene Verkehrssystem ließen nicht zu, daß der Herrscher mit seinem Gefolge die Abgaben an seinem Sitz sammeln und verzehren konnte. So lenkten über das ganze Land verstreute Herrenhöfe die Produktion der dem Herrscher unterstellten Dienstleute und sammelten deren Produkte, die aber nicht weitertransportiert, sondern gelagert wurden, bis der eintreffende Hof samt militärischem Gefolge sie an Ort und Stelle verzehrte. Ebensolche Herrenhöfe besaßen auch die Königin und die Herzöge.

Die Winterquartiere der Stammes- und Sippenoberhäupter wurden Privatbesitze, die Güter der aufständischen Stammesführer zu Schenkungen des Herrschers an seine Anhänger, ausländische Mitglieder seines Gefolges und an die Kirche. Der Gemeinbesitz der Sippen wurde vom System des Privatbesitzes abgelöst. Die Güterschenkungen erfolgten mündlich, schriftlich sicherte sich nur der Klerus seine Privilegien. Von etwa 20 Besitzurkunden der Kirche sind vier erhalten geblieben, darunter die Gründungsurkunde der Abtei Martinsberg (Pannonhalma) von 1002.

Die Normen der neuen Staatsordnung legte König Stephan I. (der Heilige) in zwei Gesetzbüchern nieder. Im wesentlichen sind dies Strafgesetzbüchern, da sie in erster Linie Strafrechtsregeln enthalten, die berufen sind, die Privilegien der Kirche, die neue Besitzordnung, die Grundbesitzerrechte und die Verhinderung von Gewalthandlungen zu sichern. Der König schuf „gemeinsam mit den Bischöfen und Würdenträgern Ungarns" die Gesetze, am Hof wirkte — wie an anderer Stelle des Gesetzbuches ausgedrückt — ein „Senat". Die Institution der Sippen-Blutrache übergeht das Gesetz vollkommen, sie wird nicht einmal erwähnt — ein Hinweis darauf, daß die Sippen- und Blutsverwandtschaftsstruktur längs zerfallen und schon während der Landnahmezeit durch den türkischen, künstlich geschaffenen Stammesrahmen und das Dienstverhältnis zwischen Herr und Knecht abgelöst worden war. Das die vorhergehende Phase weitaus überflügelnde Strafgesetz war das erste dieser Art in der Geschichte der ost- und nordeuropäischen Völker. (Im benachbarten Kroatien existierte die Blutrache noch im 15. Jh. als Rechtsinstitution.)

Wie schnell sich die neue Ordnung stabilisiert hatte, beweist, daß schon 1018 eine neue Pilgerstraße durch Ungarn ins Heilige Land führte, die mit ihrem lebhaften Verkehr den Handel förderte. Außerdem bewogen die geordneten Verhältnisse in Ungarn und die Agita-

tion des Herrschers wie auch seiner Anhänger viele Pilger dazu, sich im Lande niederzulassen. Auf diese Weise blieb auch der später heiliggesprochene Bischof Gerhardt (Gellért) in Ungarn. Das Land Stephans I. unterhielt gute Beziehungen zum Byzantinischen als auch zum deutsch-römischen Reich und hatte somit eine verbindende Funktion zwischen den beiden europäischen Mächten inne, was ihm verhalf, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Stephans Gemahlin stammte aus dem deutschen Herrscherhaus, sein Sohn heiratete vermutlich eine byzantinische Herzogin und seine Tochter den Sohn des Dogen von Venedig.

Stephan I. ließ Silbermünzen prägen, zu deren Verbreitung die Einführung der Denarsteuer dienen sollte. Dieses hochreine Silbergeld setzte sich auch im Ausland – besonders im Norden – sehr schnell durch, wovon dortige Fälschungen zeugen.

Der Fürstensitz Gran war zugleich auch Erzbistum. Als Königssitz ließ Stephan I. in Stuhlweißenburg (Székesfehérvár), eine der Stationen der Pilgerstraße, eine Burg und Basilika errichten. Während seiner langen Herrschaft (1000–1038) führte er – die größte Gestalt der ungarischen Geschichte – gewaltige Veränderungen durch, und zwar, gemessen an seinen Zeitgenossen, mit einem Minimum an Gewalt, in überzeugt christlichem Glauben, Frömmigkeit und europaweit gewürdigter Herrscherweisheit (1083 wurde er heiliggesprochen).

Seine letzten Regierungsjahre waren von Nachfolgesorgen überschattet. Nach uralter ungarischer Rechtsordnung kam dem ältesten Familienmitglied im Mannesstamme die Nachfolge zu, während die europäische Rechtsordnung auf dem Recht der Erstgeburt, dem Erbe der direkten Nachkommen, beruhte. Die Vererbung der Königswürde war zudem von der *idoneitas*, der Herrschaftsbefähigung, abhängig: Der Nachfolger mußte nicht nur berechtigt, sondern auch aus der Sicht der christlichen Moral und der Politik für den Thron geeignet sein.

Unter Umgehung der uralten ungarischen Rechtsordnung ebnete Stephan I. seinem Sohn die Nachfolge. Als Herzog Emerich (Imre), später heiliggesprochen, plötzlich starb, wich er sogar von der Rechtsregel des Erbes im Sohnesstamme ab und bestimmte seinen Schwiegersohn, den Sohn des Dogen von Venedig, Peter Orseolo, zum Nachfolger. Diese unsichere Thronfolgeregelung brachte so stürmische Jahrzehnte über das Land, daß sie das gesamte Lebenswerk Stephans zu zerstören drohte.

Die Kämpfe um das Erbe Stephans I., um Ungarn, nahmen seit Mitte des 11. Jh. kein Ende mehr. Die verschiedenen Arten der Thronfolge, ohne Nachkommen verstorbene Könige, durch Blendung zum Regieren des Landes unfähige oder vertriebene Thronerben, boten der inneren Opposition und äußeren Mächten immer wieder Gele-

genheit einzugreifen. Es fanden Heidenaufstände zugunsten einzelner Thronanwärter statt; übergangene christliche Stammesführer erhoben sich gegen den Herrscher; aus der königlichen Herrschaft Verdrängte suchten ihr Heil in der Flucht in die Nachbarländer – Polen, Rußland, Byzanz und das deutsch-römische Reich – bzw. ersuchten dort um Unterstützung; Thronprätendenten kehrten mit ausländischer Hilfe zurück. Als gefährlichste Einmischung galt die des deutsch-römischen Kaisers, da er als Preis für seine Unterstützung die Lehnsunterwerfung des Landes forderte.

Im Laufe dieser Kämpfe wurde vereinbart, daß der als Prätendent auftretende Kronprinz als Herzog Herr über ein Drittel des Landes (Dukatus) sein dürfe. Die Erfüllung der Forderungen des „jüngeren Königs" führte meist nicht zur Beruhigung, sondern inspirierte zur Fortsetzung der Kämpfe. Die Herzöge schufen sich eigene Heere, prägten Münzen und nahmen die Kämpfe um den Thron erneut auf. Dieser Zwist zwischen „Krone und Schwert", zwischen Thron und Herzogtum wiederholte sich im Laufe des Jahrhunderts mehrmals.

Zur Stabilisierung der Staatsmacht kam es unter der Herrschaft von Ladislaus (László) I. (dem Heiligen, 1077–1095) und Koloman, dem Bücherfreund (Könyves Kálmán, 1095–1116). Zur Zeit der inneren Zwistigkeiten war die Rechtssicherheit und die Achtung des Eigentums geschwunden. Die strengen Gesetze Ladislaus' I. belegten vor allem die Eigentumsverletzungen mit Strafen. Diebstahl in höherem Wert als ein Huhn wurde bereits mit dem Tode geahndet.

Ladislaus I. gründete Bistümer und Abteien, richtete Bistumskapitel ein und versah sie mit reichen Schenkungen. Von Bedeutung waren die Kapitel für die Verbreitung der Schriftlichkeit, der lateinisch-europäischen Bildung. Daneben übten sie auch die Funktion von glaubwürdigen Orten *(loci credibilia)* aus, indem sie Urkunden ausstellten. König Ladislaus' auf die Kirche gestützte Politik und erfolgreiche innenpolitische Konsolidierung mag die Voraussetzung für die Heiligsprechung von ungarischen Persönlichkeiten (König Stephan I., Bischof Gerhardt) gewesen sein.

Nach dem Aussterben des kroatischen Herrscherhauses unternahm Ladislaus einen Kriegszug zur Einverleibung Kroatiens (1091), womit die ungarisch-kroatische dynastische Union begann, ein Zusammenleben, das bis 1918 dauerte. Sein eigentlicher Gegner, Byzanz, bewog die nomadischen Kumanen, Ungarn von Osten her anzugreifen. Ladislaus mußte sich ihnen stellen und schlug sie in Südungarn vernichtend.

Auch König Kolomans Feldzüge führten mehrfach über die Landesgrenzen hinaus und sicherten endgültig die Herrschaft über Kroatien. Den letzten großen Kampf zwischen Krone und Schwert bestand er mit seinem jüngeren Bruder, Herzog Álmos – nach seinem Sieg über

Álmos löste er den Dukatus auf. Er erhöhte die Zolleinkünfte, regelte den Steuereinzug und die Verpflichtung, Soldaten zu stellen. Seine Gesetzgebung revidierte und schwächte die Gesetze Stephans I. und Ladislaus' ab: Die grausamen Bestrafungen waren durch die Stabilisierung der feudalen Verhältnisse überflüssig geworden. Von einer im Mittelalter einzigartigen Aufgeklärtheit zeugt eines der Dekrete dieses vom Bischof zum König avancierten Herrschers: „Gegen Hexen, die es nicht gibt, sollen keine Klagen erhoben werden." (Das Dekret bezog sich nur auf eine Art von Hexen, die „Striga", die als Vogel auftraten.)

Im 12. Jh. festigte sich die königliche Macht. Aus Aufzeichnungen fremder Reisender geht hervor, daß dieses erheblich große Land nicht in Teilfürstentümer gegliedert war und daß mit Hilfe des Netzes der königlichen Burgkomitate die gesamte Bevölkerung fügsam gehalten werden konnte. Die Steuerlasten waren nicht hoch, dennoch ermöglichten die Einkünfte dem Herrscher eine glänzende Hofhaltung. Hinter den konsolidierten Verhältnissen stand die stabilisierte Feudalordnung, die aber dennoch die Beibehaltung zahlreicher archaischer Züge gestattete. Die Macht des Königs beruhte in erster Linie auf seinem Eigenbesitz, der fast ein Drittel des Landes ausmachte. Die Kirche, die sich von ihm Unterstützung und Güter erhoffte, vermied innere Konflikte. Auch weiterhin gab es eine Gruppe von weltlichen Großgrundbesitzern, die mit der Politik unzufrieden waren und ihre Interessen durch Anstiftung zu Thronzwistigkeiten fördern wollten. Das erstarkende Byzantinische Reich unternahm Versuche, mittels Unterstützung von Thronprätendenten das Land unter seine Herrschaft zu bringen. So führten Byzanz und Ungarn — von immer wieder wechselnden Bündnissystemen unterstützt — viele Jahre dauernde Kriege. Die äußere Gefahr erforderte von den ungarischen Königen eine vorsichtige, überlegte Politik, z. B. hinsichtlich der langsam abebbenden westeuropäischen Kämpfe zwischen Papst- und Kaisertum, zu denen sie frei von Extremen Stellung nahmen.

Eine Stärkung der Macht im frühmittelalterlichen Königreich Ungarn erreichte Béla (Adalbert) III. (1172–1196). Ihn hatte der Graner Erzbischof, als er aus Byzanz, wo er erzogen worden war, zurückgekehrt war, aus Sorge vor dem Einfluß der Ostkirche, zuerst nicht krönen wollen. Es gelang aber Béla sehr bald, all jene für sich zu gewinnen, die ihn mit Mißtrauen empfangen hatten.

Nach dem Vorbild von Byzanz ließ er Münzen von hoher Qualität prägen, stellte die zerfallene Rechtsordnung wieder her, hielt in Stuhlweißenburg Gerichtstage ab, siedelte neue Mönchsorden — wie die Zisterzienser zur Pflege der französischen Beziehungen — im Lande an und förderte die Ritterorden.

Unter seiner Herrschaft kam es zu einer entscheidenden Wende in der Verwaltung. Nach byzantinischem Vorbild löste er die bisher

mündliche Sachbearbeitung bei Hofe durch die schriftliche ab: 1181 erging sein berühmter Beschluß, die in seiner Anwesenheit behandelten Angelegenheiten schriftlich niederzulegen. Die Organisation der königlichen Kanzlei wurde zu einer bleibenden Einrichtung, womit sich die schriftliche Sachbearbeitung institutionalisierte und systematisierte. Die von da an in immer größerer Menge ausgestellten Urkunden zeugen von französischem Einfluß, mehrere Kanzleimitglieder hatten in Paris studiert, wie beispielsweise der namentlich nicht bekannte Notar des Königs, Anonymus, der Verfasser der bedeutendsten mittelalterlichen ungarischen Chronik, der *Gesta Hungarorum.*

Um die ungarischen Herren für sich zu gewinnen, sparte Béla III. nicht mit Besitzbelehnungen. So kam es unter seiner Herrschaft zum ersten Mal zur Schenkung eines ganzen Burgkomitates, wodurch sich aber sein Eigenbesitz nur unbedeutend verringerte. Durch die Förderung der Städteentwicklung sowie die Ansiedlung von Ausländern erhöhte er seine Wirtschaftskraft.

Sehr bald aber stellte sich heraus, daß die Macht des Herrschers auf der bestehenden Basis nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Das 13. Jh. brachte den Verfall des königlichen Ansehens mit sich. Andreas II. (András, 1205–1235) förderte geradezu den Verfall des königlichen Burgkomitatsystems, da unter seiner Herrschaft die Belehnung mit königlichen Burggütern allgemein üblich wurde. Die neuen Besitzer griffen sogar in die Ausübung der Staatsmacht ein, indem sie die königliche Steuer selbst einzogen und über die ihnen untergebenen Freien zu Gericht saßen. Die Nutznießer der Schenkungen kamen zu Macht und Einfluß – damals entstand eigentlich die Klasse der ungarischen Großgrundbesitzer, die, außer daß sie den Thronbewerber unterstützte, auch mit Forderungen aufgrund eigener Verdienste auftrat. Unter den Vornehmen waren aber auch solche, die übergangen worden waren, und die hohe Geistlichkeit, sie befürchtete eine Verschiebung der Machtverhältnisse; beide Gruppen gehörten zu den Gegnern der neuen Ordnung. Durch die Güterbelehnungen und die erstarkenden Großgrundbesitzer wurde die Lage der Mittelschichten unsicherer. Der Dienstadel, die Servienten des Königs (*servientes*: *szolgálók*) protestierten gegen die Willkür der großen Herren und begannen, eine Selbstschutzorganisation aufzubauen. Das Militär und die Vögte der königlichen Burgen, die Burgjobagionen, gelangten nun unter die Oberhoheit von privaten Grundherren und mußten befürchten, ins Knechtdasein abzusinken. Der König versuchte, seine schwindenden Einkünfte durch die Prägung minderwertiger Münzen aufzubessern und verpachtete seine königlichen Einkommen. Besonderen Widerwillen erregte, daß der König die Höflinge seiner aus Meran stammenden Gemahlin mit großen Schenkungen und besonderen Vergünstigungen bedachte.

Die Unzufriedenheit führte zum Ausbruch von Protestbewegungen bei Hofe, unter den Würdenträgern und im Volk. 1213 ermordeten Verschwörer Königin Gertrudis – wie sehr die Macht des Königs bereits geschwächt war, zeigt, daß diese Tat eigentlich ungesühnt blieb. 1222 setzte sich die landesherrliche Opposition in den Besitz der Regierungsmacht und erzwang – unter Ausnutzung der Unzufriedenheit der königlichen Servienten, Burgjobagionen und Burgsassen – vom König die *Goldene Bulle.* Die prächtig ausgeführte Urkunde mit goldenem Siegel schränkte die königliche Macht erheblich ein. Durch diese Schranken wurde zwar noch keine ständische Machtteilung hervorgerufen oder irgendeine Verfassungsmäßigkeit geschaffen, aber mit der Sicherung von Rechte wies sie doch in diese Richtung. Der König durfte keine Belehnungen mit ganzen Burgkomitaten vornehmen, der Verpachtung der königlichen Einkommen wurden Grenzen gesetzt und die Übernahme führender Stellungen durch Ausländer verhindert. Einige Punkte der Goldenen Bulle regelten die Rechte der königlichen Servienten: Niemand durfte sie behelligen, sie unterstanden dem königlichen Gerichtshof und konnten auf Kosten des Herrschers jenseits der Landesgrenzen als Soldaten eingesetzt werden. Die bedeutendste Einschränkung der königlichen Macht stellte die berühmte Widerstandsklausel der Goldenen Bulle dar. Sie ermächtigte, „... die Adligen unseres Landes, gemeinsam und jeder für sich jetzt und künftig für alle Zeiten, die Freiheit zu haben", bei Zuwiderhandeln des Königs oder seines Nachfolgers, „gegen diese Verfügungen ohne jedes Vergehen der Untreue, uns und unseren Nachfolgern gegenüber, widerstehen und widersprechen zu dürfen". Jahrhundertelang, bis zu ihrer Streichung im Jahre 1687, diente diese Widerstandsklausel als ideelle Grundlage in den Kämpfen des sich später zu einem Stand entwickelnden Adels.

Die Goldene Bulle hatte keineswegs einen Wandel in der Politik des Herrschers zur Folge, die Gruppe, die sie erzwungen hatte, wurde auch bald aus der Herrschaft verdrängt. Die politische Wende betrieb der Thronfolger, der spätere Béla (Adalbert) IV. (1235–1270), der noch zu Lebzeiten seines Vaters die Überprüfung der Besitzschenkungen einleitete. Zudem war das Land durch die Kriegszüge um Holitsch in Galizien erschöpft.

Mit der Besitzschenkungsüberprüfung, der Wiedereinrichtung der Burggüter und der Konskribierung der Burgjobagionen stärkte Béla IV. seine königliche Macht. Er verzichtete nicht auf die Schenkungspraxis, er wollte sie nur einschränken. 1239 nahm er eine Gruppe von Kumanen samt ihrem Fürst in sein Land auf, aber die Konflikte zwischen den nomadisierenden Kumanen und den seßhaften ungarischen Ackerbauern führten zu blutigen Zusammenstößen, worauf die Kumanen mordend und plündernd das Land verließen.

1241 brachen die Mongolen über die Karpatenpässe ins Land ein. König Béla IV. stellte ein großes Heer auf, das aber schlecht geführt, bei dem Dorfe Muhi am Sajó eine vernichtende Niederlage erlitt. Die östliche Landeshälfte wurde Beute der Sieger, die dann im Winter die zugefrorene Donau überschritten und mit Ausnahme einiger weniger Burgen den gesamten Westteil des Landes verwüsteten. Vergeblich ersuchte der König um Hilfe vom Ausland, schließlich mußte auch er flüchten. Erst auf die Nachricht vom Tode des Großkhans hin verließen die Mongolen im Frühling 1242 plötzlich das Karpatenbecken.

Der zurückkehrende König fand ein verwüstetes und entvölkertes Land vor, und er mußte ein neues, stärkeres Ungarn schaffen, das einem erneuten Mongoleneinfall standhalten würde. Mit Recht nannte man Béla IV. den „zweiten Landesgründer", er organisierte und leitete den Wiederaufbau des Landes. Er siedelte Ausländer an und rief die Kumanen ins Land zurück, denen er Gebiete zuwies, da er sie als militärische Basis einzusetzen hoffte: Er erstellte ein umfangreiches Programm zur Errichtung von Burgen, wozu er auch die weltlichen und kirchlichen Herren ermunterte. In den bisher unbewohnten königlichen Waldbesitzen entlang den Grenzen richtete er Burgkomitate ein. Den heutigen Burgberg von Buda ließ er mit einer Maurer umgeben und dort eine Burg errichten. Er unterstützte die Städte und verlieh ihnen Privilegien. Ein Gesetz von 1267 erklärte die königlichen Servienten zu Adligen und bestätigte ihre Selbstverwaltungsinstitution, das Adelskomitat. Der König bemühte sich, die sich zum neuen Stand vereinigenden Gemeinadligen an der Machtausübung im Lande zu beteiligen. Er verzichtete auf die Zurücknahme der Burggüter und vergab selbst beträchtliche Gebiete als Schenkungen. Seine Außenpolitik zielte darauf, die Lage des Landes zu sichern und zu stabilisieren. — Ein erneuter Einfall der Mongolen erfolgte nicht, Béla IV. hinterließ seinen Nachfolgern ein blühendes Land.

Der erfolgreiche Wiederaufbau und die Weiterentwicklung waren möglich, weil das Land schon zwei Jahrhunderte der Entwicklung hinter sich hatte. Die Bevölkerung des 13. Jh. belief sich bereits auf mehr als eine Million, die Ernährung war durch den ausgedehnten Ackerbau gesichert. Anfangs wurde nicht im Rahmen von Familien, sondern in von den Dienstherren organisierten Produktionseinheiten des zu bestimmten Diensten verpflichteten Volkes, im sog. *praedium*, gewirtschaftet, was teilweise die Fortsetzung der hier vorgefundenen Villenwirtschaften darstellte. In den Prädien arbeiteten Knechte, Untertanen, aber auch herabgesunkene Freie ereilte das gleiche Schicksal; allerdings behielten diese ihre persönliche Freiheit und waren nur zur Verrichtung bestimmter Dienste verpflichtet. Aus dem Gemeinvolk, den Knechten, erwuchs langsam die Klasse der Leibei-

MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

genen, eine neue Kategorie, mit deren Erscheinen sich auch die Produktionsstruktur änderte: Die Prädien verschwanden, ihren Platz nahmen die familiären Produktionseinheiten ein, und die Familien bildeten Dörfer. Das im 12. Jh. entstandene Dorfnetz erreichte im 14. Jh. seine größte Dichte. Die Produktion war zweigeteilt: Für den Grundherrn wurden gesonderte Anbauflächen bewirtschaftet, deren Ertrag zur Gänze dem Grundherrn gebührte; für eigene Zwecke wurden wieder andere Felder bebaut, von deren Ertrag der Kirche der Zehnt und auch den Grundherren ein festgelegter Anteil zustand – seit 1351 landesweit einheitlich ein weiteres Zehntel der Ernte bzw. ein Neuntel des nach Abgabe des Zehnten verbleibenden Teils. Darüber hinaus mußten Fuhr-, Geschenk- und Geldabgaben geleistet werden. Die sich vereinheitlichende Leibeigenenklasse erkämpfte sich das Recht auf Freizügigkeit. Das feudale Produktionssystem verwirklichte sich aber nur in den zentralen, dicht besiedelten Gebieten des Landes; in den Randgebieten bestand noch lange die Möglichkeit, das ungebundene Hirtenleben und die Bewirtschaftung ungeteilter Böden fortzusetzen. Aber nach und nach erreichte die Staats- und Grundherrenmacht auch diese Gebiete, selbst die zurückgebliebenen und schwächer besiedelten Gegenden wurden in das Feudalsystem eingegliedert. Die vollständige Besiedlung des Karpatenbeckens war bis zum 13. Jh. abgeschlossen, was auch eine Ursache dafür war, daß sich die Lage der königlichen Besitztümer unsicher gestaltete: Bisher konnten nämlich die als Schenkungen vergebenen Gebiete durch an den Grenzen neugeschaffene Güter ersetzt werden.

Die Prädien und später die Dörfer befanden sich im Besitz der Großgrundbesitzer, der Servienten, des Königs oder der Kirche; genau sind die Besitzverhältnisse innerhalb der herrschenden Klasse nicht bekannt. Ursprünglich umfaßten die königlichen Besitztümer zumindest ein Drittel des Landes; dieser Anteil verringerte sich stetig, in erster Linie zugunsten der Großgrundbesitzer, die Ende des 13. Jh. den größten Teil des Landes ihr eigen nennen konnten. In wirtschaftlicher Hinsicht waren die Kirchengüter am weitesten entwickelt, weil die angesiedelten Mönchsorden nicht selten nach westlichen Produktionsmethoden wirtschafteten und die Kontinuität der Eigentümer, damit auch die der Abgaben und Dienste auf einer etwas höheren Stufe stand.

Die untere Schicht der Herrschaftsgruppen bildeten die Servienten, die Waffendienst in den königlichen Burgen versahen. Ihre rechtliche Sonderstellung war durch die Goldene Bulle gesichert. Im Rahmen der alten königlichen Burgkomitate begannen sie, ihre eigene Interessenvertretungsorganisation, das *Adelskomitat*, aufzubauen. Die erste erhaltene Aufzeichnung stammt von 1232 aus dem Komitat Zala und besagt, daß die Gemeinadligen – die Servienten – mittels aus

ihren Reihen gewählter Richter bei Streitigkeiten Recht sprachen. Doch stand es nicht in ihrer Macht, ihre Entscheidungen auch gegen die Großgrundbesitzer durchzusetzen, obwohl sie sich vom König bestärkt fühlen konnten.

In der Landespolitik hatten anfangs nur die „Vornehmen", die später „Adlige" genannte Gruppe, das Wort, und als dann der Ausdruck *nemes* 'Adliger' sämtliche Privilegierte umfaßte, begann man sie, mit dem Titel *báró* 'Baron' zu belegen. Sie verdankten ihre Macht den Besitzungen und diese wiederum der Gnade des Königs, so daß sie, wenn sie diese verloren hatten oder nicht gewinnen konnten, bestrebt waren, einen anderen König auf den Thron zu setzen. Kurze Lebenszeit, nicht abreißende Kriege und der sich ständig wiederholende Gunstentzug des Herrschers verhinderten lange Zeit die Vererbbarkeit der Güter. Im 13. Jh. traten dann Großgrundbesitzer in der zweiten und dritten Generation auf, die ihre Besitzinteressen selbständig durchzusetzen versuchten und, gestützt auf ihre Güter und Verwandtschaftsbeziehungen, nicht mehr auf die königliche Huld angewiesen waren, und diese nur als Mittel zur Festigung ihrer Macht, zur Erwerbung neuer Güter benutzen wollten. Damit war es für den König schwieriger geworden, seine Kompetenzen zu behaupten.

Die städtische Entwicklung in Ungarn erhielt erst in der zweiten Hälfte des 13. Jh. stärkeren Aufschwung. Aus dem 12. Jh. ist ein einziges Privileg bekannt, jenes der *hospites* von Stuhlweißenburg; dieses galt auch nur der Sicherung der Rechte für die „Gäste" und war kein echtes Stadtprivileg. Jedenfalls beriefen sich die späteren Privilegienurkunden auf die „Stuhlweißenburger" Rechte. Doch die Vergünstigungen allein schufen noch keine Stadt. Gran und Stuhlweißenburg waren Herrschersitz, dadurch wurde ihnen Bedeutung verliehen. Zu Beginn des 13. Jh. kam Altofen und später Pest hinzu, dessen Entwicklung nicht aufgrund von Privilegien, sondern durch die Belebung des Handels einsetzte. Im allgemeinen entstanden die Städte nahe den Burgen und an Flußüberquerungsstellen, oder sie entwickelten sich aus alten Gespanschaftszentren, nicht selten an Stellen noch vorhandener antiker Stadtruinen. Dennoch läßt sich nirgendwo eine Kontinuität des Stadtlebens von der Antike bis zum Mittelalter nachweisen. Eine wichtige Rolle in der Stadtentwicklung spielten die „lateinischen" (italienischen und französischen) und deutschen Ansiedler. Außerdem waren unter der Stadtbevölkerung aus westeuropäischen Städten Juden und aus dem Orient eingewanderte Ismaeliten (Muslime). Die Handelszweige mit der höchsten Profitaussicht, der Salzhandel und die Ausfuhr von Lebendvieh, standen allerdings unter Kontrolle der Kirche bzw. des Hofes, so daß sie als Faktoren der Stadtentwicklung entfielen.

Ungarn hatte in den drei Jahrhunderten seit der Staatsgründung einen Großteil seines historischen Nachteils aufgeholt. Das Christentum war eingewurzelt, die Wirtschaftsordnung des Feudalismus gefestigt, die Bevölkerungsdichte war gestiegen und das Land in den Kreislauf des internationalen Lebens eingeschlossen. Kaufleute waren ständig unterwegs, die Geistesströmungen hatten freien Zugang, und die Schriftlichkeit breitete sich aus. Vorerst war der romanische Baustil noch vorherrschend, aber seit Ende des 13. Jh. machte sich schon die Gotik bemerkbar. Doch noch immer wiesen das niedrige Niveau der Stadtentwicklung, das unveränderte Übergewicht der Viehzucht innerhalb der Agrarproduktion und die von Frühling bis zum Herbst aus ihren in die Erde vertieften Winterhütten in – meist nur noch neben dem Haus errichtete – Zelte umziehende Dorfbevölkerung auf die große Verspätung gegenüber den westlichen Völkern hin, mit der das Land die Feudalentwicklung begonnen hatte.

Trotz der Eroberungsbestrebungen der ungarischen Könige und der Besetzungsversuche von außen waren die Landesgrenzen in den Karpaten beständig geworden. Gebietsveränderungen waren nur im Süden häufig, im dünn besiedelten balkanischen Raum. Die Eroberungskriege im 13. Jh. demonstrieren, daß das Königreich Ungarn sich seiner Kraft bewußt war.

Unter den Nachfolgern Bélas IV. schürten die erstarkten Landesherren keine Thronzwistigkeiten mehr, sie kümmerten sich überhaupt nicht mehr um den König, sondern nur noch um ihren Machtausbau als Provinzherren. In den Jahrzehnten dieser Feudalanarchie lösten sich die großen Familien jährlich in den Oberämtern ab: So bekleidete mancher innerhalb von ein oder zwei Jahrzehnten bis zu sechsmal das wichtige Amt des Palatins. Immer häufiger wurde auf größeren Beratungen – Vorläufer der ständischen Landtage – versucht, durch Verordnungen geordnete Verhältnisse zu schaffen, aber vollkommen ergebnislos. Als Ladislaus IV. (der „Kumane" 1272–1290) seine Herrschaft auf die Waffenbasis der Kumanen gründen wollte, verlor er damit die Unterstützung durch den Klerus. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs des Arpadenhauses, Andreas III. (1290–1301), verstärkte sich die Einmischung äußerer Mächte: Das zerrüttete Land wurde sehr bald Beute der Thronprätendenten bzw. der sie unterstützenden Barone.

In dieser „klassischen" Periode feudaler Anarchie bauten die Kleinkönige in den Provinzen ihre Macht dadurch aus, daß sie Münzen prägen ließen, die königlichen Steuern einzogen und eine eigene Außenpolitik betrieben; in den grenznahen Gebieten wurden sie Lehnsleute fremder Herrscher.

Das Aussterben des Arpadenhauses war keineswegs die Ursache für den Ausbruch der Anarchie, im Gegenteil, dadurch wurde die

Wahl des energischsten und geeignetsten Nachfolgers aus dem Kreis der konkurrierenden Thronprätendenten ermöglicht, dessen Regierung auch die Barone anerkannten – oder der seine Thronansprüche durchsetzen konnte. Und dazu kam es nach überraschend kurzer Zeit, schon nach wenigen Jahren.

Der Hochfeudalismus – die Zeit der Könige aus verschiedenen Häusern (1301–1526)

Sieger unter den Thronanwärten mit dem Rechtsanspruch des Erben in weiblicher Linie blieb Karl Robert (1308–1342) aus dem neapolitanischen Haus der Anjous. Zuerst drängte er seine Mitbewerber aus dem Land, um dann – verbündet mit dem einen, kompromißschließend mit dem anderen und kämpfend mit dem dritten – schrittweise die Herrschaft der Oligarchen zu beseitigen. Anfangs konnte er nur auf italienische Kredite und die Unterstützung des Papstes bauen, nach einigen Jahren aber hatte er bereits seine eigenen Anhänger innerhalb des Landes, auf die er sich stützen konnte. Seine Residenz errichtete er in Visegrad (Plintenburg). Da der neue Herrscher aus entwickelteren Verhältnissen kam, erkannte er, daß eine stufenweise Ausdehnung der Waren- und Geldverhältnisse es ihm ermöglichen würde, die materielle Basis seiner Herrschaft nicht ausschließlich in den königlichen Gütern zu sehen. Ungarn war der größte Goldproduzent des damaligen Europa, Karl Robert setzte konsequent jenes Recht des Herrschers durch, daß ihm ein Zehntel des geschürften Edelmetalls zustand, wovon er ein Drittel wiederum den Grubenbesitzern überließ, um auch ihr Interesse an Fundorterschließungen und Förderung zu wecken. Das geförderte Erz mußte gegen geprägte Münzen eingetauscht werden, woraus auch die königliche Schatzkammer beträchtlichen Nutzen zog. Nach Florentiner Muster ließ der König den wertbeständigen Goldforint prägen. Er verzichtete auf den ständigen Geldsortenumtausch, der mit zunehmender Entwertung verbunden war, und belegte statt dessen als erster die Leibeigenen mit einer einheitlichen staatlichen Steuer. Durch die ständige Weiterentwicklung der Städte erhöhte sich zugleich auch ihre Steuer. Der Herrscher förderte den Außenhandel und stimmte seine Außenwirtschaftspolitik mit den Herrschern Böhmens und Polens ab. Zur Verwaltung der Finanzen baute er das landesweite Netz der Kameralämter aus, die Lasten der Heeresorganisation erlegte er den Großgrundbesitzern auf: Die Würdenträger des Landes waren verpflichtet, unter ihrer Fahne eine bestimmte Anzahl Bewaffneter zu stellen. Diese von den „Fahnenherren" ausgerüsteten „Banderien" sicherten eine moderne und nicht allzu kostspielige Heeresorganisation.

Das geschwächte Papsttum erlaubte ihm, die päpstlichen Einkommen zu besteuern und die Ämter des hohen Klerus mit seinen eigenen Anhängern zu besetzen. In seiner Außenpolitik stützte er sich auf das böhmisch-polnische Bündnis und nahm gleichzeitig den Kampf um den Besitz des neapolitanischen Thrones auf. Infolge der stabilisierten Zentralmacht und regelmäßigen hohen Kammereinkünfte konnte das ungarische Königreich zu einer starken europäischen Macht aufsteigen.

Die so entstandene Kraft des Landes wurde von Karl Roberts Sohn, Ludwig I. (dem Großen, 1342–1382), auf die Probe gestellt, dem einzigen ungarischen König, dem die Nachwelt das Attribut „der Große" zuerkannte, einem der letzten großen Ritterkönige. An seinem Hof wirkten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, er sammelte Bücher (das namhafteste ist die von ihm bestellte prächtige *Bilderchronik* [Képes Krónika]) und gründete 1367 die Fünfkirchner Universität. Sein Hof war Schauplatz von Ritterturnieren und rauschenden Festen.

Das Attribut „der Große" verliehen ihm seine Zeitgenossen aufgrund seiner Eroberungskriege. Während seiner 40 Jahre dauernden Herrschaft führte er selbst 16 Kriegszüge, seine Heerführer zogen noch weitere dreizehnmal in den Kampf. Um den Mord an seinem Bruder, dem Gemahl der Königin Johanna von Neapel, zu rächen, fiel er mehrmals in Italien ein – sein wahres Ziel aber war dabei der neapolitanische Thron. Diese Kriegszüge waren mit gewaltigen finanziellen und Menschenopfern verbunden, jahrelang hielt sich das ungarische Heer in Italien auf, ohne daß diese zähen Kämpfe irgendein Ergebnis gebracht hätten. Dagegen unterwarf er sich den Woiwoden der Walachei, führte erfolgreiche Kriegszüge gegen Venedig um den Besitz der dalmatischen Städte und schlug die Türken auf dem Balkan. (Dennoch brachen die Türken 1371 erstmals in Ungarn ein.) Als sein mütterliches Erbe gelangte er 1370 auf den polnischen Thron. Zur Vereinigung der beiden Länder kam es nicht, sie wurden in Personalunion regiert, und auch dies war ein Zustand, der nur bis zu seinem Tode dauerte. (Deshalb ist die Feststellung, damals hätten „drei Meere die Grenzen Ungarns umspült", schlicht eine Übertreibung.)

Seine Residenz richtete sich Ludwig der Große in der zum Palast ausgebauten Burg Ofen ein. Die Barone vermochte er damit im Zaum zu halten, daß er eine neue Belehnungsordnung einführte: Die Güter wurden nicht lebenslang vergeben, sondern waren an Ämter gebunden; sie waren ein *honor*, eine Art Bezahlung, die zudem noch mit der Pflicht zur Soldatenstellung verbunden war. Zur Befriedigung der Interessen des sich vereinheitlichenden Gemeinadels besagte ein Gesetz von 1351, die „innerhalb der Landesgrenzen wohnenden Adligen sollen sämtlich in ein und derselben Freiheit leben", schuf also Rechtsgleichheit unter dem Adel als entscheidenden Schritt auf

seinem Entwicklungsweg zum Stand. Gleichzeitig wurde das Recht der Adligen auf freie Testamentierung gestrichen; waren keine Nachkommen vorhanden, so erbten das Vermögen die Verwandten der Seitenlinien (Avitizität), und ansonsten ging das Erbe an den König (Fiskalität) über. Die Eintreibung des Neunten wurde zur Pflicht gemacht, damit die Großgrundbesitzer durch Erlassen desselben nicht die Leibeigenen der Gemeinadligen auf ihre Güter locken konnten. Die Freizügigkeit der Leibeigenen blieb jedoch erhalten, und den Bauern wurden gewisse Möglichkeiten wirtschaftlichen Erstarkens gewährt.

Zwar konnte sich der Gemeinadel erfolgreich zu einem Stand organisieren, doch blieben das Land und damit die Macht überwiegend in der Hand der Magnaten, zudem nahm deren Zahl ab, so daß der Boden des Landes zum größten Teil im Besitz einiger weniger Familien war. Manche von ihnen besaßen mehr als 1000 Dörfer, während die Königsgüter unter 5 Prozent des Landes absanken. Nach dem Tode Ludwigs des Großen wurden die mangels eines Sohnes als Thronfolger gegeneinander antretenden Thronprätendenten und sogar Gegenkönige zum Spielzeug der Aristokratenbündnisse, der Ligen. Zwar gelang es Ludwigs Schwiegersohn, Sigismund von Luxemburg (1387–1437), den Thron zu übernehmen, doch reichte selbst seine ein halbes Jahrhundert dauernde Herrschaft nicht, die Macht der Ligen zu brechen. Er war bemüht, sich auf die Städte zu stützen und förderte deren Entwicklung zu einem Stand. Doch trotz ihres nun rascheren Aufschwunges vermochten die ungarischen Städte nicht zu einem Machtfaktor aufzusteigen. Für Sigismund war der ungarische Thron nur der erste Schritt auf dem Weg zur Herrschaft über Europa, zu welchem Zweck er sich um den böhmischen und den deutschen Thron bemühte. Er konnte sich schließlich auch mit dem Titel des deutsch-römischen Kaisers schmücken, ohne sich aber eine wirkliche Herrschaft aufgebaut zu haben: In Böhmen stellten die Hussitenkriege und in Ungarn die gegen ihn auftretenden Oligarchen sein zweifellos großes politisches Geschick auf harte Proben. Gegen Ende seiner Herrschaft brach in Siebenbürgen der Bauernaufstand Antal Budai Nagys aus, eine Provokation, die die herrschenden Gruppen Siebenbürgens, nämlich den ungarischen Adel, die vornehmen Szekler und die sächsischen Patrizier, zum ständischen Bündnisschluß bewog (Union der drei Nationen, 1437). Der von den hussitischen Lehren beeinflußte ungarisch-rumänische Leibeigenenaufstand für die freie bäuerliche Entwicklung wurde niedergeschlagen.

Die Machtdominanz der Baronenligen verhinderte die politische Verselbständigung des Gemeinadels. Rechtlich war zwar jeder Adlige gleich, in Wirklichkeit begaben sich aber die Adligen mit kleineren Gütern in den Schutz der Begüterteren: Sie begleiteten den selbst-

gewählten Herrn in den Krieg, erfüllten seine Aufträge und folgten ihm in Glück und Unglück im Tausch für seinen Schutz gegen die Gewalttätigkeiten anderer Großherren. Der besitzlose Adlige, oder jener, dem sein Erbteil kein selbständiges Leben erlaubte, suchte Schutz in den Burgen der Herren und diente seinem Brotgeber als Domänengespan oder Burgvogt. Diese gewissermaßen an das westeuropäische Lehnsverhältnis erinnernde Verbindung ist ein Spezifikum der ungarischen gesellschaftlichen Entwicklung. Demgemäß gehörte ein Adliger mit geringerem Besitz zur im breiteren Sinne verstandenen „Familie" eines Großen, er war einer seiner Familiaren. Eine solche familiäre Beziehung und Bindung konnte sich sogar ein Jahrhundert lang von den Vätern auf die Söhne vererben; da aber die größten Grundbesitzer fast in jeder Generation wechselten, konnten die damit freiwerdenden Familiaren sich einen neuen Herrn suchen.

Der politisch über die gleichen Rechte verfügende Gemeinadel war jedoch, vor allem aufgrund seiner großen Zahl und infolgedessen seiner militärischen Stärke, ein keinesfalls unbedeutender Machtfaktor. Wenn ein hochvermögender Oligarch die überwiegende Mehrheit der Adligen auf seine Seite ziehen konnte, mochte er selbst mit dem Gedanken an die Krone spielen.

Die landespolitischen Angelegenheiten wurden auf den damals zu einer festen Einrichtung werdenden ständischen Landtagen debattiert. Daran konnte jeder Adlige teilnehmen, und zeitweilig waren es tatsächlich Massenversammlungen, dann nämlich, wenn die Oligarchen ihre Familiaren aufmarschieren ließen. Ansonsten schickten die Komitate noch einige Gesandte, deren Anzahl später pro Komitat mit zwei festgelegt wurde. Auf den ständischen Landtagen waren auch die Städte vertreten, so daß sich als Ergebnis der Entwicklung in Ungarn schließlich vier privilegierte Stände herausbildeten: die Stände des hohen Klerus und der Barone (seit 1608 berieten beide Stände in der oberen Tafel, wo ihre Mitglieder persönlich anwesend waren), die königlichen Freistädte (also nicht das „Bürgertum"!) sowie der Gemeinadel, der durch Gesandte auf dem Landtag vertreten war und die untere Tafel bildete.

Die ständischen Landtage beschlossen die Landesgesetze, die dann vom Herrscher „sanktioniert" (bestätigt) wurden und durch Verkündung in den Komitaten in Kraft traten. Die meistumstrittene Frage im 15. Jh. war selbstverständlich die der Thronfolge. Anfänglich — im 14. Jh. — kam die Thronfolge in der weiblichen Linie des Arpadenhauses zur Geltung, bis dann die Einhaltung des Prinzips der Sohnesnachfolge des Herrschers festgelegt wurde, ohne daß in diesem Jahrhundert auch nur ein Herrscher einen erwachsenen gesetzlichen Erben gehabt hätte. Für diese Fälle verfügte der Landtag die freie Königswahl, so daß der Thron letztlich durch „Berufung" be-

setzt worden wäre. Demgegenüber schlossen die Herrscher Heirats-, Bündnis- und Erbschaftsverträge, kümmerten sich also nicht darum, daß sie nicht frei über ihren Thron verfügen durften.

All das barg die Keime zu Zwistigkeiten in sich, und außerdem wurde das Land von einer äußeren Gefahr, der türkischen Eroberung, bedroht, wobei den Zeitgenossen bewußt war, daß dieser aus eigener Kraft kein Widerstand geleistet werden konnte. Da die Nachbarländer ebenso gefährdet waren, wurde mehrfach versucht, durch Vereinigung der Länder dieses Raumes unter einem Herrscher einen antitürkischen Zusammenschluß zustande zu bringen. So setzte sich die polnisch-litauische Jagiellonen-Dynastie in den Besitz des böhmischen und dann auch des ungarischen Thrones, das gleiche gelang im 15. Jh. vorübergehend auch der in den österreichischen Provinzen eingewurzelten Habsburgerdynastie. Schließlich unternahmen auch einige der mächtigen Barone der Länder dieses Raumes den Versuch, den Thron zu gewinnen (der Gedanke des „National"-Königs wurde von der Masse des Gemeinadels unterstützt), und war dieser von Erfolg gekrönt, wie im Falle von Matthias Hunyadi (Corvinus), begannen auch die Kriege mit dem Ziel, die Nachbarländer unter einem Zepter zu vereinigen.

In dem Kampf gegen den Türken wurde der aus der Namenlosigkeit unter die größten Grundbesitzer aufgestiegene János (Johann) Hunyadi durch seine Siege weltberühmt. Er war ein Anhänger des Angriffs, des offensiven Auftretens. Nach seinen ersten Kampferfolgen wurde er Woiwode von Siebenbürgen, Gespan von Temesch und Generalhauptmann von Belgrad (Beograd), er besetzte also stets Schlüsselämter im Kampf gegen die Türken. Seine Besitzungen lagen im Süden des Landes, und sein gewaltiges Vermögen stellte er in den Dienst der Landesverteidigung. Er schuf ein modernes Söldnerheer, setzte seine Familiaren ein und, wenn es sein mußte, auch das Bauernvolk. 1443 begann er einen Winterfeldzug, eine einmalige Unternehmung; 35 000 ungarische, serbische, bosnische, tschechische und polnische Soldaten stießen bis ins Balkangebirge vor. Nach diesen Siegen versprachen sogar der Papst und Venedig Unterstützung, so daß im Jahr darauf König Wladislaus I. (1440–1444) ein Heer nach Bulgarien führte, wo er bei Warna auf die Türken stieß. Die versprochene Unterstützung blieb aus, die Schlacht wurde verloren und der König starb den Heldentod. Damit begann in der ungarischen Geschichte die einzige Periode ohne König (Interregnum). Johann Hunyadi wurde zum Reichsverweser gewählt (1446–1452). Einige Jahre später schickte der Welteroberer Sultan Mohammed (Mechmed) II. ein 150 000-Mann-Heer nach Norden, gegen Ungarn, und nahm die Schlüsselfestung der Verteidigungslinie des Landes, Belgrad, mit seiner Grenzwache von nur 5 000 Mann, unter Belagerung. Der Papst

verkündete den Kreuzzug, und auf die anfeuernden Predigten des Mönchs János Kapisztrán hin zogen Tausende ins Lager. So kam ein Heer von etwa 50 000 Mann zusammen, das aber mehrheitlich nicht aus erfahrenen Soldaten bestand. Johann Hunyadi gelang es, die türkische Schiffskette auf der Donau zu durchbrechen und das Entsatzheer in die Festung zu bringen. Am 21. Juli 1456 leiteten die Türken den Sturm ein. Den Verteidigern war nur mehr die innere Burg geblieben, und sogar dort steckte ein Türke bereits die Fahne mit den Pferdeschwänzen auf, als Titusz Dugovics unter Aufopferung seines Lebens den Türken samt Fahne in die Tiefe mitriß. In gewaltigem Kampf gelang es schließlich, die Angreifer zurückzuwerfen und sich am folgenden Tag durch einen Ausfall in das türkische Lager die Kanonen anzueignen. Die Türken gaben die Belagerung auf, die wichtige Festung war gerettet, Ungarn und ganz Mitteleuropa für Jahrzehnte von dem türkischen Druck befreit. Johann Hunyadi fiel nach der Belagerung der Pest zum Opfer.

Johann Hunyadis Ruhm, seine riesigen Besitztümer, die Vereinbarung der verschiedenen Baronengruppierungen sowie der Wille des Gemeinadels trugen gleichermaßen dazu bei, daß sein 15jähriger Sohn Matthias zum König auf den verwaisten Thron gewählt wurde. Er war der erste Herrscher nichtköniglichen Geblüts auf Ungarns Thron. Schon als Kind ließ sich Matthias nicht zum Spielball der Barone machen. Er zerschlug die ihn angreifenden Ligen und ging mit großer Energie an den Ausbau seiner Herrschaft. Er nutzte die Ergebnisse der städtischen Entwicklung und die wachsende bäuerliche Warenproduktion dazu, schwere, jedoch nicht unerträgliche Steuern zu erheben. Vor seiner Zeit betrugen die Kammereinkommen eine Viertelmillion Gulden, Matthias steigerte sie – vor allem über die Steuereinnahmen, darunter die regelmäßig eingezogene „außerordentliche Kriegsbeihilfe" – auf mehr als 800 000 Gulden. Besonders die Großgrundbesitzer sträubten sich gegen seine Steuerpolitik, denn er belastete die Leibeigenen schließlich auf ihre Kosten. Gleichzeitig mit der stabilen Ordnung seiner Staatsmacht, der Garantie der Freizügigkeit für die Leibeigenen und der Gewährung einer freien Entwicklung der Marktflecken modernisierte Matthias den Staatsapparat, indem er die Staatsbehörden mit seinen Anhängern aus dem Gemeinadel besetzte und Beamte mit ordentlichem Gehalt beschäftigte. Dennoch war seine lange Regierungszeit (1458–1490) keineswegs eine Ruheperiode. Mehrmals verschworen und erhoben sich die Aristokraten gegen ihn, zuweilten sogar einstige Anhänger, wie z. B. der Graner Erzbischof János Vitéz. Matthias' Militär war völlig unabhängig von den Aristokraten, da er seine riesigen Einkünfte für den Unterhalt seiner berühmten Söldnerarmee, des Schwarzen Heeres, verwendete, das aus etwa 10 000 Mann bestand. Diese Masse von Soldaten

mußte beschäftigt werden, aus der Existenz des Heeres folgte mit fast logischer Konsequenz eine ganze Serie militärischer Unternehmungen, zumal sich das Heer durch die Eroberungen und Beutezüge im Ausland selbst zu erhalten vermochte. Abgesehen von kleineren Kriegszügen unternahm Matthias von sich aus keinen Krieg gegen die Türken, denn mit Erfolgen konnte er dabei nicht rechnen, und der Balkan versprach auch keine lohnende Beute für sein Schwarzes Heer – statt dessen unterhielt er die Verteidigungskette der Grenzburgen, die ständig mehr Geld erforderte. Seine Kriegszüge richteten sich auf die Erlangung des böhmischen Thrones sowie nach Österreich, Mähren und Schlesien. Er hatte auch Erfolge, mit seinem Tode aber gingen die eroberten Länder wieder verloren. Im Besitz des böhmischen Thrones wäre Matthias Kurfürst des deutsch-römischen Reiches geworden, und er hoffte, so auch den Kaisertitel erlangen zu können. 1485 nahm er Wien ein und richtete dort seinen Hofstaat ein. Die Kraftquellen des Landes reichten jedoch nicht mehr dazu aus, die Eroberungen nun auch zu halten. Der junge Herrscher verpflichtete sich anläßlich der Friedensschlüsse seinem stärksten Gegner, Kaiser Friedrich III. (von Habsburg), sollte er ohne Nachkommen sterben, erbe dieser den ungarischen Thron. Auch seine zweite Ehe blieb kinderlos, weshalb er seinen außerehelich geborenen Sohn, János (Johann) Corvin, auf den Thron zu helfen versuchte; nach seinem Tod vermochte der Herzog seinen Thronanspruch jedoch nicht durchzusetzen. Das Schwarze Heer wurde zerschlagen und die Zentralisierungserfolge zunichte.

Auf den Thron gelangten Mitglieder der Jagiellonen-Dynastie, Wladislaus II. (1490–1516) und Ludwig II. (1516–1526). Wie ein Chronist schrieb, hielten die Aristokraten diese Könige „am Schopfe gepackt". Die königlichen Güter und Einkünfte wurden verpfändet, die Quellen zur Bereicherung der Kammer versiegten völlig, und die Truppen der Grenzfestungen blieben ohne Sold. Die regelmäßig abgehaltenen und sich immer größerer Beteiligung erfreuenden Landtage auf dem Rákos-Feld bei Pest faßten zahlreiche Beschlüsse zugunsten des Gemeinadels, die aber infolge des Widerstandes der Aristokraten zumeist nicht verwirklicht wurden. Die Landtage wechselten nach jeweils kurzer Zeit die führenden Amtsträger des Landes aus, was die Arbeit des Staatsapparats behinderte. Das politische Leben des Landes nahm Richtung auf die aus der polnischen Geschichte gut bekannte „Adelsrepublik", verursacht durch den zahlreichen Landadel, dem das Mitspracherecht an den politischen Staatsgeschäften zustand. Die ständigen Kämpfe wechselnden Ausgangs der von den Oligarchen beeinflußten Parteien machten eine kontinuierliche Staatsregierung unmöglich.

Insgesamt war der Adel daran interessiert, den Nutzen aus der bäuerlichen Warenproduktion abzuschöpfen bzw. die Warenproduktion selbst auf seinen Gütern zu monopolisieren und die Bauern auf die Selbstversorgung zu beschränken. Das Ringen zwischen diesen beiden gegensätzlichen Tendenzen setzte bereits gegen Ende des 15. Jh. ein und mündete 1514 in einen Bauernaufstand.

1514 wurde ein Türkenkreuzzug verkündet. Überraschend große Massen unzufriedener Bauern sammelten sich in den Lagern und nahmen das Kreuzeszeichen, in der Hoffnung, nach dem siegreichen Feldzug in einer menschlich und rechtlich gesicherten Stellung heimkehren und als siegreiche Soldaten am gesellschaftlichen Aufstieg teilnehmen zu können. Dem gegen die Türken aufbrechenden Heer verweigerte die herrschende Klasse jede Unterstützung, ja behandelte es sogar als ihren Gegner. Das Bauernheer wandte sich gegen die Herren, sein Führer wurde György (Georg) Dózsa, Soldat einer Grenzburg. Das Ziel des Heeres war die Wiederherstellung der an die Szeklerfreiheit erinnernden archaischen Verhältnisse, die Schaffung eines freien bäuerlichen Landes. Nach anfänglichen Erfolgen erlitt das zahlenmäßig starke, militärisch aber unerfahrene Bauernheer nahe Temeschwar eine vernichtende Niederlage, womit endgültig entschieden war, daß der Adel die freie Entfaltung der bäuerlichen Warenproduktion nicht zulassen würde. Die Aufständischen wurden nicht nur grausam an Leib und Leben gestraft, sondern als „ewige" Sühne mit der Bindung der Bauern an die Scholle belegt, ihnen also die Freizügigkeit entzogen. Darüber hinaus wurde die wöchentlich eintägige Pflug- oder zweitägige Handfron festgelegt, mit der kostenlose Arbeitskräfte für die grundherrliche Warenproduktion gesichert wurden. Zur Gänze konnten diese Gesetze damals noch nicht durchgesetzt werden, aber daß sie ausgesprochen wurden, zeigte die Richtung an, in die sich die Gesellschaft und Wirtschaft Ungarns entwikkelte: hin zur sog. zweiten Leibeigenschaft.

Dennoch waren es nicht die inneren Gegensätze, die das Schicksal des mittelalterlichen ungarischen Staates besiegelten, sondern die unaufhaltsame türkische Eroberung. Der ausschließlich auf Verteidigung eingerichtete ungarische Staat konnte der stärksten Militärmacht der damaligen Welt unmöglich dauerhaften Widerstand leisten. Die Kosten der Grenzburgenkette übertrafen die möglichen ungarischen Staatseinnahmen, Landesvereinigungsversuche scheiterten, ständige und zuverlässige Unterstützung war von nirgendwo zu erwarten. Das mittelalterliche Ungarn vermochte seine Unabhängigkeit und Integrität gegen die Türken nicht zu behaupten. Dennoch ist es nicht zu bezweifeln, daß die geschwächte Zentralgewalt zu Beginn des 16. Jh., die internen Parteienkämpfe und die Enteignung der königlichen Einkünfte den Zerfall des ungarischen Staates beschleunigten.

Zur Katastrophe kam es 1526. Der 1520 auf den Thron gelangte Sultan Suleiman II. bestimmte Europa zur Hauptrichtung der Eroberung. Innerhalb von ein bis zwei Jahren war die Verteidigungslinie überrannt und Belgrad gefallen, der Weg stand den Türken offen. Ihr Heer setzte sich im Frühjahr 1526 in Bewegung und drang langsam und vorsichtig vor. In dieser höchsten Gefahr gelang es dem noch kindlichen Ludwig II., ein bedeutendes Heer zu sammeln, ohne aber sämtliche Streitkräfte zusammenziehen zu können. Die Schlacht von Mohács am 29. August wurde durch das zahlenmäßige und Artillerieübergewicht der Türken nach zwei Stunden entschieden. Zahlreiche Führungsgestalten des ungarischen Staates, Mitglieder des hohen Klerus und des Hochadels sowie Tausende von Gemeinadligen, tschechischen Söldnern und kroatischen Bauern fielen in dieser Schlacht. Der König kam auf der Flucht ums Leben. Vielleicht hätte die Schlacht siegreich ausgetragen werden können, der gesamte Feldzug aber wäre auf jeden Fall so ausgegangen wie nun seine entscheidende Anfangsschlacht: Die mittelalterliche ungarische Staatlichkeit zerbrach an der welterobernden Türkenmacht.

Das in drei Teile zerfallene Land (1526–1686)

Nach der Schlacht von Mohács drang das siegreiche Heer weiter vor, eroberte und plünderte Ofen, bis dann mit Herbstbeginn der Feldzug beendet wurde; ohne Besatzungstruppen zu hinterlassen, zogen sich die Türken aus dem Lande zurück. Für das Königreich bedeutete dies eine gewisse Atempause. Wer sollte jetzt seine Lenkung übernehmen? Die Thronanwärter der konkurrierenden Parteien vertraten zugleich je eine außenpolitische Konzeption. Die gemeinadlige Partei wählte den größten Grundbesitzer des Landes Johann (János) Szapolyai (1526–1540) zum König; seine Familie war erst zwei Generationen zuvor aus dem Gemeinadel aufgestiegen. Der „National"-König konnte allein aus eigener Kraft, mittels der Kraftquellen Ungarns, der osmanischen Eroberung keinen Widerstand leisten; seine Politik mußte deshalb „türkenfreundlich" sein, wobei selbstverständlich weder König Johann noch seine Anhänger den Heiden den Weg selbst öffnen wollten. Wenig später rief eine kleinere Gruppe von Baronen auch mit Berufung auf die Erbschaftsverträge der Herrscher den Bruder Kaiser Karls V. (von Habsburg), den österreichischen Erzherzog Ferdinand, auf den Thron. Da Ferdinand I. zugleich zum König von Böhmen gewählt wurde, sollte seine Herrschaft (1526–1564) die Unterstützung der Nachbarländer und Provinzen einbringen, wozu noch die Hoffnung kam, daß später auch sein mächtiger Bruder eventuell Hilfe gegen die Türken leisten werde. Riskant war die Wahl des Habsburg-Königs jedoch insofern, als der Türkenkrieg aufgrund der europäischen Machtinteressen der Dynastie möglicherweise immer nur zweitrangig bliebe und es sogar vorkommen könnte, daß Ferdinand seinerseits seinem Bruder helfen müsse.

Ferdinands I. Söldnerheere besetzten 1527 das Königreich, und König Johann schloß, um sein Land wiederzubekommen, mit den Türken ein Bündnis, was diese zu dem Versuch benutzten, unter dem Vorwand, Johann zu helfen, Wien zu unterwerfen. Als dies mißlang und sich das Heer auf den Balkan zurückgezogen hatte, setzten die internen Kämpfe von neuem ein. Die Gebiete der beiden Könige veränderten sich ständig, Burgen, Komitate und Städte wechselten ihren Besitzer. 1532 zog das bisher größte Türkenheer durch West-

ungarn, mit dem Ziel, die österreichischen Erblande zu besetzen. Doch die winzige Festung Güns (Kőszeg) versperrte den Eroberern den Weg, und als nach mehrwöchiger Belagerung endlich die Fahne mit den Pferdeschweifen wehte, schneite es in den Alpen bereits, die verlorene Zeit war nicht wieder aufzuholen, und es blieb nur noch der Rückzug.

Beide in Ungarn herrschende Könige kamen zu der Erkenntnis, daß der Zwist jeder Seite schade und nur den Türken helfe. Auf den Druck beider Lager hin schlossen sie 1538 in Wardein Frieden, beendeten ihre kriegerischen Aktionen und vereinbarten, daß nach Johanns Tod Ferdinand das gesamte Land regieren solle. Doch hielt sich keiner der beiden Partner an den Friedensvertrag, und als Johann ein Sohn geboren wurde, vereidigte er seine Anhänger auf das Neugeborene als ihren König. Nach Johanns Tod bezog die Königinwitwe Isabella mit dem Säugling, aber schon gekrönter König Johann Sigismund (János Zsigmond) die Ofener Burg, die Ferdinand zu belagern begann. 1541 traf ein türkisches Entsatzheer vor Ofen ein und besetzte am Jahrestag der Schlacht von Mohács, am 29. August 1541, mittels einer Kriegslist die Burg. Damit war die zentrale Festung Ungarns mitsamt dem mittleren Teil des Landes unter türkische Herrschaft gelangt. Stambul hatte erkannt, daß es in nächster Zukunft die österreichischen Erblande nicht erobern könne, und wollte verhindern, daß sich Ferdinand in den Besitz ganz Ungarns setze. Auf diese Weise konnte es sich das Land als eigenes Aufmarschgebiet sichern. In den folgenden Jahrzehnten wurde es zur Hauptbemühung der türkischen Politik, den relativ schmalen Keil des besetzten Gebietes nach Westen und Osten auszudehnen. Östlich des türkischen Eroberungsgebietes richtete sich im Gebiet jenseits der Theiß und in Siebenbürgen Johann Sigismund mit Hilfe seines Parteigängers Frater Georg (György) Martinuzzi ein, und damit war das Fürstentum Siebenbürgen entstanden. Die westlichen und nördlichen Gebiete blieben in Ferdinands Besitz und bildeten als Erbe des mittelalterlichen Staates das Königreich Ungarn. Das Land war dreigeteilt, und dieser Zustand sollte – mit erheblichen Gebietsveränderungen – fast 150 Jahre bestehenbleiben.

Um seine Herrschaft zu sichern, mußte sich Ferdinand notgedrungen auf die Stände stützen und konnte nur sehr vorsichtig und allmählich mit dem Ausbau seines zentralisierten Staatsapparates beginnen. Die Türken vermochte er nicht zu vertreiben, auch ihre Eroberungen konnte er nur mittels einer Kette von Grenzburgen um sein Gebiet aufhalten. Dieses Schutzburgensystem entstand Mitte des 16. Jahrhunderts und schützte, in Kroatien beginnend, nach Norden und in einem Halbkreisbogen nach Osten bis zur siebenbürgischen Grenze verlaufend, das königliche Ungarn. Der Ausbau der Burgen,

der Unterhalt der Söldnerwache in den Burgen und die sich im Abstand von wenigen Jahren wiederholenden türkischen Überfälle erforderten jährliche Summen zwischen 300 000 und 800 000 Gulden. Selbst unter diesen Bedingungen ging aus Ungarn etwa eine halbe Million Gulden für die Kammer ein, so daß das Land sein Verteidigungssystem größenteils selbst finanzierte. Da die Soldaten zugleich die österreichischen Erblande und Böhmen mit verteidigten, trugen auch diese Länder zu ihrem Sold bei – zumindest im Prinzip, denn die Burgwachen blieben nur allzu oft ohne Bezahlung.

Die Kette der Grenzburgen wurde zu Zeiten der großen türkischen Kriegszüge auf harte Kraftproben gestellt: 1552 wurde Temeschwar nach heldenhaftem Widerstand der Burg Drégely von den Türken erobert, Erlau (Eger) aber hielt stand, so daß die Türken die Belagerung aufgeben mußten. Die Grenzburglinie hatte einen Riß bekommen, brach aber nicht zusammen. 1566 führte der Sultan eigenhändig sein 100 000-Mann-Heer vor die Schlüsselfeste Transdanubiens, Szigetvár, wo der Banus von Kroatien Nikolaus (Miklós) Zrínyi mit seiner kleinen Schar von Verteidigern einen Monat lang der Belagerung standhielt. Als das Entsatzheer nicht eintraf – das kaiserliche Heer bewegte sich aus Sorge um seine Nachschublinie nicht von Raab (Győr) fort – und die in Trümmer geschossene Burg nicht mehr zu halten war, stürmte Zrínyi mit seiner Mannschaft aus der brennenden Burg in die Reihen der Türken direkt in den sicheren Tod. Die Burg war verloren, aber der türkische Feldzug wurde dennoch ein Mißerfolg, weil er aufgrund des Zeitverlustes nicht mehr fortgesetzt werden konnte und der greise Sultan Suleiman II. während der Belagerung starb.

Auf ungarischem Gebiet erreichte die türkische Eroberung damit die etwa äußerste Grenze ihrer möglichen Ausdehnung. Bis zur Aufstellung der in Kleinasien mobilisierten Truppen im Balkan vergingen fast drei Monate, und Nachschubprobleme verhinderten, daß sich die Türken auf Winterfeldzüge einlassen konnten; die Masse des Heeres mußte mit Beginn des Winters wieder zurückkehren. Deshalb war ein selbst nur einige Tage währender Widerstand jeder einzelnen Festung oder Burg von größter Wichtigkeit. Der türkische Sturm wurde gebremst, Wien vermochten die Türken nie einzunehmen und damit auch nie ihren strategischen Plan zu verwirklichen, durch das Donautal bis ins Herz Europas vorzustoßen.

Im östlichen Landesteil hatte sich Königin Isabella (Jagiello), König Johanns Witwe, eingerichtet (1541–1551). Da die Türken vor allem in nordwestlicher Richtung vordrangen, lag Siebenbürgen für sie an der Peripherie, und sie hatten sich damit abgefunden, daß dort ein selbständiges, aber mit ihnen verbündetes und Steuern zahlendes Fürstentum entstanden war. Frater Georg (György) Martinuzzi,

der politische Lenker des östlichen Landesteils, dagegen war bemüht, das gesamte von den Türken nicht besetzte Landesgebiet unter dem habsburgischen Zepter zu vereinigen. 1551 öffnete er in einem plötzlichen Entschluß Siebenbürgen für Ferdinands Heere, doch die eintreffende Truppe von einigen wenigen tausend Mann konnte gerade eben eine Warnung an die türkenfreundliche Opposition sein und war kaum geeignet, einen Türkenangriff abzuwehren. Vergeblich bestürmte Georg Martinuzzi die Habsburger um stärkere militärische Kräfte für Siebenbürgen, vergeblich mobilisierte er Siebenbürgen, einschließlich der Bewaffnung der Bauern, und hielt mit beispiellosem diplomatischem Geschick die Türken in Schach – eine entscheidende militärische Hilfe traf nicht ein, ja, der kaiserliche Truppenbefehlshaber ließ ihn ermorden, weil er ihm mißtraute. Johann Sigismund konnte seine Fürstenherrschaft (1556–1571) unter türkischer Schirmherrschaft verselbständigen, und diese Situation wurde im Abkommen von Speyer (1570) von den Habsburgern auch anerkannt. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß man dieses mit dem königlichen Ungarn nur im Norden durch einen kurzen Grenzabschnitt verbundene Gebiet unmöglich vereint erhalten konnte. Somit lag es auch im Interesse der Politik der Habsburger, daß das Fürstentum Siebenbürgen ein Anhänger der Habsburger würde und nicht unter türkischer Untertänigkeit bliebe. Stephan (István) Báthori vermochte während seiner Fürstenherrschaft (1571–1586) sogar die Anerkennung der europäischen Diplomatie zu erlangen, weswegen er für den eigentlichen Gründer des Fürstentums Siebenbürgen gehalten werden kann.

Der Mittelteil des Landes gehörte zum Osmanischen Reich. Zum Zentrum der türkischen Verwaltung wurde das Vilajet Buda, weitere Vilajets (Bezirke) wurden mit der Ausdehnung des türkischen Eroberungsgebietes eingerichtet. Die türkische Rechtsordnung machte einen Unterschied zwischen Muslimen und unterworfenen christlichen Untertanen, den „Rajas", die Kopfsteuer zahlen mußten. Aus dieser Tatsache resultiert, daß die Türken keine gewaltsame Konversion betrieben. Da die Türken in den eroberten Gebieten teils das ungarische Steuersystem übernahmen, hatten die Bauern ungefähr die früheren Lasten zu tragen. Andererseits hat das königliche Ungarn im juristischen Sinne nie auf diese Gebiete verzichtet. Die 500jährige staatliche Selbständigkeit war so tief verwurzelt, daß das virtuelle Ungarn – anders als die völlig unterworfenen, nicht über jahrhundertelange Kontinuität verfügenden Balkanländer – als Einheit existierte: Die ins unbesetzte königliche Ungarn geflohenen Komitatsorganisationen arbeiteten dort weiter, die Grundbesitzer versuchten ihre oft nur symbolischen Grundrenten einzuziehen und hielten die alte Eigentumsordnung aufrecht, die Rechtsprechung ging

weiter. Die „Türkisierung" – die Orientierung an der türkischen Verwaltung und Rechtsordnung – wurde mit dem Tode geahndet. Infolge dessen gelang es dem Türken nie, die gesellschaftliche Struktur der eroberten Gebiete total umzugestalten.

Die Kriege und Verwüstungen führten andererseits zu einer Entvölkerung des Gebietes. Die übriggebliebene Bevölkerung sammelte sich in den größere Sicherheit bietenden Marktflecken. Das im Mittelalter noch dichte Dorfnetz war völlig zerstört, die einst sorgsam gepflegten Böden wurden zu Sümpfen und Öden. Die Bewohner der Marktflecken nutzten die riesigen Weidegebiete zur extensiven Viehzucht und trieben ihre Rinder- und Pferdeherden nach Venedig, Wien und Mitteleuropa. Auf diese Weise entstand in den Marktflecken der Großen Ungarischen Tiefebene ein reiches Bauernbürgertum, und diese selbstbewußter werdende Bevölkerung nahm auch die Selbstverwaltungsangelegenheiten in die Hand: Es entstand das Bauernkomitat.

Die von den Türken besetzten Städte dagegen verödeten. Ihr Bürgertum wanderte ab, die Zurückgebliebenen durften nicht bauen, und der Fernhandel war unsicher geworden. In die Städte zogen türkisches Militär und Bevölkerung aus dem Balkan ein, es wurden Minarette und türkische Bäder gebaut – die Städte nahmen langsam ein orientalisches Aussehen an.

Das geistige Antlitz der Gesellschaft änderte sich in der ersten Hälfte des 16. Jh. grundlegend: Auch in Ungarn triumphierte die Reformation, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung nahm den protestantischen Glauben an. Beschleunigt wurde seine Verbreitung auch dadurch, daß die deutschen Bürger in den königlichen Freistädten seit langem kulturelle Beziehungen zum deutschen Raum unterhielten, weshalb sich in den Städten zuerst die lutherische Lehre durchsetzte. Im türkischen Eroberungsgebiet war die katholische Kirchenorganisation völlig zerrüttet, und die Türken blieben den christlichen Glaubensstreitigkeiten gegenüber absolut gleichgültig. Das Standesbewußtsein des Adels wurde durch die Lehre Calvins gestärkt, welche die Berufung und Verantwortung des einzelnen hervorhob und auch den Widerstand gegenüber einem despotischen Herrscher für rechtens hielt. Mit den Grundherren gemeinsam wechselten auch die Untertanen den Glauben, wodurch die Mehrheit der Bevölkerung zur reformierten Konfession übertrat. In Siebenbürgen konnte durch die Parteinahme Fürst Johann Sigismunds sogar die in ganz Europa verfolgte Dreieinigkeitsverleugnung (die späteren Unitarier) Fuß fassen, ja 1568 wurde hier – zum ersten Male in Europa – die gleichermaßen freie Ausübung von vier Konfessionen (katholisch, lutherisch, reformiert und unitarisch) erklärt.

1571 wählte der siebenbürgische Adel Stephan Báthori zum Fürsten, und diese Wahl wurde von den Türken auch bestätigt. Gegen Kaiser und König Maximilian konnte der neue Fürst seine Selbständigkeit jedoch erst mit der Waffe durchsetzen. Er suchte nun, die Vertreibung der Türken auf einem neuen Wege zu erreichen: 1576 erwarb er den polnischen Thron, um dieses große Unternehmen mit vereinten Kräften beider Länder durchzuführen. Er zog in sein neues Königreich um und begann, sich eine starke Staatsmacht aufzubauen – die Polen verehren ihn als einen ihrer größten Könige. Mit seinen Kriegszügen um den Besitz russischer und ukrainischer Gebiete hatte er jedoch die Wünsche des polnischen Adels erfüllt und zugleich die Kraftquellen Siebenbürgens erschöpft; seinem großen politischen Fernziel war er nicht näher gekommen, er hinterließ aber seinen Nachfolgern und Verwandten, Sigismund (Zsigmond) und Andreas (András) Báthori (einander abwechselnde Herrscher Siebenbürgens zwischen 1586 und 1602), eine ausgebaute Staatsorganisation und zuverlässige ausländische Bundesgenossen.

Im königlichen Ungarn war das Recht der freien Königswahl erhalten geblieben. Die Landtage wählten regelmäßig jenen habsburgischen Erzherzog zum König, den die Kurfürsten zum deutsch-römischen Kaiser erhoben. Damit stand Ungarn praktisch in Personalunion mit dem deutsch-römischen Reich. Enger war die Beziehung zu den unmittelbar unter Habsburgerherrschaft stehenden Gebieten (der Kaisertitel deckte sich nicht mit der tatsächlichen Herrschermacht), den österreichischen Erblanden und Böhmen. Unter Maximilian I. (1564–1576) und Rudolf I. (1576–1608) machten nicht nur der Widerstand der Stände, sondern auch der Zusammenbruch des die Habsburger kreditierenden Bankhauses Fugger und der gesamten Staatsfinanzen einen weiteren Ausbau des zentralisierten Staatsapparates unmöglich. Die Besatzungen der Grenzburgen blieben ohne Sold und die Burgen ohne Ausrüstung und Munition, so daß die Türken trotz des formellen Friedens ihr Eroberungsgebiet allmählich durch Überfälle, Raubzüge und Eroberung kleinerer Burgen ausdehnen konnten. In dem rechtlich und politisch unsicheren Streifen zwischen den Grenzburgen entstand ein System der Doppelbesteuerung: Die dortige Bevölkerung zahlte sowohl den Türken als auch den ungarischen Grundherren Steuern, im Prinzip je zur Hälfte, praktisch aber wurde sie auch durch die Forderungen und Beutezüge der Burgbesatzungen geplündert. Um ihren Unterhalt zu sichern, trieben die Burgmannschaften in den Friedensjahren auch selbst Landwirschaft.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts setzte die geistig-politische Bewegung der Gegenreformation ein. Der Herrscher wies die ständischen Forderungen nach freier protestantischer Glaubensausübung zurück, woraufhin sich die Gegensätze zwischen den ungari-

schen Ständen und dem Prager Hof zuspitzten. Die absolutistischen Bestrebungen der Habsburger erwiesen sich als zu schwach bzw. als abträglich für das Land, und deshalb versuchten sogar die Großgrundbesitzer – trotz ihrer in den Erblanden erworbenen Besitzungen und ihrer Heiratsverbindungen zur tschechischen und österreichischen Aristokratie –, die Durchsetzung ihrer Interessen über die Stärkung der ständischen Opposition zu erreichen. Ähnliche Bewegungen fanden sich auch bei den österreichischen Ständen und in Böhmen – das Habsburgerregime wankte.

Gleichzeitig konnten die Zeitgenossen aber auch die innere Schwäche des Osmanischen Reiches nicht übersehen: Kämpfe der Thronprätendenten und Feudalanarchie spalteten das Reich. Die Perserkriege zogen die Kräfte aus den europäischen Provinzen ab, und die Eroberungen in Ungarn als einem Randgebiet des türkischen Weltreiches waren unrentabel, die Erhaltung der Burgen und Soldzahlungen zur Sicherung der Eroberung kosteten weit mehr, als an Steuern einkam.

Aus den militärischen Unternehmungen zwischen Begs und Grenzburghauptleute entwickelte sich fast unmerklich der große Krieg zwischen Kaiser und Sultan, der Fünfzehnjährige Krieg (1591–1606). Anfänglich schien es, als habe die Türken das Kriegsglück endgültig verlassen. Man vermochte ihnen zahlreiche Burgen zu entreißen, viele Freiwillige – vor allem die sich ursprünglich mit dem Treiben des Viehs befassenden Heiducken – traten ins Heer ein. Von den Erfolgen geblendet, boten die habsburgischen Lande beträchtliche Militärhilfe an, und mit den Führung der Heere wurden energische und befähigte Feldherren betraut. Die Türken boten von sich aus Frieden an, aber nun stimmte der Hof, der jahrzehntelang ein bedingungsloser Anhänger des Friedens gewesen war, für die Fortsetzung des Krieges: Es flossen ja die Geldquellen, die den Kriegsunternehmern, der Heeresorganisation und den Transporteuren reiche Profite garantierten. Der Krieg ging also weiter, ohne daß eine Seite neuerliche Erfolge oder gar einen entscheidenden Sieg errungen hätte. Für viele Jahre wurde Ungarn zum Kriegsschauplatz, Söldnerheere, die gar keine mehr waren, durchzogen das Land – sie suchten mittels Rauben und Plündern ihre ausgebliebenen Einkünfte zu ersetzen, ihnen auf dem Fuße folgte die Pest, Städte gingen in Flammen auf, und im Eroberungsgebiet hausten tatarische Truppen auf schlimmste Weise. Die Söldner raubten die Kirchen aus, gruben Leichen aus und plünderten sie, folterten die ihnen in die Hände gefallenen Bauern, um ihre Verstecke zu erfahren, und brachten sie dann um. Man mußte den Eindruck haben, daß die Kriegsführung und der Wiener Hof dies alles duldeten.

Die türkischen Eroberer hatten seit Jahrzehnten das Land unterdrückt, aber zu einer drastischen Verringerung der Bevölkerung kam

es erst im Fünfzehnjährigen Krieg. Das dezimierte Volk floh in die Wälder und Berge, aus Siebenbürger berichten die Chroniken von Kannibalismus.

Die Adligen und Aristokraten, die sich die Wiedergewinnung ihrer Güter im türkischen Eroberungsgebiet erhofft hatten, wurden bitter enttäuscht. Um die Zustände völlig fehlender Existenzsicherheit zu beenden, entstand eine Interessengemeinschaft zwischen Adelsstand, Stadtbürgern, Grenzburgmilitär und selbst Leibeigenen. Auch die Sicherheit der schwer geschädigten Großgrundbesitzer war in Gefahr: Der Hof versuchte, seine Macht und Finanzen mittels konstruierten „Treubruch"- und Landesverratsprozessen gegen deren Leben und Vermögen zu festigen.

Zuerst brach sich die Unzufriedenheit in einem Heiduckenaufstand Bahn, an dessen Spitze sich einer der gefährdeten Großgrundbesitzer, der hervorragende Feldherr und Politiker Stephan (István) Bocskai stellte. Mit Hilfe der Heiducken besetzte er mehrere Komitate in Oberungarn und unterwarf sich der Reihe nach die dortigen Städte und Burgen. Dem Aufstand schloß sich dort der Komitatsadel nur zögernd an, da ihm die Beteiligung der Heiducken nicht geheuer war. Die Kaiserlichen waren nicht stark genug, die Aufständischen militärisch zu schlagen, denn nur Südtransdanubien war königstreu geblieben. Die aufständischen Stände hielten 1605 ihren Landtag in Szerencs ab, wo sie Bocskai zum Fürsten (1605–1606) wählten. Dabei formulierten sie ihre ständischen Gravamina (Beschwerden), die sie zum Aufstand bewogen hatten, beriefen sich erstmals auf die im ungarischen Staatsrecht in der Goldenen Bulle von 1222 niedergelegte Widerstandsklausel und erließen einen Aufruf an die Länder Europas, in dem sie dem Herrscher nicht grundlos die Absicht unterstellten, „er mache Ungarn zur Provinz und ordne es unter Berufung auf das Erbrecht dem österreichischen Haus unter". Da die Aufständischen im christlichen Europa keinen Befürworter fanden, akzeptierten sie — wie sie selbst betonten: notgedrungen — das sich bietende türkische Bündnis.

Die Türken setzten tatsächlich ihren eigenen Krieg fort und waren zum Friedensschluß nur bereit, wenn Bocskais Bedingungen erfüllt würden. Der Sultan übersandte Bocskai eine Krone, dieser aber hütete sich in weiser politischer Voraussicht, das Amt eines Vasallenkönigs anzunehmen. Außerdem hätte die Mehrheit der Adligen die Enthronung der Habsburger nicht mitangesehen. Andererseits sah Bocskai deutlich, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine Vertreibung der Türken unmöglich war. So war er um Frieden und um die Sicherung der Rechte des Adels wie auch der unter Waffen stehenden Heiducken bemüht. Er verlieh den Heiducken den kollektiven Adel und siedelte sie auf seinen Gütern als freie Bauernsoldaten an, womit es

ihm gelang, diese Militärdienst leistende Schicht in die Feudalgesellschaft zu integrieren und zugleich auch den Adel zu beruhigen. Zudem konnte er sich die Heiducken als militärischen und Machtfaktor für spätere Gelegenheiten erhalten.

1606 kam es mit der Unterzeichnung des Friedens von Wien zu einer Vereinbarung zwischen den Ständen und dem Hof. Sämtliche wichtigen Bedingungen der Aufständischen wurden erfüllt, die protestantische Glaubensfreiheit wurde garantiert, Siebenbürgens Unabhängigkeit von neuem bestätigt; das war für Bocskai das Hauptunterpfand für die Erhaltung der Errungenschaften. Als sein politisches Vermächtnis äußerte er: „Solange die ungarische Krone dort oben in der Hand einer stärkeren Nation als wir, bei den Deutschen sein wird und das ungarische Königreich von den Deutschen abhängt, ist es stets nötig und nützlich, einen ungarischen Fürsten in Siebenbürgen zu haben". Mit Bocskais Vermittlung kam es im gleichen Jahr auch zum Frieden mit den Türken an der Zsitva-Mündung (genannt Zsitvatorok). Der Aufstand war also erfolgreich: Die Ansiedlung der Heiducken hatte einen neuen Weg für den Aufstieg der Bauernschaft gezeigt; die ständischen Privilegien, die Glaubensfreiheit und damit die Autonomie des Landes waren gesichert; der Krieg konnte beendet werden. — Nicht lange nach dem Friedensschluß wurde der Fürst zu Grabe getragen.

Der Kompromiß zwischen den Ständen und dem Hof wurde anläßlich der Krönung des neuen Herrschers, Matthias II. (von Habsburg, 1608–1619), zum Gesetz erhoben. Statt der Organe der zentralisierten Staatsmacht lebte der ständische Staatsapparat wieder auf. Es wurde vereinbart, daß der König nur ungarische Amtsträger ernennen dürfe und Besitzschenkungen auch nur an ungarische Adlige vergeben werden sollten. Der König durfte nicht in das Verhältnis Leibeigener — Grundherr eingreifen, Genehmigung oder Verbot der Freizügigkeit wurde den Komitaten überlassen. Den adligen Klasseninteressen diente weiter die Beschränkung der Stadtrechte: Auf den Landtagen verfügten die Städte gemeinsam nur über eine einzige Stimme. All das stellte eine Stabilisierung und zugleich Verfestigung des Ständewesens dar, das die gesellschaftliche Mobilität bremste und einem Aufstieg des Bauerntums und der Marktflecken den Weg versperrte.

Nachdem der Herrscher böhmischer König und 1612 deutscher Kaiser geworden war, setzte er die Interessen der zentralistischen Staatsmacht schrittweise durch. Er machte sogar den Versuch, den äußeren Stützpfeiler der ständischen Autonomiebestrebungen, Siebenbürgen, in seine Abhängigkeit zu bringen. Dabei spielte ihm die unglückliche Außenpolitik des talentierten, aber allzu ambitiösen siebenbürgischen Fürsten Gabriel (Gábor) Báthori (1608–1613) in die

Hände, der, in bedrängte Lage geraten, den Kaiserlichen selbst die Tore seines Landes öffnete. Doch kamen ihnen die Türken mit der Besetzung des Fürstentums zuvor. Báthori wurde von Heiducken umgebracht, neuer Fürst wurde der Schützling des Sultans, Gabriel (Gábor) Bethlen (1613–1629).

In dieser schwierigen Lage „überredete" der neue Fürst mit beispiellosem diplomatischem Geschick die Türken, sein Land zu verlassen und stabilisierte sehr schnell seine Herrschaft, auch gegen die siebenbürgischen Stände. Er ließ die Besitzschenkungen seiner Vorgänger überprüfen und vermehrte so den fürstlichen Besitz, bis er schließlich der einzige Großgrundbesitzer Siebenbürgens war. Da er durch Türkengunst zur Macht gekommen war, erkannten die Habsburger seine Herrschaft nicht an. Nachdem er aber die gegen ihn gerichteten Verschwörungen niedergeworfen hatte, mußte auch Wien seine Fürstenmacht akzeptieren.

Unter seinem energischen Regiment verschwand bald jede Anarchie. In seinen Händen liefen sämtliche Angelegenheiten zusammen. Er konzentrierte die Einnahmen des Landes und begann eine rege Bautätigkeit. Er beherrschte und begünstigte den Außenhandel, der sich damals bereits bis nach Skandinavien und Holland ausdehnte. Er rief Gewerbetreibende, Gelehrte und Künstler ins Land und an den Fürstenhof und ließ die Jugend Siebenbürgens an den protestantischen Universitäten Europas studieren. Der Adel des aufblühenden Fürstentums unterwarf sich seiner absolutistischen Politik. Scheinbar hielt Bethlen die politischen Formen des Ständesystems ein: Er berief jährlich den Landtag ein und ließ diesen die Steuern beschließen.

Das erstarkte und über Ansehen in ganz Europa verfügende Fürstentum wurde zum selbständigen Faktor der internationalen Politik. Nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges verbündete sich Bethlen mit den böhmischen Ständen und sandte ihnen Hilfstruppen. Sein Ziel war, die Macht der Habsburger zu brechen, Ungarn zu vereinen und letztlich die Türken zu vertreiben. Nach dem erfolgreichen Feldzug schlossen die böhmischen und ungarischen Truppen Wien ein. Bethlen wurde von den Ständen zum Fürsten und 1620 zum ungarischen König gewählt, verschob aber die Krönung, da im Falle eines Sieges der Aufschub keine Bedeutung haben würde, dagegen im Falle einer Niederlage eine Einigung mit den Habsburgern offen ließ. Die katastrophale Niederlage der böhmischen Stände am Weißen Berg (1620), durch die Böhmen in die Reihe der Erblande absank, beraubte Bethlen seines wichtigsten Bundesgenossen. 1622 schloß er den Frieden von Nikolsburg, in dem die ständischen Privilegien und die protestantische Glaubensfreiheit erneut bestätigt wurden und er seinem Fürstentum sieben oberungarische Komitate anschließen konnte. All dies stärkte sein Land und erhöhte die Einnahmen des Staates erheblich.

1623 zog er wiederum ins Feld und erkämpfte an der March einen großen Sieg über Wallensteins Truppen. Ohne Hilfe von außen war er jedoch wiederum zum Friedensschluß gezwungen, der die vorangegangenen Verträge bestätigte. 1626 lag er neuerlich mit Wallensteins Truppen im Kampf. An der Durchsetzung seiner weitreichenden Ziele wurde er durch seinen frühen Tod gehindert. Doch schon das Erreichte erhebt ihn zu den größten Gestalten Siebenbürgens: Aus der Beute türkischer und deutscher Söldnertruppen hatte Gabriel Bethlen ein entwickeltes und starkes, blühendes, europaweit anerkanntes autonomes Fürstentum geschaffen, das zum Schwerpunkt der Geschichte Ungarns geworden war.

Sein Nachfolger Georg (György) I. Rákóczi (1630–1648) wurde zum größten Grundbesitzer Ostungarns. Nach der Stabilisierung seiner Herrschaft setzte auch er die Politik seines Vorgängers fort und schaltete sich in den Dreißigjährigen Krieg ein. Im Bündnis mit den Schweden begann er einen Feldzug, an dem er aber im entscheidenden Moment durch die Drohung der Pforte gehindert wurde, daß sie Siebenbürgen überrennen werde, falls er seine Truppen nicht zurückziehe. Nach diesem abgebrochenen Feldzug vermochte er 1645 in Linz, einen vorteilhaften Frieden zu schließen, der im wesentlichen die Vereinbarungen der früheren Verträge garantierte und Siebenbürgen wieder die sieben oberungarischen Komitate zusprach. Im Westfälischen Frieden nach dem Dreißigjährigen Krieg gelang es nicht, den autonomen Status Siebenbürgens europaweit anerkennen zu lassen, woraufhin das Fürstentum außenpolitisch isoliert wurde. Ungebrochen erhalten blieben aber Siebenbürgens Reichtum, Macht und militärische Kraft, sein Protestantismus und sein Ruf.

Georg (György) II. Rákóczi (1648–1660) vergeudete dieses reiche Erbe. Er nannte sich „absoluter Fürst" und konnte innenpolitisch wirklich frei handeln. Doch in Überschätzung der Kräfte seines Landes und dessen Bedeutung für die internationalen politischen Verhältnisse verstieg er sich in gewagte außenpolitische Planungen. Er hielt England für die mögliche Hauptkraft eines neuen antihabsburgischen internationalen Zusammenschlusses und schickte Gesandte zu Cromwell, zu den Holländern wie auch an den dänischen und den schwedischen Hof. Sein erstes Ziel war der polnische Thron, weshalb er 1657 im Bündnis mit den Schweden einen Feldzug nach Polen begann. Die Türken verboten ihm die Unternehmung und schickten aus Rache die Tataren nach Siebenbürgen. Von dieser schlimmen Verwüstung vermochte sich das Land jahrzehntelang nicht zu erholen. Blühende Städte wurden in Asche gelegt, Zehntausende von Menschen schleppten sich, an Riemen gefesselt, den Sklavenmärkten am Schwarzen Meer entgegen. Auf dem Rückzug geriet das fürstliche Heer in tatarische Gefangenschaft. Der Fürst selbst schließlich starb an den Wunden, die er auf dem Schlachtfeld bei den Verteidigung

gegen einen erneuten türkischen Strafzug erhalten hatte. Vergeblich versuchten die Siebenbürger, sich wieder einen energischen, die autonome Politik vertretenden Fürsten zu wählen. Wien schaute tatenlos dem endgültigen Verfall Siebenbürgens zu, als die Pforte ihren Günstling und Marionette, Michael (Mihály) Apafi (1661–1690), zum Fürsten ernannte. Die blühende Provinz teilte das gleiche Schicksal, das die Walachei und die Moldau schon vor Jahrhunderten ereilt hatte, und verkam zu einem türkischen Vasallenstaat.

Die in Siebenbürgen als Erbschaft Bocskais entstandene politische Konzeption, wonach das oberste Ziel der Zeit die Vertreibung der Türken sei, lebte aber im königlichen Ungarn weiter. In seinen Flugblättern betrieb Nikolaus (Miklós) Zrínyi, Banus von Kroatien, die Aufstellung einer selbständigen Nationalarmee, da er selbst als Anhänger Habsburgs einsehen mußte, daß von diesen die Vertreibung der Türken vergeblich erhofft wurde. Als Herr über dem den Türken benachbarten Gebiet kannte er aufgrund deren auf Raubzügen beruhender Kampfesweise die türkische Stärke genau und erfuhr aus den Nachrichten, die aus dem Reichsinneren durchsickerten, wie geschwächt der Riese war. Er hätte gerne als Palatin die Lenkung der ungarischen Innenpolitik übernommen, doch war diesem Bemühen wegen des Widerstandes des Hofes kein Erfolg beschieden. Gleichzeitig mit seinem Programm eines starken Nationalkönigtums entstand im Gemeinadel eine politische Bewegung, deren Führer mit Zrínyi Kontakte aufnahmen.

Die politischen Entwicklungen zur Jahrhundertmitte waren der Verwirklichung ihrer Pläne nicht günstig. Auch Zrínyi hatte mit einem starken Siebenbürgen und Georg II. Rákóczi als König gerechnet – Hoffnungen, die mit dem Untergang des autonomen Siebenbürgen zerronnen waren. Die Türken dagegen waren aus den internen Kämpfen gestärkt hervorgegangen und unternahmen 1663 wieder einen Feldzug gegen die Grenzburgen. Neuhäusel (Érsekújvár), Nové Zámky und eine ganze Reihe von oberungarischen Burgen ging verloren. Der mit der landesweiten Verteidigungsorganisation betraute Zrínyi leitete im Frühling des folgenden Jahres einen Gegenangriff ein, eroberte Burgen zurück und vollbrachte seine berühmteste Kriegstat, als er die Schlüsselposition der wichtigsten Nachschublinie der Türken zerstörte, indem er die Brücke von Esseg (Eszék, Osijek) in Brand steckte. Der Feldherr der kaiserlichen Truppen, Montecuccoli, war mit seinem Feldzug ebenfalls erfolgreich, als er bei Mogersdorf die Türken vernichtend schlug. Nach diesen Siegen schloß Kaiser und König Leopold I. (1657–1705) überraschend und unter erniedrigenden Bedingungen Frieden. Dieser beschämende Frieden von Eisenburg (Vasvár) im Jahre 1664 sicherte den Türken nicht nur ihre bisherigen Eroberungen, sondern spielte ihnen zudem weitere Burgen wie

Neuhäusel und Wardein in die Hand. In ganz Europa löste dieser Frieden Überraschung und in Ungarn ungeheure Verbitterung aus. Nun reifte die Unzufriedenheit auch unter den Baronen schon zu einer Verschwörung heran, und gerade während deren Vorbereitung fiel der 44jährige Zrínyi auf der Jagd dem Angriff eines verletzten Ebers zum Opfer.

Damit hatte die Magnatenverschwörung ihren eigentlichen Führer verloren, die Leitung ging in die Hände des Palatins Ferenc Wesselényi über. Man versuchte, internationale Kontakte zu knüpfen, informierte sich auch in Richtung Gemeinadel, aber das abstrakte Programm bloßer Habsburg-Feindschaft nahm nicht einmal nach Jahren konkrete Formen an. Der Palatin war bereits gestorben, als der Bruder des Banus, Péter Zrínyi, und Franz (Ferenc) I. Rákóczi 1670 zum Aufstand aufriefen. Wien war durch Berichte der Pforte und durch die Schuldbekenntnisse um Gnade ersuchender Überläufer schon vorher über die Entwicklung der Dinge unterrichtet. Vergebens ließen Péter Zrínyi, Ferenc Frangepán und Ferenc Nádasdi die zu den Waffen Greifenden im Stich, ihr Weg führte über das Gefängnis von Wiener Neustadt zum Richtplatz. Viele Hunderte aus der gemeinadligen Stammtruppe kamen ins Gefängnis und noch mehr flüchteten über die siebenbürgische Grenze.

Nach Ansicht der Räte Leopolds I. hatten die ungarischen Magnatenverschwörer die Ständeverfassung „verspielt", also das Recht verwirkt, nach ihren eigenen Gesetzen regiert zu werden. Militär besetzte das Land, und in die Burgen zogen deutsche Wachen ein. Die ständische Verfassung wurde aufgehoben und statt ihrer ein offener Absolutismus eingeführt. Die Besitztümer der Verschwörer und Aufständigen wurden eingezogen. Bisher hatte die Gegenreformation friedliche Mittel eingesetzt, vor allem die Magnaten zum Rückübertritt bewogen, nun aber rechnete sie gewaltsam mit dem Protestantismus ab, indem die Kirchen enteignet, die Gläubigen vertrieben und die Pastoren als Galeerensklaven verkauft wurden.

Die in ihrem Leben und Besitz bedrohten Adligen, aus dem Burgendienst entlassene Soldaten, ihres Glaubens wegen vertriebene Bürger und Bauern wie auch die Heiducken an der oberen Theiß, die infolge der neuen Handelspolitik des Hofes beschäftigungslos geworden waren – sie alle sammelten sich im Grenzstreifen Siebenbürgens. Fürst Michael Apafi wagte nicht, sie offen zu unterstützen, da dieses mehrere tausend Mann starke Landflüchtigen-Lager immer wieder neue Spannungen zwischen Türken und Deutschen, zwischen Siebenbürgen und dem königlichen Ungarn schuf. Diese nach ständischen Kategorien nicht einzuordnende Gruppe mit dem Selbstbewußtsein vom „Kämpferstand" übernahm den Namen des einstigen Bauernheeres Dózsas und griff als „Kurutzen" seit 1672 die Kaiserlichen, die

„Labantzen", an. Ihre überraschenden Feldzüge brachten zwar Erfolge, aber es fehlte ihnen die einheitliche Führung und außenpolitische Unterstützung, bis sich 1678 ein junger Magnat, der Sproß einer nicht lange zuvor von Großkaufleuten zu Großgrundbesitzern aufgestiegenen evangelischen Familie, Emmerich (Imre) Thököly, an ihre Spitze stellte. Er war ein hervorragender Feldherr, der die Kurutzenheere mit Erfolg führte: Selbst wenn seine Kämpfer in größeren Schlachten unterlagen, konnte er sich doch jahrelang in Oberungarn behaupten. Er ließ sich Fürst betiteln, der Türke trug ihm sogar den Königstitel an, den er aber ablehnte.

Der Hof mußte sich zu Zugeständnissen bereit finden; nach einer fast zwei Jahrzehnte dauernden Pause wurde der Landtag 1681 nach Ödenburg einberufen, wo der König die Ständeverfassung wieder einsetzte. Weitere Beschlüsse verkündeten die Freiheit des Handels (gerichtet gegen den Versuch vom Hof, mit Monopolen versehener Gesellschaften den Außenhandel an sich zu reißen), den wenn auch nur begrenzten Abzug der im Lande stationierten deutschen Soldaten, die erneute Garantie der protestantischen Glaubensfreiheit und die Wiedereinsetzung eines Palatins. Der größte Teil der Komitate gab sich mit diesen Zugeständnissen zufrieden, Thököly und seine Anhänger entschieden sich aber für die Fortsetzung ihres Kampfes, obwohl sie diesen nun auch gegen die zur Königstreue zurückgekehrten oberungarischen Komitate führen mußten. Thököly konnte eigentlich nur auf den „Kämpferstand" rechnen, so daß seine Herrschaft einen militärischen Charakter annahm. Auf eine äußere Stütze konnte er nicht verzichten, darum schloß er mit den Türken ein Bündnis. Mit Beginn der Rückeroberungskriege wurde dieses Bündnis für den „Kurutzenkönig" gefährlich: Nun verließen ihn nicht nur die Komitate, sondern auch die eigenen Anhänger, weil am Jahrhundertende die Vertreibung der Türken in greifbare Nähe gerückt schien. Thököly besaß keine gründlich erarbeitete politische Konzeption, aber weitreichende Planungen waren unter den gegebenen Umständen, ohne innere Stütze und Finanzquellen, auf jeden Fall zum Scheitern verurteilt. Ohne Heer flüchtete er auf türkisches Gebiet, kehrte mit wechselndem Kriegsglück an der Spitze türkischer Truppen zurück und ließ sich zum letzten selbständigen Fürsten Siebenbürgens wählen, ohne aber seine Herrschaft mehr festigen zu können. Seine Gemahlin Ilona Zrínyi verteidigte ihre Burg Munkács (Mukačevo) als letzte Festung des Widerstandes noch jahrelang.

Auch diesen Krieg, der letztendlich mit der Rückeroberung endete, hatten die Türken begonnen. Aus den internen Zwistigkeiten gestärkt hervorgegangen, führte der Großwesir ein Heer von einmaliger Größe, es war 200 000 Mann stark, bis unter Wien (1683). Die Belagerer hofften die Stadt durch Aushungerung einnehmen zu kön-

nen, aber die wochenlang heldenhaft widerstehende Kaiserstadt bewog ganz Europa, sich gegen diese Gefahr zu mobilisieren. Die vorwiegend deutschen und polnischen Entsatzheere schlugen die Armee des Großwesiers vernichtend, und im Triumphrausch wurde die „Heilige Liga" zur endgültigen Vertreibung der Türken aus der Taufe gehoben, in der das Habsburg-Reich, Venedig und Polen den Löwenanteil der Lasten übernahmen. Die gut ausgerüsteten verbündeten Heere eroberten 1685 Neuhäusel und Gran und schlossen im darauffolgenden Jahr Ofen ein. Das fast 800 000 Mann starke Belagerungsheer brauchte drei Monate, um den Widerstand der 7 000 türkischen Verteidiger zu brechen.

Am 2. September 1686 eroberten sie die Burg im Sturm, nach einigen Stunden standen auch die erhalten gebliebenen Häuser in Flammen, und die Burg wurde Beute der Plünderer. Mit der Rückeroberung Ofens wurde der mittlere Teil des Landes von den Türken befreit, später auch Slawonien und die Batschka, und die Truppen drangen auch auf den Balkan vor. 1689 unternahmen die Türken einen gewaltigen Gegenangriff, dessen Endziel, die Rückeroberung Ungarns, zwar nicht erreicht wurde, wohl aber, daß sich die Kriege noch über ein Jahrzehnt hinzogen, bis endlich der neue, geniale Feldherr der kaiserlichen Truppen, Prinz Eugen von Savoyen, 1697 bei Senta (Zenta) den entscheidenden Sieg über die Türken davontrug. 1699 kam es zum Friedensvertrag von Karlowitz (Karlóca, Sremski Karlovci). Mit Ausnahme des Temescher Banats war Ungarn von türkischer Herrschaft befreit (das Temescher Banat wurde nach neuerlichen Kriegen durch den Friedensvertrag von Passarowitz [Požarevac] 1718 befreit).

Auch Siebenbürgen ging in den Besitz der Kaiserlichen über. Die Rechte und Sonderstellung des Fürstentums sicherte ein kaiserliches Diplom (Diploma Leopoldinum), das Fürstenamt übernahm aber der Herrscher selbst, womit die Autonomie des Fürstentums praktisch verloren war.

Die 150jährige Dreiteilung des Landes war beendet, aus dem virtuellen Ungarn war wieder ein tatsächliches geworden.

Die spätfeudalistische Zeit (1686–1790)

Die langen Jahre der Rückeroberungskriege brachten dem Land wiederum große Verwüstungen. Die verfallenen Städte waren fast ohne Bewohner geblieben, die Landbevölkerung war dezimiert, der Viehbestand vernichtet, und das Recht wurde mangels einer stabilen Staatsmacht von den Söldnerkapitänen und Thökölys Kurutzen mit der Waffe gesprochen. Die Kräfte, mit denen Kaiser Leopold die Türken aus Ungarn vertrieb, kamen zumeist aus der Fremde, ja die Pforte hatte mit Thökölys Truppen sogar einen ungarischen Verbündeten. Nun war endlich die Zeit gekommen, die absolutistische Theorie von den „verspielten" ständischen Rechten mit der Eroberung, dem Recht der Waffen, zu verbinden: Ganz Ungarn sei eine vom Herrscher mit Waffengewalt eroberte Provinz, in der er die ihm genehme Ordnung schaffen könne. Eine erste Lektion über die neue Ordnung gab der kaiserliche General Caraffa im Frühling 1687 mit dem Blutbad von Eperjes (Prešov). Die Widerstand leistenden Bürger wurden ins Gefängnis geworfen, gefoltert und 24 Unschuldige dem Henker überantwortet.

Dennoch berief der Herrscher im Herbst 1687 den Landtag ein; es schien ihm einfacher, sich sein absolutistisches System von den Ständen bestätigen zu lassen. Die eingeschüchterten und bestochenen Stände beugten sich seinen Vorschlägen: Sie verzichteten auf ihr Recht der freien Königswahl und machten auch Ungarn damit zum Erbkönigtum, sie strichen die Widerstandsklausel der Goldenen Bulle und schränkten die protestantische Glaubensfreiheit ein.

Die Grundprinzipien des neuen Regiments im Lande waren ein Werk des Graner Erzbischofs Lipót (Leopold) Kollonics. Ohne Übertreibung läßt sich der Plan folgendermaßen zusammenfassen: Ungarn sollte zum Bettler, sollte katholisch und deutsch werden. Seine konsequente Durchführung scheiterte jedoch an der Unfähigkeit des Hofes bzw. dem Widerstand der ungarischen Stände. In den wiedergewonnenen Gebieten erhielt ein Grundbesitzer nur dann sein früheren Besitz zurück, wenn er sein Recht darauf beweisen konnte und seinen Kriegsbeitrag entrichtete; ansonsten behandelte die Neo-

aquistica Commissio diesen als Kammerbesitz und verschenkte ihn an Kriegslieferanten, Feldherren oder Aristokratenfamilien aus dem Ausland.

Die Verhältnisse waren selbst nach Jahren noch nicht konsolidiert. Das Besatzungsmilitär eignete sich die Positionen des Adels an, trieb Handel mit Berufung auf seine Unantastbarkeit und stürzte die Städte ins Elend. Das Behördensystem wurde gar nicht ausgebaut oder funktionierte nicht, und 1703 erlebte das ganze Reich einen finanziellen Bankrott.

Die Schicht, die am unzufriedensten blieb, war der „Kämpferstand", die entlassenen Bauernsoldaten der Grenzburgen. Da sie im Besitz ihrer Waffen blieben, erhoben sie sich bereits 1697 bei Tokaj-Hegyalja, doch wurde ihr isolierter Aufstand vom Adel und dem kaiserlichen Militär niedergeschlagen: Die Unzufriedenen trauten einander viel zu wenig, als daß sie sich verbündet hätten.

Ein erneuter Aufstand der landflüchtigen, armen Bauern zu Beginn des Jahres 1703 gewann den mächtigsten Großgrundbesitzer des Landes, Franz (Ferenc), Rákóczi II., der zu jener Zeit ebenfalls zur Landesflucht gezwungen worden war, als Führer. Dieser entfaltete das Banner der Erhebung, und der Adel, der auch dieses Heer mit Argwohn betrachtete, ließ sich von den Argumenten Rákóczis und seiner Anhänger zum antihabsburgischen Zusammenschluß überzeugen. So zog auch der Adel ins Feld: Der Rákóczi-Freiheitskrieg begann.

Franz II. Rákóczi bemühte sich ganz bewußt um den Zusammenschluß der gesamten Gesellschaft. Sein Patent von 1703 befreite jeden, der zu den Waffen griff, samt seiner Familie von den Grundbesitzerdiensten, aber die zu Hause Gebliebenen mußten ihren Verpflichtungen nach alter Weise nachkommen. In Rákóczis Heer kämpften Adlige und Bauern, Katholiken und Protestanten, Ungarn und andere Nationalitäten gemeinsam, der Fürst sorgte dafür, daß kein Haß zwischen Nationalitäten, Ständen und Konfessionen aufkommen konnte. Auch achtete er auf die siebenbürgischen Besonderheiten, ja er führte seinen Kampf als Fürst Siebenbürgens, um die internationale Anerkennung dieses Amtes zu erreichen (Fürstenwahl 1704). Er nahm auch die aus der Türkei eintreffenden Exulanten Thökölys in sein Lager auf. Einen außenpolitischen Verbündeten fand er im französischen König Ludwig XIV., der seit Jahren den spanischen Erbfolgekrieg gegen die Habsburger führte. Von ihm erhielt Rákóczi materielle Hilfe und zur Heerführung befähigte Offiziere. Den Staatsapparat füllte er mit gebildeten Gemeinadligen auf, er errichtete aber nicht die ständische Staatsmacht wieder, sondern bemühte sich um eine ungarische Staatsmacht auf der Basis einer zentralistischen, bewußten Wirtschaftspolitik, und damit gingen seine Ziele weit über die früheren ständischen Unabhängigkeitskämpfe hinaus.

1705 kam es auf dem Landtag in Szécsény zu einem Kompromiß über die Frage der Staatsform: Rákóczi wurde nach polnischem Muster zum Regenten der Stände gewählt, ihm wurde ein Rätegremium – der Senat – beigegeben und die freie Königswahl wie auch Friedensverhandlungen mit den wichtigsten Forderungen eines autonomen Fürstentums Siebenbürgen vorgeschlagen. Folglich befürwortete die Adelsmehrheit nicht Rákóczis Zentralisierungspläne, sondern hielt die Macht durch direkte Verwirklichung der Standesinteressen für sicherer.

Der Erfolg des Rákóczi-Freiheitskrieges hing von der militärischen Leistung der Aufständischen und den außenpolitischen Entwicklungen ab. Zuerst konnten die Kurutzen Oberungarn, die Große Ungarische Tiefebene und dann Siebenbürgen besetzen, bis die Labantzen in der Entscheidungsschlacht von Zsibó 1705 die Oberhand gewannen und Siebenbürgen eine Zeitlang besetzten. Andererseits nahmen im gleichen Jahr die Kurutzen unter Bottyán Vak Transdanubien ein. 1705–1706 beruhigten sich aufgrund eines Waffenstillstands die Kämpfe kurzzeitig. Als der Krieg wieder ausbrach, unterlagen in offenen Feldschlachten zumeist die Kurutzen, aber vor und hinter den schwer beweglichen Söldnertruppen vermochten sie Gebiete, Burgen und Städte zu erobern. Die Masse ihrer Streitkräfte hatten die Habsburger gegen Frankreich eingesetzt. Rákóczi hätte gerne direkte militärische Beziehungen zu Frankreich aufgenommen, und als dies die Kriegslage verhinderte, wandte er sich an Schweden und Rußland, er schloß sogar ein Bündnis mit Zar Peter dem Großen. Den Beschluß des Landtags von Ónod 1707, das Habsburg-Haus zu entthronen und die völlige staatliche Autonomie Ungarns zu verkünden, trug entscheidend dazu bei, die außenpolitischen Verhandlungspositionen zu verbessern.

Der Kern der Rákóczi-Armee bestand aus Berufssöldnern und wurde ergänzt durch das Fußvolk, vorwiegend aus Bauern bestehende Truppen, die zu Zeiten wichtigerer Landarbeit an den Pflug zurückkehrten. Infolge des sich abwendenden Kriegsglücks (bzw. eher der schlechten Heerführung und mangelhaften Ausrüstung) verblutete ein 10 000-Mann-Heer bei Trentschin (Trencsén, Trenčin); der Freiheitskrieg kam militärisch und finanziell zum Stocken, auch die internationalen Verhältnisse wirkten sich ungünstig aus. Dennoch entschied sich der Landtag von 1708 für die Fortsetzung des Krieges. Es wurde verfügt, daß die bis zum Kriegsende dienenden Bauernsoldaten samt ihrer Familie für ewige Zeiten von den Grundbesitzerlasten und -dienstleistungen befreit sein sollten. Damit wurde den Bauernsoldaten die Heiduckenfreiheit zugesichert, die sie zu einer Schicht machte, auf die sich der Herrscher stützen konnte; Millionen wurde dadurch der gesellschaftliche Aufstieg ermöglicht. Leider kam

das Gesetz zu spät: Die militärische Lage war katastrophal geworden. Schon 1709 wurden die Kurutzen in den Nordostteil des Landes zurückgedrängt, und 1710 verloren sie bei Romhány erneut eine Entscheidungsschlacht. Rákóczi verschloß sich nicht einem Friedensabschluß, verlangte aber weitgehende internationale Garantien. Zu Beginn des Jahres 1711 verließ er das Land, um außenpolitische Unterstützung zu suchen, die auf einen Kompromiß drängenden Führer der Magnaten nutzten aber seine Abwesenheit, um ohne sein Wissen zu verhandeln und unter Sándor (Alexander) Károlyis Führung den Frieden von Sathmar (Szatmárnémeti, Satu Mare) zu schließen; das Kurutzenheer kapitulierte in der Ebene von Nagymajtény.

„Nicht Frieden, sondern Besiegung durch Waffen" nannte der große Landflüchtige diesen Kompromiß. Dennoch waren die Kämpfe nicht erfolglos geblieben. Entgegen den Absichten der Habsburger bewahrten sie Ungarn vor dem Schicksal Böhmens. Die Ständeverfassung blieb erhalten. Wer dem Kaiser den Treueid leistete, wurde begnadigt und erhielt auch seine Besitztümer zurück, so daß auch künftig die Mehrheit des Adels ungarischer Abstammung blieb. An der Vereinbarung waren diejenigen nicht beteiligt, die mit Rákóczi in die Verbannung gegangen waren, so daß den Hof die politischen Aktivitäten des Rákóczi-Kreises noch lange Jahre beunruhigten. Von einer Wiederherstellung der Politik wie in der Zeit nach 1686 konnte keine Rede sein, der Wiederaufbau des von den Kriegen verwüsteten Landes ging unter konsolidierten Verhältnissen mit konsolidierten Mitteln vor sich, unter Beteiligung der Inhaber der Machtpositionen: des Wiener Hofes und des ungarischen Adels.

Die Kriege und die ihnen stets folgenden Seuchen – zuletzt die 1709 wütende Pest – waren sich ständig wiederholende Rückschläge für den natürlichen Bevölkerungszuwachs. Zu Beginn des 16. Jh. lebten etwa 4 Millionen Menschen im Land, 200 Jahre später waren es mit Sicherheit weitaus weniger, während sich unterdessen die Bevölkerung Europas verdoppelt hatte. In Oberungarn war die Bevölkerungsdichte größer als Jahrhunderte zuvor, in der Großen Ungarischen Tiefebene traf man auf einer mehrtägigen Wanderung keinen Menschen, nur fast wild weidende Schafherden. Sümpfe und Moore trennten die weit auseinanderliegenden Siedlungen. Um die rückeroberten bzw. von Kriegen verwüsteten Gebiete wieder in Kulturlandschaften zu verwandeln, waren Arbeitskräfte nötig, eine Wanderung von Norden nach Süden setzte ein. (Sie setzte sich bis Ende des 19. Jh. fort, die Unterschiede in der Bevölkerungsdichte hatten sich erst im 20. Jh. ausgeglichen.) Die inländische Wanderbewegung genügte aber nicht. Einwanderer kamen auch aus den Nachbarländern – vom Balkan, aus der Walachei, Polen und Österreich –, ergänzt durch organisierte Ansiedlungsaktionen. An der Wiederbesiedelung

des Banats waren Elsässer, Bulgaren, Italiener und Slawen beteiligt. Die Siedlungsdörfer erhielten Vergünstigungen; der Staat garantierte ihnen mehrjährige Steuerfreiheit, die Grundbesitzer teilten den Hörigen großzügig Teile der gewaltigen Gemarkungen zu und gewährten den Dörfern das Selbstverwaltungsrecht. Die Zivilisationsgrenze verschob sich langsam wieder nach Süden. Die Lebensweise der Frontier-Siedler erinnert an die späteren Wildwest-Verhältnisse, die erste Generation betrieb noch keinen Ackerbau, sondern Viehzucht. Die Bevölkerung mit großem Männerüberschuß nahm unter rauhen Verhältnissen und wilden Sitten die verlassene Landschaft in Besitz.

Das ethnische Bild des Landes wandelte sich grundlegend. Auch im mittelalterlichen Ungarn hatte es Nationalitäten gegeben, dennoch bestand damals die Bevölkerungsmehrheit – etwa 80 Prozent – noch aus Ungarn. Nun waren in Siebenbürgen die Rumänen in absoluter Mehrheit, und Gruppen von mehreren hunderttausend von ihnen lebten auch im engeren Ungarn. Die Masse der von Süden eingewanderten Serben ließ sich entlang der Südgrenze nieder, aus ihnen bildete der Wiener Hof eine Bauernsoldatenschicht, die Militärgrenze – die Wiedereinrichtung der Komitate wurde hier nicht zugelassen. In Transdanubien und Südungarn ließen sich in großer Zahl deutsche Einwanderer nieder. In den Bergen Oberungarns dominierten die Slowaken die auch in volksreichen Gruppen in die Tiefebene zogen. An den Flanken der Nordostkarpaten setzten sich ruthenische Hirten fest. Die meisten der königlichen Freistädte vermochten mittels neuer Zuwanderer ihre deutsche Mehrheit zu bewahren.

Die Masse des Adels – etwa 80 Prozent – sprach auch weiter ungarisch, weshalb sich die neu in die Adelsschicht Aufgenommenen schnell assimilierten. So konnte der Ständestaat seinen ungarischen Charakter bewahren, obwohl die Staatssprache Lateinisch war und kaum mehr als ein Drittel der Bevölkerung Ungarn.

Im 18. Jh. verdoppelte sich die Bevölkerung und überstieg am Jahrhundertende die Zahl von 8 Mill. Menschen, die mehrheitlich unter rechtlicher und praktischer Kontrolle der Grundherren lebten. Eine Zwischenstellung hatten die Gruppen der Jazygen, Kumanen und Heiducken inne – über ihnen stand kein Grundherr, sie konnten sich selbstverwalten, ja erhielten 1790 sogar den Status eines Landstandes. Zu diesen Sondergruppen gehörten noch die Szekler und Sachsen in Siebenbürgen und die Bauernsoldaten des Grenzgebietes.

Der Anteil des ungarischen Adels an der Gesamtbevölkerung wurde nur noch von dem des polnischen Adels übertroffen: Er betrug fast 5 Prozent. Daß im Ungarn des 18. Jh. jeder 20. Mensch – bzw. jeder 10. Ungarn – adlig sein konnte, lag auch an der Tradition der Fürsten und Könige, ihre Bewaffneten mit dem Adelstitel zu belohnen, desweiteren und entscheidend aber an der Bestrebung der

Grundbesitzer, ihren Untertanen den Adel zu verschaffen, da sie damit von der staatlichen Steuer befreit waren. Schon Ende des Mittelalters lag der Adelsanteil über dem europäischen Durchschnitt (es war den königlichen Servienten, den Burgjobagionen gelungen, unter die Privilegierten aufgenommen zu werden), und auch der natürliche Zuwachs der Adligen mochte höher gewesen sein als der anderer Bevölkerungsgruppen. Ihre zahlenmäßige Mehrheit hatte auch keinen Besitz, sondern lebte als Bauer (auf seinem eigenen kleinen Land oder als Untertan eines anderen) oder im Dienst von Grundherren, dem Staat oder der Kirche, in Intellektuellen- oder Halbintellektuellenberufen.

Der Adel war nur juristisch einheitlich, über die Besitzenden erhoben sich noch die Aristokraten mit ihren Gutsherrschaften. Die meisten von ihnen erwarben sich in diesen Jahrzehnten ihre Baronen- oder Grafentitel und vergrößerten ihr Vermögen. Zumindest die Hälfte des Landes war im Besitz von Aristokraten, die Größten von ihnen wetteiferten an Grundbesitz und Einkommen mit den kleineren deutschen Fürsten. Zu dieser Zeit setzte der Bau von barocken Magnatenschlössern ein, und ihre Hofhaltung konkurrierte teilweise mit der des Königs.

Die Gruppe der wohlhabenden Adligen lebte in ihren ländlichen „Kurien" (Herrenhäusern) und verwaltete ihre Güter selbst. Ihr Geldeinkommen war gering, sicherte ihnen aber eine standesgemäße Lebensführung.

Das Stadtbürgertum spielte keine große Rolle in der Gesellschaft und noch weniger in der Politik. Es war auch zahlenmäßig schwächer als der Adel, es lebte mehrheitlich von seinem Land oder Weingärten, die meisten Bewohner vieler königlicher Freistädte lebten und wirtschafteten als freie Bauern (Debreczin, Szegedin). Ende des Jahrhunderts hatte keine einzige Stadt mehr als 30 000 Einwohner, Debreczin, Ofen, Pest und Szegedin hatten zwischen 20 000 und 30 000. Daraus ist schon zu ersehen, daß die dynamische Entwicklung eindeutig im zentralen Landesteil, in der Großen Tiefebene, vor sich ging. Das Bürgertum hatte sich hinter seine Mauern und Privilegien zurückgezogen und interessierte sich kaum für die Landespolitik, es war provinzieller als der sich doch irgendwie auf Europa ausrichtende Komitatsadel. So war es ganz natürlich, daß auch die Geistesströmung der Aufklärung zuerst den Weg zum Adel und zur adligen Intelligenz fand.

Bestimmend für das Wirtschaftsleben war auch weiterhin die Landwirtschaft, innerhalb der sich der Schwerpunkt von der Viehzucht auf den Ackerbau verlagerte. Im Ackerbau fanden mehr Menschen ihren Unterhalt, und infolge besserer Bodenbearbeitungsverfahren und Anbaufrüchte (anstelle der Neuverteilung die Zwei- und dann

Dreifelderwirtschaft, der eisenbeschlagene hölzerne Pflug, Roggen und Weizen statt Hirse, später Mais und – bereits im 19. Jh. – die Kartoffel) stieg die Produktion schneller als die Bevölkerung, und den Überfluß kauften die Erblande, vor allem die volkreiche Kaiserstadt Wien, auf. Infolge erweiterter Marktmöglichkeiten begnügte sich der Adel nicht mehr mit dem Neuntel und den sonstigen Naturalabgaben, sondern begann auch selbst, seine Allodialwirtschaften auszubauen. Die Zahl der Domänenwirtschaften begann in der ersten Jahrhunderthälfte in Westtransdanubien zuzunehmen, von dort breiteten sie sich weiter über Transdanubien, Nordwestungarn und schließlich entlang der Donau aus. Aufgrund der Zunahme dieser Wirtschaftsweise wurde die Leibeigenenfron immer rücksichtsloser gefordert, der Bruch sämtlicher früherer Vereinbarungen und Bräuche wie auch der Landraub durch die Grundherren ließen die Empörung und Verbitterung der Bauernmassen ansteigen.

Das Handwerk des Landes war auf die Versorgung der Landwirtschaft eingerichtet bzw. versah den engen lokalen Markt mit Gewerbeprodukten. Im letzten Drittel des Jahrhunderts wurden von Magnaten auch schon einige Manufakturen eingerichtet, die aber zumeist nicht lange existierten.

Die zurückgebliebenen Verkehrsverhältnisse behinderten die Entwicklung des Handels. Der Binnenhandel beschränkte sich auf den traditionellen Warenaustausch zwischen Gebirge und Tiefebene. Bedeutungsvoller war der Außenhandel, der Transithandel Richtung Balkan und vor allem die Ausfuhr in die Erblande. Deswegen standen die Fragen der Zollpolitik stets im Mittelpunkt der Kämpfe von Ständen und Hof. Beiden war im Grunde klar, daß es nicht wenig von der staatlichen Wirtschaftspolitik abhing, ob die Zurückgebliebenheit aufgeholt werden konnte oder konserviert wurde, und sie begannen, nach Wegen für den Fortschritt zu suchen.

Zum Ende des 18. Jh. veränderte sich die Landkarte des wirtschaftlichen Entwicklungsstandes. Da sich Südungarn dynamisch entwikkeln konnte, wurde es wieder zur Kornkammer des Landes, die die meisten Produkte exportierte; das einst blühende Siebenbürgen fiel in der Entwicklung zurück, ja, es geriet durch seine relative Überbevölkerung in eine Dauerkrise.

Gleichzeitig mit dem Rákóczi-Freiheitskrieg wurde zwischen den europäischen Mächten der große Krieg um das gewaltige Erbe des ausgestorbenen spanischen Habsburg-Zweiges ausgefochten. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg (1700–1713) brachte der Utrecht-Rastatter Frieden (1713) den österreichischen Habsburgern die spanischen (und nun österreichischen) Niederlande (im wesentlichen das heutige Belgien) und verschiedene Gebiete in Italien ein. Zu dieser Zeit gab es aber auch bei den österreichischen Habsburgern Erbfolge-

probleme: Der Joseph I. (1705–1711) folgende König Karl III. (1711–1740, als Kaiser Karl IV.) hatte keinen Sohn. Noch 1713 nahm die Habsburg-Dynastie ein Hausgesetz (die *Pragmatica Sanctio*) an, das das Prinzip der Erbfolge in weiblicher Linie niederlegte und nur für die Mitglieder der Dynastie verbindlich war. Karl III. gelang es in vieljähriger Herrschaft, dieses Prinzip von allen Erblanden und Provinzen annehmen zu lassen. Die einberufenen Ständeversammlungen berieten und inartikulierten die neue Erbfolgeordnung und erhoben sie zum Gesetz. Unter den Ländern der ungarischen Krone geschah dies zuerst in Kroatien, dann in Fiume und Siebenbürgen und schließlich, nach nicht geringem innerem Kampf, 1723 auch durch den ungarischen Landtag. Die *Pragmatica Sanctio* sanktionierte nicht nur das Prinzip der weiblichen Erbfolge, sondern besagte zugleich, daß die Habsburgländer gemeinsame und untrennbare Erblande seien, also das Reich nicht unter den Familienmitgliedern aufgeteilt werden dürfe, immer müsse die gleiche Person ungarischer König, böhmischer König, österreichischer Erzherzog usw. sein. Noch immer war die Entscheidung für das Prinzip der unteilbaren Herrschaft durch die Furcht vor den Türken bestimmt, die Verteidigung als Teil eines größeren Ganzen wurde für sicherer gehalten.

Bei der Neuorganisierung des Landes waren die aus dem Mittelalter ererbten Institutionen für den Ausbau eines modernen Staatsapparates ungeeignet. Die königliche Kanzlei befand sich in der Residenz der Herrschers, in Wien, im Lande selbst gab es keine zentralen Regierungsbehörden. Nun aber wurde außer der königlichen Kanzlei in Wien und der Kammer in Preßburg die königliche Statthalterrei unter dem Statthalter, zumeist in der Person des Palatins, eingerichtet, der mit Ausnahme der Finanzangelegenheiten sämtliche Zweige der Binnenverwaltung in seiner Hand vereinte; seine Befugnis erstreckte sich auch auf Kroatien. Siebenbürgen, seit 1765 Großfürstentum, erhielt drei ähnliche Regierungsgremien: die Siebenbürgische Kanzlei in Wien, das Gubernium und die Kammer in Siebenbürgen. Auf höchster Ebene wurden Gerichtswesen und Verwaltung voneinander getrennt. Das höchste Gericht des Landes war die königliche Tafel bzw. ihr siebenköpfiges Berufungsgericht (unter gemeinsamem Namen: Königliche Kurie). Die Ebene zwischen der Kurie und den Komitatsgerichten bildeten vier Distrikttafelgerichte.

Der Landtag von 1715 beschloß die Aufstellung eines stehenden Heeres, wobei der Landtag die Zahl der Einberufenen festlegte, welche die Komitate aus den Reihen der Hörigen zu stellen hatten. Der Soldatendienst galt lebenslänglich, den Unterhalt sicherte der Landtag durch regelmäßige Steuern, die ebenfalls der bäuerliche Untertan zu zahlen hatte. Die adlige Steuerfreiheit und – im Prinzip – das veraltete System des Adelsaufgebots blieben bestehen.

Die Habsburg-Herrscher versprachen anläßlich des Sathmarer Friedens und der Annahme der *Pragmatica Sanctio* wiederholt, die Ständeverfassung des Landes einhalten zu wollen. Stattdessen bauten sie aber allmählich ihr absolutistisches System aus und beriefen immer seltener den Landtag ein; so konnten die Stände in dem Vierteljahrhundert von 1765 bis 1790 kein einziges Mal beraten. Dennoch protestierte der Adel nicht, sondern begnügte sich damit, daß seine Privilegien und seine Herrschaft über die Leibeigenen unberührt blieben. Nicht einmal die 1754 eingeführte neue Zollregelung erregte großen Widerstand – der Hof vermochte die Widersprechenden mit dem Argument zu entwaffnen, die Beibehaltung der Steuerfreiheit des ungarischen Adels mache es notwendig, daß dessen Waren im Interesse der österreichischen Produktion zumindest an der österreichischen Grenze verzollt würden. In Wahrheit sollte die neue Zollregelung dem Schutz und der Entwicklung der österreichischen Industrie zum Nachteil der ungarischen Position als Rohstofflieferant dienen. Die Grundprodukte der ungarischen Landwirtschaft durften frei nach Österreich exportiert werden, erschwert wurde nur die Ausfuhr ins Ausland. Industriegüter durften praktisch unbegrenzt nach Ungarn einströmen – aber nur aus den Erblanden. Das 1775 weiter verschärfte Zollsystem, das im Wesen unverändert bis 1848 erhalten blieb, behinderte Ungarns Wirtschaftsentwicklung erheblich. Zeitgenossen sprachen davon, daß der Hof Ungarn zu einer „Kolonialsituation" verurteilt habe, worunter die „Kolonial"-Stellung der amerikanischen Besitzungen Englands und deren Vorstellungen von einem möglichen Weg zur Unabhängigkeit verstanden wurden.

Die Masse des ungarischen Adels, Aristokraten wie Gemeinadlige, hielt das Bündnis mit dem Hof aufrecht. Als die meisten europäischen Mächte die Herrschaft der über die weibliche Erbfolge auf den Thron gelangten Königin Maria Theresia (1740–1780) in Zweifel zog, opferte der ungarische Adel in den darauffolgenden Kriegen (Österreichischer Erbfolgekrieg 1740–1748, Siebenjähriger Krieg 1756–1763) „sein Leben und Blut" für die Königin. Der Kriegsschauplatz lag aber diesmal nicht in Ungarn. Für das Land brachte das 18. Jh. – erstmals seit langem – friedliche, ruhige Jahrzehnte, so daß es große Schritte vorwärts tun konnte. Die Bevölkerung wuchs nicht nur zahlenmäßig, auch die Lebenserwartung stieg, der Schulbesuch begann sich auszuzahlen, und die Gesellschaft hatte immer mehr Bedarf an Gebildeten und Träger von Intellektuellenfunktionen. Die Ideen der Aufklärung fanden in Ungarn fruchtbaren Boden. Gleichsam parallel mit dem aufgeklärten Absolutismus bei Hofe entfaltete sich eine politische Strömung des aufgeklärten Ständewesens, die ebenfalls gewisse Veränderungen für nötig hielt.

Der aufgeklärte Absolutismus gedachte keine abstrakten Ideen durchzusetzen, sondern wollte das sich anbietende Modernisie-

rungsprogramm dazu benutzen, daß die zurückgebliebeneren Staaten Osteuropas aufschließen konnten und sein Machtpotential stärkten. Die Staatsmacht konnte nur erstarken, wenn die Steuereinnahmen stiegen; bisher hatte die Politik aber der Belastbarkeit „des elenden steuerzahlenden Volkes" keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. So lag es im Interesse des Herrschers, die Ausbeutung durch die Grundherren einzuschränken, zumal immer wieder Bauernbewegungen und -aufstände die staatliche Ordnung störten. 1767 erließ Maria Theresia ihre Urbarialverordnung, mit der die Einkünfte und Dienstleistungen der Hörigen genauestens begrenzt wurden. Die Ober- und Untergrenze der Hufen wurden festgelegt und dementsprechend den Bauern ihre Dorfgrundstücke, Äcker und Weiden neu vermessen. Der Besitzer einer Vollhufe mußte wöchentlich einen Tag Spann- oder zwei Tage Handdienste leisten (jährlich 52 bzw. 104 Tage), außerdem kam dem Grundherrn 1 Gulden Zensus und weiter der Neuntel der Ernte sowie eine Menge kleinerer Natural-„Geschenke" zu. (Die Halb- und Viertelhufner leisteten ihrem Anteil entsprechend weniger.) Das Weinschankrecht der Hörigen und ihre Wald- und Weidenutzung wurden geregelt. Trotz des Widerstandes des besitzenden Adels wurde die Verordnung innerhalb weniger Jahre durchgeführt.

Eine ganze Serie von Verordnungen des aufgeklärten Absolutismus sollte Gesellschaft und Staat den modernen Verhältnissen annähern. Die Folter wurde verboten, die Todesstrafe eingeschränkt, die Universität den Jesuiten entzogen und unter staatliche Aufsicht gestellt sowie um eine medizinische Fakultät erweitert (1779). Das gesamte Unterrichtswesen wurde zur staatlichen Aufgabe und durch die *Ratio Educationis,* die Unterrichtsverordnung, 1777 eine einheitliche Regelung eingeführt.

Kaiser Joseph II. (1780–1790) setzte diese Politik des aufgeklärten Absolutismus mit großer Entschiedenheit fort. Damit ihn die Ständeverfassung nicht an der Verwirklichung seiner Vorstellungen behindern könne, ließ er sich nicht zum ungarischen König krönen, sondern regierte das Gesamtreich als Kaiser (deshalb nannten ihn die Ungarn den „König mit dem Hut"). Er berief auch keinen Landtag ein und versuchte sein großes Ziel, die Vereinheitlichung und Stärkung seines Reiches, mittels Verordnungen zu verwirklichen. Während seiner zehnjährigen Herrschaft erließ er mehrere Tausend Verordnungen, deren erheblicher Teil tatsächlich dem Geist der Aufklärung entsprach, so daß er anfangs auch in Ungarn Anhänger unter den Adligen und Intellektuellen fand. Für Millionen brachte das Protestantenpatent eine Erleichterung ihres Lebens, das die freie Religionsausübung für Lutheraner, Reformierte und Griechisch-Orthodoxe wieder erlaubte, ihnen das Recht gab, Verwaltungsstellen zu besetzen und Kirchen zu bauen. Er löste die Orden ohne prakti-

sche Tätigkeit (Unterricht, Krankenpflege) auf und zog ihr gewaltiges Vermögen für den Staat ein. 1784 verfügte er eine Volkszählung. Gegen diese allerdings protestierte der Adel bereits, da er sie als ersten Schritt hin zur allgemeinen Besteuerung bewertete. Zur gleichen Zeit erschien eine Verordnung über den Amtsgebrauch der deutschen Sprache. Diese Sprachablösung des Lateinischen beschwor die Gefahr der Einschmelzung Ungarns, das Schreckbild seiner Germanisierung herauf, und wurde vom Adel abgelehnt. Wenig später wurde auch die Selbstverwaltung der Komitate aufgehoben, Joseph II. teilte das Land in 10 Distrikte ein und behielt sich die Ernennung sämtlicher Verwaltungsbeamten vor. Das feudale Grundverhältnis von Hörigen und Grundherr ließ er im Wesen unberührt, ermöglichte aber den Bauern die Freizügigkeit und begann auch mit Vorbereitungen, die Ländereien des Adels zu besteuern.

Der Kaiser verunsicherte mit seinen die ständischen Vorrechte mißachtenden Zentralisierungsmaßnahmen seine Anhänger und aktivierte seine Gegner. Er selbst aber setzte seine Politik mit ungebrochener Entschlossenheit und beispiellosem Eifer fort. Er sah nicht, daß eine scharfe Zentralisierung in dem territorial, sozial und national derart zergliederten Habsburgerreich nicht einmal mit Gewalt durchzuführen war, sondern meinte, er könne die Unzufriedenen beiseite schieben, die Widerspenstigen bestrafen und werde so der Gegenwehr in der Gesellschaft Herr werden. Den Verwaltungsapparat überlastete er mit Stößen von Verordnungen, und gleichzeitig übertrug er den ihm Untergebenen keine echten Befugnisse. Seine doktrinäre Normierung des Alltagslebens (so mußten die Verstorbenen statt in einem Sarg in ein Laken gewickelt bestattet werden) machte den für das Wohl des Volkes wirkenden Herrscher auch unter dem Volke nicht populärer.

Die aufgeklärte Intelligenz mit ihrer in der Freimaurerbewegung gesammelten Elite unterstützte anfangs die Reformbestrebungen des Herrschers vorbehaltlos. Doch zog man sich zum Teil – wenn man konnte – allmählich aus dem öffentlichen Leben zurück, als zu merken war, daß es wegen des erstarkenden Widerstandes nicht zu einer stufenweisen Umgestaltung, sondern zu einem verschärften Konflikt zwischen Stände und Hof kommen werde. Joseph II. hatte keinen Sohn als Nachfolger, und der Thronfolger, Leopold II. (1790–1792), lehnte bekanntermaßen die politischen Methoden seines älteren Bruders ab.

Das Versagen der kaiserlichen Reformen wurde durch die außenpolitischen Mißerfolge noch beschleunigt. Der 1788 begonnene Türkenkrieg blieb erfolglos, wogegen das ganze Land die schwere Last zu tragen hatte, die riesige Armee zu erhalten. Die Große Fran-

zösische Revolution bewirkte, daß sich die österreichischen Niederlande vom Habsburgerreich trennten.

Der krank vom Kriegsschauplatz heimkehrende Kaiser mußte sich den Mißerfolg seines Regimes eingestehen. Um seinem Nachfolger freie Hand zu geben, nahm er auf dem Sterbebett außer dem Toleranz- und dem Leibeigenenpatent sämtliche Maßnahmen zurück. Er verfügte auch noch die Einberufung des ungarischen Landtages – aber die eigentliche Befriedung blieb schon dem neuen Herrscher vorbehalten.

Joseph II. hatte als letzter versucht, das Reich seiner Vorfahren zu zentralisieren und zu modernisieren. Von seinem Beispiel gewarnt, verzichteten seine Nachfolger darauf, initiativ zu werden und fügten sich nur noch gezwungenermaßen den immer wieder neuen Lösungen, mit denen die Existenz des Reiches schließlich noch um ein Jahrhundert verlängert werden konnte.

Die Krise des Feudalismus und der Vormärz (1790–1848)

Die Bemühungen des Adels um die Lenkung des Landes

Nach dem Tode Josephs II. setzte der politisierende Adel sich nicht die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zum Ziel, sondern war bestrebt, seine Herrschaft rundum durch Verfassungsgarantien abzusichern und die Lenkung des Landes selbst in die Hand zu nehmen. Die Ereignisse in den ersten Monaten der Großen Französischen Revolution waren vom ungarischen Adel mit Sympathie aufgenommen worden. Was sich in Paris ereignet hatte, verstand man so, daß die dortigen Stände erfolgreich die königliche Macht eingeengt hatten, was auch in Ungarn möglich sein müßte. Die Kühneren verlautbarten bereits vorsichtig, da Joseph II. den Vertrag zwischen Nation und Dynastie nicht eingehalten habe, sei das Haus Habsburg seines Erbfolge-Rechtsanspruchs verlustig gegangen, so daß der Landesadel sich wieder frei seinen König wählen könne. Ganz Verwegene ließen sich gar in Verhandlungen mit fremden Dynastien ein. Der neue Herrscher Leopold II. stärkte zuerst seine außenpolitische Lage: Er schloß Frieden mit den Türken, einigte sich mit den Preußen und konnte durch seine Kompromißgeneigtheit sogar den Widerstand der ungarischen Stände abbauen. Besonders schwierig war das nicht, da sich der Adel keineswegs über die zu verfolgende Politik einig war. Die Mehrheit war sich bewußt, daß man zu den Zuständen vor Joseph II. nicht mehr zurückkehren könne. Nicht wenige erwarteten, daß der neue Herrscher die Reformen im gesetzlichen Rahmen weiterführen werde, noch mehr aber drängten auf von den Ständen eingeleitete Reformen. Aber nicht nur über den Weg der Veränderung, mehr noch über die Reihenfolge der Aufgaben war man sich uneins. Die verbreitetste Forderung war, die Konstitution – also die politischen und Herrschaftsprivilegien des Adels – müsse abgesichert und erweitert werden. Wenige dagegen – aber immerhin gab es sie auch – machten sich Gedanken über die Belebung des Wirtschaftslebens, und noch wenigere wünschten zumindest eine Verbesserung des Lebens der Hörigen. Diese Abweichungen hinsichtlich der zu verfolgenden Taktik und der Programmpunkte basierten auch auf den inneren Schichten- und damit Interessenunterschieden innerhalb des politisierenden Adels. Erstmals seit Jahrhunderten unternahm nun

der Mitteladel den Versuch, die Aristokratie zu verdrängen und bei den Privilegien die Hegemonie zu übernehmen.

Dutzende von Plänen und Flugblättern kursierten im Land. Die Anhänger Josephs II. betrieben die Fortsetzung der Reformen, die Konservativen wünschten das politische Leben einzufrieren, die Protestanten verlangten die Abstellung ihrer Gravamina, und die heimlich vom Herrscher angestifteten Stadtbürger forderten mehr Mitspracherecht bei der Landespolitik. Diese sich widersprechenden und kreuzenden Bestrebungen führten schließlich zu einem eigentümlichen Kompromiß: Statt zu entscheiden oder zumindest ernsthaft zu verhandeln, bildete der Landtag neun Ausschüsse. Diese sollten Vorschläge für die Veränderungen ausarbeiten, die dann vom folgenden Landtag behandelt und beschlossen würden. Die Ausschüsse verrichteten aus ideengeschichtlicher Sicht außerordentlich wertvolle Arbeit. Ausgehend von einer gründlichen Untersuchung des Zustandes des Landes machten sie beachtliche und ausgesprochen praktische Vorschläge juristischen, wirtschaftlichen und kulturellen Charakters. Zur Verhandlung vor dem Landtag kamen diese Ausschußergebnisse jedoch nicht. Der nach dem unvermittelten Tod Leopolds II. neue Kaiser Franz I. (1792–1835) lehnte alle Veränderungen ab, und auch die Masse des Adels hielt Reformen nun mit Beginn der Franzosenkriege nicht für zeitgemäß. Der Hof hielt die Vorschriften der Ständeverfassung ein, ließ sich die Gravamina der Stände überreichen – und ging höchst selten sogar auf diese ein.

Die zu Reformen neigenden Adligen konnten hinfort nicht mehr damit rechnen, daß ein Landtag ihre Vorschläge verabschieden würde, und auch vom Herrscher war nichts zu erhoffen, weshalb sie, auf das Beispiel der französischen Revolution hin und Hilfe von dort erwartend, eine Geheimbewegung gründeten, nach dem Vorbild der Freimaurerorganisation. Sie bildeten eine geheime Gesellschaft, in die sie auch Nichtadlige aufnahmen. Die Lenkung hatte Ignác Martinovics übernommen, ein aufgeklärter Mönch fortschrittlicher Denkart, aber nicht frei von persönlichem Ehrgeiz. Er erkannte richtig, daß es für eine radikale bürgerliche Umgestaltung in Ungarn keine entsprechende gesellschaftliche Basis gab, weswegen er eine doppelte Organisation schuf. In der äußeren, der breiteren, sammelte er die zu Reformen geneigten Adligen und stellte dieser „Reformatoren-Gesellschaft" (Reformátorok Társasága) die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit Ungarns zum Ziel, verbunden mit gemäßigten bürgerlichen Reformen. Im unabhängigen Ungarn würden die adligen Privilegien erhalten bleiben, doch solle der Bauer zum freien Pächter werden und die Bauernschaft die Untere Tafel des Landtages wählen. Die andere, engere Organisation nannte er „Gesellschaft für Freiheit und Gleichheit" (Szabadság és Egyenlőség Társasága) und stellte ihr die

konsequente bürgerlich-demokratische Umgestaltung zur Aufgabe. Ein konkreter Plan, ein detailliertes Programm fehlte aber in ihrem Falle. Die Macht sollte mittels eines bewaffneten Aufstandes übernommen werden, und Martinovics vermochte viele von dieser Möglichkeit zu überzeugen, indem er sich auf konkrete französische Unterstützung berief – ohne jede reale Grundlage.

Die Organisation der Geheimbewegung begann 1794 und dauerte etwa ein Vierteljahr, indem mittels Verbreitung und Kopieren des das Organisationsprogramm enthaltenden „Katechismus" mehrere hundert Anhänger gewonnen wurden. In Ungarn war keine Staatspolizei tätig, und so fiel bei der Aufdeckung einer Wiener Verschwörung Licht auf die Geheimorganisation in Ungarn. Martinovics wurde verhaftet und machte vor den Untersuchungsbehörden detaillierte Aussagen. In 53 Fällen wurde Anklage auf Majestätsbeleidigung erhoben, in rechtswidrigen Verfahrensverhandlungen ergingen unter Mißachtung juristischer Formalitäten scharfe Urteile. Ignác Martinovics und die vier Direktoren der Gesellschaft, Jakab Graf Sigray, József Hajnóczi, Ferenc Szentmarjay und János Laczkovics, sowie zwei junge prinzipienfeste Juristen, Pál Őz und Sándor Szolártsik, wurden hingerichtet. Weitere Todesurteile wurden in Gefängnishaft umgewandelt. „Es war ein Exempel nötig, um das Land in Schrecken zu versetzen", so das treffende Urteil des zu Gefängnis verurteilten Ferenc Kazinczy. In Wien herrschte die Meinung vor, es führe zur Revolution, wenn man die Veränderungsabsichten laut werden ließe und so die Reformer ermutige. Der Gewalt gelang es tatsächlich, den in nur noch wenigen Köpfen keimenden Reformgedanken zu ersticken.

Die Epoche der Napoleonischen Kriege

Ende des 18. Jh. setzte sich beim ungarischen Adel der Standpunkt durch, daß man sich den Hof zum Bundesgenossen machen müsse. Man meinte, das Habsburgerreich als Ganzes vermöchte sich vielleicht der französischen Eroberung zu widersetzen. Der Hof war in der Tat auf Ungarns Kraftquellen angewiesen und hütete sich vor einer Verletzung der Interessen des ungarischen Adels. Ein zweiter entscheidender Faktor bei dieser von gemeinsamer Furcht diktierten Zusammenarbeit ist in der wirtschaftlichen Konjunktur zu suchen, die der Kriegsbedarf an Agrarprodukten hervorrief. Zwar blieb Ungarn im wesentlichen von den Kriegsschauplätzen unberührt, doch lag es diesen so nahe, daß es zum wichtigen Nachschubgebiet wurde. Die Preise für Getreide und Tierprodukte stiegen, und die umgeschlagenen Warenmengen wurden immer größer. Der Handel über-

nahm nicht nur die Riesenmengen der zentral gelagerten Erträge der Aristokraten, sondern auch die Mehrprodukte der Güter des Mitteladels und in einigen Gegenden sogar die der begüterten Bauern. Erst in dieser Zeit wurde die Mehrheit der ungarischen Aristokraten in die Lage versetzt, sich repräsentative Schlösser zu bauen, damals beginnen sich die mitteladligen Wohnsitze architektonisch von den Bauernhäusern zu unterscheiden und wurden zu klassizistischen Herrenhäusern. Nicht zufällig bekommt damals das Bauernhaus in weiten Teilen des Landes sein rauchfreies Zimmer, die spätere „gute Stube", wird die ungarische Volkstracht bunter und werden die Volkslieder neuen Stils geschaffen.

Der wirtschaftliche Aufschwung stärkte das adlige Selbstvertrauen: Nur noch wenige zweifelten an der Wirksamkeit und Vollkommenheit der gegebenen Ordnung. Es war die späte und zugleich letzte Blütezeit des Güteradels, die Zeit der guten alten Tafelrichter, der Verbreitung des Gedankens „außerhalb Ungarns gibt es kein Leben".

Die Situation des Hofes war jedoch weniger erfreulich: Armee und Staat waren die wichtigsten Aufkäufer, die Staatsschulden wuchsen, der Wert des Papiergeldes fiel. Als die Habsburger mit Napoleon ein Bündnis schlossen, um die Lage außenpolitisch zu festigen, brachen sie damit das politische Bündnis mit den ungarischen Ständen insofern, als sie die Staatslasten infolge der Geldentwertung praktisch dem ungarischen Adel aufbürdeten. Der Abwertung von 1812 folgte auch die politische Wende: Der Hof berief keinen ungarischen Landtag mehr ein und etablierte auch in Ungarn das absolutistische Regiment. Die erneute Konfrontation mit Napoleon und dann das Bündnissystem der Heiligen Allianz stärkten die Position des Hofes noch weiter. Ab 1815 gehörte die relative Zufriedenheit des ungarischen Adels endgültig der Vergangenheit an: Die Periode der Dekonjunktur setzte ein, die Waren wurden praktisch unverkäuflich, der Erwerb von Geld wurde unmöglich. So mußte der Adel nicht nur die Begrenztheit seiner materiellen Verhältnisse, sondern auch seiner politischen Kraft erkennen: Vorerst war er zum Widerstand gegen die Gewalt des Absolutismus nicht in der Lage. Zwar zeigte sich der Hof geneigt, die Ständeverfassung wieder herzustellen, als sich erste Risse in der europäischen Ordnung der Heiligen Allianz bildeten: Auf dem Landtag 1825-1827 kam ein neuerlicher Kompromiß zwischen Ständen und Hof zustande. Aber inzwischen waren die Kräfteverhältnisse schon in Umgestaltung begriffen; der vielhundertjährige Gegensatz von Ständen und Hof gehörte langsam der Vergangenheit an, neue Bestrebungen kamen auf, die auch den Adel spalteten. Manche – und allmählich wurden es immer mehr – überwunden die Strategie des Abwartens und suchten den Ausweg aus der aussichtslos erscheinenden Lage bereits in der bürgerlichen Umgestaltung.

Die Entstehung der Reformbewegung

Es war recht häufig in Europa, daß Gruppen von Adligen, getrieben von ihren materiellen und politischen Interessen, sich der Sache der bürgerlichen Umgestaltung anschlossen. Aber allein in Ungarn kam es dazu, daß ein so großer Teil des Adels, praktisch die Mehrheit im damaligen politischen System, zu Anhängern der bürgerlichen Umwandlung, des Liberalismus, wurde. Der Adel wurde sich allmählich bewußt, daß das alte System keine Perspektive mehr aufwies. Wirtschaftsexperten wiesen in Wort und Schrift auf die Hindernisse der feudalen Wirtschaft hin, aus dem Ausland Heimkehrende berichteten von den westeuropäischen Beispielen, und die Wirkung der liberalen Ideen steigerte sich ständig. All das hätte allerdings, noch nicht ausgereicht, um eine kraftvolle liberale Bewegung auf der Basis des Adels entstehen zu lassen.

Der ungarische Adel vermochte seine ständischen Privilegien zu erhalten: Seine politischen Foren – der Landtag und das Komitat – blieben bestehen, und die ständische Öffentlichkeit konnte auf diesen Schauplätzen offen politisieren. Der Faden der Landtagsausarbeitungen von 1790 über mögliche Veränderungen wurde nach jahrzehntelanger Pause 1825–1827 wieder aufgenommen. Erneut beschäftigten sich neun Ausschüsse mit der Ausarbeitung ihrer Vorschläge, welche kaum nennenswerte Umgestaltungen enthielten und 1830 gedruckt den Komitaten vorgelegt wurden. Damit war der Adel gezwungen, Farbe zu bekennen: Was soll an der Lage des Landes geändert werden? Will er die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Risiken der bürgerlichen Umgestaltung übernehmen? In den Komitaten befaßten sich natürlich nicht die den gesamten Adel umfassenden Komitatsversammlungen, sondern die von ihnen aus der Adelselite gebildeten Kommissionen mit diesen Vorschlägen. Als Anhänger stufenweiser Reformen formulierten sie die Anträge der Landtagsausschüsse um. Ihrem politischen Geschick, ihrer Kompromißbereitschaft war es zu verdanken, daß es ihnen in den meisten Komitaten gelang, ihre Vorschläge durchzusetzen. Vorerst bildeten die Reformen noch kein zusammenhängendes System, kein organisches Programm, doch machte sich um 1830 im Denken der politisierenden Elite ein qualitativer Umschwung bemerkbar: Die Anhänger der bürgerlichen Reform gewannen die Oberhand.

Die Adelsbasis der Reformbewegung war außerordentlich heterogen. Der größere Teil der Aristokratie konnte auch unter den gegebenen Verhältnissen seine materielle Macht und politische Position bewahren und tendierte deshalb mehrheitlich dazu, das Bündnis mit dem Hof beizubehalten und abzuwarten bzw. entschloß sich viel spä-

ter, und auch dann nur zur langsamen, seine Positionen nicht gefährdenden Annahme der als unumgänglich beurteilten Änderungen. Die charakteristische Gruppe der Reformbewegung war der zahlenmäßig geringe, aber durch sein gesellschaftliches Gewicht bestimmende, gut situierte Güteradel. Er konnte nicht hoffen, seine Stellung durch „Herumflickerei" an den feudalen Verhältnissen langfristig zu konsolidieren. Dank seiner politischen Informiertheit und höheren Bildung hatte er begriffen, welche anachronistische Rolle er spielte, wenn er sich an den europäischen Verhältnissen maß. Ihm schloß sich die zahlenmäßig beachtliche Schicht der Adligen mit Kleinbesitz an, deren wirtschaftliche Existenz höchst gefährdet war, weshalb sie für die möglichst baldige Umgestaltung eintraten. Die Menge der auf Hörigenhufen wirtschaftenden oder besitzlosen Adligen wurde nicht von wirtschaftlichen Interessen geleitet, aber die einen reizte das bürgerliche Programm des Nationalstaates, während die anderen um ihre meist nur noch im Prinzip vorhandenen Privilegien fürchteten und deshalb die Konservativen unterstützten. Die übrige, politisch desorientierte Masse des Adels bot ihre Stimme als Ware gegen Geld oder materielle Vorteile an. Ein stabiles, ideell und politisch beachtenswertes Element dieser heterogenen Basis war die überwiegend adlige und teils nicht mehr adlige Intelligenz. Es ist eine Tatsache, daß zwischen 1830 und 1848, im Vormärz, in den 52 ungarischen Komitaten überwiegend mit liberalen Anweisungen versehene Landtagsdeputierte gewählt wurden.

Die Vereinheitlichung der in den einzelnen Komitaten abweichende Ziele formulierenden liberalen Ideen ist dem politischen Auftreten István (Stephan) Graf Széchenyis zu verdanken. Zuvor hatte er sich bemüht, Zentren im gesellschaftlichen Sinne zu schaffen: Er hatte ein Casino gegründet (1827) und Gesellschaften organisiert. Seine politischen Flugschriften — *Hitel* (Kredit, 1830), *Világ* (Welt, 1831) und *Stadium* (1833) — dienten als Katalysatoren und spalteten die öffentliche Meinung eindeutig. Die Liberalen wurden Széchenyis Anhänger, seine Gegner bildeten das Lager der Konservativen. Diese politische Kluft wurde durch den infolge der Choleraepidemie von 1831 ausgebrochenen Bauernaufstand in Nordostungarn noch vertieft: Während er für die Liberalen ein warnendes, dringendes Zeichen war, hielten ihn die Konservativen für die erste katastrophale Folge der Zugeständnisse propagierenden Politik.

Den Kern des gesellschaftlichen Programms der ungarischen liberalen Reformbewegung bildete eine im Verlauf der bürgerlichen Umgestaltung in Europa einzigartige Konzeption des Interessenausgleichs. Es ging darum, die Interessen der Privilegierten mit denen der nicht Bevorrechteten, also der Adligen, Bürger und Leibeigenen, der Grundbesitzer und Besitzlosen, der Ungarn und Nicht-

Ungarn oder gar der verschiedenen Konfessionen auszugleichen. Das bestimmende Element dabei war der Interessenausgleich der Grundbesitzer und der Leibeigenen, da sich im Feudalsystem der Fronbauer und der zur Produktrente berechtigte Grundherr als Gegner einander gegenüberstanden. Im Zentrum dieser Politik stand eine solche Aufhebung des feudalen Grundverhältnisses, der Beziehung Grundherr – Leibeigener, die im Zuge der Umgestaltung die Interessen beider Seiten maximal in Betracht ziehen sollte. Konkret sollte dies durch die Einführung der Erbablösung geschehen. Der Bauer würde die von ihm bewirtschafteten sog. Urbarialböden als freies Eigentum erhalten, während der Grundherr für die ihm entgehenden Dienstleistungen finanziell entschädigt würde. Anfangs, als ersten Schritt, gedachte man die Abwicklung der Ablösung der freien Vereinbarung der beteiligten Partner zu überlassen (freiwillige Erbablösung), wobei selbstverständlich der Bauer den Ablösebetrag aufzubringen hatte. Diese Reform nahm die Untere Tafel des Landtages bereits 1834 an, zum Gesetz konnte sie aufgrund des Widerstandes des Hofes jedoch erst 1840 erhoben werden. Sehr bald stellte sich heraus, daß die Sache der Ablösung damit kaum voranzutreiben war, weshalb man die den Grundherrn zwingende Erbablösung (wenn der Bauer die Ablösung zahlen konnte, durfte dies der Grundherr nicht verhindern) zu betreiben begann. Schließlich mußten die Liberalen erkennen, daß die Masse der Leibeigenen sich aus eigener Kraft nicht freikaufen konnte und folglich die helfende Mitwirkung des Staates vonnöten war – zumindest ein Teil der Ablösesumme mußte vom Staat übernommen werden.

Das Programm der gesellschaftlichen Umgestaltung war organisch mit der bürgerlich-liberalen Umgestaltung der Staatstheorie verbunden, mit der Durchsetzung der nationalen Selbstbestimmung. Letztere ging in zwei Richtungen: Sie beinhaltete den Anspruch auf volle Selbstbestimmung gegenüber Wien, den Habsburgern und ihrem Reich, und die Verwirklichung der Volksvertretungsgesetzgebung, des bürgerlich-liberalen Staatssystems mit einer verantwortlichen Regierung. Der Anspruch auf Selbständigkeit bedeutete nicht zugleich die Loslösung; die hatten die Zeitgenossen nicht im Sinn, sie wollten durch den gemeinsamen Herrscher (Personalunion) zum Habsburg-Reich gehören. Das ungarische Forderungssystem der nationalen Selbstbestimmung enthielt weiter die Vereinigung in einem Nationalstaat, die mit Siebenbürgen einzugehende Union. Insgesamt war das Programm selbst nicht oppositionell, im Prinzip konnte man hoffen, daß die Regierung einen Teil der Reformen akzeptieren würde. Das geschah jedoch keineswegs, weil Wien sich die Zentralisierung des Reiches zum obersten Ziel gemacht hatte, in der letztlich richtigen Erkenntnis, die mit der bürgerlichen Umgestaltung Hand in Hand

gehende nationale Entwicklung werde zur Dezentralisierung des Reiches führen und logischerweise den Verlust seiner Großmachtstellung zur Folge haben. In diesen Jahrzehnten waren Nation und Fortschritt organisch miteinander verbunden.

Auf den im Abstand von drei Jahren einander folgenden Landtagen (1830, 1832–1836, 1839–1840, 1843–1844, 1847–1848) hatten die Abgeordneten liberaler Überzeugung in der Unteren Tafel die Mehrheit. Es gelang ihnen, einige Reformen gegen den Widerstand der Magnatentafel bzw. der Wiener Regierung zum Gesetz zu erheben. Nach anfänglichen Schritten löste 1844 die ungarische Staatssprache endgültig das Lateinische ab, ein Verkehrsgesetz wurde (1836) verabschiedet, erhebliche Fortschritte bei der Emanzipation der Juden wurden (1840) erreicht, ein Wechselgesetz wurde (1840) verabschiedet usw. Die Revolutionen von 1848 in Europa trugen ihren Teil dazu bei, daß 1848 im wesentlichen das gesamte Programm gesetzlich niedergelegt werden konnte.

Das liberale Oppositionslager war sich in einigen taktischen Fragen uneins. Der große Vordenker, István Széchenyi, war in erster Linie darum bemüht, die Aristokratie für seine Reforminitiativen zu gewinnen, und er gab nicht auf, auch die Wiener Regierungskreise für seine Pläne zu erwärmen. Den Interessen der Großgrundbesitzer kam eine langsame, stufenweise Umgestaltung entgegen, während die Masse des niederen Adels – ganz zu schweigen von der Bauernmasse – möglichst schnell aus ihrer Existenzkrise herausgelangen wollte. Zum Wortführer ihrer Bestrebungen wurde Miklós (Nikolaus) Baron Wesselényi, der neben seinem programmatischen Werk *Über Fehlurteile* (Balítéletekről, 1833) eine gewaltige und wichtige Organisationstätigkeit verrichtete. Nicht zufällig machte ihm die Regierung als erstem den Prozeß und ließ ihn verurteilen, als sie die Zerschlagung der Reformbewegung durch Repression erreichen wollte. Fortgesetzt wurde seine politische Richtung von den Führergestalten der Reformlandtage Ferenc Kölcsey, Ferenc (Franz) Deák und ab 1841 vom Redakteur der *Pesti Hírlap* (Pester Zeitung) Lajos (Ludwig) Kossuth, der mit diesem Blatt der Bewegung wieder ein wirkungsvolles Forum und Organisationszentrum gab.

Als Kossuth und die *Pesti Hírlap* in den vierziger Jahren immer drängender die Frage der wirtschaftlichen Selbstbestimmung aufwarfen – so übernahmen es beispielsweise die Mitglieder des Schutzvereins (Védegylet, 1844), soviel wie möglich einheimische Produkte zu kaufen –, sprach sich Széchenyi wiederholt gegen die Taktik einer Oppositionsbewegung auf breiter Basis aus und ließ sich in eine scharfe Debatte mit dem die politische Erbschaft Wesselényis vervollständigenden Kossuth ein, der die Kerntruppe der liberalen Bewegung erfolgreich um die *Pesti Hírlap* sammelte. Eine neue, aller-

dings weniger gewichtige innere Kluft tat sich zwischen der Mehrheit und der intellektuellen Elite auf. Eine Gruppe stellte sich das Staatsleben des künftigen bürgerlichen Ungarn auf der Basis der Volksvertretung in den Selbstverwaltungen der Komitate vor (Munizipalisten), die andere dagegen wollte nach französischem Vorbild einen gänzlich zentralisierten Staat errichten (Zentralisten).

In diesen sich verschärfenden politischen Kämpfen der vierziger Jahre kam es in Ungarn zur Gründung der ersten politischen Parteien im modernen Sinne. 1846 entstand die Konservative Partei, die ein Programm aufstellte, 1847 organisierte sich die oppositionelle Partei mit ihrer programmatischen Oppositionserklärung (Ellenzéki Nyilatkozat). Auf der linken Seite der politischen Skala traten die auch eine Revolution befürwortenden Anhänger der konsequenten Umgestaltung auf, vor allem Literaten wie der außerordentlich volkstümliche junge dichter Sándor (Alexander) Petőfi oder der als Wortführer der Leibeigenen bekannte und von den Behörden wegen seiner politischen Schriften verfolgte und eingekerkerte Mihály (Michael) Táncsics. Ungarn war bis ans Tor der Revolution vorgedrungen.

Die Nationalitätenfrage

Die Politiker des Interessenausgleichs rechneten auch mit den Nationalitäten: Durch die Bauernbefreiung und die Ausweitung der politischen Freiheitsrechte würden auch den Nationalitäten Vergünstigungen zuteil, die ihnen ihre staatsbürgerliche Loyalität garantieren würden. Da ihre künftige Lage günstiger werden würde als die ihrer Gefährten jenseits der Grenzen, würden sie im Tausch für die Freiheit – so jedenfalls argumentierte man damals vielfach – schließlich ihre Nationalität aufgeben und mit dem Ungartum verschmelzen. Hinter diesem Streben zur Assimilation verbargen sich nationalistischen Ideen, aber auch Angstmechanismen: Ein solcher Vielvölkerstaat werde schwach, instabil und dem Ausland ausgeliefert sein. Völlig grundlos waren diese Ängste nicht, waren doch Mitte des 19. Jh. von den 14 Mill. Bewohnern des Landes nicht einmal 6 Mill. Ungarn. Allerdings lebten sie in den zentralen Gebieten des Landes, in der fruchtbaren Ebene, und mehr als 80 Prozent des Adels waren Ungarn, denen der gesamte Grundbesitz gehörte und die durch die Adelsprivilegien fast sämtliche politischen Positionen besetzten. Doch bestand durch die ungleichmäßige Verteilung von wirtschaftlicher und politischer Macht sowie von Nationen und Nationalitäten prinzipiell die Möglichkeit – die dann 1848 auch eintrat –, daß sich die Klassen- und Nationalitätengegensätze verschärften. Die volkreichste Nationalität waren die Rumänen, die in Siebenbürgen mit 1,2 Mill.

die Mehrheit bildeten und auch im engeren Ungarn noch über 1 Mill. stellten. Im Norden des Landes lebten 1,7 Slowaken, überwiegend in Südungarn 1,2 Mill. der verschiedensten Südslawen, und fast 2 Mill. waren Deutsche, die allerdings im Lande verstreut, teils als Leibeigene, teils als Privilegierte in ihrer jeweiligen Gegend, teils als Bürger der königlichen Freistädte lebten; folglich verhinderte dieser Diasporacharakter und ihre unterschiedliche gesellschaftliche Stellung, daß sie eine Nationalitätengefahr darstellten. Diese Angaben beziehen sich auf das gesamte Landesgebiet, also auch auf Kroatien, wo die meisten der 800 000 Kroaten lebten, wobei die Drau (Drava) die einzige scharfe ethnische Grenzlinie bildete. Als Teilland verfügte Kroatien über Privilegien, einen eigenen Adel und eine selbständige Provinzialversammlung. Die erwachende kroatische Nationalbewegung wählte sich den Wiener Hof als Budesgenossen, wodurch sich der prinzipiell leicht beizulegende ungarisch-kroatische Gegensatz in den vierziger Jahren immer mehr vertiefte. Außerdem lebten im Lande noch etwa eine halbe Million Karpatoukrainer und einige – zahlenmäßig kleine – Nationalitätengruppen. Die nach ständischer Auffassung als Nationalität geltenden deutschsprachigen Juden nahmen an der Zahl schnell zu und begannen sich zu assimilieren, indem sie die ungarische Sprache übernahmen und sich in die ungarische Gesellschaft eingliederten.

Außer bei den Kroaten gab es bei den Nationalitäten keine oder kaum nennenswerte privilegierte Schichten. Ihre geringzählige Intelligenz konnte ohne Basis keine eigenständigen politischen Aktivitäten entfalten. Einzig nationalsprachliche Wünsche wurden laut, besonders nachdem die ungarische Staatssprache nach und nach das Lateinische abgelöst hatte. In diesem vielsprachigen Land konnte die Verdrängung der toten Sprache nur allmählich erfolgen, und das Ungarische verstand die Mehrheit der Landesbevölkerung. Zweifellos war es ein Nachteil für die Vertreter der Nationalitäten, die am politischen und staatlichen Leben teilnehmen wollten, Ungarisch lernen zu müssen, aber dies war keineswegs der erste Schritt einer gewaltsamen Assimilierung. Auch die Nationalitäten hatten keine konstruktiven Vorstellungen – ebensowenig wie die ungarischen Liberalen – über eine Lösung der Nationalitätenfrage.

Revolution und Freiheitskampf (1848–1849)

Die rechtmäßige Revolution

Die europäische Revolutionswelle von 1848 – der „Völkerfrühling" – zerriß das System des Bündnisses der europäischen Mächte, das die Habsburger geschaffen hatten, und stürzte Metternichs konservative Herrschaft in Österreich. Der damals gerade zusammengetretene letzte Ständelandtag „erhob" auf Lajos Kossuths Anregung hin und unter seiner Leitung „seine Politik auf die Höhe des Augenblicks" und forderte vom Hof die Annahme des gesamten im Vormärz erarbeiteten Programms. Die Nachrichten über die Pester Revolution vom 15. März zwangen die Wiener Regierungskreise, ihr Einverständnis zu erklären und nachzugeben. Nach Wochen der Verhandlungen auf dem Preßburger Landtag, denen erneutes Unterhandeln in Wien folgte, wurden vom Herrscher sanktionierte Gesetze erlassen – die sog. Aprilgesetze. Durch diese fand das vielhundertjährige Feudalsystem in Ungarn endgültig ein Ende. Es war die größte Wende seit der Staatsgründung in der Geschichte Ungarns. Das von neuem selbständig und zur bürgerlichen Gesellschaft werdende Ungarn führte als Grundlage seiner nationalen Selbstbestimmung die bürgerlich-liberale Verfassungsmäßigkeit ein. Außerordentliche Bedeutung dabei hatte, daß die revolutionäre Umgestaltung im Rahmen der Gesetze, als Landtagsgesetzgebung mit herrscherlicher Sanktionierung vor sich gehen konnte. Auf gesetzmäßigem, legalem Wege konnten die Errungenschaften nie mehr zurückgenommen werden, und die rechtmäßige konstitutionelle neue Macht vermochte die Schwankenden zum Gehorsam zu zwingen und konnte all die Machtmittel einsetzen, die zur Verteidigung der Errungenschaften nötig waren.

Das entscheidende Moment des gesellschaftlichen Wandels war die Verfügung der alsbaldigen Bauernbefreiung. Die früheren Urbarialböden gingen als bürgerliches Eigentum in Bauernhand über. Die ungarische Bauernbefreiung von 1848 war die fortschrittlichste in ganz Mittel- und Osteuropa. Die Rechtsbefugnis des Grundherrn, das Patrimonialgericht, war abgeschafft und an ihre Stelle die bürgerliche Rechtsgleichheit getreten. Die Selbstbestimmung der aus gleichberechtigten Bürgern bestehenden Gesellschaft wurde vom Volksvertretungsparlament ausgeübt. Zwar blieb das Wahlrecht an den

Zensus gebunden, dieser aber war der niedrigste im damaligen Europa. Die Union mit Siebenbürgen wurde deklariert, so daß das in Pest versammelte Parlament das gesamte Land vertrat. Die gewährte Pressefreiheit vervollständigte die politischen Rechte, die Exekutivgewalt übernahm die dem Parlament verantwortliche Regierung, jedwede Verordnung des Herrschers war nur gültig, wenn sie von einem der Minister gegengezeichnet war. Ungarn war innerhalb des Reiches völlig selbständig, und diese Sonderstellung wurde noch dadurch bekräftigt, daß bei Abwesenheit des Herrschers – also im Falle normaler Regierungsverhältnisse, wenn sich der Herrscher in Wien aufhielt – sein Vertreter in allen Angelegenheiten der Palatin Erzherzog Stephan war. Einzig bei Angelegenheiten des Äußeren bestand keine restlose Bewegungsfreiheit, dort hatte man sich nur die prinzipielle Mitsprachemöglichkeit über die Person des Ministers am königlichen Hof sichern können. Ein zweifelloser Mangel der Aprilgesetze von 1848 ist das Fehlen konkreter Sprachvergünstigungen für die Nationalitäten. Die Zeitgenossen rechneten damit, die ohne sprachliche und ständische Unterschiede gewährten politischen Freiheitsrechte würden zumindest vorübergehend die Nationalitäten zufriedenstellen, dies stellte sich aber sehr bald als Irrtum heraus.

Die Stabilisierung der neuen Ordnung hing in erster Linie von außenpolitischen Voraussetzungen ab. Wenn es zur umfassenden deutschen Einheit mit Einschluß der österreichischen Erblande käme, würde Ungarn praktisch absolut selbständig sein und könnte – im Bündnis mit dem vereinten und demokratischen Deutschland – selbst die Rolle übernehmen, die Ruhe in diesem Raum zu sichern. Dazu war aber auch nötig, daß in Ungarns innerer Entwicklung keine anarchistischen Tendenzen zugelassen würden, die gesellschaftliche Ruhe gewahrt werde und die Regierung selbst Stärke zeigen könne.

Die erste verantwortliche ungarische Regierung setzte sich aus einer Reihe hervorragender Staatsmänner zusammen. An ihrer Spitze stand der Vorsitzende der Oppositionspartei, Lajos (Ludwig) Graf Batthyány, Verkehrsminister war István Graf Széchenyi, Finanzminister Lajos Kossuth, Justizminister Ferenc Deák, Unterrichtsminister József Baron Eötvös, Handelsminister Gábor (Gabriel) Klauzál und Innenminister Bertalan Szemere. Kriegsminister wurde Oberst Lázár Mészáros und Minister am königlichen Hoflager ein erfahrener Diplomat, der konservative Pál (Paul) Fürst Esterházy. Die Regierungsminister waren sich darin einig, daß sowohl in Richtung Wien als auch der Nationalitäten das vorrangige Ziel die friedliche Beilegung der sich verschärfenden Gegensätze sein sollte. Gleichzeitig bemühte sich die Regierung, die bewaffneten Kräfte zu verstärken, sie befriedete die Bauernbewegungen, vereidigte die Armee auf die Verfassung,

führte die Union mit Siebenbürgen durch, berief das Volksvertretungsparlament ein und war bestrebt, die direkten diplomatischen Beziehungen auszuweiten.

Die auch von Wien ermutigten Nationalitätenpolitiker erwiesen sich allerdings als unersättlich und traten auch mit Ansprüchen nach territorialer Autonomie auf; sie unterstützten die sozialen Forderungen der Nationalitätenbauernschaft und konnten so die Massen für sich gewinnen. Ihre Aktivitäten mündeten in bewaffneten Aufständen.

Der Freiheitskampf

Als die Nationalitäten – die Serben in Südungarn und die Rumänen in Siebenbürgen – zu den Waffen griffen, hätte an sich die Regierung dieser Bewegungen Herr werden können. Doch am 11. September setzte der bewaffnete Angriff aus Kroatien ein, dessen Führer, der kroatische Ban Jelačić, der ungarischen Regierung von Anfang an den Gehorsam verweigert hatte. Ohne auf Widerstand zu stoßen, konnte sein 30 000–40 000 Mann starkes Heer in Richtung Pest-Ofen vorstoßen. Die organisatorischen Anstrengungen der Regierung in den Wochen davor und den Tagen nach dem Angriff erwiesen sich schließlich als erfolgreich: Die kaiserlich-königlichen Linienregimenter, die neu aufgestellten Honvéds (Nationalarmee) und die im Falle der Not mobilisierten Nationalgarden stellten und schlugen Jelačić am 29. September bei Pákozd und zwangen ihn zum schnellen Rückzug. Die ungarische Revolution hatte den ersten bewaffneten Angriff der Gegenrevolution abgewehrt. Gleichzeitig mit den Kriegsoperationen kam es auch zum Verfassungskonflikt: Der Herrscher nahm den Rücktritt der Batthyány-Regierung an, war aber nicht zur Ernennung einer neuen bereit und erklärte den Widerstand für ungesetzlich. Das ungarische Parlament übertrug am 8. Oktober die Exekutive einem aus ihren eigenen Reihen gebildeten Gremium, dem Landesverteidigungsausschuß (Országos Honvédelmi Bizottmány) mit Lajos Kossuth an der Spitze, der ungeheure Energien darauf verwendete, das Land auf neuerliche Angriffe vorzubereiten. Vor einem solchen Angriff ordnete aber auch das Lager der Gegenrevolution seine Reihen. Am 2. Dezember unternahm der nach Olmütz (Olomouc) geflohene Hof einen Staatsstreich, infolgedessen Ferdinand V. (1835–1848) abdanken mußte, zugunsten des jungen Franz Joseph (de facto ungarischer König seit 1849, de jure 1867–1916). Das ungarische Parlament erkannte den willkürlichen Thronwechsel nicht an.

Am 16. Dezember 1848 kam es zum zweiten Angriff der Gegenrevolution, bei dem bereits die gesamten freizusetzenden Streitkräfte

des Habsburgerreichs, mehr als 100 000 Mann, eingesetzt wurden. Die Hauptarmee unter Fürst Windisch-Graetz griff vom westlichen Grenzstreifen her an, und da die ungarischen Hauptarmee unter General Artúr Görgei der Übermacht weichen mußte, wurde Ende des Jahres die Hauptstadt zur Aufgabe gezwungen. In den ersten Tagen des neuen Jahres zogen Parlament, Regierung und Exekutivorgane nach Debreczin, während Görgeis Armee nach Norden der Verfolgung auswich. Windisch-Graetz glaubte den Feldzug so gut wie beendet und begann, die neue Administration aufzubauen; endgültig gedachte er den Feldzug im Vorfrühling abzuschließen. Die letztlich unentschieden ausgetragene Schlacht bei Kápolna Ende Februar 1849 betrachtete er als Sieg und sandte eine Triumphmeldung an den Hof, so daß dieser die Zeit als gekommen sah, mit dem Erlaß der sog. oktroyierten Verfassung von Olmütz Ungarns letztgültige Vereinnahmung ins Habsburgerreich zu deklarieren. Tatsächlich begann nun nach Monaten des Kräftesammelns die Großoffensive der ungarischen Revolution, der triumphale Frühjahrsfeldzug, durch den das gesamte Landesgebiet befreit werden konnte. Als Antwort auf die Olmützer Verfassung deklarierte das Parlament in Debreczin die Unabhängigkeit Ungarns und die Entthronung des Hauses Habsburg (Unabhängigkeitserklärung = *Függetlenségi Nyilatkozat*, 14. April 1849).

So war auch der zweite bewaffnete Angriff abgewehrt, und der unabhängig gewordene Staat Ungarn erwartete von Europa nicht mehr als Neutralität, um seine Selbständigkeit erhalten zu können. Doch der russische Zar blieb nicht neutral, auf das Hilfeersuchen des österreichischen Kaisers hin sandte er eine 200 000-Mann-Armee nach Ungarn. Die gewaltige österreichisch-russische Übermacht entschied das Schicksal des Freiheitskampfes zu ihren Gusten, den dritten Angriff gelang es nicht mehr abzuwehren. Die österreichischen Truppen unter Haynau und die russischen unter Paskewitsch rückten langsam ins Landesinnere vor. Die zaristischen Truppen überschritten die ungarische Grenze am 16. Juni und gelangten einen Monat später in die Tiefebene. Mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg hätte man den Kampf zu diesem Zeitpunkt noch aufnehmen können, wenn die ungarischen Kräfte rechtzeitig konzentriert worden wären. Dies mißlang aber — vor allem durch Görgeis Zögern —, die einzelnen Teilstreitkräfte erlitten Niederlagen, und als am 9. August eines der Hauptheere bei Temeschwar in einer Entscheidungsschlacht vernichtet worden war, übergab Kossuth (der nach der Unabhängigkeitserklärung zum Reichsverweser Ungarns gewählt worden war, während neuer Ministerpräsident Bertalan Szemere wurde) auf Görgeis Forderung hin diesem am 11. August den Oberbefehl. In der aussichtslosen Situation streckte Görgei nach Rücksprache mit dem Kriegsrat am 13. August bei Világos bedingungslos die Waffen.

Den Freiheitskampf hatte die Übermacht niedergerungen, die feudalen Verhältnisse ließen sich dagegen nicht mehr wiederherstellen. Seiner Unabhängigkeit und nationalen Selbstbestimmung beraubt, in seinen Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt, trat Ungarn in die neuen bürgerlichen Verhältnisse ein. Die gewaltige militärische Leistung des Freiheitskampfes und die enormen Errungenschaften der Revolutionszeit – die seit langer Zeit zum erstenmal Ungarn mit Recht die Sympathien Europas eingetragen hatten – stärkten jedoch trotz der Niederlage das Bewußtsein, daß die große Unternehmung zur Erreichung der Selbstbestimmung, wenn es gelänge, ein Einvernehmen mit den Nationalitäten zu erreichen, unter günstigeren Bedingungen wiederholt werden könne, die Errungenschaften wiederzugewinnen seien.

Die Zeit des Neoabsolutismus (1849–1867)

Das Bach-System

Der Niederschlagung des Freiheitskampfes folgte eine blutige Vergeltung unter Leitung Haynaus, des Militärdiktators des Landes. Am 6. Oktober wurden in Arad 13 Honvéd-Generale und am gleichen Tag in Pest Ministerpräsident Batthyány hingerichtet. Aufgrund internationaler Empörung wurden – nach einigen Dutzend Hinrichtungen – weitere Todesurteile später in Kerkerhaft umgewandelt. Die einfachen Soldaten des Freiheitskampfes mußten viele Jahre lang in der kaiserlichen Armee dienen. Einzig die in türkisches Gebiet geflohenen Emigranten erreichte die Rache der Willkürherrschaft nicht. Die dann schließlich „friedliche" Arbeit der Einverleibung des Landes ging unter Leitung des allmächtigen Innenministers Baron Bach vor sich. Siebenbürgen wurde neuerlich abgetrennt, ebenso die Militärgrenze, die serbische Woiwodina und das Temescher Banat, und das verbliebene Kerngebiet schließlich in fünf Distrikte eingeteilt. Die Ansprüche der Nationalitäten – außer der unter serbischer Herrschaft stehenden, aber minderheitlich serbischen Woiwodina – blieben unberücksichtigt; wie man damals formulierte, bekamen sie als Belohnung das, was die Ungarn als Strafe erhielten. Denn das Land wurde germanisiert: Verwaltung und Hochschulunterricht wurden deutschsprachig. Diese Eindeutschung hatte letztlich zum Ziel, daß das Habsburgerreich mit seinem insgesamt deutschen Charakter und dem Zentrum Wien mit seinem entscheidenden Gewicht unter eigener Führung die deutsche Einheit erzwinge. 1859 wurde die Zollgrenze zwischen den ungarischen Gebieten und den österreichischen Ländern beseitigt. Die Bauernbefreiung als eine der Errungenschaften der Revolution wurde zum Nachteil der Bauern neu geregelt und die Erbablösung der gesamten Gesellschaft auferlegt, indem entsprechend der Individualsteuern veranschlagte Zusatzsteuern die Entschädigung der Grundherren decken mußten. Auf diese Weise wurden Grundherren ebenso wie frühere Leibeigene und Stadtbürger an der Auszahlung der Ablösung beteiligt.

Daß sich das System halten konnte, dafür sorgten die Besatzungsarmee, die neu aufgestellte Gendarmerie, die über ein Netz von Spitzeln verfügende Geheimpolizei und der servile, größtenteils aus Öster-

reich und Böhmen herbeigeschaffte Beamtenapparat („Bach-Husaren"). Die Masse des Adels zog sich in die Passivität, auf ihre Güter zurück, beteiligte sich nicht an öffentlichen Angelegenheiten, zahlte keine Steuern und wartete auf bessere Zeiten. Unter der Asche hielt sich die Glut, der aktive Widerstand wurde zu keiner Zeit aufgegeben. Geheimverschwörungen und Widerstandsbewegungen suchten und fanden Verbindungen zur Emigration. Ein Einzelattentäter versuchte 1853, Franz Joseph tätlich anzugreifen. Der Machtapparat spürte die Verschwörungen und Bewegungen auf und blieb die Vergeltung nicht schuldig. Zu bewaffneten Versuchen kam es in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nicht mehr, aber die Existenz des aktiven politischen Widerstandes belegten die Steuerverweigerungsbewegungen, die Demonstrationen wie auch die in die Presse eingeschmuggelten Artikel und Dichtungen.

Das Bach-System setzte die Verbürgerlichung fort, soweit sie ihm dienlich war. Das österreichische, auf Gleichheit vor dem Gesetz beruhende Straf- und Zivilrecht wurde eingeführt, die Gewerbefreiheit erweitert, jedoch die 1849 von der Revolution für die Juden deklarierte Emanzipation nicht übernommen. Die von den feudalen Bindungen befreite ungarische Agrarwirtschaft wurde zum Nutznießer der vom Krimkrieg hervorgerufenen Agrarkonjunktur. Das Eisenbahnnetz erweiterte sich schnell, die Budapester Börse öffnete ihre Tore. Das Unterrichtssystem folgte den Erfordernissen der Zeit, die staatliche Bürokratie wurde – sogar übertrieben – ausgebaut. Die sich ständig erhöhenden Steuern für den Unterhalt der Verwaltung und vor allem der Armee konnten aber die Budgetausgaben nicht mehr dekken, so daß eine Finanzkrise bevorstand.

Die Krise des Neoabsolutismus

Die Krise des Bach-Systems beruhte auf dem drohenden finanziellen Bankrott und wurde durch die militärische Niederlage des Reiches im Jahre 1859 nur noch verschlimmert. Das Königreich Sardinien hatte im Bündnis mit Napoleon III. den Habsburgern in Italien den Krieg erklärt, um die dortigen Provinzen zurückzugewinnen. Dieser Krieg aktivierte die ungarische Emigration: Lajos Kossuth, László Teleki und György Klapka bildeten eine provisorische Regierung, das Ungarische Nationaldirektorium (Magyar Nemzeti Igazgatóság). Gestützt auf das Bündnis mit dem sardischen Ministerpräsidenten Cavour wollten die Emigranten erreichen, daß der Krieg auch auf Ungarn übergreife, wo dann ein Aufstand die Interventionstruppen unterstützen würde. Trotz seines Sieges schloß Napoleon III. aber einen unerwarteten Waffenstillstand und später Frieden, womit die

Hoffnungen erst einmal verflogen waren. Immerhin war die Krise des Neoabsolutismus deutlich zutage getreten. Steuern ließen sich von Ungarn nicht eintreiben, praktisch war das Land unregierbar geworden. Bach wurde entlassen, und der Herrscher beauftragte die ungarischen Konservativen mit der Regierung, die versprachen, im Lande den Frieden herzustellen (Oktober-Diplom, 1860). In der sich nun wieder belebenden politischen Atmosphäre wiesen die Anhänger der Emigration das Oktober-Diplom von Anfang an zurück, und recht bald übernahm diesen Standpunkt auch der politische Kreis um Ferenc Deák: Grundlage von Verhandlungen oder eventuell einer Vereinbarung dürfe nicht das Diplom, sondern könnten allein die Gesetze von 1848 sein. Die Konservativen hatten Wind gesät und ernteten nun Sturm: Franz Joseph entließ sie umgehend. Im Februar 1861 führte er in der erst einige Monate alten Ordnung Veränderungen durch, die das deutsch-österreichische Bürgertum begünstigten (Februar-Patent). Der ungarische Landtag wurde einberufen, um der vom Herrscher oktroyierten Lösung zuzustimmen. Die Anhänger der Emigration wiesen sogar eine Vereinbarung zurück und wollten sich mit einer Resolution begnügen (Resolutionspartei), strebten also weiterhin die völlige Unabhängigkeit an. Ihr Führer war der im Ausland verhaftete, dann begnadigte und sich daheim schließlich ins politische Leben einschaltende László Teleki. Das Führungsgremium der die Mehrheit bildenden Partei stimmte aber nicht in allem mit den konsequenten Vorstellungen ihres Führers überein. Sie schraken vor allem vor den innenpolitischen Folgen des Programms, vor der Vereinbarung mit den Nationalitäten und echten Zugeständnissen zurück. Teleki flüchtete vor seinen eigenen bzw. vor den politischen Konflikten mit dem Führungsgremium in den Selbstmord, woraufhin schließlich die andere große Gruppierung im Landtag, die von Ferenc Deák geführte Adreßpartei, die Mehrheit erlangte. Sie waren zur Vereinbarung mit dem Herrscher bereit, hätten sich auch mit der 1848er Lösung oder eventuell nach Verhandlungen auch mit weniger begnügt – Diplom und Patent wiesen aber auch sie mit Entschiedenheit zurück. Der Herrscher hatte vorerst allerdings keinerlei wirkliche Zugeständnisse im Sinn und wollte nichts davon hören, einen Neubeginn auf der Basis von 1848 zu wagen. Er verweigerte die Annahme der erarbeiteten Adresse und löste den Landtag auf.

Die Krise des Neoabsolutismus lag also offen zu Tage, das Land bewies sein Durchstehvermögen, seine Forderung nach Verwirklichung der 1848er Ideale, doch verhinderten die internationalen Verhältnisse eine Vertiefung der Krise, und ein klares Handlungsprogramm für die nächste Zeit unterblieb. Deák vertrat den Standpunkt weiterer Duldung und abwartenden Verhaltens – darauf richtete sich vorerst auch der Neoabsolutismus ein.

Der Ausgleich

„Wir können warten" – so formulierte Staatsminister Schmerling das Motto des sich von neuem einrichtenden Regiemes. Er betrachtete seine Ordnung als vorübergehend, als „Provisorium", da er sich sicher war, die Ungarn würden sich früher oder später mit der vom Februar-Patent angebotenen Lösung abfinden, dementsprechend ihre Vertreter ins Reichsparlament entsenden und sich so, auf ihre Selbständigkeit verzichtend, mit einer unsicheren Verfassungsmäßigkeit des Gesamtreiches begnügen. Durchsetzen konnte Schmerling seine Vorstellungen jedoch nicht, da er in Ungarn keine breite Unterstützung für diese Lösung fand.

Die Anhänger des passiven Widerstandes verloren aber immer mehr an Boden, die kleineren Güter konnten, durch Kapitalmangel ohnehin benachteiligt, den Anfordernissen der modernen kapitalistischen Wirtschaft nicht mehr entsprechen. Immer häufiger kam es zum Verkauf der Güter, und man hatte keinen Ort mehr zum Widerstandleisten. Immer mehr sehnten sich danach, in eine der vom Staat garantierten Behördenstellungen zu gelangen. Zudem verbesserte sich die außenpolitische Lage nicht. Die in der Emigration Lebenden konnten in ihren Botschaften an die Heimat nur zum weiteren Ausharren, zur Zurückweisung einer Vereinbarung bzw. – als Vorbedingung der künftigen Umgestaltung – zur Aussöhnung mit den Nationalitäten auffordern. Das paßte aber selbst denen nicht, die im übrigen die völlige Unabhängigkeit, also den Untergang des Habsburgerreiches anstrebten. 1862 wurde Kossuths Plan einer Donau-Konföderation bekannt, der gerade zur Ausfüllung des Machtvakuums im Falle des Unterganges des Habsburgerreiches die Alternative eines Bündnisses der Kleinstaaten an der Donau anbot. Diese Verminderung ungarischer Herrschaftsambitionen, der Gedanke eines gleichrangigen Verhältnisses mit den balkanischen Kleinstaaten, wirkte auf viele abschreckend; sie wollten sich lieber mit Wien als mit Belgrad oder Bukarest vereinbaren.

Ferenc Deák hatte die ganze Zeit hindurch für Ungarn eine günstige Stellung innerhalb des Habsburgerreiches erhofft, sah nun aber klar, daß seine Strategie des Abwartens durch die kleiner werdende Basis des passiven Widerstandes gefährdet war. Im Laufe der Jahre war auch den Wiener Regierungskreisen klar geworden, daß die Ungarn das Februar-Patent niemals akzeptieren würden. So kam es auf der Suche nach einem gemeinsamen Kompromiß zuerst zu Geheimkontakten zwischen Deák und dem Herrscher, wonach Deák Ostern 1865 im *Pesti Napló* (Pester Tageblatt) seine Neigung für eine Vereinbarung bekanntgab. Für Ende 1866 wurde der ungarische Reichstag

einberufen, der zur Lösung der Streitfragen über die „gemeinsamen Angelegenheiten" einen Ausschuß einsetzte.

1866 brach der preußisch-österreichische Krieg aus, der über die Hegemonie innerhalb der deutschen Einheit entscheiden sollte. Mit der Niederlage der Österreicher bei Königgrätz wurde der Feldzug sehr schnell entschieden, Österreich war aus der deutschen Einheit herausgedrängt und nun auf eine Neuordnung seiner inneren Verhältnisse noch mehr angewiesen.

Der 1867 angenommene Ausgleich unterschied sich erheblich von der 1848er Lösung einer Personalunion. Formell akzeptierte Ungarn drei „gemeinsame" Angelegenheiten mit der anderen Reichshälfte: äußere Angelegenheiten, Kriegswesen und das beiden dienende Finanzwesen. Dafür wurden gemeinsame Ministerien eingerichtet, zur Kontrolle der gemeinsamen Minister und zur Genehmigung des gemeinsamen Budgets wählten das Wiener und das Pester Parlament Delegationen von je 60 Personen, deren Tätigkeit jedoch formal blieb. Die Neuordnung garantierte dem Herrscher weitgehende Hoheitsrechte, zur Leitung der Armee brauchte er nicht einmal eine ministerielle Gegenzeichnung, und seine Machtstellung in offenen Streitfragen der beiden Reichshälften nahm noch zu. Der politische Ausgleich wurde für 10 Jahre geschlossen und durch einen stets zu erneuernden wirtschaftlichen Ausgleich ergänzt, mit dem Ziel, die Wirtschaftsgemeinschaft des Reiches aufrechtzuerhalten.

Die Periode des Dualismus (1867–1918)

Ausbau des bürgerlichen Staates

Das zweipolige, also dualistische System stand vom Augenblick seiner Entstehung an im Zentrum scharfer Debatten. Seine Anhänger hielten es für eine Lösung, die geordnete Verhältnisse schaffen würde, Zustände, die selbst bei seinem möglichen Zerfall die staatliche Existenz Ungarns sichern würden. Seine konsequenten Gegner prophezeiten den Untergang des mit seiner Politik zum Erhalter des Reiches avancierten Ungarn, sollte das Habsburgerreich zerfallen – so äußerte sich beispielsweise Kossuth in seinem bekannten *Kassandra-Brief* im Mai 1867. Es gab viele ungarische Gegner des Ausgleichs, das zeigte sich deutlich im damaligen ungarischen Parlament. Zu seinen Befürwortern gehörten Konservative und Liberale, die ein Lager zum Schutz des Kompromisses bildeten. Auch die Gruppe der Gegner war heterogen, einig war man sich über die möglichst baldige Modifizierung des Ausgleichs oder seiner Aufhebung, beispielsweise durch eine Personalunion. Aus alldem folgt, daß die Parteienverhältnisse im Parlament von den Siebenundsechzigern – den Anhängern des Ausgleichs – und den Achtundvierzigern – den Ausgleichsgegnern – bestimmt wurden und diese Gruppierungen sich, solange der Ausgleich in Kraft war, nicht zu einander gegenüberstehenden, aber gleicherweise regierungsfähigen politischen Gruppierungen umgestalten konnten. Dieses deformierte Parlamentsleben spiegelte allein die Standpunkte der politischen Kräfte bei den Ungarn wider – und selbstverständlich infolge der Wahlübergriffe und -betrügereien nicht einmal korrekt –, denn die Nationalitäten hatten durch den beibehaltenen Wahlrechtszensus kaum eine Chance, sich vertreten zu lassen und waren größtenteils zur Passivität verurteilt. Der Anteil der Ungarn stieg ständig – in erster Linie durch die Assimilierung der Juden und des deutschen Stadtbürgertums sowie infolge der zunehmenden Auswanderung der Nationalitäten – und erreichte zur Jahrhundertwende die absolute Mehrheit (Kroatien unberücksichtigt lassend) und 1910 bereits 54 Prozent. Vorerst konnten die Nationalitäten keinen aktiven Widerstand entfalten, obwohl sie sich von dem 1868 angenommenen und an sich recht beachtliche Sprachenzugeständnisse gewährenden Nationalitätengesetz keines-

wegs zufriedengestellt fühlten. Die Kroaten schlossen sozusagen einen „Sonderausgleich" mit den Ungarn, bemühten sich aber die gesamte Periode hindurch um die Ausdehnung ihrer Rechte, obwohl schon diese einzige privilegierte Nationalität die Stabilität des Systems gefährdete. Ungarn wie auch die Nationalitäten lehnten also mehrheitlich das dualistische System ab, die verfassungsmäßige Regierung mußte zu Wahlpraktiken und Gewalt greifen.

Die Regierungen nach dem Ausgleich vervollständigten bzw. erweiterten den Ausbau der bürgerlichen Staatsordnung. Sie erließen Gesetze über den verbindlichen sechsjährigen Grundschulunterricht, ordneten das Verhältnis zwischen Komitat und Staatsmacht, trennten die Verwaltung von der Rechtsprechung und vervollständigten das Steuersystem; Pest, Ofen und Altofen wurden zur Hauptstadt Budapest vereinigt, das neue Strafgesetzbuch wurde eingeführt, das Eisenbahnnetz entwickelt, Kasernen wurden gebaut, das Verwaltungssystem erweiterte sich um die Staatsaufsicht über das öffentliche Gesundheitswesen, die Landwirtschaft und Industrie mit dem entsprechenden Beamtenapparat. Die Judenemanzipation wurde durchgesetzt, die Gleichberechtigung der Konfessionen deklariert und die Pressefreiheit wieder eingeführt. Die Zünfte wurden aufgehoben und die Gewerbefreiheit verkündet. Die Großgrundbesitze allerdings wurden nicht für den freien Wettbewerb der kapitalistischen Ordnung freigegeben, dies verhinderte man durch die Gründung von Fideikommissen.

In den Jahren nach dem Ausgleich verringerte sich die Anhängerzahl der Mehrheitspartei ständig, die Wähler und die die Partei wechselnden Abgeordneten selbst stärkten die Reihen der Opposition. Die größte Oppositionspartei, das von Kálmán Tisza geführte linke Zentrum, mochte ihre Aufgabe, die Kontrolle im Laufe der Jahre für ebenso überflüssig zu halten wie ihr ursprüngliches Ziel für hoffnungslos, da ja ein besserer und günstigerer Ausgleich kaum zu erreichen war. Das ursprünglich mißtrauische Lager dieser Partei, bestehend aus den Grundbesitzern des ehemaligen Adels, söhnte sich allmählich mit den neuen Zuständen aus und begann, sich der Regierungspartei anzunähern. Die geschrumpfte Deák-Partei sah dies mit Wohlgefallen, und die Annäherung gipfelte schließlich 1875 in der Fusion beider zur Freisinnigen Partei, die mit Kálmán Tisza den Ministerpräsidenten stellte.

Die kleine Gruppe der konsequent oppositionellen äußeren Linken nahm damals die die Fusion nicht akzeptierenden Abgeordneten des linken Zentrums auf und begleitete unter dem Namen Unabhängigkeits- und 48er Partei als zahlenmäßig starke Oppositionspartei das System bis zu ihrer Auflösung. Die Auffassung ihrer Politiker schwankte zwischen der regierungsfähigen, den Ausgleich korrigie-

ren wollenden Opposition und der Personalunion hin und her, während einige, die Ansicht des emigrierten Kossuth teilend, gar die Losung von der totalen Unabhängigkeit zu verlauten wagten. Die Oppositionspartei verbanden freilich vielfältige Unzufriedenheiten, das Lager der an den Rand der bürgerlichen Entwicklung Gedrängten wuchs ebenso wie das der eine demokratische Entwicklung fordernden Bürger, Intellektuellen und Bauern oder der die freie Konkurrenz ablehnenden Gutsbesitzer, der die Zusammenarbeit mit der Opposition anstrebenden Nationalitätenvertreter usw. Da die Partei den Ausgleich ablehnte, durfte sie nicht an die Regierung gelangen, keine Parlamentsmehrheit gewinnen, wodurch das gesamte System in Gefahr geraten wäre. Darin lag die Starrheit der dualistischen politischen Einrichtung begründet.

Die Ruhepause des Dualismus

Zwischen 1875 und 1890 war Kálmán Tisza Ungarns Ministerpräsident. Seine beispiellos lange Regierungszeit kann als stabile, ruhige Periode des Systems bezeichnet werden. Auch in Österreich regierten lange Zeit dieselben Personen, und das europäische Leben war gleichfalls von Ruhe und Ausgeglichenheit gekennzeichnet. Es war die Zeit der freien Konkurrenz, der Bereicherung des Bürgertums, als sich weder die gesellschaftlichen Gegensätze innerhalb der Länder noch zwischen den Mächten verschärften.

Die ungarische Wirtschaft entwickelte sich schneller als im westeuropäischen Durchschnitt, und damit begann das Land, wirtschaftlich aufzuschließen. Die Entwicklung der Landwirtschaft förderten anfangs noch extensive Faktoren: So wurden die Weiden unter den Pflug genommen, die Brachen beseitigt und vor der Überflutung geschützte Gebiete bebaut. Auf dem gewachsenen Anbaugebiet wurde vor allem Getreide angepflanzt, während Hackfrüchte, Mais, Kartoffel und Zuckerrübe, erst allmählich an Boden gewannen. Der Tierbestand verlagerte sich vom Rind hin zum Schwein, statt der gewohnten Fleischrinderarten wurden andere eingeführt und Milchwirtschaften geschaffen. Landwirtschaftsmaschinen verbreiteten sich, vor allem die Dreschmaschine, aufgrund besseren Zugviehs wurde tiefer gepflügt, auf den Großgütern wurde die Fruchtfolge angewendet. Der landwirtschaftliche Produktenüberfluß ging in den Export (der Hauptabnahmemarkt war die westliche Reichshälfte), und bei den die Produkte umsetzenden Großhändlern sammelte sich ein beachtliches Kapital. Die Verwertung der Erträge verlangte die Entwicklung der Infrastruktur. Deren weitere Faktoren außer dem Wasser- und Eisenbahntransport waren die Verbesserung der öffentlichen Si-

cherheit ebenso wie die Schaffung des Telegraphennetzes, des Bankensystems oder der Bau von Lagerhäusern und Mühlenfabriken. Überwiegend gingen die Investitionen der damaligen Periode in diese Sphäre der Infrastruktur.

Infolge der Entwicklung der Landwirtschaft und des langsamen Bevölkerungszuwachses entstand ein Überfluß an Arbeitskräften. Wohl konnten die Arbeitslosen anfangs bei der Flußregulierung, den umfangreichen öffentlichen Arbeiten und dem Eisenbahnbau Arbeit finden, nach deren Beendigung konnte das Arbeitskräfteüberangebot aber nur noch durch die Auswanderung gemildert werden. Eineinhalb Millionen Menschen verließen das Land, vor allem in Richtung Amerika, und blieben zumeist auch für immer dort. Die Industrie bot vorerst nur wenig Arbeitsplätze. Die industrielle Revolution setzte in Ungarn mit relativer Verspätung in den achtziger Jahren ein. Außerdem mußten schon die Zeitgenossen feststellen, daß die Industrieentwicklung Ungarns ungleichmäßig vor sich ging: Infolge des gemeinsamen Zollgebietes konnte sich nicht die gesamte Industriestruktur gleichmäßig entwickeln, z. B. blieb die Textilindustrie bedeutungslos. Als erste entwickelte sich die ungarische Lebensmittelindustrie, dann verlangten die Investitionen in die Infrastruktur eine funktionierende Baumittelindustrie, und dieser folgten die Eisen- und Metallindustrie sowie der Maschinenbau. Teils entstand die Industrie bei den Rohstoffvorkommen, in erster Linie aber konzentrierte sie sich in Budapest, wo auf diese Weise Europas größte Mühlenindustriekapazität entstand, die auch das Getreide für den Balkanexport mahlte.

Mit der Industrieentwicklung wandelte sich langsam auch die Gesellschaftsstruktur. Das Land war bis zum Ende der Periode zu einem Agrar-Industrieland geworden. Zu Beginn des Jahrhunderts arbeiteten zwar noch immer zwei Drittel der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, aber neben den traditionellen Klassen der Agrarsphäre waren neue entstanden. Die auf Grundbesitz und Privilegien beruhende Macht der Aristokratie war beinahe unberührt geblieben, aber vermögensmäßig war ihr ein Konkurrent in Gestalt einer Reihe von Großindustriellen und Bankiers erwachsen, und ihre sich verschärfenden wirtschaftlichen Gegensätze schlugen sich nach und nach auch in der Politik nieder. Das Mittelbürgertum war aber zahlenmäßig und hinsichtlich seiner Finanzkraft schwach geblieben. Die sog. ungarische Mittelklasse setzte sich weniger aus bürgerlichen Unternehmern und Freiberuflichen zusammen, sondern aus der im Staatsdienst stehenden Intelligenz, die nach Herkunft und Idealen nicht so sehr zum Bürgertum tendierte als vielmehr zum früheren Adel, und deren charakteristische Gruppe, die ihrer Güter verlustig gegangen Adligen, die Gentry.

Dem Wunsch nach Bodenerwerb und gesellschaftlichen Aufstieg der besitzenden Bauernschaft, die aus den mit ihrem Hufenbestand befreiten Leibeigenen entstanden war, stand der Großgrundbesitz im Wege. Bereichern konnten sie sich vielleicht unter günstigen Marktbedingungen, aber Bürger konnten sie nicht werden, sie mußten Bauern bleiben. Deshalb schuf sich die Bauernschaft eine selbständige, autochthone Kultur, sich damit von den anderen Gruppen der Gesellschaft separierend. Die Bauern mit Zwergbesitz bzw. die besitzlosen Tagelöhner bildeten die unterste Schicht, sie wurden trotz ihrer Interessengegensätze durch ihre Kultur, Mentalität und Großgrundbesitz-Gegnerschaft in einem Lager zusammengehalten.

Innerhalb des anscheinend nur durch sein langsames Wachstum gekennzeichneten Blockes des Kleinbürgertums gingen dynamische Veränderungen vor sich. Alte, aus der Mode gekommene Handwerksberufe verkümmerten, andere wurden durch die Industrie ruiniert, dagegen entwickelte sich das städtische Dienstleistungsgewerbe, wodurch die unteren Angestellten- und Beamtenschichten, das Kleinbürgertum gestärkt wurden. Bis zum Jahrhundertende war die Arbeiterschaft soweit angewachsen, daß sie sich auch im politischen Sinne zur Klasse organisierte und ihre politischen Bestrebungen durch eine selbständige Partei vertrat. Auch im gesellschaftlichen Sinne war Ungarn auf dem Weg der Modernisierung vorangeschritten.

Die Krise des Systems

Nach dem Ausgleich galt Ungarn lange Zeit, bis zur Jahrhundertwende, als der politisch stabilere Teil des Reiches. Während im Wiener Reichsrat die Nationalitätengegensätze oftmals die Gesetzgebungsarbeit lähmten und die Regierungen nur mittels Ausnahmeverordnungen gerade noch regieren konnten, waren im Reichsteil östlich der Leitha nur die ungarischen politischen Parteien im Parlament vertreten, dort kamen die Nationalitäten nicht zu Worte. Gleichzeitig hatte im Laufe der Jahre auch die Verbürgerlichung der Nationalitäten zugenommen, es war eine starke kleinbürgerliche Schicht entstanden, die sich nicht mehr mit der Passivität begnügte, sondern aktiv zu politisieren begann und mangels besserer Möglichkeiten die europäische Öffentlichkeit über ihre benachteiligte Lage informierte. Die politische Loyalität der Nationalitäten gehörte spürbar der Vergangenheit an, ungeachtet dessen änderten die ungarischen Regierungen ihre die Nationalitäten negligierende Politik keineswegs (sie als Unterdrückungspolitik zu bezeichnen, ginge aber zu weit). Selbst bei den Oppositionsparteien blieb der Standpunkt, man müsse den

Ausgleich mit den Nationalitäten anstreben, in der Minderheit. Die Kluft zwischen der Bewegung an der Oberfläche des politischen Lebens und den wirklichen gesellschaftlichen Spannungen wurde immer größer, bei den Parlamentsdebatten dominierten die staatsrechtlichen Gegensätze. Ein fast ständiges Thema bildete die gemeinsame Armee. Die Regierungen mußten immer wieder die Kosten der Heeresentwicklung beschließen lassen, wofür die Opposition nationale Zugeständnisse verlangte, beispielswiese die ungarische Kommandosprache in ungarischen Regimentern oder als Minimum die Offiziersprüfung in ungarischer Sprache, die Degenquaste der Offiziere in den Nationalfarben usw. Der Herrscher verschloß sich allen solchen Zugeständnissen rigoros, woraufhin die Opposition mittels der Obstruktionstaktik, mittels endloser Reden die Gesetzgebung behinderte. Diese in erster Linie nationale Gefühle anheizenden, unfruchtbaren Debatten, die den Sturz mehrerer Regierungen verursachten, konnten dennoch nie die sich alle 10 Jahre wiederholenden Parlamentsdebatten über die Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs in den Hintergrund drängen, denn diese berührten schließlich die materiellen Interessen von Großgrundbesitzern und Industrieunternehmern gleicherweise unmittelbar.

Die Interessen der Nationalitäten, der Bauern und Arbeiter wurden aufgrund des Wahlrechtszensus auch nach der Jahrhundertwende von niemand vertreten. Alle fortschrittlichen Kräfte forderten das allgemeine Wahlrecht, dies verband sie mit der sich ihnen anschließenden, auch im Parlament starken Unabhängigkeitsopposition zu einer gewissen Einheit. Die erste Arbeiterorganisation, der Allgemeine Arbeiterverein (Általános Munkásegylet) entstand 1868, aus ihm entwickelte sich 1880 die Partei der Nichtwähler (Nemválasztók Pártja) und 1890 die sich der II. Internationale anschließende Sozialdemokratische Partei Ungarns (Magyarországi Szociáldemokrata Párt). Das demokratisch gesinnte Bürgertum versammelte sich in der Bewegung des bürgerlichen Radikalismus, deren Einfluß besonders auf ideell-kulturellem Gebiet bedeutsam war. Obwohl diese außerparlamentarischen politischen Bewegungen an der traditionellen Parteistruktur nichts Wesentliches ändern konnte, zeigte sich die politische Krise doch in den Jahren nach der Jahrhundertwende deutlich daran, daß zum ersten – und zum letzten – Male in der Geschichte des Dualismus die regierende, nämlich die Freisinnigenpartei, 1905 eine Wahlniederlage erlitt. Die in der politischen Krise siegreiche Opposition mußte schließlich auch noch ihr eigenes Programm aufgeben, um „als der Sieger" an die Regierung kommen zu können. Im wesentlichen unterschied sich die Koalitionsregierung der Oppositionsparteien (1906–1910) nicht von der Politik der Befürworter des Ausgleichs, weshalb viele ihre Illusionen hinsichtlich der traditionellen Parteien

verloren, womit sich die Systemkrise weiter vertiefte. Andererseits konnten die herrschenden Kreise die politische Reform und die Ausdehnung des Wahlrechts nicht auf sich nehmen, weil dann die Gegner des Ausgleichs im Parlament zu einer qualifizierten Mehrheit gelangt wären. Deshalb erwies sich das System – fast völlig unabhängig von den Prophezeihungen über seinen Sturz – als starr und unelastisch. Wirtschaft, geistiges Leben und die Gesellschaft insgesamt entwickelten sich dynamisch, nur das politische Leben erstarrte, wurde anachronistisch und brüchig zugleich. Nur eines ließ sich nicht voraussehen: Würden einst die inneren Gegensätze der ungarischen herrschenden Klassen, beispielsweise zwischen Grundbesitzern und Industriellen bzw. Kaufleuten – damals als agrarisch-merkantiler Gegensatz bezeichnet –, zum Bruch, zur ernsten Krise führen oder die Verschärfung der Nationalitätengegensätze vielleicht sogar unversöhnliche Konflikte zwischen den beiden Reichsteilen hervorrufen?

Der Erste Weltkrieg und der Zerfall der Monarchie

Den Verfallsprozeß der Monarchie beschleunigte schließlich auch die entscheidende Kriegsniederlage, sie bestimmte seinen Ausgang. Am 28. Juni 1914 fiel der Thronfolger Franz Ferdinand einem Attentat zum Opfer, dessen Fäden nach Serbien führten. Von Deutschland unterstützt, entschieden sich die österreichischen herrschenden Kreise für die kriegerische Vergeltung. Als serbischer Verbündeter trat Rußland in den Krieg ein, und als Verbündete letzteren entschlossen sich Frankreich und England zu dem gleichen Schritt.

Die den Ersten Weltkrieg auslösenden Mittelmächte – Deutschland und die Österreichisch-Ungarische Monarchie – gedachten zuerst an der West- und dann an der Ostfront schnelle Siege zu erringen, mußten aber sehr schnell einsehen, daß dies nicht gelingen würde. Nach einigen Monaten hatte sich ein Stellungskrieg gebildet, die Fronten erstarrten. In den folgenden Kriegsjahren versuchten die Gegner, mit der Mobilisierung immer größerer Material- und Menschenmassen, den Entscheidungssieg zu erzwingen, der gewaltige Verluste fordernde Kampf blieb vorerst aber unentschieden. Letztlich kam die Verlängerung des Krieges den Ententemächten, vor allem den westlichen, entgegen, war doch die Überlegenheit ihres Wirtschaftspotentials – mit ihrem riesigen Kolonialreich im Hintergrund – unbestreitbar. 1917 traten auch die Vereinigten Staaten auf der Seite der Entente in den Krieg ein, und von da an war die Niederlage der Mittelmächte nur noch eine Frage von Monaten.

Franz Josephs Nachfolger, der junge, aus fast gänzlicher Unbekanntheit heraustretende letzte Habsburgerkaiser und König Karl I. (IV., 1916–1918), erkannte, daß er sein Reich nur durch einen möglichst baldigen Friedensschluß vor dem Zerfall bewahren könne. Seine Friedensinitiativen waren aber zum Scheitern verurteilt, da die Entente damals nicht mehr für einen Kompromiß zu haben war, obwohl die Mittelmächte gerade zu jener Zeit Erfolge an der Ostfront erzielten. Die zaristische Armee war völlig erschöpft, im Februar 1917 wurde der Zarismus beseitigt, und wenn sich die bürgerliche Regierung auch zur vorläufigen Weiterführung des Krieges entschloß, so war doch das ausgeplünderte Land zu keiner größeren Kraftanstrengung mehr fähig. Im November 1917 verkündete dann die sozialistische Revolution auch den sofortigen Frieden. Es kam zu Friedensverhandlungen, die mit dem für die Mittelmächte vorteilhaften Frieden von Brest-Litowsk endeten. Die Westfront konnte trotzdem nicht mehr lange gehalten werden, und auch auf den Nebenschauplätzen des Krieges, in Italien und auf dem Balkan, durchbrachen die Ententetruppen die Fronten. Die militärische Niederlage der Österreichisch-Ungarischen Monarchie war damit besiegelt.

Das Schicksal des Habsburgerreiches hing nun vom Selbstbestimmungsstreben ihrer Völker und den Kriegszielen der siegreichen Ententemächte ab. Anfangs dachte die Entente nicht an eine völlige Auflösung des Reiches, höchstens an seine Verstümmelung. Gegen den Zarismus war aber nun kein Machtgegengewicht mehr nötig, auch das an der Schwelle seiner Niederlage stehende Deutschland war kein Machtfaktor mehr, so daß sich die Siegermächte für die Zerstückelung der Monarchie entschieden und die neu entstehenden Grenzen von vornherein so zogen, daß ihnen die neuen Staaten verpflichtet blieben. Statt einer gerechten Aufteilung bestimmte ein imperialistisches Diktat die Verhältnisse in diesem Raum.

Die Wiener herrschenden Kreise hatten ihre Niederlage eingesehen, sie konnten mangels eigener Streitkräfte sich den Veränderungen nicht widersetzen und wollten dies auch nicht. König Karl IV. selbst forderte seine Völker auf, Nationalräte zu bilden, die nach ihrem Zustandekommen im Oktober 1918 nacheinander die Loslösung deklarierten. Bald entschieden sich auch die Nationalitäten in Ungarn in dieser Weise. Die Österreichische-Ungarische Monarchie und mit ihr das historische Ungarn existierten hinfort nicht mehr. Der Herrscher dankte ab, und die Konkursmasse des Zusammenbruchs sowohl im unterlegenen Österreich als auch in Ungarn mußte die Revolution übernehmen.

Aber nicht nur das dualistische System hatte aufgehört zu bestehen, sondern auch die vierhundertjährige Form des Zusammenlebens im Reich war zerfallen. Rest-Ungarn gewann seine volle Unabhän-

gigkeit und Staatssouveränität zurück. Ein großer Teil des Landes und später vorübergehend das gesamte Land wurde militärisch besetzt, aber letztlich würde der neu geschaffene ungarische Staat seinen Platz in Europa selbst finden müssen.

Die Revolutionsjahre (1918–1919)

Die bürgerliche Revolution („Asternrevolution")

Am 25. Oktober 1918 konstituierte sich in Budapest der Nationalrat (Nemzeti Tanács) als Sammelbecken der Oppositionskräfte, und einige Tage später war er bereits im Besitz der Staatsgewalt. Am 30. Oktober brach die Revolution aus: Die dem Nationalrat Gefolgschaft versprechenden Kräfte gelangten an die Knotenpunkte der Macht, und Nationalratspräsident Mihály Károlyi, der die entstandene Lage zur Kenntnis nahm, wurde zum Ministerpräsidenten ernannt.

Mit der Übernahme der Macht durch die oppositionelle Koalition waren alle Seiten einverstanden. Ein nur irgendwie günstiger Frieden nach dem verlorenen Krieg war ausschließlich von einer Regierung jener Parteien zu erwarten, die die Freundschaft zur Entente auf ihre Fahnen geschrieben hatten, und allen war klar, daß die politische Lage ohne demokratische Umgestaltung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens nicht konsolidiert werden konnte. Hunderttausende Soldaten strömten von den Fronten in die Heimat zurück, und die Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft bereicherten das politische Leben mit ihrem Sozialismusprogramm oder auch nur -verlangen. In der Bevölkerung bestanden große Illusionen hinsichtlich der gerade geschaffenen Demokratie. Viele glaubten, ihre materiellen und Existenzsorgen seien nur vorübergehender Art, bald werde die Regierung einen günstigen Friedensvertrag unterzeichnen, worauf es gelingen werde, die Integrität des Landes wiederherzustellen. In Wirklichkeit hatte die Regierung eine riesige Konkursmasse vom untergegangenen System übernommen, Wirtschaftsschwierigkeiten und totales außenpolitisches Ausgeliefertsein verringerten extrem ihren Handlungsspielraum.

Praktisch bestand die Österreichisch-Ungarische Monarchie nicht mehr. Am 16. November wurde die Republik ausgerufen, wodurch Ungarn auch im staatsrechtlichen Sinne ein souveräner Staat geworden war. Unter Aufhebung der Rechtskontinuität wurden das allgemeine Wahlrecht, die politischen Freiheitsrechte und eine radikale Bodenreform verkündet.

Die Macht der Regierung umfaßte aber bereits damals nicht mehr das gesamte Landesgebiet. Kroatien hatte seine Loslösung deklariert,

was Regierung und Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen hatten. Doch in dem schmerzhaften Zerfallsprozeß des engeren Ungarn sah man allein einen Akt äußerer Gewalt. Am 30. Oktober deklarierte der Slowakische Nationalrat in Túrócszentmárton/Martin die Loslösung der von Slowaken bewohnten Gebiete (und deren Vereinigung mit der Tschechei), am 25. November beschloß die Volksskupština in Neusatz die Lostrennung der Woiwodina, und am 1. Dezember deklarierte eine riesige rumänische Volksversammlung in Karlsburg die Loslösung Siebenbürgens und der von Rumänen bewohnten Gebiete Ungarns, und diesem Beschluß stimmten auch die Sachsen zu. Wohl beruhten diese Nationalitätenbeschlüsse nicht auf der konsequenten Verwirklichung des Prinzips der Selbstbestimmung, sie gedachten ihre Entscheidung nicht durch Volksabstimmungen bestätigen zu lassen und legten auch keine genauen Grenzlinien fest, aber zweifellos waren sie ein getreuer Ausdruck der Lostrennungsbestrebungen der Nationalitätenbevölkerung, bei denen nun neben dem alten Wunsch nach nationaler Einheit auch der nach Anschluß an die Sieger mitspielte. Die ungarische Regierung nahm den Bruch nicht zur Kenntnis und schlug Verhandlungen vor, die entweder gar nicht erst begannen oder ergebnislos verliefen. Somit mußte die Entscheidung über die Gebiete von den Waffen, von den siegreichen Ententemächten gefällt werden.

Die Károlyi-Regierung schloß am 13. November in Belgrad einen Waffenstillstand, bei dem eine in etwa den ethnischen Grenzen der Ungarn entsprechende Demarkationslinie gezogen wurde, die endgültige Entscheidung aber einem späteren Friedensvertrag vorbehalten blieb. Diese Belgrader Vereinbarung war ein harter Schock, man hatte in Ungarn die politischen Konsequenzen des verlorenen Krieges noch immer nicht ganz begriffen. Die französischen und serbischen Streitkräfte überschritten die Demarkationslinie sehr bald, außen- und innenpolitisch war die Regierung isoliert. Die öffentliche Versorgung brach zusammen, Hunderttausende von Flüchtlingen aus den besetzten Gebieten strömten in die inneren Landesteile. Von einer Wiederherstellung der alten Ordnung war keine Rede, doch schien es, als könne sich auch das neue, demokratische System nicht herausbilden.

Von seiten der mit sozialistischen Überzeugungen aus Rußland heimkehrenden Kriegsgefangenen und linken Sozialdemokraten erklang die Losung: „Folgen wir dem russischen Weg!", sie versprach eine radikale gesellschaftliche Umgestaltung und neue außenpolitische Orientierung. Am 24. November wurde die Partei der Kommunisten Ungarns (Kommunisták Magyarországi Pártja) gegründet, die sich als die ungarische Sektion der Kommunistischen Internationale, dieser neuen Weltpartei, verstand. Durch ihre am 7. Dezember

erscheinende Zeitung, die *Vörös Újság* (Rote Zeitung), erreichte sie schnell große Popularität. Die von der Károlyi-Regierung sehr bald Enttäuschten setzten nun in die konsequente linke Umgestaltung all ihre Hoffnungen. Trotz ihrer zweifellosen Popularität hatten die Kommunisten keine große Chance, an die Macht zu kommen, als Oberstleutnant Vix, der Leiter der Budapester Ententemission, ein Ultimatum übergab, in dem die Abgabe nun bereits ausschließlich von Ungarn bewohnter Gebiete gefordert wurde, weil sie außerhalb der endgültigen Staatsgrenzen liegen würden. Die Regierung wollte das Ultimatum weder annehmen noch zurückweisen. Sie dankte ab und bot einer der bisherigen Koalitionsparteien, den Sozialdemokraten, die Regierungsbildung an. Diese waren dazu aber nur mit den Kommunisten zusammen bereit, da sie allein vom bolschewistischen Rußland außenpolitische Unterstützung erhoffen konnten. Die beiden Parteien einigten sich (und fusionierten wenig später), und am 21. März 1919 wurde die Ungarische Räterepublik gebildet.

Die Ungarische Räterepublik

Die neue Herrschaft begann tatsächlich mit der konsequenten sozialistischen Umgestaltung des Landes. Fabriken, Häuser und Boden (zu einer Landverteilung kam es nicht) wurden in öffentliches Eigentum überführt, eine Reihe sozialpolitischer Vergünstigungen eingeführt. Das alte Staatssystem wurde durch die Herrschaft der Räte abgelöst, die zentrale Lenkung übernahm der Revolutionäre Regierungsrat (Forradalmi Kormányzótanács). Dessen Vorsitzender war Sándor Garbai, die tatsächliche Macht lag aber in Händen des kommunistischen Volkskommissars für Äußeres Béla Kun. In dem als Koalition begonnenen System wurden die Sozialdemokraten trotz ihres größeren Lagers allmählich in den Hintergrund gedrängt, und die auf die nahe Weltrevolution hoffenden und mit einem irrealen Programm der gesellschaftlichen Umgestaltung auftretenden Kommunisten übernahmen die Leitung.

Infolge seiner Parolen und durchgeführten sozialpolitischen Maßnahmen fand das neue System unter der Arbeiterschaft der Großindustrie und sogar in den Kleinbürger- und Intellektuellenschichten eine breite Basis. Und da man die Vix-Note sofort zurückwies und den aktiven Widerstand gegen die Entente verkündete, zudem auch die Armee zu organisieren begann, akzeptierten sogar an sozialen Fragen uninteressierte Kreise das System, ja das frühere Offizierskorps übernahm sogar freiwillig den Dienst in der neu geschaffenen Roten Armee.

Die gesellschaftliche Basis des Systems schrumpfte aber sehr bald wieder. Die übertriebenen Verstaatlichungen stießen das Kleinbürgertum ab, die konsequente Prohibition verärgerte die bisher gleichgültigen Weinbauern, gewagte antikirchliche Maßnahmen führten zur Entfremdung von Millionen Gläubigen, die Ablehnung der nationalen Traditionen traf auch all jene tief, die sich mit Politik nicht beschäftigt hatten, und der Glaube an die Weltrevolution stieß bei den nüchtern politisierenden Kreisen auf Zweifel. Auf Zeichen von Widerstand reagierte die Macht mit verschärftem roten Terror. Sehr bald wurden die Pressefreiheit aufgehoben und die politischen Freiheitsrechte eingeschränkt.

Das Schicksal der Räterepublik wurde jedoch nicht im Lande selbst, sondern im Kraftfeld der internationalen Politik entschieden. Ermutigt von der Entente, begann die rumänische Armee Mitte April mit ihrer Invasion gegen die Räterepublik und erreichte im Mai die Theißlinie. Im Norden begann die tschechoslowakische Invasionsarmee ihren Angriff. Die neu aufgestellte Rote Armee unternahm im Mai eine Gegenoffensive und konnte in ihrem siegreichen Nordfeldzug beträchtliche Gebiete zurückerobern. Sowjetrußland konnte aber keine direkte militärische Hilfe leisten, und so sah sich die isolierte Räterepublik gezwungen, Clemenceaus Ultimatum vom 14. Juni 1919 zu akzeptieren und sich hinter die als endgültige politische Grenze bezeichnete Demarkationslinie zurückzuziehen, auf die Zusage hin, daß auch die rumänische Armee das Gebiet jenseits der Theiß verlassen werde. Die Rote Armee räumte die befreiten Gebiete, der Generalstabchef Aurél Stromfeld trat unter Protest zurück, aber die rumänische Armee rührte sich nicht vom Fleck. Unter dem Schutz der französischen Besatzer Südungarns begann in Szegedin die politische und sehr bald militärische Organisierung der Konterrevolution.

In dieser kritischen Situation verschärften sich die internen Gegensätze zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Die rechten Sozialdemokraten bemühten sich durch die Verdrängung der Kommunisten um eine für die Entente genehme Regierung (da die Siegermächte der Räterepublik die Anerkennung verweigerten), die linken Kommunisten betrieben die Verschärfung des Terrors, womit auch Lenin in seinem Artikel über die Räterepublik einverstanden war: „Erschießen – das ist die verdiente Belohnung des Feiglings im Kriege", so schloß er seine Analyse der Verhältnisse in der Ungarischen Räterepublik.

Einen wirklichen Ausweg aus der Isolierung vermochte keine der Richtungen zu finden, weshalb die Koalition der in der Sozialistischen Partei Ungarns (Magyarországi Szocialista Párt) vereinten sozialistischen Strömungen bestehenblieb. Den Sturz der außen- wie innenpolitisch isolierten Diktatur des Proletariats beschleunigte noch

dazu eine Fehlentscheidung: Als die Rumänen das Gebiet jenseits der Theiß nicht räumten, bekam die Rote Armee für den 20. Juli den Angriffsbefehl.

Nach einigen Tagen brach die Offensive zusammen, die rumänische Armee mit ihrem Übergewicht überschritt die Theißlinie und rückte auf Budapest vor. Es wurde bekannt, daß die Entente ihre Blokkade erst nach Abdanken der Räteregierung aufheben und zur Anerkennung einer ungarischen Regierung bereit sein würde. Nach ihrer militärischen Niederlage fiel die Rote Armee praktisch auseinander.

Am 1. August trat der Revolutionäre Regierungsrat zurück, und für einige Tage übernahm eine Gewerkschaftsregierung die Geschäfte. Am 4. August zog die rumänische Armee in Budapest ein.

Die Zeit der Gegenrevolution (1919–1944)

Gegenrevolution und weißer Terror

Die Revolutionen hatten die Integrität des Landes nicht zu retten vermocht, ja nicht einmal als Minimum die Oberhoheit über die von Ungarn bewohnten Gebiete gesichert. Es war kein demokratisches Institutionensystem geschaffen worden, und den Kriegsjahren folgten neuerlich Jahre der Not. An die bei Kriegsende als Wundermittel begrüßte Demokratie glaubten immer weniger. So war die Basis der Demokratie extrem geschrumpft und die der Konterrevolution hatte sich vergrößert.

Massenpsychologisch gesehen, war die Konterrevolution in einer günstigeren Lage, sie gelangte an die Macht als die offensichtliche Konkursmasse längst bekannt war, sie brauchte also kein Wunder zu versprechen. Der Zerfall des alten Ungarn war eine vollendete Tatsache, nun galt bereits die Anerkennung durch die Entente als Erfolg. Die einzige Hoffnung bestand in einer langsamen Konsolidierung. Doch wollten die zuvor aus der Macht verdrängten Kräfte auf ihre Rache an den Revolutionen und ihren Führern nicht verzichten. Es bildeten sich Offiziers-Sondereinheiten, die die in ihre Hände gefallenen Führer der Räterepublik zu Tode quälten, ermordeten. Es waren monatelange Anstrengungen der einander ablösenden Regierungen nötig, um dem Unwesen der Sondereinheiten ein Ende zu machen.

Die Konterrevolution faßte die Ereignisse der vorangegangenen Monate als Entgleisung und die Räterepublik als absolut ungesetzliche Herrschaft auf, ihr Prinzip war die Rechtskontinuität und ihr Vorbild das politische System des Dualismus, selbstverständlich mit gewissen notwendigen Veränderungen. Das Königtum wurde wieder als Institution eingesetzt, aber aufgrund des Widerstandes der Nachfolgestaaten konnte Karl IV. trotz mehrerer Versuche seinen Thron nicht wieder einnehmen. Zum interimistischen Staatsoberhaupt – mit dem Titel Reichsverweser – wählte die erstmals in der ungarischen Geschichte aufgrund des allgemeinen Wahlrechts einberufene Nationalversammlung den Konteradmiral Miklós Horthy, den Oberkommandierenden der konterrevolutionären Streitkräfte. Mit dieser Wahl war Horthy zum Vertreter der Konsolidierung geworden und willigte in die Aushebung der Sondereinheiten ein. Der

Reichsverweser besaß fast königliche Befugnisse, seine Person sollte die kommenden Jahrzehnte innenpolitisch determinieren. Nach den Wahlen zur Nationalversammlung wurde eine Mehrparteienregierung gebildet. Das konterrevolutionäre System hüllte sich in ein parlamentarisches Gewand, wie es auch die Siegermächte wünschten, deren Anerkennung schließlich die Unterzeichnung des Friedensvertrages im Trianonpalast nahe Versailles am 20. Juni 1920 ermöglichte. Dieses Friedensdiktat sanktionierte die inzwischen eingetretenen Veränderungen: Ungarn verlor drei Viertel seines Gebietes und zwei Drittel seiner Bevölkerung, beträchtliche ungarische Minderheiten lebten nun jenseits der Landesgrenzen. Ungarns autonome Staatlichkeit allerdings war zur vollendeten Tatsache geworden, seit Jahrhunderten waren auf seinem Boden keine fremden Soldaten stationiert, und erstmals konnten eigene diplomatische Beziehungen unterhalten, eine eigenständige ungarische Außenpolitik vertreten werden. Diese letztere beruhte auf zwei Hauptpfeilern: Gebietsrevision als Fernziel und Sowjetfeindlichkeit. Der junge Kleinstaat war von dem Ring des Bündnisses seiner neuen Nachbarn umgeben, der sogenannten „Kleinen Entente" (die Königreiche Jugoslawien und Rumänien, die Republik Tschechoslowakei), viel Hoffnung auf gute wirtschaftliche Zusammenarbeit mit ihnen bestand nicht. Dabei hatte das dezimierte, Krieg, Revolutionen und Blockade überwundene Land mit großen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen: Energiemangel, Inflation, Lebensmittelmangel, Arbeitslosigkeit, Hunderttausende von obdachlosen Flüchtlingen – viele Jahre wirtschaftlicher Konsolidierung waren notwendig.

Die Jahre der Konsolidierung

Das konterrevolutionäre System mußte Lösungen für die von den niedergeschlagenen Revolutionen aufgeworfenen Fragen finden. Sollen die Bauern Land erhalten? Soll das Wahlrecht ausgedehnt werden? Was soll mit den politischen Freiheitsrechten geschehen und was mit den Organisationen der Arbeiterschaft? Wohin soll sich das Land außenpolitisch orientieren? Alle diese Fragen löste die konterrevolutionäre Konsolidierung auf ihre Weise.

1920 wurde ein Bodenreformgesetz beschlossen, aufgrund dessen 1 Mill. Joch Grundbesitz aufgeteilt wurde. Damit war keine grundsätzliche Änderung der Grundbesitzstruktur verbunden, und doch linderten die Hunderttausende von verteilten Grundstücken das dörfliche Wohnungselend etwas, und die Aktion genügte völlig, das konterrevolutionäre System gegenüber der Räterepublik als Parteier-

greifer für das Dorf erscheinen zu lassen. Die zwanziger Jahre brachten eine geringfügige Agrarkonjunktur, und mit der Stabilisierung der Verhältnisse söhnte sich die besitzende Bauernschaft mit dem System aus und begann es sogar zu unterstützen. Infolge des erweiterten Wahlrechts zog eine erstarkte Bauernpartei mit einer ganzen Gruppe von Bauernvertretern ins Parlament ein und wurde, indem man ihre Interessen lautstark unterstützte, mit vor den Regierungskarren gespannt, indem sie sich mit der Regierungspartei vereinigte. So hatte der die Konsolidierung leitende Ministerpräsident István Graf Bethlen (1921–1931) eine imponierende Parlamentsmehrheit hinter sich. Bethlen schloß auch mit den Sozialdemokraten eine Vereinbarung: Er entließ die Aktivisten der Arbeiterparteien aus den Internierungslagern, verkündete eine Amnestie, gab der Sozialdemokratischen Partei ihre Legalität zurück und ließ auch ihre Parlamentsvertreter zu – als Gegenleistung dafür verzichtete die Partei auf jede republikanische Propaganda und auf ihre Organisationstätigkeit unter den Landarbeitern, Eisenbahnern und öffentlichen Bediensteten.

Zwar blieb das Wahlrecht beschränkt, doch forderte man von den wahlberechtigten Männern nur einen zweijährigen festen Wohnsitz und den vierklassigen Schulabschluß. Zur Stabilität der Staatsordnung trug bei, daß 1921, zum dritten Mal in der ungarischen Geschichte, diesmal aber endgültig, die Entthronung des Hauses Habsburg verkündet wurde (ungeachtet dessen blieb die „Königsfrage", die Besetzung des Throns, eine zentrale Frage des innenpolitischen Lebens).

Gestützt durch ausländische Kredite, gelang es 1926, die Inflation zu bremsen: Der Pengő wurde zur neuen Währung. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre konnte ein gemäßigter industrieller Aufschwung registriert werden; es erstarkten vor allem jene Industriezweige – wie die Textilindustrie –, die sich unter der früheren Zollgemeinschaft nicht hatten entwickeln können. Schließlich hatte sich das Volumen der Industrieproduktion 1929 um 12 Prozent gegenüber 1913 erhöht – eine sehr geringe, mehr auf die gelungene Stabilisierung als auf eine Konjunktur verweisende Entwicklung, die zudem durch die nahe Wirtschaftskrise von neuem in Frage gestellt werden sollte. Die Entwicklung der Landwirtschaft stagnierte sogar, weil ihr die Verwertungsmöglichkeiten fehlten, und die Agrarbevölkerung fand in der Industrie keine Beschäftigung. Man sprach von „drei Millionen Bettlern" in diesem Neun-Millionen-Land, soviel betrug in etwa die Zahl der besitzlosen Agrarproletarier und Zwergparzellenbesitzer. Politisch war die Konsolidierung erfolgreich, auch wirtschaftliche Ergebnisse ließen sich vorweisen, aber eine echte Entwicklung war nicht eingetreten. Deshalb spielte die ideologische Grundlegung bei diesem System eine so große Rolle.

Die Staatsmacht war offen stolz auf ihren konterrevolutionären Charakter und interpretierte jede ungelöste Frage als Erbschaft der verbrecherischen Revolutionen bzw. als Ergebnis der Aufteilung des historischen Ungarn, die – mittels einer falschen, jedoch bei breiten Kreisen akzeptierten Argumentation – ebenfalls den Revolutionen zur Last gelegt wurde. Bis zum Eintritt der Revision sprach sich das System also selbst frei. Statt des verpönten Liberalismus betonte es die „christlich-nationalen" Werte, und das Attribut christlich war allzuoft nicht einmal ein Ausdruck der Zugehörigkeit zu Europa, sondern der Judenfeindschaft. Juristisch wurde allein das Universitätsstudium der Juden beschränkt, nichts anderes, aber der Antisemitismus konnte unter den geistigen Strömungen die herrschende Position einnehmen. Die rechte Opposition der Regierung, die „Rassenschützler", verlangte die gesellschaftliche Isolierung des Judentums. Aber auch die bürgerlich-liberale Opposition und die Sozialdemokratie konnten – vor allem in der Hauptstadt – ihre Stimme erheben, ohne aber offen zu ihrem revolutionären Erbe zu stehen. Die wegen ihrer Politik in der Räterepublik unbeliebt gewordenen, zur Illegalität gezwungenen, verfolgten Kommunisten isolierten sich mit ihrer doktrinären Politik nur noch mehr und schrumpften zu einer kleinen Sekte zusammen.

Die Konsolidierung hatte zwar Erfolge aufzuweisen, ruhte aber nicht auf einem stabilen Fundament. Die Wirtschaftskrise von 1929 hatte sie erschüttert, und als István Bethlen 1931 zurücktrat, hatte sie auch für die Zeitgenossen ihr Ende gefunden.

Die Jahre der Rechtswendung

Die Wirtschaftskrise von 1929–1933 aktivierte auch die ungarische Linke. Am 1. September 1930 kam es zu einer riesigen Arbeiterdemonstration. Streiks brachen aus. Die Bewegung der populistischen Schriftsteller gestaltete sich zu einem Lager innerhalb des geistigen Lebens. Die Kritik der Liberalen wurde schärfer. Dennoch waren die ungarischen Regierungen nach der Machtergreifung des Faschismus in Deutschland in erster Linie dem Druck der rechten Opposition ausgesetzt. Den Ausweg aus den sich häufenden Spannungen suchte das ganze System gerade in dieser Richtung. Zum regierungspolitischen Ziel unter Ministerpräsident Gyula Gömbös (1932–1936) wurde die Errichtung einer totalitären Macht auf der Basis des Einparteiensystems. Dieser Versuch scheiterte an dem Widerstand der herrschenden Kreise. Die Nachfolger Gömbös' gingen regelmäßig aus den Gegnern einer Verschiebung nach rechts hervor, die aber dann

auch den Weg nach rechts wählten. Sie verabschiedeten ein Aufrüstungsprogramm und schufen ein neues Pressegesetz zur Beschränkung der Pressefreiheit. Zwei Judengesetze, eines von 1938 auf konfessioneller Basis, das andere von 1939 schon aufgrund rassischer Gesichtspunkte, begrenzten die Anstellungsmöglichkeiten jüdischer Bürger. Immer stärker orientierte man sich außenpolitisch auf Deutschland, wobei die Interessengemeinschaft der Gebietsrevision die Gefahren eines Bündnisses mit den faschistischen Staaten vergessen ließ.

In den dreißiger Jahren begannen sich, die antifaschistischen Kräfte zu organisieren. Die Kommunisten gaben ihre sektiererische Abkapselung zugunsten einer Volksfrontpolitik auf, die Sozialdemokraten suchten das Bündnis mit dem Bürgertum. 1937 wurde die Märzfront (Márciusi Front), die politische Bewegung der populistischen Schriftsteller, gegründet, und die Umorganisierung und allmähliche Verschiebung der Partei der Kleinlandwirte (Kisgazdapárt) nach links begann. Die literarischen und kulturellen Bewegungen der Intelligenz wandten sich – im Zeichen des Europäertums und des Humanums – in ihren Idealen gegen die rechten Strömungen.

Das alles konnte aber die Machtpositionen der nach rechts abdrehenden Regierungen nicht erschüttern. Ganz im Gegenteil, da ihre Gebietsrevision mit Hilfe des deutschen Bündnisses Erfolg hatte, wurde die Stimme ihrer Kritiker leiser und stieg ihre Popularität; die Illusion über ihren Erfolg blendete die uninformierten und unpolitischen Massen. Die „Landesvermehrung" auf friedlichem Wege hatte Erfolg. 1938 kam es nach dem die Tschechoslowakei aufteilenden Vertrag von München zum ersten Wiener Schiedsspruch, der Ungarn die von Magyaren bewohnten Gebiete der Slowakei zusprach. 1939 bekam Ungarn die Karpatoukraine, mit dem zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 erhielt das Land die mehrheitlich von Ungarn bewohnten Gebiete Nordsiebenbürgens zurück und 1941, mit in die Besetzung Jugoslawiens hineingerissen, auch einen Teil Südungarns.

Ein einziger Politiker von Format überblickte die Gefahren dieses „Erfolges": Pál Graf Teleki. Er saß nicht in den Reihen der Opposition, sondern seit 1939 im Sessel des Ministerpräsidenten. Er versuchte, die außenpolitische Orientierung nach Deutschland zu lockern, er stärkte innenpolitisch die antideutschen politischen und geistigen Bewegungen und verbot einzelne rechtsextreme, faschistische Parteien. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs blieb ihm nicht mehr der geringste politische Spielraum, und er versuchte nur noch, Ungarn mittels seiner konsequenten Neutralitätspolitik aus dem Weltkrieg herauszuhalten. Hitlers Aufmerksamkeit wandte sich jedoch dem Balkan zu, und als er Jugoslawien angriff, blieb Ungarn nur die Wahl zwischen Widerstand oder Zusammenarbeit. Für den Wider-

stand fehlten alle Voraussetzungen, er hätte nur die deutsche Besetzung zur Folge gehabt. Durch die Zusammenarbeit drohte Ungarn die Gefahr, in den hinsichtlich seines Ausganges höchst zweifelhaften Krieg hineingezogen zu werden.

Ministerpräsident Pál Teleki wählte am 2. April 1941 den Freitod.

Der Zweite Weltkrieg

Die ungarische Regierung wußte von den Kriegsvorbereitungen gegen die Sowjetunion, und vier Tage nach dem heimtückischen Überfall am 22. Juni 1941 trat Ungarn, ohne daß Hitler dies betrieben hätte, in den Krieg ein. Als Vorwand für den Angriff auf die Sowjetunion diente die bis heute ungeklärte Bombardierung Kaschaus. Da die Deutschen mit einem schnellen Sieg rechneten, unternahm man den scheinbar risikolosen Kriegsbeitritt im Interesse von Zielen, die Ungarn selbst im Falle eines Sieges nicht dienlich sein konnten. Eine politische Antikriegsbewegung entfaltete sich nicht, da Ungarns militärische Teilnahme anfänglich unbedeutend war und es Deutschland eher wirtschaftlich unterstützte, andererseits die Kriegskonjunktur die Arbeitslosigkeit beseitigte und die Agrarpreise in die Höhe trieb. Ab 1942 verlangten die Deutschen jedoch eine immer stärkere militärische Beteiligung, woraufhin, ihrem Druck nachgebend, im Frühjahr die 2. ungarische Armee mit 250 000 Mann an der Ostfront eingesetzt wurde. Die Armee nahm an der Sommeroffensive teil und bezog am Donknie Stellung. Im Zusammenhang mit der Schlacht von Stalingrad durchbrach am 13. Januar 1943 die starke sowjetische Gegenoffensive die ungarische Frontlinie. Die Armee fiel auseinander, in Kämpfen und auf der Flucht kamen Zehntausende in der Winterkälte um, etwa 70 000 gerieten in Gefangenschaft. Die gesamte Armee wurde vernichtet, die Katastrophe von Woronesch wurde zur schrecklichsten Niederlage der ungarischen Kriegsgeschichte. Ihre Ausmaße ließen sich in der Heimat geheimhalten, aber die herrschenden Kreise erkannten, daß ein deutscher Sieg immer weniger wahrscheinlich war. Unter Ministerpräsident Miklós Kállay (1942–1944) suchte die Regierung insgeheim, Kontakte zu den angelsächsischen Mächten aufzunehmen. Innenpolitisch hatte all dies zur Folge, daß die Faschisierung des Landes gebremst wurde. Die parlamentarischen Oppositionsparteien konnten freier tätig werden (die kommunistische Bewegung wurde nach wie vor gnadenlos verfolgt). Die Reste der 2. Armee wurden von der Front abgezogen und kein neues militärisches Kontingent mehr abkommandiert. Mit den Engländern gelang es, Vorvereinbarungen für einen Waffenstillstandsvertrag, des-

sen Voraussetzung die englische Invasion auf dem Balkan war – zu der es dann aber nicht kam – zu treffen. Andererseits verhinderten die herrschende Sowjetfeindlichkeit und die Angst vor dem Sturz des Systems, mit den sich stetig nähernden sowjetischen Truppen Verbindung aufzunehmen. Die Kállay-Regierung richtete sich aufs Abwarten ein, konnte damit aber keine günstige Wende erzielen.

Ganz im Gegenteil, mit dem Näherrücken der Front wurde Ungarns geopolitische Rolle für Hitler immer wichtiger. Die Deutschen waren mehr oder weniger genau über die geheimen Verhandlungen informiert, spürten deutlich das ungarische Zögern in wirtschaftlich-militärischer Hinsicht und sahen, daß die ungarische Regierung sich nicht mit der „Endlösung der Judenfrage" befaßte. Hitler beschloß, Ungarn zu besetzen. Er rechnete dabei auch mit eventuellem Widerstand, zog aber dann die „friedliche" Lösung vor. Man machte Horthy klar, daß er keine andere Wahl habe – die er tatsächlich nicht hatte –, als die deutsche Besetzung und eine den Deutschen genehme Regierung zu ernennen. Am 19. März 1944 besetzten deutsche Truppen ungehindert Ungarn. Horthy und die ungarische Staatsmacht bewahrten sich einen gewissen Manövrierungsspielraum, die Besatzer übten die Macht ungehindert aus.

Der Zerfall der alten Ordnung

Die Besetzung war der Beginn des Verfalls des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Deutschen verhafteten Politiker und Abgeordnete und übernahmen die Verfügung über die ungarische Verwaltung. Sie richteten Gettos ein und begannen mit der Judendeportierung. Nach dem Abtransport hunderttausender Juden aus der Provinz in die Todeslager stellte der Reichsverweser auf ausländischen Druck hin und aus Sorge vor einer Vergeltung nach dem Krieg die Deportationen ein, die Budapester Juden verblieben im Getto. Die Übermacht der Besatzungsarmee war zu stark und die Front noch zu entfernt, als daß sich eine ernsthaftere Partisanenbewegung hätte entwickeln können, obwohl eine ganze Reihe von Widerstandsherden existierte. Mit der Ungarischen Front (Magyar Front) entstand ein politisches Organ des antifaschistischen Zusammenschlusses, aber es organisierten sich auch die ungarischen Anhänger des totalen Faschismus, die den Deutschen die Beseitigung Horthys anboten.

Der Reichsverweser und seine Umgebung mußten erkennen, daß sie, ohne sich früher oder später gegen die Deutschen zu wenden, ihre Macht nicht einmal teilweise beibehalten können. Es war nicht mehr zu bezweifeln, daß Ungarn von den sowjetischen Truppen befreit würde; schiede Ungarn nicht vorher aus dem Krieg aus, würde

es zum Kriegsschauplatz. Nachdem Rumänien am 23. August 1944 abtrünnig geworden war, näherte sich die Front immer schneller. Horthy ließ Verbindungen mit den Sowjets aufnehmen, am 11. Oktober wurde eine vorläufige Waffenstillstandsvereinbarung geschlossen, die Ungarn verpflichtete, sich gegen die Deutschen zu wenden. Ohne die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen, verkündete Horthy am 15. Oktober den Waffenstillstand. Da ihm die Armee nicht folgte, handelten die Deutschen schnell, die mit diesem Schritt gerechnet hatten. Sie zwangen den Reichsverweser zum Rücktritt, so daß die Herrschaft an die ungarischen Faschisten, die Pfeilkreuzler, überging. Zu dem Zeitpunkt näherten sich die sowjetischen Truppen nach der Befreiung von Makó und Szegedin bereits Kecskemét.

Die Herrschaft der Pfeilkreuzler beschränkte sich im wesentlichen auf die Hauptstadt und die transdanubischen Komitate, das ganze Land wurde zum Kriegsschauplatz, der Krieg forderte wieder völlig unsinnige Opfer, zerstörte das Land, und in der eingeschlossenen Hauptstadt wütete der Pfeilkreuzler-Terror. Über den Schaden an Menschen und Material hinaus aber übernahm der ungarische Staat noch im allerletzten Kriegsabschnitt eine unrühmliche Rolle, deren politische und moralische Konsequenzen – nicht zum ersten Male in der ungarischen Geschichte – so wie die Konkursmasse des vorigen Systems wiederum dem nun folgenden demokratischen System aufgebürdet wurden. Es gab keinen Zweifel daran, daß die mit Hitlers Hilfe erzwungene Gebietsvermehrung, selbst wenn sie den ethnischen Grenzen besser entsprochen hätte, keinesfalls auch nur teilweise gesichert werden könnte – ihr Schicksal war durch die vorerst noch unbekannte Stellungnahme der Großmächte längst entschieden: Die Grenzen des neuen Ungarn würden sich entsprechend denen von 1920 gestalten.

Die alte Staatsordnung hatte sich in diesen Monaten des Verfalls vollkommen kompromittiert, von Rechtskontinuität konnte keine Rede sein. Als in Transdanubien noch die Kämpfe tobten, begann sich jenseits der Theiß, die neue, demokratische Staatsmacht bereits zu organisieren. Die Periode der im Faschismus gemündeten bürgerlichen Staatsordnung war beendet, in der Geschichte Ungarns hatte ein neuer Abschnitt begonnen.

Die sozialistische Epoche sowjetischen Typs (1945–1988)

Die Befreiung vom Faschismus

Seit September 1944 war das Land zum Kriegsschauplatz geworden, die Front hatte sich Ungarn von Süden her genähert. Bis Ende 1944 waren der Süd- und Ostteil des Landes befreit und Budapest eingeschlossen. Die zur Übergabe auffordernden Parlamentäre wurden von den Deutschen erschossen, die Belagerung der Hauptstadt dauerte bis zum 13. Februar 1945, dann wurden die Kriegsoperationen in Transdanubien fortgesetzt. Bis zum 4. April 1945 waren die Kämpfe in Ungarn abgeschlossen. Der Krieg hatte von Ungarn große Opfer an materiellen Gütern und Menschenleben gefordert. Halb Budapest lag in Trümmern, in vielen Städten und Dörfern war gekämpft worden, schätzungsweise 40 Prozent des Nationalvermögens waren vernichtet. Der Schaden erhöhte sich noch dadurch, daß die Besatzer die Fabriken demontierten und Werte außer Landes brachten. Der Krieg war noch nicht beendet, als das ausgeplünderte Land eine Millionenarmee zu versorgen hatte. In den letzten Kriegsmonaten kam es zu Volksbewegungen in Millionenhöhe. Bei den Deportationen waren fast eine halbe Million Juden in die Todeslager transportiert worden, von denen kaum einige Tausend zurückkehrten. Die Zahl der Opfer in den Gettos und der Todesmärsche ging ebenfalls in die Zehntausende. Mehrere Hunderttausend waren an der Front und bei sonstigen Kampfhandlungen gefallen und umgekommen, während und nach dem Krieg geriet etwa eine Viertelmilliown Menschen in Kriegsgefangenschaft. Viele Tausende – Anhänger des alten Regimes, Menschen deutscher Zunge, Soldaten und nach Westen getriebene Jugendliche – flüchteten vor der Front nach Westen, und ihnen folgte der breite Strom von Flüchtlingen aus den vorübergehend Ungarn angeschlossenen Gebieten. Die alte Staatsmacht war zusammengebrochen.

In den befreiten Territorien wurden Volkskommissariate gebildet, und bald setzte die Tätigkeit der politischen Parteien wieder ein. Am 2. Dezember 1944 wurde in Szegedin die Ungarische Nationale Unabhängigkeitsfront (Magyar Nemzeti Függetlenségi Front) gegründet, die das einheitliche Aktionsorgan der Parteien, das gemeinsame Handeln, das demokratische Programm des Wiederaufbaus des Lan-

des verkündete. Am 21. Dezember trat die Provisorische Nationalversammlung zusammen und wählte die aus einer Koalition bestehende Provisorische Regierung, sie erbrachte Gesetze und betrachtete sich dementsprechend als Hüter der Volkssouveränität. Als beachtlicher außenpolitischer Erfolg galt die Waffenstillstandsvereinbarung von Moskau am 20. Januar 1945, eine De-facto-Anerkennung der neuen ungarischen Regierung. Die Herstellung der vollen staatlichen Souveränität blieb dem Abschluß eines Friedensvertrages überlassen, die Hoheitsrechte übte die Alliierte Kontrollkommission aus, praktisch das Oberkommando der sowjetischen Streitkräfte, dessen Maßnahmen – zur Sicherung des Armeebedarfs oder die Einziehung der Rundfunkgeräte – bedingungslos durchzuführen waren. Von der Genehmigung durch die Kontrollkommission war auch die Gründung politischer Parteien abhängig.

Der erste wichtige Schritt der neuen Regierung war die Verkündung der Bodenreform. Gemäß der Verordnung vom 15. März 1945 wurde grundsätzlich jeder Grundbesitz über 100 Joch enteignet und sofort aufgeteilt. Mit der Bodenaufteilung begann Landwirtschaftsminister Imre Nagy in Pusztaszer, im Hochsommer war sie abgeschlossen. Die Bodenreform kam einer Agrarrevolution gleich, sie strukturierte Wirtschaft und Gesellschaft Ungarns von Grund auf um. Praktisch verschwand die jahrhundertelang herrschende Grundbesitzerklasse (die Aristokratenfamilien hatten sich zumeist in den Westen abgesetzt), die vielen Millionen Agrarproletarier waren zu einer Gruppe von einigen Hunderttausend zusammengeschrumpft, und im Dorf dominierten die Kleinlandwirte. Durch die Bodenreform hatte sich die ungarische Agrargesellschaft – die absolute Mehrheit der Bevölkerung – der neuen Ordnung verpflichtet. Es gab künftig keine gesellschaftliche Kraft von Bedeutung mehr, die das demokratische System von neuem in konservativ-autoritäre Richtung lenken wollte.

Im November 1945 fanden aufgrund des allgemeinen und geheimen Wahlrechts Nationalratswahlen statt. Die aus der Illegalität an die Öffentlichkeit tretende Ungarische Kommunistische Partei (Magyar Kommunista Párt), geführt von aus Moskau heimgekehrten Kommunisten und mit dem demokratischen Programm des nationalen Zusammenschlusses auftretend, erhielt 17 Prozent der Stimmen, ihre Basis waren die Arbeiterschaft, die Bergleute und Agrarproletarier. Einen gleichgroßen Erfolg erzielte die Sozialdemokratische Partei bei ihren traditionellen Wählerschichten, zu denen auch zum Teil die Kleinbürger zählten. Die 1939 entstandene, bisher organisatorisch kaum tätige Nationale Bauernpartei (Nemzeti Parasztpárt) erhielt 7 Prozent. Die absolute Stimmenmehrheit erreichte mit 54 Prozent die als Sammelpartei fungierende Unabhängige Partei der Kleinlandwirte

(Független Kisgazdapárt), die die Stimmen von den Linken bis zu den Rechten und von der Bourgeoisie bis zu den religiösen Massen sammelte. Diese vier Parteien (die übrigen politischen Gruppierungen erhielten verschwindend wenig Stimmen) bildeten eine Regierungskoalition, die politischen Kämpfe verlagerten sich in die Regierung. Die tatsächlichen Kräfteverhältnisse entsprachen nämlich der Stimmenverteilung der Parteien keineswegs. Polizei, Innenministerium und die Schlüsselpositionen der Wirtschaftslenkung waren und blieben in den Händen der Kommunisten, da sie als einzige die ernsthafte Unterstützung der sowjetischen Besatzungsarmee und der siegreichen, zum Nachbar gewordenen Sowjetmacht erhielten.

Jahre des Übergangs (1945–1948)

Die ungarische Demokratie konsolidierte sich erstaunlich schnell. Es gab weder ausländische noch inländische Kräfte, die das politische System hätten ändern wollen. Die Parteien wurden von populären Führern geleitet, die sich manchmal zwar – im wesetlichen in der Form von Koalitionsdebatten – in scharfe Polemiken verwickelten. Die Öffentlichkeit des Parlaments und die Pressefreiheit schienen genügend Garantie dafür zu sein, daß die die bestimmenden Faktoren des politischen Lebens bildenden, und zwar die auf der Mehrheit der Wähler basierenden Kleinlandwirte und die von außen Unterstützung erhaltenen Kommunisten nicht auf Kosten des anderen in eine Monopolsituation gelangen könnten.

Am 1. Februar 1946 wurde die Republik ausgerufen, womit auch formell die demokratische Umgestaltung sanktioniert wurde. Die Siegermächte erkannten die Regierung an, am 10. Februar 1947 konnte in Paris das neue Friedensdiktat unterzeichnet werden. Ungarn befand sich mit geringfügigen Änderungen erneut zwischen den in Trianon festgelegten Grenzen des Jahres 1937 und wurde zu erheblichen Reparationen verpflichtet. Der Friedensvertrag stellte die Souveränität des Landes wieder her, doch kam es nicht zum Abzug der sowjetischen Truppen, da diese nun unter dem Rechtstitel der Aufrechterhaltung der Verbindung zu den in Österreich stationierten sowjetischen Besatzungstruppen im Lande blieben. Die politischen Erwartungen im Zusammenhang mit ihrem Abzug konnten sich also nicht verwirklichen. Die Siegermächte verfügten noch vor dem Friedensvertrag die Aussiedelung der deutschen Bevölkerung, obwohl sich die ungarische Regierung dieser widersetzte und sie nur zögernd und teilweise durchführte. Die neue tschechoslowakische Regierung setzte gegen die in der Slowakei lebenden Ungarn das Instrument

der kollektiven Verantwortung ein, indem sie ihnen die Staatsbürgerschaft entzog und begann, sie in die Tschechei oder nach Ungarn zu deportieren. Die ungarische Regierung schloß in dieser Zwangslage eine Bevölkerungsaustausch-Vereinbarung: Für die slowakischen Aussiedler wurden Ungarn aus der Slowakei aufgenommen. Ein schwerwiegender Mangel des Friedensvertrages war, daß — im Gegensatz zu der nach 1918 zustande gekommenen Regelung — nichts zur Sicherung der Minderheitenrechte geschehen war.

1945–1946 kam es in Ungarn zur größten Inflation in der Weltgeschichte. Im Juli 1946 hätten auf der Banknote, die schließlich am 1. August in die neue Währung, den Forint, umgetauscht werden konnte, bereits 27 Nullen stehen müssen. Die Stabilisierung gelang, sie stärkte das Ansehen der Regierung und das Lager der Anhänger einer gelenkten, sozialistischen Wirtschaft. Die Eigentümerpositionen des Kapitals blieben vorerst unberührt, die Betriebsräte kontrollierten die Produktion und förderten sie durch soziale Zuwendungen, mischten sich aber nicht in die Eigentümerbefugnisse ein. Der unter kommunistischer Führung stehende Oberste Wirtschaftsrat (Gazdasági Főtanács) besaß das Monopol der Rohstoffverteilung und damit eine wirksame Kontrolle über die ungarische Industrie. 1947 wurden die Großbanken verstaatlicht und mit ihnen die in ihrem Besitz befindlichen Betriebe, so daß damals bereits zwei Drittel der Industriearbeiter als staatliche Angestellte arbeiteten. Im Februar 1948 wurden alle Einrichtungen mit mehr als 100 Beschäftigten verstaatlicht, bald darauf folgte die vollständige Verstaatlichung der Industrie.

Die Wirtschaftsentwicklung in sozialistischer Richtung war das Endergebnis schwerer politischer Kämpfe. Bereits 1946 spitzte sich der Streit zwischen den Koalitionspartnern zu. Ziel der Kommunisten war die Verwirklichung der sozialistischen Entwicklung sowjetischen Typs in Ungarn, uneinig waren sie sich nur über den Ablauf und die taktischen Schritte (vor 1948 formulierten sie ihre Ziele nie völlig offen). Die meisten Mitglieder der übrigen drei Parteien setzten sich nur für die Beschränkung des Privatkapitals ein und wünschten die Pluralität des politischen Systems beizubehalten. Rückblikkend vertraten sie unter Berücksichtigung der außenpolitischen Lage den später erreichten Status Finnlands als ihr Ziel. Die außenpolitischen Faktoren verhinderten jedoch die Entstehung eines derartigen Staatstyps in diesem Raum. Jugoslawien wurde 1948 aus der sozialistischen Staatengemeinschaft ausgeschlossen, während sich die anderen osteuropäischen Länder in das sowjetische politische Modell eingliederten.

In diesen Jahren des Übergangs näherte sich Ungarn stufenweise der Diktatur des Proletariats. Mit der bekannten Salami-Taktik (ein Ausdruck, der in Ungarn geprägt wurde) griffen die Kommunisten

stets die auf der legalen politischen Bühne gerade rechts stehende Partei an und setzten dies fort, bis sie allein an der Rampe standen – und dann begannen sie mit der Säuberung in ihren eigenen Reihen. Ihre politische Losung war der Kampf gegen die niemals genauer definierte „Reaktion", ein in Wirklichkeit gar nicht existierendes Schreckgespenst. Dennoch verbreiteten sie mit dieser Losung Furcht, die außer den Angegriffenen alle anderen Gruppen erfaßte und zumindest zur Tatenlosigkeit verdammte. Die meisten Angriffe innerhalb der Koalition richteten sich gegen die Kleinlandwirte, die – selbstverständlich im demokratischen Rahmen – tatsächlich eine rechte Gruppierung besaßen. Die ständigen Anschuldigungen zerrieben langsam diese Partei mit ihrem gewaltigen Stimmenpotential. Bei den letzten demokratischen Mehrparteienwahlen 1947 erhielten die Kommunisten mittels gesetzwidriger Stimmenerhöhung mit 22 Prozent die meisten Stimmen, während die 15 Prozent der Sozialdemokraten und 9 Prozent der Nationalen Bauernpartei deren unveränderte Position widerspiegelten. Der Stimmenrückgang der Kleinlandwirtepartei auf 15 Prozent zeigte deutlich, daß die kommunistische Taktik ihr Ziel erreicht hatte. Aber doch nur zum Teil, denn die Wähler hatten sich nicht ihnen, sondern den demokratischen Oppositionsparteien außerhalb der Koalition zugewandt, deren eine, die Demokratische Volkspartei (Demokrata Néppárt) mit ihren 16 Prozent der Stimmen, zur zweitstärksten Partei des Landes wurde. Insgesamt verfügten die Oppositionsparteien außerhalb der Koalition über 40 Prozent der Stimmen. Sehr schnell gerieten sie ins Kreuzfeuer rücksichtsloser politischer und polizeilicher Angriffe, ihre Mandate wurden aufgehoben und ihre Organisationen aufgelöst. Durch die Vereinigungspolitik innerhalb der Koalition verschwanden die Unterschiede zwischen den vier Parteien immer mehr, bis im Juni 1948 die zwei Arbeiterparteien – die Kommunisten und die Sozialdemokraten – sich als Partei der Ungarischen Werktätigen (Magyar Dolgozók Pártja) vereinigten, die von da an die einzige Partei blieb bzw. deren an die Macht gekommene kommunistischen Führer die Lenkung des Landes an sich rissen. Damit war im Jahre der Wende, 1948, die Diktatur des Proletariats geschaffen. Die eingetretenen Veränderungen wurden durch die am 20. August 1949 verabschiedete neue Verfassung – eine Adaptation der sowjetischen von 1936 – sanktioniert, 1951 wurde ein neues Verwaltungssystem, die Räteverwaltung, eingeführt.

Die oppositionellen Meinungen wurden rücksichtslos erstickt, viele Politiker gingen in die Emigration. Der katholische Primas von Gran, József Mindszenty, zugleich die Führungsgestalt des klerikal-konservativen Widerstandes, wurde Weihnachten 1948 verhaftet und im Februar 1949 als CIA-Agent und wegen Devisenvergehen zu lebenslanger Haft verurteilt.

Die fünfziger Jahre

Bis heute gibt es keine treffendere Bezeichnung für die ungarische Variante des Stalinismus als diese: die fünfziger Jahre. Man nennt diese Periode die des Personenkultes, man nennt sie die Periode der Gesetzeswidrigkeiten, des Dogmatismus, der Abweichungen von den Leninschen Prinzipien usw. Jede dieser Benennungen enthält ein Stück der ganzen Wahrheit, drückt aber ihr Wesen nicht aus. Tatsächlich entstand das System nicht ohne Stalins Vorbild und Hilfe. Auch in Ungarn erstarrte das politische System, die Entscheidungen lagen in der Hand einiger, manchmal sogar rivalisierender Politiker. An der Spitze stand Mátyás Rákosi, der Generalsekretär der Partei, der seine persönlichen Fähigkeiten, sein Talent zum Aufbau seiner eigenen Diktatur ausnutzte. Das wichtigste Instrument der Unterdrückung wurde die Staatsschutzbehörde (Államvédelmi Hatóság, ÁVH), ein Staat im Staate, denn diese Organisation brauchte keine Rechenschaft über geopferte Menschenleben abzulegen. Es ist immer noch sehr wenig über die wirklichen Ausmaße der Gesetzeswidrigkeiten bekannt, die sog. Schauprozesse, in denen bekannte Politiker verurteilt wurden, sind ja nur die Spitze des Eisberges. In ihrem Hintergrund spielten sich Dutzende von Nebenprozessen ab, und nur ein Bruchteil derer, gegen die vorgegangen wurde, kamen überhaupt unter einer politischen Anklage vor den Richter. Zwischen 1952 und 1955 wurden gegen 1 136 434 Personen Verfahren eingeleitet, also etwa gegen jeden fünften erwachsenen Staatsbürger. In 516 708 Fällen wurde ein Urteil gesprochen, also in fast jedem zweiten Fall, aber unabhängig davon konnten die übrigen an Verfahren Beteiligten in irgendeinem Lager verschwinden. Die Mitglieder der früheren herrschenden Klasse bzw. als solche Qualifizierten wurden ausgesiedelt. Bauern mit mehr als 25 Joch Bodenbesitz galten als „Kulaken" und Klassenfeinde, was sie mit Steuern und Ablieferungen büßen mußten. Doch unter diesem Joch befand sich die Bauernschaft insgesamt. Sie mußte die übertriebene, auf einer falschen Strategie basierende Industrieentwicklungskonzeption bezahlen.

Mitte des 20. Jahrhunderts war Ungarn kein unterentwickeltes Agrarland mehr, auch der Neuaufbau des Landes war erfolgreich abgeschlossen. Der Wunsch nach Stärkung und Militarisierung des Landes hatte allerdings die Politik einer autarken Wirtschaft, vorrangig mit Investitionen in die Entwicklung der Schwerindustrie, zur Folge. Diese Entwicklung konnte nur aus eigener Kraft finanziert werden, wobei das Kapital dafür ausschließlich aus der rücksichtslosen Ausbeutung der Bauernschaft beschafft werden mußte. Zudem wurde in der Agrarpolitik mit der gewaltsamen Kollektivierung begon-

nen. Äcker blieben unbestellt, der Viehbestand verringerte sich, es kam zu grundlegenden Versorgungsproblemen, die mit Preiserhöhungen und der Einführung des Lebensmittelkartensystems gelöst werden sollten. Das Lebensniveau der Bevölkerung sank rapid, und zu allem Übel behauptete die offizielle Politik das Gegenteil, so daß die Massen nach und nach immer mehr von diesem System enttäuscht wurden.

Innerhalb der politischen Führung entstand ein Lager, das die wirtschaftlichen und politischen Fehler zu korrigieren wünschte. Nach Stalins Tod 1953 waren diese in einer etwas günstigeren Lage: Im Juni behandelte ein interner Parteibeschluß (der erst Jahrzehnte später veröffentlicht wurde) die Fehler, und als sichtbares Zeichen eines gewissen Wandels wurde Imre Nagy Ministerpräsident. Allerdings ging der verdrängte, aber Generalsekretär gebliebene Rákosi zur Gegenoffensive über und konnte aufgrund seiner besseren Beziehungen zum Verbündeten Imre Nagys Absetzung, 1955 sogar seine Enthebung aus den Parteiämtern und schließlich seinen Parteiausschluß durchsetzen. Der kompromittierte Staats- und Parteiapparat schloß sich aus verständlichen Gründen Rákosi bei seinen Bemühungen zur Erhaltung des Systems an. Dann allerdings zog ihnen der XX. Kongreß der sowjetischen Kommunisten im Februar 1956 den Boden unter den Füßen fort. Die kritischen Stimmen konnten immer weniger zum Schweigen gebracht werden. Hochwichtige Ereignisse waren auch die sowjetisch-jugoslawische Versöhnung und die Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrages: Damit wurden in der direkten Nachbarschaft Modelle geboten, die als Alternativen der Entwicklung gelten konnten. In Polen kam es zu wichtigen personellen Ablösungen, die den Bruch mit der bisherigen Politik bedeuteten.

Die gesellschaftliche Basis des Systems beschränkte sich allerdings nicht nur auf den Parteiapparat. Die Staatsorganisation war von Grund auf erneuert worden, darüber hinaus hatte man Zehntausende Positionen jedweden Gewichts in der Gesellschafts- und Wirtschaftslenkung geschaffen. Fast jedem Facharbeiter mit Schulabschluß stand der Weg des gesellschaftlichen Aufstiegs offen, wer aus dem Dorf in die Stadt abwanderte, fand in den neuen Industriebetrieben Arbeit. Viele von ihnen vertrauten unbeirrt den alten Losungen und beobachteten die politischen Schwankungen mit Unverständnis – bis die zwanzigprozentige Verringerung der Reallöhne auch bei ihnen Zweifel weckte.

Die durch das neue System Geschädigten, die Enteigneten, Ausgesiedelten und Lagerinsassen, konnten eine Verbesserung ihres Schicksals nur von einem Umsturz des Systems erhoffen. Westliche Radiosender begannen mit der Propaganda in dieser Richtung und weckten damit Illusionen über zu erwartende westliche Hilfe. Im Frühling 1956 war die politische Krise bereits herangereift.

1956

Die innenpolitische Krise war im Frühjahr des Jahres bereits ausgebrochen. Mátyás Rákosi gestand öffentlich ein, daß in den vergangenen Jahren ganze Serien von Gesetzeswidrigkeiten begangen worden seien. Der Petőfi-Kreis des Jugendverbandes analysierte in offenen Diskussionen die innenpolitische Lage – und wurde im Juni verboten. Die aus den Gefängnissen Entlassenen, obwohl zum Schweigen verpflichtet, berichteten über die schreckliche Wahrheit darüber, was mit ihnen geschehen war. Am 21. Juni 1956 wurde Rákosi endlich als Generalsekretär der Partei abgesetzt (und entfernte sich in die Sowjetunion). Sein Nachfolger wurde sein Partner bei den Gesetzeswidrigkeiten der früheren Jahre, Ernő Gerő – ein Wechsel, der die Öffentlichkeit keineswegs befriedigte. Typisch war, daß Imre Nagys Parteizugehörigkeit erst am 13. Oktober wieder bestätigt wurde und keine Rede davon war, daß er und seine Anhänger an der Ausarbeitung der neuen politischen Linie beteiligt werden sollten. Am 6. Oktober begleitete ein riesiger Trauerzug die Asche der 1949 hingerichteten Kommunisten, László Rajk und seine Gefährten, zur letzten Ruhe. Am 16. Oktober verlangte eine Studentenversammlung in Szegedin die Autonomie ihrer Organisation und formulierte zugleich auch allgemeine politische Forderungen, denen sich die Studentenschaft der anderen Universitäten anschloß.

Für den 23. Oktober riefen die Studenten der Hauptstadt zur Demonstration auf. Sie wollten sich mit der polnischen Volksbewegung solidarisieren, ließen aber zugleich auch ihre Punkte zur Umgestaltung des ungarischen innenpolitischen Lebens drucken. Zuerst verbot man die Demonstration, dann ließ man sie zu. Eine ständig wachsende Masse von Demonstranten zog vom Petőfi-Denkmal in der Pester Innenstadt zum Bem-Denkmal in Ofen und von dort vor das Parlament, wo sie die Ernennung Imre Nagys zum Ministerpräsidenten forderte. Der Politiker kam erst am Abend aus dem Urlaub in die Hauptstadt zurück und sprach auch zu den Demonstranten, mahnte sie aber nur zur Ruhe. Öl ins Feuer aber wurde dagegen durch den gerade an diesem Tage von seiner Büßerfahrt nach Jugoslawien zurückgekehrten Parteisekretär Ernő Gerő gegossen, der in seiner abendlichen Radioansprache die Teilnehmer der Demonstration mit ihren demokratischen Forderungen als faschistisches Lumpengesindel bezeichnete. Die demonstrierende Menge zog zum Rundfunkgebäude, um ihre Forderungen der ganzen Welt zu verkünden. Die zur Verstärkung des Gebäudeschutzes kommandierten Soldaten stellten sich auf die Seite der Demonstranten, die mit ihrer Hilfe das Gebäude besetzten. Noch am gleichen Abend wurde das monumentale

Denkmal des Systems, das Stalin-Denkmal im Pester Stadtwäldchen, gestürzt. Die Parteiführung beschloß in einer Nachtsitzung, zur Wiederherstellung der Ordnung die sowjetischen Truppen aus der Provinz nach Budapest zu kommandieren (die bis zum Morgen auch eintrafen), machte aber auch das Zugeständnis, Imre Nagy zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Die politische Lage stabilisierte sich aber nicht, denn am 25. Oktober ging auf die demonstrierende Menge vor dem Parlament ein mörderischer Kugelhagel nieder. Dieses Abschlachten von Menschen vor dem Parlament heizte die Leidenschaften an, und die sich bewaffnenden Aufständischen ließen sich auch in Kämpfe mit den sowjetischen Truppen ein. (Die ungarischen Gewaltorgane waren zu diesem Zeitpunkt bereits zerfallen.) Nun mußte auch Gerő gehen, sein Nachfolger wurde János Kádár.

Am 28. Oktober charakterisierte die zentrale Parteizeitung *Szabad Nép* (Freies Volk) in ihrem Leitartikel „Treu zur Wahrheit" die Ereignisse nicht mehr als Konterrevolution, sondern als Kampf um die sozialistische Demokratie. Auf die Bitte der Regierung hin zogen sich die sowjetischen Truppen an ihre Stationierungsorte zurück. Am 30. Oktober erschien die berühmte sowjetische Erklärung, in der eingestanden wurde, daß die gegenseitigen Beziehungen der sozialistischen Länder auf neue Grundlagen gestellt werden müssen.

Am 30. Oktober konstituierte sich die Regierung Imre Nagy von neuem und die Koalitionsparteien von 1945–1948 begannen mit ihrer Tätigkeit.

Am 1. November kündigte Imre Nagy Ungarns Neutralität und seinen Austritt aus dem Warschauer Pakt an. Der Regierung war bekannt, daß neuerliche sowjetische Hilfeleistung vorbereitet wurde, und sie distanzierte sich von einem solchen Schritt. Am gleichen Tag bildete sich statt der aufgelösten Partei der Ungarischen Werktätigen die Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei (Magyar Szocialista Munkáspárt), deren Programm János Kádár in einer Radioansprache bekanntgab.

Am 2. November flog der sowjetische Parteiführer Chruschtschow zum jugoslawischen Staatspräsidenten Tito und einigte sich mit ihm über die Bedingungen der nach dem sowjetischen Eingreifen zu schaffenden ungarischen innenpolitischen Konsolidierung.

In den Morgenstunden des 4. November begann der sowjetische Angriff auf die Hauptstadt. Gleichzeitig meldete Radio Szolnok, es habe sich unter János Kádárs Führung ein Gremium gebildet, das sich selbst revolutionäre Arbeiter- und Bauernregierung nenne und die sowjetischen Truppen zu Hilfe gerufen habe. Zehn Tage später wurde jeder bewaffnete Widerstand eingestellt. Auf ungarischer Seite hatten die Kämpfe 2500 Menschenleben gefordert.

Im November und Dezember kam es, besonders in der Hauptstadt, zu politischen Streiks gegen die Regierung. Mittels Verbot der Arbeiterräte, Internierungen und Standrecht gelang es bis zum Jahresende, diese Formen des Widerstands zu brechen. Die Protestforen der Intelligenz, wie der Schriftstellerverband, wurden verboten.

Bis zum Jahresende verließen etwa 200 000 Menschen das Land, die meisten von ihnen wählten die Emigration für immer.

Die Konsolidierungsperiode (1957–1967)

Die umorganisierte Partei und die neue Regierung verkündeten einen politischen Zweifrontenkampf: gegen den Dogmatismus, also die stalinistische Politik, und gegen den Revisionismus, die Vorstellungen auf der Basis der jugoslawischen Selbständigkeit. Die jüngsten Geschehnisse wurden als Konterrevolution gewertet, deren Teilnehmer also nicht als Abweicher, sondern als Gegner galten und hart bestraft wurden. Imre Nagy und einige seiner Mitarbeiter wurden 1958 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Viel weniger energisch zog man auch einige kompromittierte Führungspersönlichkeiten der vergangenen Jahre mittels Strafverfahren zur Verantwortung, während die Rehabilitierung der Opfer der Gesetzeswidrigkeiten (soweit sie Kommunisten waren) fortgesetzt und 1962 als abgeschlossen erklärt wurde. 1963 wurde eine weitgehende Amnestie für die Teilnehmer der Ereignisse vor und von 1956 erklärt, die Ungarns internationale Stellung bereinigte. Die „ungarische Frage", die so viele Jahre auf der Tagesordnung der UNO stand, beschäftigte nun die Weltöffentlichkeit nicht mehr. Die staatsbürgerliche Loyalität der im Lande Gebliebenen genügte, um unbehelligt leben zu können, und dies schuf an sich schon Ruhe und Zufriedenheit im Vergleich zu den Verfolgungen früherer Jahrzehnte. Die Landesgrenzen wurden geöffnet, man konnte ungehinderter ins Ausland reisen, und die im Ausland Lebenden durften die Heimat besuchen. Die Behörden griffen nicht in das Privatleben ein, die individuelle Glaubensausübung wurde freier, und geistig war das Land nicht mehr durch einen eisernen Vorhang von der europäischen Kultur getrennt. In den sechziger Jahren hatte sich das Leben in Ungarn zum ersten Mal seit Jahrzehnten beruhigt.

Das Gütezeichen der neuen Politik war der Name des Ersten Sekretärs János Kádár, dessen Haltung jedoch nicht von der gesamten Parteiführung geteilt wurde. Es war ein starker dogmatischer Flügel am Werk, der nur allmählich zurückgedrängt werden konnte. Von den internen Parteidebatten erfuhr die breitere Öffentlichkeit jedoch

noch weniger als in den fünfziger Jahren, allein die ständigen personellen Wechsel ließen interne Meinungsunterschiede ahnen. Die neue Zweifrontenpolitik und das Vertrauen in die staatsbürgerliche Loyalität schienen gesiegt zu haben, als János Kádár zu Beginn des neuen Jahrzehnts verkündete: „Wer nicht gegen uns ist, ist mit uns". Diese Losung war die vermutlich bewußte Umkehrung einer Phrase aus dem vorangegangenen Jahrzehnt und sollte die eingetretene politische Wende spürbar machen. Andererseits wurde 1956 nicht als Ausgangspunkt verstanden, obwohl doch die Kontinuität des sozialistischen Systems für 10 Tage unterbrochen war, sondern stets der ununterbrochene, beständige Weg seit 1945 betont. Diese eigenartige Doppelheit zeigte sich auch daran, daß diejenigen, die das Stalin-Denkmal umgestürzt hatten, bestraft wurden, das Denkmal aber nicht wieder errichtet wurde. Die ungarische Politik war bestrebt, sich wieder in die Entwicklungslinie der sozialistischen Länder Europas einzugliedern.

Ein wichtiger Prüfstein dabei war die Kollektivierung der Landwirtschaft. Die Produktionsgenossenschaften waren nämlich 1956 zerfallen, die Regierung hatte das Ablieferungssystem abgeschafft. Die dadurch gesicherte Ruhe des Dorfes war eine wichtige Voraussetzung für die innenpolitische Stabilität. Jetzt aber, unter Berücksichtigung der Agrarpolitik in den Nachbarländern, entschied man sich dennoch für die Kollektivierung. Das gewagte Experiment, die schwerste Probe der gesamten Periode nach 1956, gelang besser als erwartet. Der Widerstand der Bauern wuchs sich nicht zu einer Bewegung aus, allerdings versuchte man auch, ausgesprochen gewaltsame Mittel zu vermeiden und ging nicht allzu schnell vor. Der Produktionsrückgang war nicht schwerwiegend, und nach einigen Jahren begann die landwirtschaftliche Produktion zu steigen. Dies bewirkten vor allem die sog. Hauswirtschaften, also die kleinen Feldstücke, die ursprünglich für die Selbstversorgung des Bauernhaushaltes bestimmt waren, sehr bald aber zur Basis einer intensiven Marktproduktion wurden und eine harmonische Arbeitsteilung mit der Großbetriebswirtschaft eingingen. In einigen Jahren produzierten die Hauswirtschaften mehr als die Hälfte der Agrarprodukte, und ihr Anteil blieb auch später bedeutend. Das bäuerliche Einkommen näherte sich dem der Arbeiter.

Unterdessen gab es auch Fortschritte beim schon sinnvoller gelenkten Industrialisierungsprozeß, verbunden mit einer Umschichtung der Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft in die Industrie und einem zahlenmäßigen Zuwachs der geistig-intellektuell Tätigen. Damit blieb die gesellschaftliche Mobilität erhalten und festigte sich die Existenzsicherheit. Die Industrieproduktion wuchs jährlich um 7 Prozent, das Nationaleinkommen um 5-6 Prozent und das Lebensni-

veau in ähnlicher Höhe, da das Land zugleich die Verteidigungskosten verringerte und die Investitionen zielgerechter einsetzte. All das geschah in unverändert traditionellen Formen, im Rahmen der planwirtschaftlichen Lenkung. Die politische Führung ebenso wie die Wirtschaftsexperten hatten rechtzeitig erkannt, daß sich die Möglichkeiten der extensiven Industrialisierung aufgrund der landwirtschaftlichen Arbeitskräftereserven langsam erschöpften und damit ein weiterer Entwicklungsaufschwung Veränderungenen erforderte. Die innenpolitische Stabilität und die internationale Lage ermöglichte, daß mit einer neuen Wirtschaftsentwicklungsstrategie – ausschließlich auf wirtschaftlichem Gebiet – experimentiert werden konnte.

Der Modernisierungsprozeß (1968–1978)

1968 trat der in jahrelanger Arbeit vorbereitete und durch breitgefächerte Propaganda popularisierte neue Wirtschaftsmechanismus in Kraft. Mit dieser Initiative trennte sich Ungarn markant von den übrigen sozialistischen Ländern. Aus der Rückschau von Jahrzehnten scheinen die damaligen Reformen nicht allzu bedeutend zu sein – in Wahrheit waren sie aber ein Schritt von großer Tragweite. Die Planvorhaben für die Industrie wurden verringert und die Unternehmensführung an der Gewinnmaximierung interessiert. Der Kreis der Erzeugnisse mit freier Preisgestaltung vergrößerte sich, dem Markt wurde mehr Raum gewährt, womit zugleich auch die Wertverhältnisse von Weltwirtschaft und Weltmarkt einkalkuliert werden mußten.

Die größte Gefahr einer marktorientierten Wirtschaft, die beschleunigte Reproduktion der gesellschaftlichen Ungleichgewichte blieb auch den Anhängern der Reformen nicht verborgen, weswegen sie von vornherein eine Reihe von Bremsen in den neuen Wirtschaftsmechanismus miteinbauten und fortlaufend weitere Korrekturen vornahmen. Anfangs fürchtete man Arbeitslosigkeit, sehr bald stellte sich aber heraus, daß diese Sorge grundlos war. Dann schienen Preissteigerungen zu drohen, die man jedoch durch Lohnerhöhungen ausgleichen konnte, ja es gelang sogar, die Verbraucherpreise ohne Lebensniveauverlust den Produktionskosten anzunähren. Im Laufe der Jahre ergab sich, daß die Gefahren für die Reformen ganz woanders lauerten: An der Lage und der Arbeit der Masse der Beschäftigten hatte die Reform überhaupt nichts geändert – niemand fühlte sich besser oder schlechter durch sie –, infolgedessen blieb man trotz aller Propaganda dem Reformprozeß gegenüber insgesamt gleichgültig. Die Reform hatte sich keine starke gesellschaftliche Basis schaf-

fen können, weshalb ihre Gegner 1972 eine erfolgreiche Gegenoffensive starteten und den Prozeß insgesamt abblocken konnten. Die Losung vom neuen Wirtschaftsmechanismus verschwand aus dem politischen Wörterbuch.

Einige wenige waren dennoch Nutznießer der Reformen gewesen: Manager, Kleinunternehmer, marktproduzierende Hauswirtschaften und Freischaffende. Ihre überdurchschnittlichen Einkommen führten selbst dann zu gesellschaftlichen Spannungen, als sich der Lebensstandard der übrigen nicht verringert, sondern sogar erhöht hatte.

Andererseits hatten die neuen, ungebundeneren Wirtschaftsformen Möglichkeiten geschaffen, daß immer mehr Menschen über ihren Achtstundentag hinaus anderweitige Tätigkeiten ausüben konnten. Neben der ersten, der öffentlich erfaßbaren Wirtschaft hatte sich eine zweite verbreitet, die hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Schaffung von Nationalvermögen und zugleich für die Steigerung des Lebensstandards kaum zu unterschätzen war. Dieser Prozeß hatte die beachtenswerte sozialpsychologische Folge, daß die Prestigeunterschiede zwischen den einzelnen Berufen, Tätigkeiten und dem gesellschaftlichen Status bis hinauf in die Führungspositionen allmählich verschwanden und zum alleinigen Wertmesser das Geld und die damit anzuschaffenden Statussymbole wurden. Als dessen erfreuliche Folge verschwanden die ständischen Traditionen endgültig, schmutzige Arbeit wurde nicht länger verachtet, wenn sie nur Geld einbrachte, die physische Arbeit stieg im Ansehen, und die vom Staat verteilte Anerkennung und Position galt weniger als früher. Die negative Folge dieser demokratischen – man könnte sagen auch amerikanischen – gesellschaftlichen Umwandlung war das gleichzeitige Aufkommen eines fast schon Wildwest-Wertsystems: Individualismus, gewaltsames, zweckorientiertes Verhalten, Geringschätzung der Kultur, der traditionellen Verhaltensformen. Mit dem Geld tauschten nicht nur Waren den Besitzer, sondern auch Positionen und Vorteile, der zu begrüßende Zerfall der Hierarchien machte nicht einer Ethik der erworbenen Verdienste und des Berufungsbewußtseins Platz, sondern einer alles zur Ware machenden Balkanisierung.

Das System der internationalen Bedingungen des neuen Wirtschaftsmechanismus gestaltete sich ungünstig. Die Erneuerung in der Tschechoslowakei 1968 war gescheitert, anderenorts konnten derartige Reformen nicht einmal diskutiert werden. Auf die Explosion der Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt reagierte die ungarische Wirtschaft überhaupt nicht, da man sie für vorübergehend hielt. Die Wirtschaftsentwicklung verlangsamte sich sichtlich, wenn auch die Statistiken einstweilen ein günstiges Bild zeigten: Mit den noch leicht zu beschaffenden westlichen Krediten ließen sich Wirtschafts- und Le-

bensstandardentwicklung finanzieren. Glücklicherweise wurden keine solchen gigantomanen Konzeptionen wie in Polen durchgedrückt, aber deutlich war doch geworden, daß diese halbe Reform kein Wundermittel ist.

Die Modernisierung beschränkte sich überwiegend allein auf die Wirtschaft. Zwar wurde das modische Wort Reform auch für eine „Bildungsreform", „Wahlreform" und eine Modifizierung der Verfassung okkupiert, doch blieb der politische Überbau davon unberührt. Auf der anderen Seite kam es im geistigen Leben zu einer kontinuierlich voranschreitenden relativen „Liberalisierung". Die ungarischen politischen und wirtschaftlichen Situationsanalysen enthielten immer weniger ideologischen Ballast, die Massenkommunikation vermittelte echte politische Information, die Ideologie trat zurück, und die freie Meinungsäußerung nahm spürbar zu. All diese Veränderungen vermochten sich jedoch nicht zu institutionalisieren, und somit bestand keine Sicherheit, daß diese Prozesse unumkehrbar sein könnten. Die Bedeutung der erreichten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ergebnisse wird durch nichts besser demonstriert als dadurch, daß Ungarn von allen Seiten als das Land mit der sympathischsten Form des existierenden Sozialismus anerkannt wurde.

Der Abschluß der Kádár-Periode (1978–1988)

1978 vermochte die ungarische Wirtschaft zum letzten Mal ein Wachstum zu erzielen, danach folgte eine Periode der Stagnation. Die Ursachen dafür waren komplex. Zweifellos waren inzwischen die Möglichkeiten einer extensiven Entwicklung auch in Osteuropa erschöpft. Die zurückgebliebene Infrastruktur behinderte den Übergang zur intensiven Entwicklung. Voraussetzung weiteren Fortschritts wäre eine technologische Erneuerung gewesen, die, wie in allen anderen sozialistischen Ländern, nur durch Import westlicher Technologie bzw. Durchsetzung der Marktwirtschaft zu erreichen war. Doch mußten die immer schwerer zu beschaffenden Auslandskredite in erster Linie zur Tilgung der riesigen Schulden verwendet werden. Vor radikalen Reformen und ihren zu erwartenden gesellschaftlichen und politischen Folgen schreckte die veralterte Kádár-Führung zurück. In der entstehenden neuen Weltwirtschaftsordnung hatten die traditionellen Erzeugnisse aus diesem Raum an Wert verloren, und infolge ihres Tauschwertverfalls erlitt die ungarische Wirtschaft Verluste in mehrfacher Höhe der Schäden im Zweiten Weltkrieg. So mußte der in Dollar umgerechnete Wert des Nationalvermögens so-

gar dann sinken, wenn dieses nur stagnierte. Die internationalen Bedingungen ließen es von vornherein als fraglich erscheinen, ob die Wirtschaft auf eine neue Wachstumsbahn gebracht werden könne. Zu Beginn der achtziger Jahre entschloß man sich zwar politisch zu einer gewissen Fortsetzung des Reformprozesses, vorerst aber bei strengstem Verbot der „Reform der Reform", also der radikalen Erneuerung. Das langsame, ständige Sinken des Lebensstandards und die aussichtslose Lage gefährdeten die innenpolitische Stabilität. Eine Gruppe innerhalb der Führung bemühte sich zwar, eben unter Berufung auf die schwierige Lage, die Möglichkeiten der Interessenverwirklichung innerhalb der Gesellschaft zu erhöhen, woraufhin auch zaghafte Schritte zur Erweiterung der politischen und betriebswirtschaftlichen Rechte unternommen wurden; insgesamt war aber der Partei- und Staatsapparat unter János Kádárs Leitung aufs Abwarten eingerichtet. So folgte der wirtschaftlichen eine ebensolche politische Stagnation, der wirtschaftlichen Destabilisierung eine ebensolche politische.

Bis an die Wende zu den achtziger Jahren bestrafte das System abweichende politische Willensäußerungen mit voller Strenge. Von da an aber wurde die in die sog. zweite Öffentlichkeit abgedrängte Tätigkeit Andersdenkender geduldet. Diese Andersdenkenden konstituierten sich als demokratische Opposition. Sie tauschten ihre Ideen aus und verbreiteten ihre Ansichten in ungenehmigten, vervielfältigten Veröffentlichungen im Selbstverlag und vertraten in diesen „Samisdat"-Ausgaben die Ausweitung der demokratischen Rechte. Sie hielten die pluralistische Demokratie für die beste Lösung auch der ungarischen Probleme. Sie brachten als erste mit großem Nachdruck die Sprache auf die Sorgen der Armen im Land und anderer Minderheitengruppen, sie machten auf die sich zunehmend verschlechternde Lage der Ungarn jenseits der Landesgrenzen aufmerksam. Die Tolerierung der Opposition hing zweifellos damit zusammen, daß auch sie an den außenpolitischen Verpflichtungen des Landes festhalten wollte, bzw. daß eine stalinistische politische Wende das Ende westlicher Kredite bedeutet hätte. Im übrigen konnte die Opposition nicht auf starke politische Resonanz stoßen, da sich die Bevölkerungsmehrheit aufgrund ihrer historischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte damit abgefunden hatte, daß sie mit politischen Mitteln ihr Lebensschicksal nicht ändern könne. Diese Überzeugung machte nicht nur eine gewisse politische Stabilität möglich, sondern führte zugleich zur Devalvierung der politischen Werte. Diese Oppositionsaktivitäten in der zweiten Öffentlichkeit verhalfen zugleich dem Geist in der ersten, offiziellen Öffentlichkeit zu größerer Freiheit. Die gestrandete Wirtschaftsentwicklung führte zum langsamen Absinken des Lebensstandards, und die gesellschaftliche Ent-

wicklung stagnierte. Die Bevölkerungszunahme verringerte sich derart, daß seit 1985 eine Periode ständigen Bevölkerungsrückganges einsetzte, deren wirtschaftlich-soziale Folgen – zusammen mit den Veränderungen in der Alterspyramide – mit Sicherheit zu schweren Problemen führen wird. Im Selbstmord- und Alkoholismusindex trat Ungarn an die erste Stelle in der Welt. Die Zahl der Scheidungen stieg – fast jede zweite Heirat endete mit Scheidung – und die der Eheschließungen sank, auch das durchschnittliche Lebensalter ging zurück, und außerordentlich stark gefährdet war die Lebenserwartung der 30- bis 50jährigen Männer. Hunderte von Dörfern entvölkerten sich mangels geregelter Grundversorgung, und in den Städten wurde die Wohnungssituation der jüngeren Generation immer hoffnungsloser. Beim Anteil der Studenten an der Bevölkerung lag Ungarn an letzter Stelle in Europa, und dennoch ließ das Intersse für Studienplätze nach, da sich das Prestige des Diploms verringert hatte und für viele keinen Anreiz mehr bot.

Die Sprüche der politischen Führung von den „speziellen Bedingungen des sozialistischen Aufbaus" oder der „Bewahrung der Errungenschaften" klangen in den achtziger Jahren immer hohler. Kádárs früher unbestrittene Popularität begann stark zu sinken. Die Krise erstreckte sich auf Wirtschaft, Gesellschaft und Politik gleicherweise, die bisherige Wirtschafts- und Innenpolitik ließ sich nicht mehr fortsetzen. Schließlich schlug die Unzufriedenheit der Bevölkerung für die Regierung relativ überraschend in politische Aktivierung um. Selbst die 700 000 Parteimitglieder forderten immer stärker eine Änderung der bisherigen Politik und einen personellen Wechsel in der politischen Führung. Die Gesellschaft ging dazu über, sich selbst zu organisieren; 1987 entstand als ungebundene geistige Bewegung das Ungarische Demokratische Forum (Magyar Demokrata Fórum), das sich 1988 zu einer geistig-politischen Organisation auf breiter Basis, zum Sprecher und Mittler der nationalen Interessen umstrukturierte und von der Opposition bis zum Parteimitglied alle umfaßte, die die demokratische Erneuerung des Landes gleich von welchem weltanschaulichen Standpunkt her anstrebten.

Im Mai 1988 trat eine Landesparteiberatung zusammen, beauftragt mit einer völligen Erneuerung der Parteipolitik. Sie wählte ein neues Zentralkomitee und dieses ein neues Politbüro. Károly Grósz wurde zum neuen Generalsekretär der Partei gewählt. Es wurde beschlossen, daß Ungarn seine wirtschaftliche und politische Praxis von Grund auf erneuert und neue Wege zur Überwindung der Krise sucht.

Eine historische Periode – die des Sozialismus sowjetischen Typs – war damit ohne Zweifel abgeschlossen.

Die Umgestaltung des Systems (1988–1990)

Im Mai 1988 trat eine mit der vollständigen Erneuerung der Politik der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (USAP) beauftragte Landesparteikonferenz zusammen, die ein neues Zentralkomitee und dieses wiederum ein neu zusammengesetztes Politbüro wählte. János Kádár wurde abgesetzt. Man beschloß eine grundsätzliche Änderung der bisherigen politischen und Wirtschaftspraxis Ungarns, die Suche nach neuen Wegen, die Krise zu überwinden.

Zu wirklichen Veränderungen kam es vorerst nicht. Aber im Frühling 1988 brach die Welle der Glastnost über das ganze Land herein. Die von der Lenkung durch die Partei befreite Presse brach in ihren Artikeln ein Tabu nach dem anderen, man sprach offen über die bisher geheimgehaltenen Ereignisse von 1956, über die sowjetisch-ungarischen Beziehungen, über den Machtmißbrauch in den Führungskreisen und über andere brisante Themen.

Seit Sommer 1988 traten die Reformer in der Staatsführung und der kommunistischen Partei immer mutiger auf. Immer wieder wurden Verfassungsreformpläne aus den Schubladen gezogen, und ein wahrhaft liberales Vereinsgesetz wurde verabschiedet, welches endlich ermöglichte, daß die Gesellschaft sich von unten her organisieren konnte. Das Ungarische Demokratische Forum (Magyar Demokrata Fórum = MDF) schon 1987 als lockere geistige Bewegung entstanden, wurde im Herbst 1988 zum Verein umgestaltet. Da es sich nicht als politischen Verein, sondern als eine den Status der Opposition ebenso wie den der Regierungspartei ablehnende gesellschaftliche Organisation verstand, stand es jedem – auch den Mitgliedern der einzigen Partei – offen. Im November 1988 konstituierte sich aus der radikalen Opposition der Bund der Freien Demokraten (Szabad Demokraták Szövetsége = SZDSZ) als legale politische Partei und forderte offen die Systemveränderung. Eine dritte neue politische Kraft trat ebenfalls auf: der die Jugend vertretende Bund Junger Demokraten (Fiatal Demokraták Szövetsége = FIDESZ).

Anfang 1989 entstanden nacheinander die politischen Parteien aus der Periode zwischen 1945 und 1948 von neuem: die Partei der Kleinlandwirte, die Christlich-Demokratische Volkspartei, die Sozialdemo-

kratische Partei und andere. Die USAP war ins Hintertreffen geraten, versuchte aber über ihre Reformer, zu den Ereignissen aufzuschließen. Ende Januar 1989 trat Imre Pozsgay, der namhafte, auf dem Gipfel seiner Popularität stehende Reformpolitiker, mit einer außerordentlichen Erklärung an die Öffentlichkeit: Die von ihm geleitete Kommission der Partei zur Aufdeckung der historischen Vorgänge habe festgestellt, daß es 1956 in Ungarn keine Konterrevolution, sondern einen Volksaufstand gegeben habe. Diese Erklärung stellte im Grunde die Legitimität des politischen Systems in Frage, da nun das durch die Niederschlagung des Volksaufstandes zur Macht gekommene Kádár-Regime und seine Erben nicht mehr behaupten konnten, im „Namen des Volkes" gehandelt zu haben und zu herrschen. Einige Tage später zog die USAP die Konsequenz und verkündete, sie erkenne das Mehrparteiensystem an. Das diesen Beschluß fassende Politbüro war dabei mehrheitlich natürlich der Meinung, man könne mit einigen verbündeten Parteien den Parlamentsmechanismus in Betrieb halten, unter Zulassung einiger Oppositioneller. Nach ein bis zwei Monaten hatte sich jedoch herausgestellt, daß es praktisch keinerlei Übergangs- oder Zwischenlösung gab.

Am 16. März 1989 konstituierte sich der Oppositionelle Runde Tisch aus neun Oppositionsparteien und -organisationen. Im Mai begannen die Verhandlungen zwischen Rundem Tisch, USAP und als dritter Seite jenen Organisationen, die die Regierungspartei schon früher unterstützt hatten. Dort wurden die Details und Kompromisse des Übergangs ausgearbeitet, die das noch für einige Jahre gewählte Einparteienparlament gefügig beschloß. Auf diese Weise ging in Ungarn eine „stille Revolution" ohne Gewalt und Massendemonstration vor sich. Nach Annahme der Gesetze zur Umgestaltung wurde, als quasi Vollendung der Umgestaltung der Verfassung, am 23. Oktober die Republik Ungarn ausgerufen.

Währenddessen hatte die sich langsam aus den Zwängen des sowjetischen Bündnisses befreiende ungarische Außenpolitik die Chancen dieser Verselbständigung erkannt und bedeutende Ergebnisse erzielen können. So wurden unter anderem die Beziehungen Ungarns zu Südkorea und Israel normalisiert. Die Grenze nach Österreich wurde für die Massen von Flüchtlingen aus der DDR geöffnet. Dies führte mit zum baldigen Sturz der Diktatur in der DDR, dem wie eine Kettenrekation der Zusammenbruch der übrigen stalinistischen Systeme Osteuropas folgte. All dies hatte einen positiven Einfluß auf die weitere Umgestaltung der inneren Situation Ungarns.

Nach Mitgliederzahl, Organisationskraft und Massenwirkung erhoben sich zwei politische Parteien über die anderen: das Ungarische Demokratische Forum und der Bund Freier Demokraten. Beide Parteien gingen nach Aussagen der Meinungsforscher mit gleichen Chan-

cen in die Wahlen. Deren erster Durchgang brachte dem Demokratischen Forum ein Plus von 3 Prozent, das sich – teils infolge des Wahlsystems – im zweiten Druchgang zu einer qualifizierten parlamentarischen Mehrheit erhöhte: Das Demokratische Forum errang 42 Prozent der Parlamentssitze. Das Forum, die Partei der Kleinlandwirte und die Christdemokraten gingen eine Koalition ein, so daß József Antall, der Vorsitzende des Forums, eine Regierung auf der Basis einer stabilen Mehrheit von 60 Prozent bilden konnte. Die stärkste oppositionelle Parlamentspartei bildeten die Freien Demokraten mit 20 Prozent. Die übrigen Oppositionsbänke belegten mit je etwa 10 Prozent die Jungen Demokraten sowie die Ungarische Sozialistische Partei, die nun schon sozialdemokratische Nachfolgepartei der USAP.

Als Erklärung für die gewaltlose Systemveränderung bietet sich die Krise der ungarischen Wirtschaft und Gesellschaft an. Im Sommer 1990 stellte sich heraus, daß die geerbte Krise viel tiefer ging und die Wirtschaftsprobleme zudem noch durch neuerliche Schläge verschlimmert wurden (Golfkrise, Dürre, wirtschaftlicher Zusammenbruch der früheren sozialistischen Länder). Die Demokratie erwies sich keineswegs als Wundermittel für die Wirtschaft. Nach den dynamischen Monaten des Systemwechsels sind die gewissermaßen enttäuschten und zunehmend unter schwierigeren Verhältnissen lebenden Volksmassen politisch passiver geworden. An den Lokalwahlen im Oktober 1990 beteiligten sich nur noch 40 Prozent der Wahlberechtigten, was in den Städten zu einem überragenden Sieg der Oppositon führte, während in den Dörfern statt der politischen Parteien die unabhängigen Kandidaten (oftmals die zu Recht geachteten örtlichen Leiter aus der vergangenen Periode) siegten.

Politisch ist damit der Systemwechsel vollzogen. Die Schaffung eines neuen Wirtschaftssystems, die Erneuerung der Gesellschaft sowie die Anstöße für ein Wirtschaftswachstum sind Aufgaben des letzten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts.

Bibliographie

Adriányi, G.: Fünfzig Jahre ungarischer Kirchengeschichte 1895–1949. Studia Hungarica 6, Hase und Koehler, Mainz 1974

András, E. – Mosel, J.: Kirche im Übergang. Die katholische Kirche Ungarns 1945–1982. Gesammelte Studien des Ungarischen Kirchensoziologischen Instituts, Wien 1982

Bak, J. M.: Königtum und Stände in Ungarn im 14.–16. Jahrhundert. Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europas, Bd. 6, Steiner, Wiesbaden 1973

Bogyay, T. von: Stephanus rex. Versuch einer Biographie. Herold, Wien – München 1975

Bogyay, T. von: Die heiligen Könige. Ungarns Geschichtsschreiber 1, Graz – Wien – Köln 1976

Bogyay, T. von: Grundzüge der Geschichte Ungarns. Grundzüge, Bd. 10, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977

Bucsay, M.: Der Protestantismus in Ungarn 1521–1978. Ungarns Reformationskirchen in Geschichte und Gegenwart. Bd. I–II, Böhlau, Wien – Köln – Graz 1977–1979

Deák, E.: Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone (1780–1918). Teil I. Allgemeine Bestimmung der Städte und der städtischen Siedlungen. Teil II, 1–2. Ausgewählte Materialien zum Städtewesen. Veröffentlichungen der Kommission für Wirtschaft-, Sozial- und Stadtgeschichte 3–4. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1979, 1989

Deér, J.: Heidnisches und Christliches in der altungarischen Monarchie. Szeged 1934

Deér, J.: Die Entstehung des ungarischen Königtums. Ostmitteleuropäische Bibliothek Nr. 38, Budapest 1942

Deér, J.: Die heilige Krone Ungarns. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Denkschriften, Bd. 91, Kommissionverlag, Wien 1966

Die Agrarfrage in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1900–1918. Verlag der Akademie der Soz. Rep. Rumänien, Bukarest 1965

Dienes, I.: Die Ungarn um die Zeit der Landnahme. Budapest 1972

Engel Jánosi, F. – Rumpler, H.(Hrsg.): Probleme der Franzisko-Josephinischen Zeit 1848–1916. Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd. 1, Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1967

Flachbarth, E.: Histoire des minorités nationales en Hongrie. Hachette, Paris – Clermont-Ferrand 1944

Fügedi, E.: Kings, Bishops, Nobles and Burghers in Medieval Hungary. Edited by J.M. Bak. London 1986 (Variorum Reprints)

Futaky, I. (Hrsg.): Küß die Hand, Genossin. Ungarn ein kommunistisches Wunderland? Spiegel Buch, Rohwolt, Hamburg 1983

Göckenjan, H.: Hilfsvölker und Grenzwächter im mittelalterlichen Ungarn.

Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europas, Bd. 5, Steiner, Wiesbaden 1972

Gosztonyi, P.: Der Ungarische Volksaufstand in Augenzeugenberichten. Karl Rauch, Düsseldorf 1966

Gosztonyi, P.: Miklós von Horthy. Admiral und Reichsverweser. Persönlichkeit und Geschichte 76-77, Musterschmidt, Göttingen – Zürich – Frankfurt 1973

Györffy, Gy.: The Original Landtaking of the Hungarians. Budapest 1975

Györffy, Gy.: Wirtschaft und Gesellschaft der Ungarn um die Jahrtausendwende. Mit der Textausgabe von L. Závodszky. Akadémiai Kiadó, Budapest 1983

Hanák, P. – Szász, Z. (Hrsg.): Die nationale Frage in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1900-1918. Akadémiai Kiadó, Budapest 1966

Hóman, B.: König Stephan I. der Heilige. Die Gründung des ungarischen Staates. W.G. Korn, Berlau o.J.

Hóman, B.: Geschichte des ungarischen Mittelalters. Bd. I-II, Berlin 1940, 1943

La Hongrie entre l'Orient et l'Occident. Série d'études avec un essai sur l'amitié Franco-Hongroise par le comte Robert de Dampierre. Hachette, Paris – Clermont-Ferrand 1944

Horváth, Z.: Jahrhundertwende in Ungarn. Geschichte der zweiten Reformgeneration (1896-1914). Corvina, Budapest 1966

Kann, R. A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1918. Bd. I-II, Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft Öst., Bd. 4-5, H. Böhlaus Nachfolger, Graz – Köln 1964²

Köpeczi, B. (Hrsg.): Kurze Geschichte Siebenbürgens. Akadémiai Kiadó, Budapest 1990

Kumorovitz, L.B.: Die erste Epoche der ungarischenprivatrechtlichen Schriftlichkeit im Mittelalter (11.-12. Jahrhundert). Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 21, Akadémia Kiadó, Budapest 1960

Lasky, M.: Die ungarische Revolution. Weißbuch. Die Geschichte des Oktober-Aufstandes nach Dokumenten, Meldungen, Augenzeugenberichten und dem Echo der Weltöffentlichkeit. (Besorgt von Gerhard Löwenthal.)

Lüttlich, R.: Ungarnzüge in Europa im 10. Jahrhundert. Berlin 1910 (Reprint 1965)

Macartney, C.A.: October Fifteenth. A History of the Modern Hungary 1929-1945. Bd. I-II, Edinburgh 1961

Macartney, C.A.: Hungary. A Short History. Edinburgh 1962

Macartney, C.A.: Geschichte Ungarns. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1971

Makkai, L.: Die Entstehung der gesellschaftlichen Basis des Absolutismus in den Ländern der österreichischen Habsburger. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 43, Akadémiai Kiadó, Budapest 1960

Mályusz, E.: Geschichte des ungarischen Volkstums. Von der Landnahme bis zum Ausgang des Mittelalters. Pannonia-Bücher Nr. 2, Pannonia Verlag, Budapest 1940

Mályusz, E. (Hrsg.): Siebenbürgen und seine Völker. Danubia, Budapest – Leipzig – Milano 1943

Mályusz, E.: Das Konstanzer Konzil und das königliche Patronatsrecht in Ungarn. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 18, Akadémiai Kiadó, Budapest 1959

Miskolczy, J.: Ungarn in der Habsburger-Monarchie. Wiener Historische Studien, Bd. 5, Herold, Wien – München 1959

Moravcsik, Gy.: Die byzantinische Kultur und das mittelalterliche Ungarn. Akademie-Verlag, Berlin 1956

Moravcsik, Gy.: Studia Byzantina. Akadémiai Kiadó, Budapest 1967

Moravcsik, Gy.: Byzantium and the Magyars. Hakkert, Amsterdam 1970

Niederhauser, E.: 1848. Sturm im Habsburgerreich. Corvina, Budapest 1990

Österreich-Ungarn in der Weltpolitik 1900–1918. Akademie-Verlag, Berlin 1965

Ottlik, G. (Hrsg.): Ungarische Gestalten aus zehn Jahrhunderten. Pester Lloyd-Verlag für Deutschland, Universitas-Verlag, Berlin o.J.

Pach, Zs.P.: Die ungarische Agrarentwicklung im 16.–17. Jahrhundert. Abbiegung vom westeuropäischen Entwicklungsgang. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 54, Akadémiai Kiadó, Budapest 1964

Pamlényi, E. (Hrsg.): Die Geschichte Ungarns. Corvina, Budapest 1971

Révész, L.: Die Anfänge des ungarischen Parlamentarismus. Südosteuropäische Arbeiten 68, Oldenbourg, München 1968

Sándor, V. – Hanák, P. (Hrsg.): Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 51, Akadémiai Kiadó, Budapest 1961

Sashegyi, O.: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beitrag zur Kulturgeschichte der habsburgischen Länder. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 16, Akadémiai Kiadó, Budapest 1958

Silagi, D.: Ungarn und der geheime Mitarbeiterkreis Kaiser Leopolds II. Südosteuropäische Arbeiten 57, Oldenbourg, München 1961

Szabó, St.: Ungarisches Volk. Geschichte und Wandlungen. Budapest – Leipzig 1944

Tóth, A.: Parteien und Reichstagswahlen in Ungarn 1848–1892. Südosteuropäische Arbeiten 70, Oldenbourg, München 1973

Ungarn-Jahrbuch (erscheint seits 1968 in der Herausgabe des Ungarischen Instituts München mit zahlreichen einschlägigen Aufsätzen, hauptsächlich über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ungarns sowie mit Forschungsberichten und Rezensionen).

Vardy, St. B.: Clio's Art in Hungary and in Hungarian-America. East European Monographs No. 179, Columbia University Press, Pittsburgh 1985

Varga, J.: Typen und Probleme des bäuerlichen Grundbesitzes in Ungarn 1767–1849. Akadémiai Kiadó, Budapest 1965

Zimányi, V.: Der Bauernstand der Herrschaft Güssig im 16. und 17. Jahrhundert. Burgenländische Forschungen, Heft 46, Burgerländisches Landesarchiv, Eisenstadt 1962

IV

Literatur und Künste von den Anfängen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts

Péter Kőszeghy

Urdichtung und Landnahmezeit (9.–10. Jh.)

Schriftliche Textdenkmäler aus der ungarischen Heidenzeit gibt es nicht, und alle Analogien und Schlußfolgerungen, welche die Art der ungarischen Urdichtung erkunden wollen, weisen den gleichen Fehler auf: Ihre Ergebnisse hängen allzu sehr vom angewandten Verfahren ab. Darum läßt sich mit Gewißheit nur feststellen, daß die im Karpatenbecken eintreffenden ungarischen Vorfahren die einfachsten Gattungen der Lyrik und Epik wie heidnische Ritualtexte, Arbeitslieder, Sprüche oder Heldenlieder bereits pflegten und ihnen ebenso gewisse Elemente der christlichen Kultur bekannt gewesen sein konnten.

Spuren epischer Urdichtung haben sich in den mittelalterlichen Gesta und Chroniken erhalten. So sind die – allerdings lateinisch – bei Anonymus überlieferten zwei Zeilen „Omnes loca sibi aquirebant et nomen bonum accipiebant" (Sie alle haben Land genommen und sich einen guten Namen erworben) möglicherweise das Fragment eines Heldenliedes.

Hat es ein ungarisches Urepos gegeben? Diese Frage wartet seit dem vergangenen Jahrhundert auf ihre Beantwortung, nachdem das erste unsichere Ja kein Geringerer als János Arany gesprochen hatte. Seither haben sich die Ansichten darüber mehrfach geändert, ohne daß auch nur eine von ihnen einen entscheidenden Beweis hätte vorlegen können. Bei dem heutigen Wissensstand ist die verneinende Antwort wahrscheinlicher: Es hat keinen ungarischen Homer gegeben. Vergleichende Untersuchungen haben nachgewiesen, daß alle nomadischen Gesellschaften auf etwa dem gleichen Entwicklungsniveau wie die landnehmenden Ungarn zwar ihre Heldenlieder, -märchen und Sagen besaßen, ohne daß sich diese aber im allgemeinen zu einem Epos entwickelten; somit kann das Epos nicht direkt aus diesen literarischen Gattungen hervorgegangen sein.

Die ungarische Urdichtung war grundsätzlich von der mündlichen Überlieferung geprägt, wenn man auch nicht ausschließen kann, daß einzelne Texte schriftlich niedergelegt wurden, so eine Art Grabinschriften, beispielsweise „Klagelieder", wie in den alttürkischen Inschriften aus dem 8. Jh.

Die landnehmenden Ungarn kannten die mit griechischen und kyrillischen Elementen ergänzte türkische, sog. Szekler-Runenschrift, die diesen Namen erhielt, weil ihre Zeugnisse lange Zeit nur im Szeklerland gefunden wurden. Diese Nationalschrift der Ungarn wird auch von den Geschichtsschreibern im 15. Jh. — Thuróczy und Bonfini — erwähnt.

Besser als die Urdichtung, aber immer noch recht einseitig ist die gegenständliche Kultur der Ungarn vor ihrer Staatsgründung bekannt. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um Grabbeigaben. Da Textilien, Leder und Holz in der Erde verrotten, bestehen die Funde zumeist aus Riemenzungen, Knöpfen, Kleidungsbeschlägen, Pferdegeschirren, Schmuck und Münzen, die vor allem Auskunft über das Metall-Kunsthandwerk geben.

Typisch für die Nomadenkulturen der Steppe ist die am Gürtel getragene, mit Metallbeschlägen verstärkte und verzierte Ledertasche. Die Taschenbeschläge der landnehmenden Ungarn zieren zumeist Palmettenmuster, andere wiederum Strahlenmuster.

Um 900 entstand — vermutlich als ein Meisterstück der ungarischer Schmiedekunst — der Prunksäbel, das sog. Schwert Attilas oder Karls des Großen, von dem man annimmt, daß es einst ein ungarischer Fürst getragen hat. Scheide, Griff und Kreuzeisen sind mit Goldplatten umhüllt, verziert mit von den Taschenbeschlägen bekannten geometrischen Flechtbändern und Palmetten.

Ein fürstliches Tafelgeschirr mag der in seiner Herkunft umstrittene Schatz von Groß-Sankt-Nikolaus (Nagyszentmiklós, Sînnicolau Mare) gewesen sein. Einige der 23 goldenen Gefäße sind vermutlich awarische und eventuell altbulgarische Arbeiten, andere mag ein ungarischer Meister verfertigt haben. Sie tragen Inschriften in griechischer und türkischer Sprache mit griechischen Buchstaben und Runen einer unbekannten Sprache, ihre mythischen Tier- und Menschendarstellungen zeugen von einer uralten Glaubens- und Sagenwelt.

Diese hohe Handwerkskultur mag von außerordentlich vielen — iranischen, byzantinischen, sassanidischen, normannischen, awarischen usw. — Quellen gespeist worden sein, dennoch folgte sie ihrer spezifischen Eigengesetzlichkeit und läßt sich von der anderer Völker sehr gut unterscheiden. Ihre Blüte erlebte sie in der neuen Heimat, unter friedlichen Verhältnissen im Karpatenbecken, als aus den verschiedensprachigen und jeweils andere kulturelle Traditionen mit sich bringenden Stämmen langsam das einheitliche ungarische Volk entstand.

Mittelalter

Arpadenzeit (10.–13. Jh.)

Das heidnische Erbe verschwand keineswegs spurlos aus der ungarischen Kultur des 10.–12. Jh. Davon zeugen die Bestattungsbräuche und auch König Ladislaus' Gesetze, doch die bestimmenden Einflüsse kamen nun aus Byzanz und Rom. Gleichsam von symbolischer Bedeutung ist, daß der untere Teil der ungarischen Krone eine byzantinische Arbeit mit griechischen Inschriften ist, der obere Teil aber im Westen, entweder in Rom oder Ungarn, mit lateinischem Text gefertigt wurde, und daß beide Teile – höchst ungeschickt, gemessen an den landnahmezeitlichen Goldschmiedetraditionen – von der Hand eines ungarischen Meisters in den letzten Dezennien des 12. Jh. zusammengefügt wurden.

Die Ungarn lernten das Christentum durch byzantinische Vermittlung kennen. Das erste Bistum war eine griechische Gründung, nach griechischem Ritus wurden im 10. Jh. mehrere ungarische Herren getauft. Großfürst Geysa (Géza, 972–997) war sowohl Anhänger des griechischen als auch des römischen Christentums. Vermutlich waren auch die Führer der ersten „Heiden"-Aufstände unter Stephan I. griechische Christen. Zu den frühesten Klostergründungen gehörte das dem griechischen Ritus folgende Nonnenkloster im Wesprimtal. Infolge der vom östlichen Kaiserreich ausgehenden Mission kam es durch bulgar-slawische Vermittlung zur Übernahme einer Reihe kirchlicher Ausdrücke (Kreuz, Priester, Weihnachten usw.). Das Doppelkreuz (im ungarischen Wappen, auf dem Reichsapfel), einzelne Züge der liturgischen Ordnung sowie gewisse Episoden in den ungarischen Legenden und Gesta des Mittelalters zeugen vom byzantinischen Einfluß.

Dann aber sicherte die politisch höchst scharfsichtige und das ganze nächste Jahrtausend beeinflussende Entscheidung des Großfürsten Geysa und seines Sohnes Stephan I., sich nach dem Westen zu orientieren, Rom derartige Vorrechte, daß die Westkirche schon im 11. Jh. bedeutend an Boden gewinnen konnte. Die byzantinischen Elemente blieben jedoch noch jahrhundertelang bestehen und versanken erst ganz allmählich in der sich immer mehr und mehr verbreitenden lateinischen Kultur späterer Zeiten.

Spricht man vom Orient und Okzident, von Byzanz und Rom, so ist nicht zu vergessen, wie viele gemeinsame Wurzeln dieser beiden großen religiösen, kulturellen und politischen Zentren auf die Antike zurückgehen und daß die Kirchenspaltung – ein viel eher politischer als kultureller Schritt – erst Mitte des 11. Jh. erfolgte. Byzanz und Italien pflegten enge Beziehungen. Da Byzanz kulturell auf einer viel höheren Stufe stand, war der geistige Güteraustausch weit stärker von Ost nach West gerichtet als umgekehrt. Deshalb kann man – wenn überhaupt – die direkten primären kulturellen Einflüsse aus dem Oströmischen Reich von dem sekundären, durch den Westen vermittelten, aber aus Byzanz stammenden geistigen Import nur mittels höchstkomplizierter Analysen unterscheiden. Trotz dieser Schwierigkeiten ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß die direkten byzantinischen Einflüsse auf die ungarische Kultur in dieser Frühphase sehr stark waren, viel stärker als auf die im übrigen auf ähnlicher politisch-kultureller Entwicklungsstufe wie Ungarn stehenden Länder wie Böhmen oder Polen.

Die kluniazensische Reform führte im 10.–11. Jh. zur Erneuerung der Westkriche. In der Mission und Kirchenorganisation übernahmen die Benediktiner die führende Rolle, und auch für den entstehenden ungarischen Feudalstaat bildeten die aus böhmischen, italienischen, französischen und deutschen Landen eintreffenden Benediktiner die wichtigste Stütze. Das 11. Jh. ist die Gründungszeit immer wieder neuer Benediktinerklöster, deren Zahl bis zum Ende der Arpadenzeit bis auf etwa 80 angewachsen war.

Die erste mönchische Gemeinschaft entstand – noch zu Großfürst Geysas Zeit – in Martinsberg, dem heutigen Pannonhalma. Der Schenkungsbrief von Stephan I. (1002) – überliefert in einer Abschrift aus dem 12. Jh. – ist die erste lateinische Urkunde auf ungarischem Boden. Ein herausragendes Exemplar dieser Gattung ist die in gereimter Prosa geschriebene Gründungsurkunde der Benediktinerabtei von Tihany, einer Halbinsel im Plattensee, aus dem Jahre 1055, die auch vereinzelte ungarische Wörter enthält. Ihr Verfasser (ein Bischof Miklós) verkündet in der Arenga (Einleitung) der Urkunde nachdrücklich die Wichtigkeit der Schrift: „Was die Kinder des Menschengeschlechts mit Gesetzeskraft beschließen, das vertraut die Hand der Schreiber mit nicht nachlassender Sorgfalt der Erinnerung der Buchstaben an..."

Solche nach byzantinischem und westlichem Vorbild verfaßten Urkunden trugen nicht nur zur Verbreitung der Schrift, sondern – durch die Normen der gebundenen Form – auch zur Herausbildung eines anspruchsvollen Stils bei, während ihre Narratio (Schenkungsbericht) den Phraseologienschatz epischer Kompositionen, nämlich der von der Kanzlei verfaßten Chroniken, bereicherte (und umge-

kehrt). Die Tatsache der Beurkundungspraxis darf wiederum auch nicht überschätzt werden: Bis zur Zeit Belas III. verlief die Ausgabe königlicher Urkunden völlig unsystematisch, infolgedessen gab es auch kein Beurkundungszentrum.

Die Stabilisierung der neuen Ordnung wäre ohne neue, das Gewohnheitsrecht ablösende Gesetze unvorstellbar gewesen. Diese Aufgabe erfüllten die beiden Gesetzbücher Stephans I. Zwar stimmt ihr Text in manchen Passagen wörtlich mit westeuropäischen Vorbildern überein, dennoch wurden sie nicht vorbehaltlos übernommen. Sie sind stets auf die ungarischen Verhältnisse zugeschnitten und in manchen Fällen sogar erheblich menschenfreundlicher als im damaligen Europa üblich. Es preist die Weisheit ihres Gesetzgebers, daß er auch Verfügungen über die Kopierung der Gesetzbücher traf; Stephan sah die Grundzusammenhänge von Kultur, Ideologie und Macht sehr klar.

Den strengen Gesetzen der Könige Salomon (1063–1074) und Ladislaus I. folgten die schon um vieles milderen von Koloman dem Bücherfreund, dessen erstes Gesetzbuch ein Mönch namens Albericus für seinen Erzbischof zusammenstellte; sein Werk ist eine auch literarisch bedeutende Schöpfung. Der Widmungsbrief in gereimter Prosa enthält eine von hoher rhetorischer Bildung zeugende Abhandlung über die sich parallel mit den historischen Veränderungen wandelnden Gesetze.

Zur der in jener Zeit beliebten Gattung der Königsspiegel gehören die früher für einen Teil des ersten Gesetzbuchs von Stephan I. gehaltenen *Ermahnungen an Herzog Emerich* (Intelmek Imre Herceghez). Da Herzog Emerich (geb. um 1007) 1031 starb, muß das Büchlein in den Jahren davor entstanden sein. Die gereimte Prosa in flüssigem Latein beinhaltet in Form von moralischen Ermahnungen die Wissenschaft vom Regieren. Sein Autor mag die karolingischen wie die byzantinischen Schemata gekannt haben. Ob und in welcher Weise Stephan I. selbst eine Rolle bei der Zusammenstellung gespielt hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Wem aber auch der vielzitierte, weise Satz: „das Land mit einer Sprache und einem Brauchtum ist schwach und anfällig" zuzuschreiben ist, ob einem ausländischen Verfasser am Königshof oder Stephan I. selbst, er zeugt von dem Willen, sich in die für das Mittelalter so charakteristische Internationalität einzugliedern. Dieser Lobpreis des Fremden wurde für Jahrhunderte zum Topos in der ungarischen Literatur.

Die erste Schrift der theologischen Literatur in Ungarn ist die *Deliberatio* des aus Italien stammenden hl. Gerhardt, der die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens in Ungarn verbrachte. Seine weiteren Werke sind verlorengegangen, daß sie existierten, weiß man teils durch seine eigenen Hinweise, teils aus den Aufzeichnungen ande-

rer; erst in allerjüngster Zeit tauchte ein halbseitiges Fragment einer seiner Predigten auf. Die *Deliberatio* entstand zur Zeit der Herrschaft von Samuel Aba (1041–1044), sie ist ein einzig- und eigenartiges Werk in der ungarischen Literatur des frühen Mittelalters: ein mit gelehrsamer Informiertheit und leidenschaftlicher Gottesliebe geschriebener allegorisch-mystischer Bibelkommentar, durch und durch mit biblischen Assoziationen verwoben; andererseits finden sich darin auch aktualpolitische Hinweise auf die Verhältnisse in Ungarn. Unter den Autoren seiner Zeit zeichnet sich der hl. Gerhardt durch seine Kenntnis des Pseudo-Dionysios aus, die geistige Assimilierung des *Areopagiten* wird auch im Westen erst im 12.–13. Jh. allgemein. Er ist wohl der erste, der die Aufgabe der Philosophie folgendermaßen bestimmt: „Die Philosophie ist die Magd der Theologie". Obwohl ein Fremder, verdanken wir ihm die erste schriftliche Äußerung des Hungarus-Bewußtseins: „Wenn Germania spricht, soll Pannonia nicht schweigen", und auch andere Stellen seines Werkes zeugen von seiner gefühlsmäßigen Bindung, indem er nicht nur einfach von Pannonien, sondern von „unserem Pannonien" schreibt.

Ein theologisches Werk, ein Königsspiegel, Gesetze, Urkunden — all das entstand innerhalb weniger Jahrzehnte. Das in der christlichen Welt noch „junge" Ungarn — dies Attribut gehörte im Mittelalter noch lange zum Namen Ungarns — mühte sich wahrlich mit jugendlichem Wissensdurst, die Hochkultur Europas aufzunehmen. In den Benediktinerklöstern, deren Ordensregel gemeinsame Lesungen vorschrieb, entstanden die ersten Buchkopierwerkstätten und Bibliotheken. Die populärsten Vertreter des antiken Erbes, Cassiodor, Boethius, Justinian und Priscian, wurden auch in Ungarn bekannt. Zugleich setzten, vor allem zur Erfüllung kirchlicher Ansprüche, die ersten Bauvorhaben ein. In den von Stephan I. gegründeten 10 Bistümern, den Abteien und Propsteien existierten bereits Kirchen aus Stein, im allgemeinen ein- oder dreischiffige Gebäude ohne Querschiff, mit einem halbrunden Altarraum im Osten. Als eine Art ungarisches Aachen hatte Stephan die Stuhlweißenburger Pfeilerbasilika mit zweitürmiger Fassade geplant, über deren Reichtum und einstiges phantastisches Interieur die Stephanslegende des Bischofs Hartvig berichtet. Hier wurde der Gründer des ungarischen Staates beigesetzt. Zur gleichen Zeit wurden auch die Dome der Bistümer Kalocsa, Fünfkirchen, Gran und Weißenburg errichtet.

Mit den ersten Profanbauten waren bereits unter Großfürst Geysa begonnen worden, der sich auf dem Graner Burghügel einen Palast aus Stein als Fürstensitz errichten ließ. Die Arbeiten daran wurden unter König Stephan I. fortgesetzt, u.a. entstand zu dieser Zeit die Rundkapelle im Zentrum des Palastes, deren Mauern zum Teil heute noch zu sehen sind, der gesamte Gebäudekomplex wurde mit Burg-

mauern umgeben. Es ist die einzige bekannte Steinburg aus dem 11. Jh. Die Burgen der Gespansitze bestanden vermutlich aus Planken und lehmbeworfenem Flechtwerk, manchmal waren es – wohl noch als Spezifikum aus nomadischer Zeit – nur Schanzen aus gebranntem Lehm.

Das am vollständigsten erhaltene Baudenkmal aus der Zeit Mitte des 11. Jh. ist die Kirche von Feldebrő, eine relativ große, quadratische Grabkirche mit (beinahe im ursprünglichen Zustand erhaltener) zweischiffiger Unterkirche. Errichtet wurde sie von Samuel Aba, ebenso wie die architektonisch mit der Feldebrőer verwandte Kirche von Tarnaszentmária. Beide Gebäude weisen orientalisch-byzantinische Züge auf und stehen georgischen oder armenischen Vorbildern am nächsten. Ähnliche Raumstrukturlösungen gibt es in Europa nur selten.

Von den Abteien aus der Zeit Stephans, wie Martinsberg, Zalavár, Pécsvárad und Bakonybél, sind leider nur Ruinen – bestenfalls Originale Teile der Krypta und ansonsten einige behauene Steinfragmente – oder nicht einmal diese erhalten geblieben.

Ein Teil der Steinfragmente zeigt die in ganz Europa üblichen Flechtbandverzierungen, ein anderer die von den landnahmezeitlichen Taschenbeschlägen bekannten Palmettenmotive; beide Typen können auch gemeinsam vorkommen. Die frühe Verbreitung der ersteren Gruppe belegt ein Fragment aus dem 1019 geweihten Kloster Zalavár, das schönste und relativ gut erhaltene Denkmal in diesem Stil ist der in Stuhlweißenburg gefundene Steinsarg des ersten ungarischen Königs. Es ist ein umgearbeiteter römischer Sarkophag mit von Flechtbändern umrahmten Reliefs an den Seiten.

Die andere, in Ungarn sehr verbreitete Gruppe trägt die Charakteristika der späten Sassanidenzeit an sich. Man kann nicht zuverlässig entscheiden, ob ihre Palmettenmotive direkt aus der Goldschmiedekunst der Landnahmezeit oder aus Byzanz, von den Normannen oder einem sonstigen Vermittlungsgebiet in die ungarische Steinmetzkunst gelangten – recht nachdrückliche Argumente weisen jedenfalls auf byzantinischen Einfluß.

Die schriftlichen Quellen – vor allem die Gründungsurkunden und Inventarverzeichnisse der Klöster – berichten von Drechsler-, Töpfer- und Goldschmiedemeistern sowie einer reichen materiellen Kultur, aber kunstgewerbliche Schöpfungen jener Periode sind, ähnlich den heidnischen Zeiten, in ganz geringer Zahl erhalten geblieben. Eine ausländische (Regensburger [?]) Goldschmiedearbeit ist das von Königin Gisela, der Frau König Stephans, für das Grab ihrer Mutter bestimmte Goldkreuz. Die Inschrift besteht aus vier lateinischen Hexameter-Zeilen, nach Meinung einiger Forscher ist sie das früheste Gedicht aus Ungarn (1018?). Einige Hinterlassenschaften der

gegenständlichen Kultur stellen als bedeutendes ungarisches kulturelles Spezifikum zur Zeit Stephans eine harmonische Verschmelzung der Kunst des Ostens und des Westens dar. So zeigt beispielsweise die Form des Kreuzes des ersten ungarischen Kruzifixes archaisch *östlichen*, die Gestaltung des Korpus dagegen *westlichen* Einfluß.

Das einzige erhaltene Zeugnis der frühen Textilkunst ist der ungarische Krönungsmantel. Er war ursprünglich ein Meßgewand, das – wie die Aufschrift bezeugt – Königin Gisela und König Stephan 1031 der Stuhlweißenburger Basilika geschenkt hatten und das im 13. Jh. zum Krönungsmantel umgestaltet wurde. Die Darstellungsweise der Stickereien folgt byzantinischen und karolingischen Traditionen, die technische Ausführung ist mit der der Regensburger Textilien identisch, die Motive sind christologischen Ursprungs.

Seit der zweiten Hälfte des 11. Jh., besonders seit der Zeit Ladislaus' I. und Kolomans des Bücherfreunds, erstarkte der christliche ungarische Staat, und unter den relativ friedlichen Verhältnissen entstanden die beiden wichtigsten Gattungen der mittelalterlich-lateinischen Literatur in Ungarn: die Legenden- und die Geschichtsschreibung.

1083, als König Stephan, Herzog Emerich und Bischof Gerhardt heiliggesprochen wurden, waren noch nicht einmal 100 Jahre vergangen, als Papst Johannes XV. 993 eben jenen Bischof Udalrik (Uldarik, Ulrik) heiliggesprochen hatte (erste päpstliche Heiligsprechung), der sich außer sonstigen Verdiensten besonders durch seinen heldenhaften Widerstand gegen die heidnischen Ungarn ausgezeichnet hatte. Es ist ganz verständlich, daß die Legenden – zum Vorlesen gedachte märchenhafte Heiligenviten – bereits mit ihrer Themenwahl dem „teuflischen Ungarn", wie er in den christlichen, vor allem den deutschen Landen gesehen wurde, ein anderes Antlitz zu geben wünschten, in der Gewißheit, das Porträt des christlichen Königreichs Ungarn werde so endgültig einem Platz auf Tafelbild Europas erhalten.

Die erste Legende verewigt das Leben zweier Einsiedler, Zoerard (Andreas) und Benedikt, das aus nichts anderem bestand als aus Fasten, Beten, Selbstkasteiung und Arbeit. Ihr Verfasser, der Fünfkirchner Bischof Mór, zuvor Abt von Martinsberg und einer der ersten Schriftsteller ungarischer Herkunft, mag dies kleine Werk in klarem Latein nach 1064 geschrieben haben.

Um die sich langsam herausbildende Hungarus-Ideologie hat ein unbekannter Benediktiner unvergängliches Verdienst erworben, der unter Ladislaus I., etwa zwischen 1077 und 1083, die erste, die „große" Stephanslegende verfaßte. Darin ist niedergelegt, daß das Volk durch Gottes Fügung ins Land Pannonien gekommen sei, noch dazu, um als ein Werkzeug Gottes die Irrwege der Christen zu bestrafen.

Damit wurden die Landnahme (die bereits in den *Ermahnungen* uminterpretiert worden war) und die Streifzüge auf einen Schlag christianisiert. Viel schwerer war es, die Idee der ungarischen Unabhängigkeit zu belegen. In der Periode der Kämpfe zwischen Papst- und Kaisertum war es schon um des Selbstschutzes willen wichtig zu beweisen, daß Ungarn weder Lehnsbesitz des deutschen Kaisers noch des Papstes war. Die deutsche Eroberungsabsicht mit der ihr zugrunde liegenden Ideologie wird dem Legendenverfasser kaum Probleme bereitet haben: König Geysa I. (1074–1077) und Herzog Ladislaus verteidigten in der Schlacht von Mogyoród (1074) die Unabhängigkeit des Landes mit den Waffen; doch gegen den Papst mußte der Kampf mit der Feder aufgenommen werden. Der Legendenschreiber hatte da einen nicht alltäglichen Einfall: Erstmals taucht der Gedanke vom „Ungarn als Land Mariens" auf, der unter den ungarischen Katholiken bis heute lebendig ist und als ein Mittel entstanden war, die Distanz zum Papst auszudrücken. Der damalige, sich auch in der Rechtsauffassung niederschlagende Gedankengang war folgender: Wenn Ungarn nun einmal das Land Mariens ist, kann es kein Teil des Papsttums, der „terra sancti Petri" sein, einfach deshalb nicht, weil Maria in der himmlischen Hierarchie über dem hl. Petrus steht. In der Legende wird König Stephan als Verteiler großzügiger Almosen, als heilig-ernster, geduldiger und demütiger Mann dargestellt.

Ein etwas anderes Porträt ergibt sich aus der zweiten, der „kleinen" Stephanslegende, die irgendwann während Kolomans Regierungszeit entstanden war. Ihr Verfasser – der sich auf die frühere Legende als „den glaubwürdigen ersten Text über den gleichen Gegenstand" beruft – ist ebenfalls unbekannt. Hier werden nicht nur die Herrschertugend Stephans des Heiligen und seine Unnachgiebigkeit den Gegnern gegenüber, sondern auch seine außerordentliche grammatikalische Bildung hervorgehoben. Die letztere dieser Eigenschaften traf zwar auch auf Stephan zu, als herausragender Charakterzug aber eher auf Koloman. Der Verfasser ist sichtlich bemüht, den Herrscher seiner Zeit darzustellen, dessen herausragende Bildung ihm den Beinamen „Bücherfreund" eintrug – einen vergleichbaren Namen trug im Mittelalter kein einziger ausländischer Herrscher – und der dennoch nicht zögerte, seinen jüngeren Bruder Herzog Álmos unbarmherzig zu blenden, als dieser nach seinem Thron trachtete.

Die dritte Stephanslegende schrieb unter Benutzung der ersten beiden Bischof Hartvik im Auftrag König Kolomans. Sein Werk ist nicht einfach eine Kompilation, sondern enthält auch viel Neues. Das Interessanteste mag die nur hier vorkommende Geschichte der Kronensendung sein. Daß Stephan I. seine Krone vom Papst bekommen hatte, war von den bisherigen Verfassern zwar nicht völlig verschwiegen, aber als heikle politische Frage besser nicht detailliert be-

richtet worden. Denn das Papsttum berief sich bei seinem Rechtsanspruch auf das Land unter anderem gerade auf die Schenkung der Krone. Hartvik entkräftet dieses Argument sehr geschickt damit, Stephan habe die Krone nicht vom Papst, sondern durch ihn, unmittelbar aber durch Gottes Fügung erhalten, und das Oberhaupt der Kirche achte den heiligen König für höherstehend als sich selbst, als Apostel Christi (während der Papst nur als „apostolisch" galt).

Über das Leben des hl. Emerich ist eine Legende erhalten geblieben, mit drei Einleitungen. Sie entstand nach seiner Heiligsprechung (1083) und vermutlich vor 1120. Der Autor hält eines der Wunder Herzog Emerichs – und damit eine Vielzahl andere andeutend – einer detaillierten Wiedergabe für würdig: Durch Vermittlung Herzog Emerichs erwirkt Konrad, ein überaus sündiger Deutscher, von Gott die Vergebung seiner Sünden. (Zu jener Zeit wurde die Heiligkeit der ungarischen Heiligen auf deutschem Boden zumeist bestritten.) Die Haupttugend des hl. Emerich, seine Jungfräulichkeit, mag als Vorbild für die Geistlichkeit gedacht gewesen sein, da der heimische Klerus damals diese Tugend nur ungern üben wollte – viele Geistliche hatten Frau und Kinder.

Mehrere Legenden sind von Bischof Gerhardt bekannt, und zwar eine längere sowie eine kürzere und außerdem eine gedruckte Variante von 1519. Sie vertreten keine einheitliche Sicht, vermutlich entstand aber der Grundtext der großen Legende im 11.–12. Jh., dessen erweiterte Kopie aus dem 14. Jh. den heute bekannten Text bietet. Die kleine Legende stellt einen Auszug des Urtextes der größeren dar, der in der zweiten Hälfte des 12. Jh. zu Predigtzwecken umgeschrieben worden war.

Zwar mangelt es auch der großen Gerhardtlegende nicht an politischen – vor allem innerpolitischen – Bezügen, viel interessanter ist jedoch ein Blick auf die ausgefeilten schriftstellerischen Mittel. Der unbekannte Autor rundet das Leben Bischof Gerhardts zu einer farbigen Geschichte, einer wahren kleinen Novelle ab, indem er auch Wendungen aus Volksmärchen und eventuell aus Heldenliedern in sein Werk aufnimmt. Die Handlung wird durch häufige Dialoge vorangetrieben, und der Autor schreckt nicht einmal vor der Verwendung humorvoller, heiterer, anekdotenhafter Szenen zurück. Mit Recht gilt diese Legende als einer der Höhepunkte der arpadenzeitlichen Literatur.

In die Zeit um die Heiligsprechung König Ladislaus' (1192) oder vielleicht einige Jahre später fällt die Entstehung der Ladislauslegende, verfaßt von einem Martinsberger Benediktiner (?), die in mehreren Varianten erhalten geblieben ist. Die Legende ist in ausgesprochen idoneistischem Geist geschrieben, also von der eigenen Zeit ausgehend bestätigt sie in voller Weise Ladislaus I., der mit dem Recht der

Herrscherbefähigung gegenüber dem gesetzlich legitimen, aber zur Herrschaft ungeeigneten Salomon König wurde. Rhetorisch geschickt bekleidet der Verfasser seinen Helden mit all jenen Tugenden, welche die Heiligsprechungsordo für Könige von einem idealen Herrscher erwartete. Der ethische Kodex des Rittertums war zwar selbst im Westen noch nicht fixiert, dennoch erinnern einige Eigenschaften des hl. Ladislaus an die Ritterideale, wie etwa die Beschreibung seiner männlichen Schönheit: „Denn seine Hand war stark, sein Äußeres gewinnend, und er hatte mächtige Arme und Beine wie ein Löwe, gewaltig war seine Gestalt, die schulterhoch über die übrigen Menschen hinausragte..."

Die frühesten Schöpfungen der mit der böhmischen, polnischen und russischen historischen Literatur gleichzeitig einsetzenden ungarischen Gesta- und Chronikschreibung wurden ein Opfer der Zeit, ihre Texte sind nur in späteren Werken mehr oder weniger bewahrt, vor allem in der *Bilderchronik* (Képes Krónika).

Die erste, auch textlich erhaltene historische Arbeit sind die *Gesta Hungarorum,* das Werk eines sich selbst nur als „P" bezeichnenden und deshalb in der ungarischen Fachliteratur Anonymus genannten Autors, der vermutlich der Hofnotar Bélas III. war.

Diese Gesta übten zwar auch eine gewisse Wirkung aus, gehörten aber nicht zu jener Linie der Chronikliteratur, die von den Anfängen bis zu János Thuróczys *Ungarische Geschichte* (Magyar Történet) eine nach und nach entstehende, aufeinandergeschichtete Chronikserie bildet.

Anonymus erzählt die Vergangenheit der „so sehr edlen ungarischen Nation", von den Ereignissen in der Urheimat bis zur Zeit der Streifzüge, mit der Landnahme im Mittelpunkt. Er hat dabei das Ziel, „die Herkunft der Könige und Adligen Ungarns" zu überliefern. Die *Gesta Hungarorum* gehören nicht zu einer der klassischen mittelalterlichen Gattungen, sondern zu den im 12. Jh. im Westen Mode gewordenen romanhaften Gesta, ja weisen mit den französischen, englischen und katalanischen sogar auffällige stilistische Übereinstimmungen auf. Sie sind eher ein literarisches als ein historisches Werk: Der Autor beschreibt die Vergangenheit nach seinen eigenen Vorstellungen. So versetzt er den Zustand seiner eigenen Zeit in die Vergangenheit zurück, wo er an Ritterturniere erinnernde Wettkämpfe beschreibt, von erst später ins Karpatenbecken eintreffenden Völkern berichtet und aus Ortsnamen seiner eigenen Zeit Helden und Geschehnisse etymologisiert. Verächtlich äußert er sich über falsche und „schwatzhafte Lieder" der Bauern und Jokulatoren, was ihn aber nicht hindert, diese verachteten Quellen in gewissem Maße doch zu verwenden. Dem verdanken wir die Kenntnis darüber, daß die Herkunftssage der Ungarn und die Taten einstiger berühmter Helden – Tétény,

Lél, Bulcsú, Botond – an der Wende zum 13. Jh. vermutlich noch als „Fabeln" auf den Lippen der ungarischen Sänger und Spielleute lebten. In Anonymus' Landnahmekonzeption ist Arpad ein Nachkomme Attilas und erobert als solcher, aufgrund des Rechtes seines Ahnen, das frühere Zentrum des Attila-Reiches, Pannonien, zurück.

Von größter Wirkung war die historisch-politische Konzeption Simon Kézais, des Hofpriesters und Historiographen Ladislaus' IV. (des Kumanen). Er schrieb seine *Gesta Hungarorum* um 1283 und stützte sich außer auf die früheren Gesta auch auf italienische, französische und deutsche Quellen. Seine Adelsideologie lebte später bei Thuróczy und Werbőczy weiter, seine mit lebhafter Phantasie ausgearbeitete Geschichte, in der die Hunnen zu Ahnen der Ungarn werden, besaß und besitzt selbst bis in unser Jahrhundert hinein ihre Anhänger.

Die Grenze zwischen Adel und Nichtadel bestand bei ihm – teils wohl auf Einfluß der Ritterepik – in der Waffenführung: Die Ahnen der Adligen seien einst im Name von „Gott und Volk" ins Heer gezogen, während andere die Teilnahme am Kampf verweigert hätten – die Nachfahren letzterer, der Feiglinge, seien die Nichtadligen.

Die Identifizierung der Hunnen mit den Ungarn ist keine Erfindung Meister Kézais. Als erste nennen byzantinische und später Kiewer Quellen die Ahnen der Ungarn „Hunnen", und mit der Zeit verbreitete sich die hunnisch-ungarische Identität auch im Westen allgemein, nicht eben schmeichelhaft für die Ungarn. Auch die Vorgänger Kézais in der ungarischen Geschichtsschreibung – Anonymus und Meister Ákos – äußerten sich über die hunnisch-ungarische Verwandtschaft. Dem überaus einfallsreichen Kézai kommt jedoch das Verdienst zu, diese Tradition zu einer Sage mit großer Überzeugungskraft erweitert und umgestaltet zu haben. Seine subjektive und utopistische Geschichtsvision hatte vor allem aktualpolitische Zwekke: Er war der Ideologe der dynastischen Auffassung des Mitteladels gegenüber den Baronen.

Streng genommen ein Memoire und kein historisches Werk ist *Carmen miserabile* des Italieners Rogerius. Aus heutiger Sicht hat Rogerius jedoch eher Geschichte geschrieben als einige Gestaschreiber: Er ist bestrebt, auch die Ursachen für die Ereignisse des Mongoleneinfalls zu ergründen. Mit ausgefeilten schriftstellerischen Mitteln beschreibt er seine Gefangennahme und Flucht bzw. seinen Eindruck von dem gepeinigten und völlig verwüsteten Land; die rhythmische Prosa seines Werkes, das er um 1243–1244 beendet haben mag, liest man mit Genuß.

Kleriker hoher Bildung, die auch eine literarische Tätigkeit ausübten, gab es im 11.–12. Jh. nur ganz wenige in Ungarn. Diese schmale Schicht stand im Dienst des Königshofes und hatte die Ämter des hohen Klerus inne. Verständlicherweise vertraten die Texte zu jener

Zeit fast ausschließlich die politischen Interessen der herrschenden Dynastie. Durch sie sollten die zur Herrscherfamilie gehörenden ungarischen Heiligen, deren Kult sich landesweit verbreitete – Zoerard und Benedikt gehörten nicht zu ihnen –, oder ein Missionar wie der hl. Gerhardt, der sich auch Verdienste um die Organisation des ungarischen Staates und der Kirche erworben hatte, bekannt gemacht werden. Deshalb wird die Geschichtsschreibung zur führenden Gattung, und deshalb verflechten sich Legenden- und historische Literatur in Ungarn noch enger als anderswo. Im 13. Jh. erweiterte sich die Schicht der Schriftkundigen und die Zentralmacht wurde schwächer: Die Anonymus- und Kézai-Chroniken spiegeln bereits die veränderte Lage wider.

Parallel mit den Anfängen der Legenden- und Geschichtsschreibung nahm im letzten Drittel des 11. Jh. die Bautätigkeit einen erneuten Aufschwung. Das umfangreichste Vorhaben war der Wiederaufbau des 1064 abgebrannten Fünfkirchner Domes nach oberitalischen Vorbildern, die Wände wurden reich mit Steinmetzarbeiten und Wandbildern geschmückt. Diese zu Beginn des 13. Jh. beendeten Arbeiten waren von großer Wirkung auf das ganze Land. Im Laufe des 12. Jh. entstand der von byzantinischen und oberitalischen Einflüssen zeugende Freskenzyklus in der Unterkirche von Feldebrő, das bedeutendste erhaltene frühe ungarische Wandgemälde. Der Fünfkirchner Stil zeigte sich auch in der Metall- und Goldschmiedekunst. Die bildende Kunst in den letzten Jahrzehnten des 11. und im 12. Jh. war sichtlich von einem relativ einheitlichen, aus Oberitalien stammenden Geschmack geprägt.

Zur Zeit Belas III. begannen in Gran die Bauarbeiten zur Modernisierung des Palastes und für eine neue Kirche. Königshof und Erzbistum standen beide unter dem Einfluß der französischen Kultur: Bela III. hatte zweimal eine Französin zur Frau genommen, der Graner Erzbischof Jób hatte – ebenso wie mehrere Mitglieder der Kanzlei – in Paris studiert, und die Führung des geistigen Lebens bei Hofe lag in den Händen der aus Frankreich stammenden Prämonstratenser- und Zisterziensermönche. Beide Orden, aber besonders die Zisterzienser, verfügten über eine hohe Baukultur.

Bela III. und Erzbischof Jób erbauten auf dem Graner Burghügel eine dreischiffige große Pfeilerbasilika. Ihr westliches Hauptportal, die berühmte „Porta speciosa", war aus rotem Marmor, verziert durch Steinreliefs mit bunten Marmoreinlagen. Im Tympanon saß die Madonna auf dem Thron, ihr zur Linken Stephan der Heilige, ihr das Land anbietend, und zu ihrer Rechten der hl. Adalbert, dem die Kirche geweiht worden war.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Domes wurde der Königspalast mit dem königlichen Wohnturm, dem „weißen Turm", errichtet. Am

Palast und der Burgkapelle arbeiteten französische und ungarische Steinmetzen, an den Gebäuden lassen sich bereits frühgotische Stilmerkmale erkennen. Mit Überbrückung der zwischen Frankreich und Ungarn liegenden Gebiete kam in dieser Gegend Europas die Gotik zum ersten Mal in Gran auf, um dann von hier aus ihren Einfluß auf das ganze Land geltend zu machen.

Baumeister der Zisterzienser wirkten an dem gleichfalls frühgotischen Klosterbau in Pilisszentkereszt, wo auch der in damaliger Zeit berühmte Baumeister Villard d' Honnecourt aus der Picardie tätig war: Er schuf das Grabmal für Königin Gertrudis im Stil der *klassischen französischen Gotik*. Ebenfalls den Zisterziensern gehörte die in der ersten Hälfte des 13. Jh. erbaute und bis heute relativ gut erhaltene Abteikirche in Bélapátfalva.

Das 12. und 13. Jh. sind die Periode der „Eigenkirchen", der von Geschlechtern gegründeten Klöster. Aus dem 12. Jh. sind etwa 30 und aus dem 13. Jh. etwa 60 derartige Klöster bekannt; bis zum Ende des Jahrhunderts waren kaum 10 Prozent der Klöster königliche Gründungen. Das einzige gemeinsame Element der vielfältigen Kirchentypen ist die Empore auf der Westseite, ein eindeutiges Merkmal der Eigenkirchen, das nie in Pfarrkirchen oder königlichen Gründungen zu finden ist. Zu den schönsten Beispielen von Geschlechterklöstern gehört die Kirche von Lébény (1208) mit einer statischen Neuheit, die Türme stehen auf den Seitenschiffen. Nach Lébényer Vorbild begann man, die Kirche von Ják (deren Pläne im Laufe der Arbeiten jedoch mehrfach geändert wurden), deren Bauplastik von wunderbarem Reichtum ist, sowie die von Zsámbék, an der sich die Mischung der frühen mit der klassischen Gotik beobachten läßt, zu bauen. Den Jáker Meistern ist weiterhin die niveauvolle Ornamentik an den kleineren Kirchen der Umgebung (Csempeszkopács, Őriszentpéter und Magyarszecső) zu verdanken.

Aus der Arpadenzeit sind etwa 90 Rundkirchen bekannt. Besonders im Landesinneren waren sie häufig, die früheste wurde vermutlich noch im 10. Jh. in Wesprim errichtet.

Nach dem Mongoleneinfall setzten, veranlaßt durch Belas IV. neue Verteidigungspolitik, umfangreiche Burgenbauarbeiten ein. Zwischen 1242 und 1258 entstand die Plintenburg (Visegrád), unter anderem ihr sechseckiger Wohnturm, heute unter dem Namen Salomonturm bekannt. Ergebnisse kirchlicher, bischöflicher Bautätigkeit sind die Burg von Sümeg, Steinamanger, Raab und andere. Aristokraten errichteten z. B. die Burg von Forchtenstein (Fraknó) und Leckenhaus (Léka). Unter den zu den Burgen gehörigen Burgkapellen ragt durch ihre Schönheit die Giselakapelle der königlichen Burg in Wesprim (13. Jh.) hervor. Allgemein ist für den Burgenbau der damaligen Zeit der Funktionalismus charakteristisch, die sparsame Ornamentik ist den Verteidigungsaufgaben untergeordnet.

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jh. geht die führende Rolle der Zisterziensern in der kirchlichen Architektur an die Bettelorden über. In jeder größeren ungarischen Stadt entstehen Franziskanerkirchen, mit allgemein einfacher Außengestaltung und einem großen, viele Menschen fassenden Innenraum, zumeist ohne Fassadenturm. Von diesem allgemeinen Typ weicht die Franziskanerkirche in Ödenburg ab: Sie ist dreischiffig, hat eine vieleckige Apsis, gewaltige spitzbogige Fenster und ein gotisches Kreuzrippengewölbe. Ein typisches Beispiel der Franziskanerarchitektur ist dagegen das 1298 geweihte Kloster in Preßburg.

In den Jahren unmittelbar nach dem Mongoleneinfall wurde in Ofen das dem hl. Nikolaus geweihte Dominikanerkloster gebaut; die Nordwand des Kirchenschiffes mit ihren Rundbogenfestern ist heute in das Hotel Hilton eingebaut. Auf der Haseninsel (der heutigen Margaretheninsel) entstand zuerst ein Dominikaner-Nonnenkloster (Mitte des 13. Jh.), dessen Lageplan aus der Margarethenlegende gut bekannt ist, und unmittelbar daneben in den siebziger Jahren eine Franziskanerkirche — als seltene Ausnahme mit einer halbrunden Apsis. Die Architektur der Bettelorden schloß sich eng an die frühere Zisterziensertradition an (Fensterrosetten, Konsolen, Gewölbestützen), doch direkt setzte sich letztere eigentlich nur in Siebenbürgen fort (Kloster Kertz [Kerc, Cîrţa], Bartholomäuskirche in Kronstadt, Dorfkirchen im Burzenland).

Eine der bedeutendsten Pfarrkirchen ist die heute unter dem Namen Matthiaskirche bekannte Liebfrauenkirche in Ofen. Vermutlich wurde sie von königlichen Baumeistern errichtet und gehörte zu den formenreichsten, auch ihren Ausmaßen nach imposantesten Kirchen. Der Mitte des 13. Jh. begonnene Bau, eine frühere Kirche wurde umgebaut, war bis 1269 gewiß vollendet — damals wurde sie neu geweiht. Sie war eine dreischiffige Basilika mit Pseudoquerschiff und zwei Türmen an der Westfassade. (In ihrer heutigen Form erinnert sie nur an die alte Kirche, der Umbau erfolgte im 19. Jh.). Am nächsten verwandt ist ihr die Ödenburger St.-Michaelis-Kirche (um 1280).

Im 13. Jh. wurde die Ausmalung der Kirchen allgemein, wovon die Wandgemälde in Ják, Vizsoly, Hidegség, Süvéte, Dejte und Szalonna zeugen. Die Fresken der Giselakapelle in Wesprim entstanden vermutlich zur Zeit Belas IV., nur wurden sie leider in der Barockzeit übermalt. Die Burg Lockenhaus ist nicht nur durch ihren schönen Rittersaal bekannt, sondern auch durch die byzantinische Darstellung eines heiligen Kriegers in der Burgkapelle. Vom Ende des 13. Jh. gibt es bereits Beispiele für die Darstellung der Legende des hl. Ladislaus (Ócsa), doch im eigentlichen Sinne populär wird dieses Thema erst vom darauffolgenden Jahrhundert an.

Nur wenig ist über die Buchmalerei der Zeit bekannt, vermutlich sind viele ihrer Erzeugnisse den katastrophalen Vernichtungen zum Opfer gefallen.

Von der hohen Entwicklung der Goldschmiedekunst zeugen kunstvolle Wasserkannen, eine Schale mit Szenen aus der Ritterdichtung, verschiedene Schmuckstücke und Herrscherinsignien, unter anderen Frauenkronen und Kirchengeräte. Unsicher bleibt jedoch, welche von ihnen in Ungarn und welche im Ausland gefertigt wurden. Eine Gegenstandsgruppe ist mit Sicherheit venezianischer Import. Charakteristisches Stücke sind noch die königlichen Siegel jener Zeit.

In den ersten beiden Jahrhunderten des Christentums in Ungarn entwickelte sich auch die ungarische liturgische Literatur und mit ihr die ungarische sakrale Musikkultur; seit dem 12. Jh. war die *Graner Liturgie* gültig, die römisch-ungarische liturgische Ordnung, die bis 1629 bestehen blieb. Die liturgischen Gesänge, die Antiphonen, Responsorien, Sequenzen, Tropen und Hymnen, gehörten überall in der christlichen Welt zur Messe- und Psalmgebetsordnung. Als internationale Kunstgattung aller Kirchen erfüllten ohne Rücksicht auf Landesgrenzen die gleichen Verse die liturgischen Ansprüche der unterschiedlichsten Völker. Diese Dichtung – und Gesangskultur – unterschied sich eher nach Diözesen und Orden als nach Ländern. Von ungarischer liturgischer Dichtung kann deshalb eigentlich nur bei den Hymnen der ungarischen Heiligen gesprochen werden. Die ersten solchen Gedichte entstanden über die Heiligen Stephan, Emerich, Gerhardt und Ladislaus, in der Zeit nach ihrer Heiligsprechung, sie sind die ersten gereimten Gedichte in Ungarn.

Die Hymnendichtung trat aus dem ursprünglich kirchlichen Rahmen hinaus und bot damit die Möglichkeit, auch über weltliche Themen zu berichten. Nicht für liturgische Zwecke entstand so das wohl schönste Beispiel der lateinischen Dichtung im mittelalterlichen Ungarn, *Planctus destructionis Regni Hungariae per Tartaros,* das Werk eines unbekannten Klerikers aus den Jahren um 1241/42. Er stellt das Bild des früheren blühenden dem des völlig zerstörten Landes gegenüber, mit bis heute eindrücklichem Schmerz die Lage des von seinen Nachbarn seinem Schicksal überlassenen Landes beschreibend. Seine biblische Argumentation – die Ungarn müssen wegen ihrer Sünden gegen Gott auf diese schreckliche Weise büßen – taucht dann in der ungarischen Dichtung des 16. und 17. Jh. erneut auf.

Untrennbar von den liturgischen Texten ist die liturgische Musik, der Gregorianische Gesang jener Zeit. Ähnlich wie in den Nachbarländern verbreitete sich in Ungarn die pentatonische Gregorianik. Besonders wichtig ist die in Ungarn übliche Melodie des *Te Deum,* die nur aus ungarischen Quellen bekannt ist. An den Anfang des 12. Jh. ist das erste vollständige Psalmen-Chorbuch zu datieren, das fast

1600 Antiphonen und 800 Responsorien enthält. Liturgische Dramen sind sogar in drei Kodizes bewahrt worden.

Ein wichtiger Bestandteil des Lehrstoffes in den Kapitelschulen war das Notenlesen und -schreiben. Der ungarische Schüler damaliger Zeiten sang mindestens zwei Stunden täglich und mußte, berücksichtigen wir das dokumentierbar schriftlich vorliegende Gregorianische liturgische Liederrepertoire bis zum 13. Jh., einige tausend Sätze aus dem Gedächtnis singen können.

Aus dem 11. Jh. stammen drei Kodizes mit Neumen-Notenschrift. Die ungarische Kirchenmusik muß sich relativ selbständig entwikkelt haben, da es später zu einer spezifisch ungarischen Notenschreibertradition gekommen ist. Deren erste Spuren finden sich in den bereits in ein Liniensystem geschriebenen fortlaufenden Noteneintragungen des Pray-Kodex vom Ende des 12. Jh.

Das Kloster bildete eine eigene Welt. Im 11. und 12. Jh. entwickelte sich das Musikleben bei den Benediktinern und der Weltkirche noch parallel, von den Zisterziensern und Prämonstratensern jedoch läßt sich auch ohne vorhandene Dokumente mit Recht annehmen, daß sie im Laufe des 12. Jh. den ausländischen, von ihren Orden vorgeschriebenen Mustern folgten. Die Musikkultur der Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, schloß sich dann bestimmt nicht den ungarischen Traditionen an. Die über eine hohe musiktheoretische Ausbildung verfügenden Dominikaner folgten der Pariser und die später auch den muttersprachlichen Gesang fördernden Franziskaner der päpstlichen Liturgie. Der einzige Orden ungarischer Gründung, die Pauliner (1270), verbreitete jedoch die Graner Liturgieordnung, fallweise auch über die Grenzen Ungarns hinaus.

Zeugnisse der weltlichen Musik jener Zeit sind nicht erhalten geblieben. Im 11. Jh. – vielleicht sogar länger – waren noch die Lieder der heidnischen Riten lebendig, eine Art primitiver, ekstatischer Musik, von der die Aufzeichnungen über die Heidenaufstände von 1046 und 1060/61 berichten. Man kann davon ausgehen, daß es ungarische Lieder über die Landnahme, die Taten der Könige und Helden gab, die wahrscheinlich rezitiert wurden. Es ist bekannt, daß bei Festaufzügen oder Militärparaden Dienstmusikanten auf Blas- und Schlaginstrumenten spielten, bei Festen und Hochzeiten Spielleute die Zuhörerschaft unterhielten. Nach 1200 traten am Königshof namhafte ausländische Troubadoure und Minnesänger auf, so daß einer schmalen Schicht auch die ritterliche Musikkultur nicht unbekannt geblieben sein mag.

Ungarischsprachige Literatur wurde in der Arpadenzeit im allgemeinen nur mündlich überliefert. Die Grundtexte des christlichen Glaubens, das *Vaterunser, Glaubensbekenntnis* und die *Zehn Gebote,* sprachen die Gläubigen ungarisch. Diese frühesten, aus dem Lateini-

schen übersetzten ungarischen Texte waren voll von Lateinismen und folgten treu den Originalen; da sie heilige Texte waren, wurden sie fast unverändert weitertradiert. So zeigen z. B. die schriftliche Form des *Glaubensbekenntnisses* und der *Zehn Gebote* (Nagyszombater Kodex, 1512–1513) vom Beginn des 16. Jh. einen um Jahrhunderte früheren Sprachzustand: Diese Texte müssen entstanden sein, als es in der ungarischen Sprache noch keinen Artikel gab (etwa bis zum Ende des 13. Jh.). Ein gutes Beispiel für das Weiterleben archaisch-latinisierender Formen ist auch der heutige Text des *Vaterunser.*

Gleichzeitig kam es aber auch zu einer Fülle von den Gesetzen der Muttersprache folgenden Stilwendungen, gerade weil anfangs die ungarischen Übersetzungen lateinischer Texte nur mündlich üblich waren und die Gebundenheit durch die Schrift fehlte. Dieser Sprachgebrauch gelangte natürlich nach den Jahrhunderten der Mündlichkeit auch in die Schriftsprache, und dank dieses mündlichen Vorlebens entstand eine völlig andere Literatur als die sofort schriftlich übersetzten Texte. Daraus folgt dann auch, daß die Suche nach umfangreicheren ungarischen Schrifttexten vergeblich bleiben muß: Wenn solche Texte in den Jahrhunderten der Mündlichkeit fehlen, so in erster Linie nicht, weil die Quellen vernichtet wurden, sondern wegen der fast ausschließlichen Dominanz der mündlichen Tradierung. Sind aus dieser Zeit dennoch ungarische Texte überliefert, sind sie als *eventuelle* Notierungen der mündlichen Literatur zu betrachten.

Die Kapitelschulen in Ungarn vermittelten nicht anders als die Klosterschulen eine recht einfache Ausbildung – vergleichbar der im damaligen Polen oder den skandinavischen Ländern –, der mündliche Vortrag und das Memorisieren wird eine viel größere Rolle gespielt haben als die mittels Schreiben und Lesen angeeigneten Wissenschaften. Schriftkundige gab es im 11.–12. Jh. vielleicht einige hundert, Lesekundige etwas mehr, und der niedere Klerus bestand überwiegend aus Analphabeten. Typisch war, daß der letzte Wille der Erblasser von Generation zu Generation vom Dorfpriester mündlich übergeben wurde – und zwar noch im 15. Jh. Die adlige Rechtspraxis beruhte ebenfalls auf der mündlichen Weitergabe.

Dennoch setzte die schriftliche Niederlegung ungarischer Texte und die Bezeichnung der im Lateinischen unbekannten ungarischen Laute relativ früh, bereits vor dem 13. Jh. ein. Entscheidendes Verdienst dabei kommt vor allem der königlichen Kanzlei und ihrer seit der Zeit Belas III. regelmäßigen Urkundenausgabe zu.

Kürzere Bibelabschnitte wurden bereits seit dem 11. Jh. ins Ungarische übersetzt, das verlangten schon die sonntäglichen Predigten. Einige Stellen aus den Evangelien und einzelne Psalmen gingen so in die mündliche Tradition ein. Aus dem 13. Jh. liegt eine Angabe über

eine schriftliche Bibelübersetzung vor: Die heilige Margarethe las auf der Haseninsel die Heilige Schrift in ungarischer Sprache.

Das älteste zusammenhängende ungarische Textdenkmal sind die 32 Zeilen der *Leichenrede* und des *Bittgebetes* (Pray-Kodex) aus den letzten Jahrzehnten des 12. Jh. Zu jener Zeit werden zahllose Beerdigungsansprachen gehalten worden sein, von denen diese Leichenrede nur zufällig niedergeschrieben wurde. Ihre Stilwendungen bezeugen, daß sie kein ursprüngliches Schriftwerk war. Außer dem als Vorbild dienenden lateinischen Sermon, ebenfalls im Pray-Kodex, mag sie noch zwei andere Quellen gehabt haben: die Bibel und die populäre kirchliche Tradition. Vermutlich wurde sie weltlichen Vornehmen vorgetragen.

Nicht lange nach der schriftlichen Fixierung der *Leichenrede,* vermutlich in den ersten Jahrzehnten des 13. Jh., schuf ein Unbekannter die ungarische Variante der Sequenz *Planctus ante nescia...,* die *Altungarische Marienklage,* die älteste schriftlich erhaltene ungarische Dichtung. Sie mag um 1300 – mit sehr vielen Fehlern – in einen *Sermones* überschriebenen Kodex mit überwiegend lateinischen Predigtmustern (Löwener Kodex) kopiert worden sein. Der gereimte Hymnus in flüssigem Ungarisch ist eine ganz hervorragende mystische Dichtung, eine lyrische Umsetzung des Mutterschmerzes von elementarer Kraft.

Spätmittelalter

Anjouzeit (14. Jh.)

Während der die Könige aus dem Arpadenhaus auf dem Thron ablösenden Anjou-Herrschaft (1308–1382) vermehrte sich zwar in Ungarn die lateinische Literatur, und aus dieser Zeit sind auch die ersten ungarischen Legendentexte erhalten, dennoch war es wegen der relativ langsam ansteigenden Zahl der Schulen und der sich nur mäßig schnell verbreitenden Schriftlichkeit – trotz der einige Jahrzehnte bestehenden ersten ungarischen Universität (Fünfkirchen, 1367) – eine für die Sprache und die an die Bildung gebundene Literatur viel weniger günstige Periode als für die den Repräsentationsbedürfnissen dienenden Künste.

Die Ritterkultur hatte bereits unter Bela III. und dann unter Andreas II. begonnen, am Königshof Einzug zu halten, und später, aus den Zeiten der Anjous und Sigismunds, finden sich von den schriftlichen Quellen bis zu den Ofenkacheln eine Fülle von Zeugnissen für ihre Verwurzelung in Ungarn. Die ungarischsprachige Ritterliteratur blieb jedoch unbedeutend. Es liegen indirekte Angaben über einen irgendwann zur Zeit des Anonymus geschriebenen ungarischen Troja-Roman und einen Roman über Alexander den Großen vor (möglicherweise aber nicht im Rittergeschmack umgeschriebene, sondern antike Texte), und aus der ungarischen Namengebungspraxis kann man schließen, daß auch die Tristan- und die Rolandsage bzw. Teile davon übersetzt worden waren. (Im 16. Jh. waren die Abenteuer Rolands mit Sicherheit auch ungarisch zu lesen.) Motive des französischen Chanson de geste finden sich in der vermutlich Ende des 14. Jh. enstandenen Toldi-Sage, aus der dann Péter Ilosvai 1574 eine Reimhistorie schuf.

Wir wissen nicht, in welchem Maße die Ritterepik die im 13.–14. Jh. gewiß populären Lieder über die berühmten Taten einzelner Großer beeinflußte, und auch das Verhältnis der traditionellen ungarischen Heldenlieder zu diesen Schöpfungen ist ungeklärt. Vorstellbar ist durchaus, daß eine archaische Schicht der ungarischen Volksballaden auch den Einfluß der französischen Ritterepik bewahrt (z. B. die Ballade über Anna Molnár); in diesem Fall muß der Urtext einiger Balladen auf die Zeit um 1300 datiert werden.

Im 14. Jh. blieb die theologische, hagiographische und liturgische Literatur überwiegen lateinisch, und die Religiosität war von der Mystik der Bettelorden geprägt. Von Einfluß war aber auch die sozial verpflichtete laizistische Bewegung des Beginismus, der die ersten ungarischsprachigen Legenden – über die hl. Margarethe und den hl. Franz – inspirierte.

Die Übersetzung der Margarethenlegende erfolgte für die des Lateinischen nicht mächtigen Dominikanernonnen aufgrund der dritten Redaktion der lateinischen Legende von Marcellus. In einer Kopie Lea Ráskais von 1510 ist diese Arbeit erhalten geblieben. Mit fast naturalistischer Freude am Detail beschrieb der unbekannte Verfasser das asketisch-mystische Leben der Königstochter. Dabei erhält man einen Einblick in die Welt des Klosters auf der Haseninsel mit ihren kleinen Zwisten und lernt Margarethes Mitschwestern kennen, die keineswegs frei von menschlichen Schwächen waren. János Horváth urteilt: „In dieser Legende ist nichts idealisiert, nichts gekünstelt beabsichtigt; stattdessen ist sie voller Wahrheit, aus deren ungeschliffenen, manchmal derben und ‚erdigen' Einzelteilen sie mit primitiver Schönheit die Skulptur der ‚körperlosen' reinen Geistigkeit schafft".

Das zweite ungarischsprachige Werk war die Legende des hl. Franz von Assisi. Auch sie ist eine Übersetzung aus dem Lateinischen (vermutlich nach mehreren Quellen), nach 1370. Der Originaltext ist nicht erhalten, nur eine Kopie von etwa 1440, der sog. Jókai-Kodex, der früheste vollständig ungarische Kodex, dessen Entdeckungsepisode recht lehrreich ist. An einem Nachmittag im Juli 1851 bewarfen mutwillige Mitschüler der 6. Klasse im Neutraer Gymnasium Adolf Ehrenfeld mit einem Buch. Ehrenfeld, als gebildeter und wohlerzogener Junge, warf das Buch nicht zurück, sondern blätterte darin. Als er sah, daß es sich um ein sehr altes Buch handelte, bot er dem Besitzer zum Tausch drei neue Bücher an. Das Geschäft kam zustande, und Adolf Ehrenfeld war zum Besitzer des ältesten, gänzlich ungarischsprachigen Kodexes geworden.

Nach einer realen Schätzung sind etwa 99 Prozent der im 16. Jh. gedruckten Bücher der Vernichtung anheimgefallen. Wieviel werden es dann von den mittelalterlichen – und dabei den ungarischsprachigen – Kodizes sein? Und wie viele gingen, wenn man die fatale Rettung des Jókai-Kodexes in Betracht zieht, noch im 19. und 20. Jh. zugrunde?

Ohne die obigen Feststellungen über die primär mündliche Verbreitung der muttersprachlichen Literatur in Frage stellen zu wollen, muß wohl auch betont werden, daß seit die laizistischen Glaubensbewegungen in Ungarn in organisierter Form auftraten – seit dem 13. Jh. –, für die des Lateinischen nicht mächtigen Nonnen dutzende

ungarische Übersetzungen angefertigt worden sein dürften. Das belegt auch der holprige Stil des Jókai-Kodexes. Hierbei handelt es sich nicht um die unter Kontrolle der Muttersprache entstandene, in der Periode der Mündlichkeit geschliffene Sprache eines Übersetzers, sondern um eine nur schwer mit dem lateinischen Text zurechtkommende, ihm sklavisch getreu folgende Übersetzung; diese Texte waren schon von ihrem Charakter her – lange Prosageschichten – für die mündliche Tradierung ungeeignet (anders als die Gebete, Lieder und Predigten). Gleichzeitig zeigt die nicht wörtliche Wiedergabe eines bekannten Locus, daß auch der Übersetzer der Franziskuslegende die in mündlicher Zeit entstandenen Stilwendungen kannte und selbstverständlich nutzte. Obwohl keine Zeile davon erhalten ist, wird es höchstwahrscheinlich auch eine Dominiklegende in ungarischer Sprache gegeben haben.

Natürlich war die lateinische Literatur viel bedeutender als die ungarische, und zwar nicht nur in den behandelten kirchlichen, sondern auch in den weltlichen Gattungen.

Die Hunnengeschichte Kézais wurde in der Zeit der Anjous von den franziskanischen Geschichtsschreibern weitervermittelt. Ein anderes, sich ebenfalls auf diese stützendes Werk, eher eine Kompilation als eine selbständige Arbeit, ist die unter Ludwig dem Großen kopierte und später illustrierte *Bilderchronik* (Képes Krónika). Laut ihrem Vorwort begann man sie, 1358 zu schreiben, für ihren Redaktor hielt man bis in jüngste Zeit den Stuhlweißenburger Kustos Márk Kálti. Sie erzählt die Geschichte der Ungarn – einschließlich des Aufenthaltes der Hunnen in Pannonien – von der Landnahme bis zu Karl Roberts Feldzug im Jahre 1330 gegen den walachischen Woiwoden Basarab und bricht dort mitten im Satz ab. Es ist das große Verdienst des unbekannten Verfassers bzw. Redaktors, die seither verlorengegangenen Chronik- und Gestatexte in sein Werk aufgenommen zu haben. Auch als Kompilation ist die *Bilderchronik* mehr als eine einfache Kopie alter – eventuell sogar aus dem 11. Jh. stammender – Texte; sie ist eine einheitlich geformte literarisch anspruchsvolle Geschichte, stark geprägt vom Geschmack des Rittertums. Von dieser ritterlichen Anschauungsweise zeugt ebenso die letzte Schöpfung dieser Gattung in der ungarischen Chronik- und Gestaliteratur, *Das Lebensbild Königs Ludwig des Großen* (Nagy Lajos király életrajza) von János Küküllei.

Im 14. Jh. gewinnen die einzelnen Gegenden Ungarns ein prägnantes, gut unterscheidbares künstlerisches Antlitz. In der Architektur – und auch in anderen Zweigen der Künste – übernehmen Ofen und Pannonien (Transdanubien) die Führung, doch entwickeln damals auch die oberungarischen Bergstädte, die Zips sowie die von Sachsen und Szeklern bewohnten Gegenden Siebenbürgens ihre Spezifika.

Die Zahl der Burgenbauten nimmt weiter zu – in den achtziger Jahren des Jahrhunderts gibt es in Ungarn fast 330 Burgen –, zudem entsteht auch ein neuer Burgentyp: das Burgschloß, dessen schönstes Beispiel die vermutlich nach italienischem Vorbild errichtete Burg von Diósgyőr ist. Sie wurde mit Ecktürmen verstärkt und besaß einen großen, reichverzierten Rittersaal. Der Gebäudekomplex fügte sich völlig in die Landschaft ein, seine taktische Schutzfunktion ordnete sich der ästhetischen unter. Der von den Anjous erbaute Palast von Plintenburg (Visegrád) bestand aus drei übereinandergelagerten Einheiten mit je einem quadratischen Hof, in denen als Hauptschmuck des Palastes Zierbrunnen standen. Das Gebäude weist Verwandtschaft mit böhmischen Vorbildern auf, ähnlich dem von Ludwig dem Großen erweiterten Burgpalast von Ofen.

Die Bürgerhäuser werden größer, und es entsteht der typisch städtische Haustyp, bei dem sich das große Zimmer immer über dem Tor, in der ersten Etage befindet; die königlichen Städte erhalten mit Türmen verstärkte Schutzmauern, und auch die Stätten der typisch bürgerlichen Repräsentation, die Rathäuser, entstehen (das Preßburger Rathaus steht noch heute in seiner ursprünglichen Gestalt).

Der Kirchenbau wird fort gesetzt. Den Erbauern der Johanneskapelle von Preßburg wird St. Chapelle von Paris als Beispiel vorgeschwebt haben. Unverändert blieben in Ödenburg der Kapitelsaal der Franziskaner, eines der schönsten Zeugnisse der ungarischen Gotik, und desgleichen auch die ersten Synagogen erhalten. In Siebenbürgen werden Ende des 14. Jh. – auf süddeutschen Einfluß hin – die Pfeilerbasiliken zu Hallenkirchen umgebaut, wie im Falle der Kirche von Mühlbach (Szászsebes, Sebeş), deren Gewölbegestaltung sich in der Michaeliskirche von Klausenburg wiederfindet. Letztere weist auch eine überreiche Bauplastik auf. Immer bedeutungsvoller werden die – besonders von den Bettelorden getragenen – Kirchenbauten in den Marktflecken (Keszthely, Szécsény usw.). Die schönsten Dorfkirchen entstanden bei den Siebenbürger Sachsen (Szászfenes, Szászbogács usw.), aber auch die dörflichen Klöster und Kirchen der Pauliner (Márianosztra) waren niveauvolle Gebäude.

Die ungarische Bronzeplastik nahm zu jener Zeit durch die Statuen der Brüder György und Márton Kolozsvári einen hervorragenden Platz in Europa ein. Ihre ersten Statuen über die drei Heiligen Ungarns Stephan, Emerich und Ladislaus entstanden zwischen 1360 und 1370 und wurden in Wardein aufgestellt. Ihre Inschrift nennt auch den Vater der Brüder, Miklós, einen vermutlich namhaften Maler seiner Zeit. 1373 wurde ihre später nach Prag gelangte Statue des hl. Georg gegossen und 1390 das Reiterstandbild Ladislaus', das zur Zeit der türkischen Besetzung zerstört wurde. Die Georgsstatue – eine geglückte Verschmelzung italienischer und ungarischer Traditionen –

ist eine beispiellos moderne Komposition ihrer Zeit, durch ihre Lebendigkeit, Naturtreue, großartige Blockgestaltung und die Feinheit in den Details sowie ihr weites Hinausgreifen in den Raum.

Zeugnisse der Holzplastik sind vor allem aus Siebenbürgen und Oberungarn bekannt: Flügelaltäre, Kruzifixe und Madonnenstatuen. Die Romantik wird in der zweiten Jahrhunderthälfte schon vielfach von der Gotik abgelöst, und hervorgerufen von der Franziskanermystik häufen sich vor allem in der Zips die Darstellungen des leidenden Gottmenschen (Kruzifix von Mateóc). Von französischem Einfluß zeugen die schlanken, feingesichtigen Marienstatuen mit eleganter Gewandfältelung, wie beispielsweise die schöne Madonna von Toporc. Gruppenplastiken sind zumeist nur in der Zips erhalten geblieben. Eine ausnehmend gut gelungene Gruppe ist die in Héthárs (Kom. Scharosch) stehende, um 1350 entstandene Pietà. Ähnlich der Bronzeplastik erreicht auch die Fresken- und Miniaturmalerei nun ihr höchstes Niveau. Um 1340 läßt Erzbischof Telegdi die Schloßkapelle der königlichen Burg in Gran von einem erstklassigen italienischen Künstler ausmalen, und damit halten die modernen europäischen Maltraditionen auch in Ungarn Einzug. Heute sind nur noch die Brustbilder von 8 Aposteln erhalten. Auch bei den Fresken im Komitat Gemer (Csetnek [Štítnik], Gecelfalva, Rimabánya [Rimavská Baňa] usw.) spürt man, daß sie italienischen Trecento-Vorbildern folgen. Die traditionelle Wandmalerei in der Zips ist ebenfalls den italienischen und den von ihnen übermittelten byzantinischen Traditionen verpflichtet. Gleichfalls im Trecento-Stil sind die Kirchenfresken von Magyarfenes und Almakerék in Siebenbürgen gemalt, wobei an letzteren auch der Einfluß der höfischen Kunst Westeuropas auffällt. Außerhalb Italiens wirkte die italienische Malerei der Zeit unmittelbar nur auf Südfrankreich, Böhmen und Ungarn.

Im südwestlichen Transdanubien wirkte János Aquila, ein Meister, der seine Bilder sehr selbstbewußt mit Jahreszahl und Namen versah: in Velemér 1378, Bántornya 1383 und Mártonhely 1392, auf letzterem, einem Selbstbildnis, stellt er sich mit Pelzmütze, in ungarischer Tracht und mit Säbel – also als Adligen – dar. Seine Selbstbildnisse gehören zu den frühesten in der westlichen Malerei, und sein Stil ist bereits ein Vorgriff auf die internationale Gotik.

Ein gesondertes Thema bilden jene Wandgemäldeserien, welche die Sage – mit kunstgeschichtlichem Terminus: Legende – über den hl. Ladislaus wiedergeben, und in diesem Zusammenhang der Ladislaus-Kult im 13.–15. Jh., der seine Spuren in der gesamten ungarischen Kultur hinterließ. König Ladislaus war einerseits die Personifizierung des Ritterkönigsideals und andererseits – und dies ist für die Herausbildung seines Kultes am Anjou-Hof noch wichtiger – das Beispiel für das Prinzip der Idoneität, der Berufung zur Herr-

schaft. Die Sage über ihn findet sich in der *Bilderchronik*, in den lateinischen (1352) und deutschen (1360) Texten Heinrichs von Mügeln, in den *Russischen Annalen* (bei den Ereignissen von 1247) ebenso wie in der ungarischen Geschichtsschreibung des 15. Jh. (Thuróczy, Bonfini). Es gibt auch zahlreiche bildliche Darstellungen in Büchern: in der *Bilderchronik*, im Anjou- (Vatikanischen) Legendarium, auf der Titelseite der ungarischen Studentenmatrikel an der Wiener Universität (1414), in der Druckausgabe von Thuróczys Chronik (Augsburg 1488), und schließlich – wie gesagt – ihr wichtigstes Darstellungsfeld: sie bildet das häufigste Thema der ungarischen Fresken des Mittelalters (Bögöz, Gelence, Gömörrákos, Großlomnitz, [Kakaslomnic, Vel'ka Lomnica], Kraszkó, Liptószentandrás, Rimabánya, Székelyderzs, Szepesmindszent, Tereske usw.). Die historischen Quellen erzählen die Sage recht widersprüchlich, dagegen bleibt die Ikonographie der Wandbilder 200 Jahre lang im wesentlichen unverändert. Auffälligerweise haben die fast 40 Wandgemälde, obwohl sie nur in Kirchen erhalten blieben, nichts mit der kirchlich sanktionierten Ladislauslegende zu tun. Einige Motive dieser Fresken stammen wohl noch aus der Landnahmezeit und sind mythischen Ursprungs; in ihrer bildlichen Darstellung sind sie jedoch bereits erheblich durch die Vorbilder der Westkirche modifiziert. Dies ist der einzige Wandbildzyklus innerhalb der mitteralterlichen ungarischen Wandmalerei mit selbständiger Ikonographie (besonders in der Verknüpfung der Motive), der nicht von in Europa üblichen Darstellungen abhängig ist.

Neben einigen wenigen illuminierten Meß- und Psalmenbüchern für den Kirchengebrauch schafft die Buchmalerei nun auch schon prächtige Kodizes für weltliche Zwecke. Die meisten davon vertreten den Stil der Buchmalereiwerkstätten, die sich um die Universität von Bologna gebildet hatten. So ist das Anjou- (Vatikanische) Legendarium entweder in Ungarn oder Bologna entstanden. Mit Gewißheit enthält es die Spezifika der ungarischen Liturgie und zugleich die Legenden der ungarischen Heiligen. Vieles sprich für die Annahme, Karl Robert habe es für seinen Sohn Andreas als Bilder- und Lesebuch, sozusagen als Lehrbuch anfertigen lassen. Im Besitz des Schatzmeisters Dömötör Nekcsei von Lipóc befand sich jene zweibändige sehr große Bibel, die mit mehr als 100 Miniaturen und einem prächtigen Titelblatt verziert ist und vermutlich vom Meister des Anjou- (Vatikanischen) Legendariums ausgemalt wurde. Die Bilder sind zwar im Bologner Stil gehalten, das Schriftbild allerdings nicht, es stimmt mit dem in Mitteleuropa üblichen überein. Das Prunkstück der Gattung bildet die bereits erwähnte *Bilderchronik*. Sie entstand vermutlich in Ungarn, da der Illustrator die damalige ungarische Welt und auch die ungarische Sagen- und Legendentradition genauestens kann-

te, wobei er mehrmals Ereignisse darstellte, die im Text gar nicht erwähnt sind.

Das 14. Jh. war auch die Blütezeit der über eine reiche Vergangenheit verfügenden ungarischen Goldschmiedekunst. Eine der sich neu einbürgernden Techniken, das aus Italien stammende Drahtemail, wurde sozusagen zur nationalen Spezifität der ungarischen Goldschmiedekunst.

Die Zeit Sigismunds und der Hunyadis (14.-15. Jh.)

Anders als die vor allem auf Italien orientierten Anjous fand Sigismund Gefallen am Geschmack und der Lebensform der französisch-burgundischen Ritterwelt und trachtete, sie zu verbreiten. Gleichzeitig ließ das rege diplomatische Leben aber auch die Bande zu Italien nicht abreißen: Italienische Humanisten pilgerten regelmäßig nach Ungarn. Aus Florenz stammte Pipo Ozorai (Filippo Scolari), Sigismunds talentierter Herrführer und Diplomat, der nicht nur eine echte kleine italienische Kolonie – Soldaten, Handwerker, Ärzte und Bankiers – in Ungarn gründete, sondern auch beim Bau der Stuhlweißenburger Kapelle namhafte Künstler beschäftigte: Masolino da Panicale, den bekannten Quattrocento-Maler, und den Architekten Manetto Ammanati. Einer der gebildetsten Humanisten seiner Zeit, Pier Paolo Vergerio, war drei Jahrzehnte am Hofe Sigismunds; ihn verehrte der erste bedeutende ungarische Humanist, János Vitéz, als seinen Meister. Es existieren Angaben über die geachtete Tätigkeit ungarischer Künstler im Ausland und über Europareisen der Aristokraten; zu jener Zeit gliederte sich Ungarn in die Kunst der internationalen Gotik ein; es war die Blütezeit der ungarischen Ritterwelt und die Wiege der lateinischen humanistischen Literatur in Ungarn.

Literarische Texte aus dieser Zeit gibt es dagegen kaum. Wie groß auch immer die Vernichtung der Quellen im Laufe der Jahrhunderte gewesen sein mag, entscheidender ist, daß sich die Charakteristika seit der Anjouzeit nicht grundlegend gewandelt hatten. Die in Altofen sogar zweimal versuchte Universitätsgründung (1395 und 1410) war eher eine Schlappe als ein Erfolg, und infolgedessen blieb auch die kirchlich ausgebildete und zu schriftstellerischen Aufgaben befähigte Intelligenz eine eher schmale Schicht. Die Mehrheit der ungarischen Adligen hatten keinen Unterricht genossen, wenn man auch bei einem Teil der Vornehmsten die Kenntnis des Lateinischen voraussetzen kann. Obwohl sich die Städte schnell entwickelten – wie dies die Bürgerbauten belegen –, stieg die Zahl der ungarisch spre-

chenden Bürger doch nur geringfügig. Zur Lebensform des begüterten Mitteladels und der Barone gehörten Wappen, gepanzerte Rüstung und die Wohnung in einer Steinburg, also die in ganz Europa modische, aber gewissermaßen schon unzeitgemäße Lebensweise. Sie hatten sich die ritterliche Lebensauffassung zu eigen gemacht, die Ehre, „honor", bestimmte auch ihre Ethik, ohne daß dies alles – vor allem durch die obigen Gründe – zur Entfaltung einer ungarischen Ritterliteratur führen konnte. Noch immer entwickelten sich hauptsächlich die religiösen und Repräsentationszwecken dienenden Kunstzweige. Als sozusagen Symbole der Herrschaft Sigismunds lassen sich die häufigen Aufzüge nennen, bei denen die Reichtum und Rang zur Schau tragenden Bürger und Ritter und die in noch prachtvolleren Meßgewändern prunkenden Geistlichen das Altarsakrament unter Fahnen, bei Glockengeläut und Blasmusik feierten.

Ungarischsprachige Sagen (Heldengesänge?, Ritterepen?) kennen wir nur über Lőrinc Tar und den durch Sigismund hingerichteten Ritter Kont und seine Gefährten, die damals wohl nur in der mündlichen Tradition lebten. Den Fall des letzteren beschreibt auch Äneas Silvius Piccolomini, und in Thuróczys Chronik wird berichtet, daß man von ihm „wegen seiner überragenden Kraft und Ritterlichkeit nicht nur erzählt, sondern auch zu der klingenden Laute singt". Lőrinc Tars namhafte Tat, seine in der Sankt-Patrik-Höhle in Irland durchlebte Höllenfahrt, ist in lateinischen Quellen ebenfalls überliefert, zuerst 1411; angeblich hat Lőrinc Tar seine Erlebnisse selbst einem Dubliner Notar diktiert. In ungarischer Sprache wurde die Geschichte allerdings erst im 16. Jh., in Tinódis *Chronik König und Kaiser Sigismunds 1552* (Zsigmond király és császár krónikája) schriftlich niedergelegt.

In den ersten Jahrzehnten des 15. Jh. läßt Sigismund den Ofner Palast umgestalten und erweitern, wobei er französische und deutsche Meister und auch die Meister der Parler-Bauhütte vom Veitsdom in Prag beschäftigt; das Festungssystem und der Palastkomplex werden ausgebaut und der Fris-Palast entsteht ('Fris' bedeutet im alten Ungarisch 'elegant', 'verziert'), den ausländische Reisende zusammen mit den Gebäuden von Paris und Padua nennen. (Er wurde durch eine Explosion während der türkischen Besetzung zerstört.) Zum Teil baut Sigismund auch der Plintenburger Palast um, sein größtes Bauvorhaben aber ist die Preßburger Burg. An diesem mehrstöckigen Palast mit dem Grundriß eines unregelmäßigen Quadrats mischen sich die Einflüsse der Wiener Dombaumeister mit denen der Parler-Bauhütte. Diese Arbeiten gewaltigen Ausmaßes – die Kosten überstiegen die des Wiener Domes – waren vermutlich dadurch motiviert, daß der zum deutsch-römischen Kaiser gewählte Sigismund seinen Sitz von Ofen weiter nach Westen verlegen wollte. Auch das Jagdschloß von Tata mit seinen vier Ecktürmen ließ er erbauen, wo-

mit er diesen früher unbedeutenden Ort zum Schauplatz wichtiger diplomatischer Verhandlungen machte.

Aber auch die Magnaten bauten: die Familie Garai auf ihren Pfandgütern in Csesznek, Güns und Siklós, die Familie Kanizsai in Eisenstadt (Kismarton), und im westlichen Oberungarn errichtet sich der Woiwode Stibor eine Burg (Beckó). Bis Mitte des 15. Jh. ist in Eisenmarkt (Vajdahunyad, Hunedoara) die schönste Ritterburg der Zeit fertiggestellt, der Besitz János Hunyadis. Wegen der Türkengefahr wurde sie nicht als Palast erbaut, sondern als große Burg mit Außenturm und vorgeschobenen Bastionen. Rittersaal, Palast und Burgkapelle sind reich verziert, möglicherweise das Werk Ofner Meister.

Im Jahre 1405 verordnete Sigismund, die Städte mit Mauern zu umgeben, woraufhin die von Steinmauern eingefaßten Städte allgemein üblich werden. Die Kirchen der Dörfer und Marktflecken werden häufig zu Kirchenburgen ausgebaut, die im Szeklerland und auch in einzelnen ungarischen Dörfern Mauern mit Schießscharten und vereinzelt sogar Türmen erhalten. In den immer dichter bebauten Städten erscheinen neben den Bürgerhäusern palastartige Gebäude (Ofen, Ödenburg). In fast jedem größeren Haus im Lande finden sich in den weiten Torgängen Sitznischen.

Die sichtbar wachsende wirtschaftliche Kraft des Bürgertums findet ihren Ausdruck in den städtischen Pfarrkirchen. In mehreren Bauabschnitten entstand im 14.–15. Jh. die Kaschauer Kirche der hl. Elisabeth aus dem Arpadenhaus, eines der bedeutendsten Denkmäler der mittelalterlichen ungarischen Architektur mit weiter Ausstrahlung: Die Formen der Kirche von Kaschau finden sich an der in der ersten Hälfte des 15. Jh. vollendeten Klausenburger Michaeliskirche ebenso wie an der sog. Schwarzen Kirche in Kronstadt. Die Stadtarchitektur der Zips, wo im 15. Jh. auch die vorhandenen Kirchen zweischiffig umgebaut und mit Gewölbe versehen werden, unterscheidet sich in mehrerer Hinsicht vom allgemeinen ungarischen Entwicklungstrend, der am ehesten den Einfluß der Parler-Bauhütte und der Wiener Meister aufweist.

Am meisten Einblick in die Kunst der Zeit Sigismunds bietet der 1974 entdeckte Statuenfund von Ofen. Seine etwa 60 Statuen und Fragmente ermöglichen es, den Charakter und Entwicklungsstand der internationalen Gotik in Ungarn und zugleich des höfisch-ritterlichen Geschmacks zu bestimmen. Sämtliche Statuen stammen aus der viele Meister beschäftigenden Ofner Werkstatt aus der ersten Hälfte des 15. Jh. Sie lassen sich im wesentlichen in zwei Gruppen einordnen, die eine war zur Verzierung säkularer Gebäude bestimmt, die andere sollte kirchlichen Bauten schmücken (z. B. König, Ritter, Knappe bzw. Madonna mit Kind, Heilige und Apostel). Im Stil sind sie zum Teil österreichischen Statuen (Werkstatt des „Großlobminger

Meisters") und zum Teil französischen, Brabanter Schöpfungen verwandt. Diese Statuen und Fragmente sind unvollendet, von den meisten ist anzunehmen, daß sie die Werkstatt nie verließen; aber die Art ihrer Gestaltung beweist dennoch eindeutig den direkten Kontakt des Hofes Sigismunds zu den modernsten westeuropäischen Künstlern.

Die Grabsteinwerkstätten standen unter der Leitung der Kirche. Im ganzen Land finden sich ihre wappen- und statuengeschmückten Grabdenkmäler.

In der Holzschnitzerei setzt sich in den letzten Jahrzehnten des 14. Jh. der weiche Stil durch, in dem die sog. „schönen Madonnen" geschaffen wurden. Die Gestalt der das Kind tragenden Maria ist stark S-förmig gebogen, ihr Gewand fällt weich gefältelt (Altar von Kislomnic, Madonna von Kisdisznód usw.). Seit den vierziger Jahre des 15. Jh. verbreiten sich eher die wirklichkeitstreueren Werke im harten („strengen") Stil. Die Forschung hält den Kaschauer Meister Jakab für den Initiator dieses Stils; von ihm stammt der Freisinger Altar. Der strenge Stil verbreitete sich über das gesamte Land, wie Denkmäler sowohl aus Oberungarn als auch Siebenbürgen bezeugen.

Im Laufe des 15. Jh. gewinnt die Keramikplastik und besonders die Ofenkachelherstellung an Bedeutung.

Da die meisten Wandgemälde in den zentralen Landesteilen der Türkenverwüstung zum Opfer fielen, zeigt sich der Reichtum dieser Gattung besonders in Oberungarn, Siebenbürgen, Westtransdanubien und Südungarn. Die ersten Tafelbilder blieben vom Beginn des 15. Jh. erhalten, während die früheren schriftlich Erwähnung fanden. Um 1420 mögen die Bilder über die Legende der hl. Katharina in Bát im Stil der Nürnberger Malerei entstanden sein. Ein unvergleichlich hohes Niveau gemessen an den früheren und etwa gleichzeitigen Schöpfungen der ungarischen Tafelmalerei vertritt der Hauptaltar (1427) der Abtei von Garamszentbenedek (Hronský Beňadik). Der Maler, Tamás Kolozsvári, war – da er seinen Herkunftsort ungarisch angab – mit Sicherheit ein Ungar. Er kannte die böhmische, italienische und vermutlich auch burgundische Malerei, beherrschte den Stil am Königshof von Ofen und schuf daraus seine individuelle, leicht gefühlvolle, lyrische Malerei. Der Meister von Mateóc, der Meister des Barbara-Altars, der MNG-Monogrammist und andere sind Stationen des Weges, auf dem die ungarische Tafelmalerei dann um die Wende zum 16. Jh. ihr höchstes Niveau erreichen sollte.

Bedeutendere Werke der Buchmalerei blieben aus der Umgebung des Königs erhalten, doch ist die Nationalität der Maler der Kodexminiaturen (z.B. Martinus Opifex) bisher leider im Dunkeln geblieben.

Die aufblühende Wappenmalerei hatte ritterliche Ansprüche zu befriedigen, der erste erhaltene Adelsbrief (der Familien Tétényi und

Haraszthi) stammt von 1405. Seit 1436 kann die Tätigkeit einer Ofner Wappenmalerwerkstatt kontinuierlich verfolgt werden.

Die beliebtesten Luxusgegenstände außer den schönen Gewändern waren die Goldschmiedearbeiten. Zu dieser Zeit entstehen die schönsten Stücke in der Drahtemailtechnik, als deren in seinen Maßen und seiner Zier unübertroffenes Meisterwerk jener Kelch gilt, der sich einst im Besitz des Siebenbürger Adligen Benedek Suky befand (um 1440). Zu erwähnen sind ebenfalls die Bronzegeräte, vor allem die Taufbecken (Gyöngyös, Schwedler [Svedlér, Švedlár], Schäßburg [Segesvár, Sighișoara]). Zunehmende Bedeutung erhält auch die heimische Glasherstellung, die anfangs unter Leitung italienischer Meister stand.

An der Grenze von Mittelalter und Renaissance

Die Zeit Matthias' und der Jagiellonen (15.–16. Jh.)

Die Jahrzehnte zwischen der Thronbesteigung von König Matthias und dem Untergang des mittelalterlichen ungarischen Staates in der Schlacht von Mohács (1526), fast ein dreiviertel Jahrhundert, waren einerseits die Blütezeit der ungarischsprachigen Kodexliteratur, zum anderen aber war Janus Pannonius, in dessen Dichtung sich die modernsten, die humanistisch-neuplatonischen ideel-poetischen Errungenschaften vereinten, schon früher gestorben; einerseits entstehen nun die schönsten spätgotischen Gebäude in Ungarn, andererseits setzt sich der Renaissancegeschmack auch in der Architektur durch; zu Beginn des 16. Jh. wirken das zweifellos größte Talent der ungarischen gotischen Holzschnitzerei, Meister Paul von Leutschau (Lőcse, Levoča) und der herausragende ungarische Maler der Spätgotik, der Monogrammist M. S., aber bereits früher hingen in Matthias' Sammlung die Bilder der größten italienischen Renaissancemaler, Leonardos, Mantegnas und Filippino Lippis; in den Palästen von Ofen und Plintenburg mischen sich Gotik und Renaissance harmonisch miteinander, auch wenn die Kirchenbauten zur Zeit Matthias' sämtlich gotisch waren; es ist die Zeit der größten Verbreitung der Gregorianik, es entsteht das umfassendste Werk der ungarischen mittelalterlichen Musik, das zweibändige Bakócz-Gradual, am Königshof jedoch ergötzt sich die musikliebenden Königin Beatrix an der modernen burgundischen Frührenaissancemusik.

Es ist eine Periode, in der die typischeren Züge der mittelalterlichen Kultur Ungarns fast schon polarisiert hervortreten: Eine schmale Schicht, der Königshof und seine unmittelbare Umgebung, hält mit der Hochkultur Europas Schritt und vermag stellenweise sogar zu ihrem Blickpunkt zu werden, während dem Land insgesamt eher die kulturelle Verspätung, der Provinzialismus ihren Stempel aufdrücken.

Der Hauptgrund dafür liegt in der relativ langsamen Städteentwicklung und dem damit zusammenhängenden Fehlen einer Universität und eines starken ungarischsprachigen Bürgertums. Typischerweise wurde nicht einmal Matthias die eigene ungarische Universität zur Herzenssache, wo er doch die humanistische Gelehrsamkeit zu würdigen wußte und selbst durchaus darin bewandert

war; die Universität Preßburg (ab 1467 bis etwa 1474) ist eher das Werk von János Vitéz als von Matthias, zudem bestand sie nicht einmal ein Jahrzehnt. Im ersten Vierteljahrhundert seiner Regierungszeit ordnete Matthias ebenso wie seine Vorgänger die Kultur der Politik unter. Aus der Zeit um Mitte der achtziger Jahre ist der Plan, von einer in Ofen zu gründenden Universität bekannt, aus dem jedoch nichts wurde.

Nicht das ist das Problem, daß in den entwickelteren Teilen Europas mittelalterliche und Renaissancekultur etwa nicht nebeneinander existiert hätten; ein typisch ungarischer Zug ist, daß diese Symbiose hier ausgesprochen lange dauerte und daß sich Verfall und Neuanfang nicht logisch einander anschlossen, sondern gleichzeitig das Alte aufblüht und das Neue — in der Literatur hier am frühesten außerhalb Italiens — bereits aufkommt.

Einen interessanten Farbfleck in der lateinischen Prosaliteratur Ungarns bildet das *Senatorium* des aus der Zips stammenden und späteren Abtes der schottischen Benediktiner in Wien Márton Leibici (gest. 1464). Das Werk des am Klatsch Gefallen findenden greisen Abtes ähnelt wenig den üblichen Schöpfungen der mittelalterlichen Kodexliteratur, es ist kein klassisches Memoire, auch keiner der so beliebten belehrenden Dialoge und noch weniger eine gelehrt-theologische Arbeit. Autobiographische Elemente, bis an die Grenze der Schlüpfrigkeit gehende Anekdoten, zahlenmystische Erörterungen und theologisch-geographische Kenntnisse drängen sich in der vom Autor „Dialog über vergangene Zeiten" genannten Arbeit.

Die Verfasser der Predigtbände waren zumeist Mitglieder der Bettelorden. Die größte Wirkung hatten zwei Franziskanerobservanten: Pelbárt Temesvári (1440?-1540) und Osvát Laskai (1450?-1511). Aus der Zeit vor ihnen wissen wir nur von wenigen Predigtsammlungen in Ungarn. Die beiden Sammlungen Pelbárt Temesváris, *Stellarium coronae Mariae Virginis* und *Pomerium sermorum*, erschienen auch im Druck, und sie waren so erfolgreich, daß innerhalb von kaum 20 Jahren vom *Stellarium* 16 und vom *Pomerium* 18 Ausgaben erschienen, selbstverständlich alle im Ausland. In seinen Predigten, durch die er in ganz Europa bekannt wurde, betonte Pelbárt, er habe nur solche Predigten veröffentlicht, die auch dem einfachen Volk verständlich und nützlich seien. Er gab auch theologische Arbeiten heraus, die bedeutendste war *Aureum Rosarium Theologiae*. Pelbárt Temesvári betrachtete mit gewissem Schauder die Sitten seiner Zeit, den „wollüstigen" Renaissancehof und die antiken Poeten hielt er für unsittlich. Ehrliches Mitgefühl empfand er für die Armut, die für seinen Orden typische soziale Empfänglichkeit war auch ihm eigen. Seine Predigten und Gleichnisse wurden zur häufigst benutzen Quelle der ungarischsprachigen Kodexliteratur.

Sein Ordensbruder, Schüler und in vieler Hinsicht Nachfolger, Osvát Laskai, schrieb weniger leichtverständlich und farbig, doch war auch er ein gelehrter, begabter Autor. Außer seinen Predigtsammlungen kommt ihm noch das Verdienst zu, Pelbárt Temesváris *Rosarium* vollendet zu haben. Auch seine Werke erschienen im Druck.

János Thuróczy (um 1435–1490) verfaßte die Synthese der mittelalterlichen Geschichtsschreibung Ungarns mit seinem Werk *Chronica Hungarorum*, das 1488 in zwei Ausgaben erschien, eine für den Inlandsgebrauch und eine für das Ausland, bei der die Detaillierung der Erfolge im Krieg gegen Österreich fortgelassen wurde. Diese Tatsache allein ist ein Hinweis, daß Thuróczys Unternehmung eher politischer als wissenschaftlicher Natur war.

Wo ihm frühere Bearbeitungen zur Verfügung standen, stellte er seine Chronik aus diesen zusammen. So übernahm er beispielsweise Kükülleis *Lebensbild Königs Ludwig des Großen* zur Gänze, ohne den Namen des Autors zu verschweigen. Sein eigenes Werk ist die Beschreibung der Sigismund- und Hunyadi-Zeit, bei der er sich mehrfach auf die Berichte von Augenzeugen und auf Archivquellen bezieht, wodurch dieser Teil des Werkes als echte Quelle zu werten ist. Sein sehr bald populär gewordenes Werk verwendeten Ransano (1428–1492) und Bonfini, wenn diese Humanisten von Rang seinen Stil auch als barbarisch und als der Großartigkeit des Gegenstandes unwürdig verurteilten. Heute wird verschiedentlich die Meinung vertreten, diese Ansicht der Zeitgenossen sei allzu summarisch und beziehe sich nicht unbedingt auf die von Thuróczy selbst verfaßten Teile, vor allem nicht auf die Gestalt seines Hauptthelden Johann Hunyadi – dort leuchten ab und zu die humanistischen Stilmerkmale, die neuen historiographischen Methoden auf. Thuróczys politischer Standpunkt ist eindeutig: Er ist ein Mann des Mitteladels und der Hunyadis, dessen Ansichten später die Patrioten in der ersten Hälfte des 16. Jh. wieder aufnehmen sollten.

Bei der Verbreitung der humanistischen Bildung in Ungarn spielte Südungarn eine entscheidende Rolle, da dort der italienische Einfluß zuerst Fuß faßte. Die meisten Studenten aus Ungarn gingen aus dem Bistum Agram (Zágráb, Zagreb) an die italienischen Universitäten, vor allem nach Padua, und die ersten ungarischen Vertreter der neuen Kultur – an ihrer Spitze János Vitéz – stammten ebenfalls aus dieser Gegend.

Zwar war Johann Hunyadi kein gelehrter Humanist, ja, er konnte nicht einmal lesen und schreiben, dennoch hat ihm die humanistische Kultur viel zu danken. Über alles würdigte er Kraft und Herrschaft. Er war ein militärisches Genie von europäischem Ruf, von enormer Willenskraft, ein Heerführer mit eiserner Hand, ein fast schon mythischer Held der Heimatliebe und Opferbereitschaft für die Hei-

mat, zugleich getrieben von grenzenlosem Ehrgeiz; ohne sich zu schonen und vor keinem Mittel zurückschreckend, hatte er sich emporgearbeitet und war aus völliger Unbekanntheit zum an Ruf, Macht, Rang und Vermögen ersten Mann im Lande geworden. Weise sah er ein, daß er die Humanisten notwendig brauchte: Sie verstanden es am besten, seine Politik europaweit zu popularisiern, diplomatische Aufgaben und sogar die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Seine ganz extreme Züge in sich vereinigende Gestalt stellte sozusagen ein Vorbild für eine ganze Reihe ungarischer Aristokraten der späteren Jahre dar.

Der früheste und zugleich einer der bedeutendsten Vertreter des Humanismus in Ungarn war der schon erwähnte János Vitéz (1408–1472), ein begabter Politiker, hervorragender Stilist der Epistel und glänzender Redner. Sein Hauptthema ist die Türkengefahr, der Kampf gegen die Türken – ein typischer Zug der humanistischen und Renaissance-Literatur in Ungarn ist die Betonung der Kriegsführung neben der Wissenschaft, mit den Worten Bálint Balassis: der gemeinsame Dienst für Pallas und Mars. Seine nach den Regeln der antiken Rhetorik verfaßten Werke mit vielen Zitaten klassischer Autoren lassen auch Petrarcas Einfluß erkennen. Die erste humanistische Schöpfung eines ungarischen Autoren stammt aus seiner Feder, eine Epistelsammlung, allerdings nicht von ihm zum Buch zusammengestellt, sondern von seinem einstigen Sekretär Pál Ivanich.

Neben seiner literarischen Tätigkeit darf nicht sein eventuell noch bedeutenderer Einsatz als Literatur- und Wissenschaftsorganisator unterschätzt werden. Nach italienischem Vorbild organisierte er humanistische Gelehrtenkreise, er richtete die erste ungarische humanistische Bibliothek ein, schickte seine Parteigänger – zumeist jüngere Verwandte – zum Studium nach Italien und gründete in Preßburg eine Universität. Es lag nicht an ihm, daß die ungarische Intelligenz auch weiterhin eine relativ schmale Schicht blieb.

Auf die Kunst seines Neffen Janus Pannonius (1434–1472) wurde sogar Europa aufmerksam. Als Halbwüchsiger ging er nach Italien, wo er sich die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen und all das poetische, rhetorische und philologische Rüstzeug aneignete, das ein Humanist zur echten Bildung benötigte. Scharfe und fallweise pikante Epigramme trugen ihm bereits zu dieser Zeit einen gewissen Ruf ein.

Nach Beendigung seiner italienischen Studienreise wurde er in Ungarn mit hohen kirchlichen und weltlichen Würden bekleidet. Diese schnelle Karriere konnte ihm aber sein geliebtes Italien nicht ersetzen – der große geistig-künstlerische Aufschwung in Ungarn setzte erst in den siebziger Jahren ein –, er sehnte sich nach seinen dortigen humanistischen Freunden.

1465 ging er als Matthias' Gesandter wieder nach Italien und lernte dort die neuplatonischen Ideen kennen, personifiziert in ihrem wichtigsten Verkünder Marsilio Ficino. Vermutlich hatte Janus Pannonius auch großen Anteil daran, daß die neuplatonische Gedankenwelt außerhalb Italiens zuerst an Matthias' Hof Fuß fassen konnte. Am regen geistigen Hofleben konnte er allerdings nicht mehr aktiv teilnehmen: Als einer der Organisatoren und Führer der Ständeverschwörung gegen Matthias mußte er fliehen und starb noch auf der Flucht.

Zumeist schrieb er Epigramme. Sein Vorbild war Martialis, doch nur hinsichtlich des Stils, der Kunst der scharfen Sprache; in seinen Themen war er eigenständig. Er hält die Epigramme für eine Gattung vor allem der Jugend und die Mehrheit seiner diesbezüglichen Gedichte für leichten Scherz und Witz – allerdings auf höchstem Niveau.

Seine Panegyriken, umfangreicheren Dichtungen, Oden und besonders Elegien sind bei allem themagebundenem humanistischem Schmuckwerk durchglüht von erlittener Dichtung, von individuellster Lyrik. Sein Selbstbildnis läßt sich keinesfalls in das seiner Dichtergefährten einordnen, die mit den zu Schablonen gewordenen Wendungen der neolateinischen Dichtung arbeiten und gerade deshalb den Zauber der Einzelpersönlichkeit vermissen lassen: der Grammatik paukende, aber sich ins Freie sehnende, häufig fiebernde, lungenkranke, zur geistigen Einsamkeit gezwungene, physisch schwache, Krieg und Kampf hassende oder der seiner Mutter Tod beweinende, das Wie von Leben und Tod sezierende Dichter. Mit unvergleichlichem Geschick zwingt er seine leidenschaftlichen Empfindungen in die Disziplin der lateinischen Sprache, in dem Wissen: „Künstlerische Übung steigert die Kraft, doch Kunstwerke // entstehen dort, wo ein Genie hinter der Arbeit glüht" (*Über die Kunst* [A művészetről]).

Seine philologische Tätigkeit (er konnte vorzüglich Griechisch) war bedeutend, und auch seine Episteln, Orationen und Übersetzungen sind beachtenswert. Möglicherweise hat er auch seinen großen Plan eines Epos mit ungarischem Thema noch vollendet: Zsomboky hat angeblich die *Annales regni Hungariae* noch gesehen und gelesen, doch ihr Text ist unbekannt.

Janus Pannonius' Werk ist nicht ohne Wirkung geblieben: Vor allem seinem Vorbild folgend, wurde die humanistische Dichtung in Ungarn seit Matthias' Zeit heimisch; ja, vor allem seine Kunst hielt das literarische Selbstbewußtsein der ungarischen Humanisten der Jagiellonenzeit aufrecht.

Später, seit den achtziger Jahren, entstanden die Werke jener italienischen Humanisten, die sich für längere oder kürzere Zeit in Un-

garn aufhielten. Galeotto Marzio (1427 – um 1497) hatte, auch in geistiger Freundschaft mit Janus Pannonius verbunden, mit diesem zusammen noch in Ferrara studiert und kam dann, von ihm eingeladen, erstmals um 1461 nach Ungarn. Später weilte er mehrmals an Matthias' Hofe. Er schrieb philosophische, zumeist recht kirchen- und religionsfeindliche Werke hart an der Grenze zum Atheismus. Seine einzige Arbeit mit historischem Bezug *De egregie, sapienter, iocose dictis et factis regis Mathiae liber* entstand 1485, gewidmet dem unehelichen Sohn Königs Matthias, János Corvin. Das Büchlein, zwar selbstverständlich mit erheblicher Kritik zu behandeln, ist eine der wertvollsten Quellen der Zustände und Bräuche der Bildung in der Zeit Matthias'.

Als Humanist hatte sich Antonio Bonfini (1434–1503) früher schon einen Namen gemacht, bevor er 1586 in Matthias' Dienste trat. Aus seiner breitgefächerten literarischen Tätigkeit sind seine *Hungaricarum rerum decades IV. et dimidia* hervorzuheben, an denen er in Matthias' Auftrag seit 1488 fast ein Jahrzehnt lang arbeitete; das letztlich unvollendet gebliebene Werk bearbeitet die ungarische Geschichte von ihren Anfängen bis zum Juli 1496. Es war eine in Umfang, Vollständigkeitsanspruch, Modernität und Wirkung beispiellose Leistung. Noch lange Zeit später schöpften die Gebildeten Europas ihre Kenntnisse über Ungarn daraus, nach ihm entstanden belletristische Werke, und es wurde zur Quelle und zum Maßstab der späteren ungarischen Geschichtsschreiber. Der Autor verwendete zahlreiche Quellenwerke, mündliche Angaben, unterschiedlichste Dokumente und sogar archäologische Erkenntnisse, die er nach einer einheitlichen Konzeption miteinander verschmolz. Er versteht die Geschichte als Prozeß, kennt und wendet die Methode der humanistischen Quellenkritik an, sucht nach Ursachen und Zusammenhängen, ist um eine Behandlungsweise bemüht, die Zeitraum und Bedeutung der Geschehnisse miteinander wichtet, und zeichnet wahre kleine Charakterbilder der Hauptdarsteller der Geschichte. Er liebt den rhetorischen Stil, die humanistischen Schmuckelemente, die Betonung der einschlägigen antiken Beispiele. Natürlich ist die Beschreibung seiner eigenen Zeit der Teil seines Werkes mit dem höchsten Quellenwert. Politisch war er ein Anhänger der Hunyadis, vor allem Matthias', und das läßt sich nicht ausschließlich damit erklären, daß er in Matthias' Dienste trat, denn gerade diese Teile entstanden erst nach dem Tode des großen Königs, während der Herrschaft Wladislaus' II. Wenn überhaupt jemand, so hat Bonfini die politische Konzeption Matthias' wirklich verstanden und sich nach bestem Wissen um ihre Popularisierung bemüht. Vollständig erschien sein Werk erst 1568 im Druck, herausgegeben von János Zsámboky.

Ein traditionell wichtiger Zweig der mittelalterlichen Wissenschaften war das Recht. Wie in anderen Ländern Europas, so bildete auch in Ungarn die rechtsgelehrte Intelligenz im 14. und 15. Jh. zwei Schichten: die zum Klerus gehörenden, vornehmen und vor allem in der Diplomatie tätigen „Doktoren", die Gelehrten des römischen und kanonischen Rechts, und die weltlichen , allgemein dem Mitteladel entstammenden praktischen Juristen, die „Praktiker" in den königlichen Ämtern. Zu letzteren gehörte auch István Werbőczy (1460–1542) der in Bildung und Wissen seine „praktischen" Kollegen weit hinter sich ließ. Sein sofort im Druck erschienenes Hauptwerk *Opus tripartitum iuris consuetudinarii inclyti Regni Hungariae* (Wien 1517) sollte jahrhundertelang in der ungarischen Rechtspraxis in Gebrauch bleiben und wurde zur obersten Berufungsgrundlage des adligen Konservativismus. Dies darf man jedoch nicht Werbőczy zur Last legen: Nicht sein Werk ließ die ungarische Gesellschaft rückständig werden; gerade deren unentwickelten Verhältnisse erhoben diese in ihrem Wesen mittelalterliche Arbeit – mit über 50 Ausgaben – zu unangemessener Würde und Popularität und machten das *Tripartitum* zum letzten Beispiel des „book of authority" in Europa. Wie Widmung und Nachwort der Druckausgabe bezeugen, beherrschte der Autor sehr wohl den gelehrt-humanistischen Stil, doch läßt sich das Werk selbst keinesfalls als humanistisch bezeichnen. Werbőczys Methode ist die „Mosaiktechnik" des 12. Jh., die Art der Glossatoren, unterschiedliche Quellen zu kompilieren. Obwohl er auch im Inhalt Vorbildern folgte, vor allem wenn er alte Formelbücher verwendet, geht er hier mit der Sicherheit und Autonomie des praktischen Juristen vor: Überlegen formuliert er um und glättet, er kodifiziert zweckvoll eine mehrhundertjährige Praxis.

Das *Tripartitum* – das im übrigen nie rechtskräftig wurde – war nur eine recht gemäßigte Art der Romanisierung des ungarischen Rechts, und zwar nicht die glücklichste. Andere verbürgerlichtere Möglichkeiten deuteten bereits Matthias' vom römischen Recht beeinflußte absolutistische Gesetze an, die ebenfalls im Druck erschienen (Leipzig 1488, 1490), wieder andere, viel stärker in die Richtung der Verbürgerlichung zielende Lehrbücher des römischen Rechts von János Honterus (Kronstadt 1539, 1544) oder die Erklärung der römischen und ungarischen Rechtsnormen von János Baranyai Decsi (Klausenburg 1593), welche um die Harmonisierung von römischem und ungarischem Recht bemüht war. Aber den Rechtsanspruch der ungarischen Gesellschaft innerhalb der Staatstheorie vertrat der noch immer die Kézai-Thuróczy-Tendenz fortsetzende Ideologe des Mitteladels Werbőczy besser als jeder andere.

Während am Hofe Matthias' die modernste humanistische Literatur gepflegt wurde, blühte in vielen Klöstern im Lande die traditio-

nelle, religiöse, das mittelalterliche Weltbild bewahrende Literatur, und zwar nun bereits in ungarischer Sprache. Man weiß von Bibelübersetzungen im 13. und 14. Jh., deren Texte allerdings nur aus dem 15. Jh. bekannt sind. Balázs Szalkai (15. Jh.), der Verfasser der *Chronik der Minoriten in Bosnien und Ungarn* (A boszniai és a magyarországi minoriták krónikája), berichtet empört, daß zwei Priester, Tamás und Bálint, nicht nur mit ihren Gläubigen in die Moldau geflohen seien und dort die Ketzerei, also die hussitischen Ideen verbreitet, sondern auch die Bibel übersetzt hätten, zudem noch in höchst ketzerischer Weise. Dies geschah um 1440. Das Originalmanuskript von Tamás und Bálint ist nicht erhalten, doch glaubt die Forschung, Teile dieser sog. *Hussitenbibel* in drei Kodizes entdeckt zuhaben (Wiener Kodex, um 1450; Münchener Kodex, 1466; Apor-Kodex, 1500).

Teilübersetzungen der Bibel entstanden sehr viele – der *Hussitenbibel* (Huszita Biblia) folgend oder selbständig oder nach unbekannten mittelalterlichen Übertragungen ins Ungarische. Von ihnen ist wegen ihrer großen Inspiration die Wiedergabe des *Hohenliedes* (Énekek Éneke) im Döbrentei-Kodex (1508) hervorzuheben.

Aus dem 15.-16. Jh. sind etwa 50 überwiegend für Nonnen bestimmte Kodizes erhalten. Es sind im allgemeinen keine Originale, sondern aus dem Lateinischen übersetzte Andachtslesestoffe: Hymnen, Gebete, Gleichnisse, Legenden, Predigten, Visionen, Ordensregeln, Meditationen und Lieder unterschiedlicher Art. Die meisten Exemplare wurden in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jh. geschrieben und überliefern keinen Urtext, sondern eine Kopie desselben. Einen besonderen Bereich bilden die persönlichen Bemerkungen der Schreiber. So schließt die Nonne Katharina, die Kopistin des Gömöry-Kodex, ihre Arbeit mit den Worten: „Meine süße Christina [Name der Auftraggeberin]! Siehe nur, das Buch ist wirklich schön, warum bezahlst du nicht?" Anderswo teilte man dem Leser mit: „Mein Kopf schmerzt sehr" oder „ich bin sehr krank". Wir sind auch im Besitz einiger seltsamer, mit heutigen Augen gesehen, weltlicher, aber in der Geistigkeit der geschlossenen Klosterwelt gewiß nicht profan wirkender Äußerungen der andächtigen und naiven Gottesliebe; die den Sándor-Kodex (um 1521) schreibende Nonne hält z. B. das Himmelreich für einen Ort, wo es Tanz gibt, „Trunkenheit" und „Sattsein", wo die Tanzenden mit Kränzen geschmückt sind, während Geiger, Lautenspieler, Trommler und Zimbelschläger aufspielen – ein genaues Bild der damaligen irdischen Vergnügungen.

Desgleichen enthält der Sándor-Kodex das erste Drama in ungarischer Sprache: *Drei Christenmädchen* (Három körösztény leány). Das ihm zugrunde liegende Original *Dulcitius* stammt von Hrotswitha von Gandersheim, einer deutschen Nonne im 10. Jh., und erschien auch gedruckt 1501. Die ungarische Variante aktualisiert das Stück,

in dem sie an Diokletians Stelle den türkischen Kaiser setzt. Trotz des tragischen Endes ist die Handlung gewissermaßen unterhaltsam; der unbekannte ungarische Autor beutet die von der Situationskomik gebotenen Möglichkeiten aus.

Die paraliturgische Literatur in ungarischer Sprache beschenkte die ungarische Dichtung mit den Bildern der mystischen Gottesliebe, der Beschreibung der wunderbaren Schönheit Mariens, den an Christus – den göttlichen Bräutigam, den himmlischen Verlobten aller Nonnen – gerichteten Liebesworten und nahm damit den Phraseologienschatz der weltlichen Liebesdichtung voraus. Zweifellos ist in der mythischen Bildersprache der ungarischsprachigen Kodexliteratur auch eine Quelle der späteren Volkslieder zu suchen. In dem Gedicht *Die Regeln des göttlichen Lebens* (Istenes élet reguláí), im *Buch der Gleichnisse* (Példák könyve, 1510) finden sich Strophenanfänge, wie „Die schwache Rose welkt,// Wenn Hitze sie trifft" oder „Wenn sie rote Rosen pflücken, // zur Pfingstzeit". Der Verfasser dieser Zeilen – „Meister der Zehnzeiler", wie ihn Sándor Weöres nennt – ist der würdige Nachfahre solcher Anfänge wie in der *Altungarischen Marienklage.*

Bei der Entstehung der ungarischen Literatursprache darf auch die Wichtigkeit der ein religiöses Thema mit profanen Elementen mischenden romanhaften Legenden nicht unterschätzt werden. Besonders gut gelungene Beispiele sind mehrere Legenden im Kazinczy-Kodex (1526–1545) und die Makariuslegende im Teleki-Kodex (1525–1531). Die Legende der hl. Margarethe wurde in Versform übertragen, sie stellt mit ihren mehr als 4000 Zeilen das längste mittelalterliche ungarische Gedicht dar. Soror Márta Sövényházi kopierte es in den Érsekújvár-Kodex (1531), und trotz der Textverschlechterung zeugt die Reimtechnik von einem sehr versierten Übersetzer. Ein ungarisches Beispiel der im Mittelalter beliebten Todesliteratur, das den Typ „vadomori" (ich gehe sterben) des Totentanzes vertritt, findet sich im *Buch der Gleichnisse,* es ist die Übertragung eines lateinischen Hymnus von Petrus Rosenheim; die rhythmische Monotonie des ständig wiederholten „ich gehe sterben" erzielt mit der Kraft der freien Verse eine verblüffende Wirkung.

Das in gewissen Fällen wirklich nicht allzu hohe literarische Niveau der schreibenden und übersetzenden Mönche und Nonnen übertrifft bei weitem ein Kartäusermönch, der Verfasser des sehr umfangreichen Érdy-Kodex, der vermutlich im Kloster Lövöld (dem heutigen Városlőd) lebte. Seinem Werk stellt er – in verdorbenem Text erhalten – ein lateinisches Vorwort voran, das erste schriftstellerische Programm vor einem ungarischsprachigen Werk. Darin führt er aus, daß er dem Volk in seiner Sprache neue geistige Nahrung bieten möchte – er widmet sein Werk nicht nur seinen eigenen

Ordensbrüdern, sondern auch den Laienbrüdern, den Nonnen der verschiedenen Orden (darunter seiner Schwester) und der des Lateinischen nicht mächtigen Jugend, also breiten Schichten. Er vermißt eine ungarische Bibel – er weiß von deutschen, tschechischen und französischen Übersetzungen –, da Gottes Geschenk jedem zugänglich gemacht werden müsse. Dieser grundlegend reformatorische Gedanke verträgt sich bei ihm gut mit dem Haß auf die „lutherische Treulosigkeit und Ketzerei"; er verbirgt auch nicht seine Hussiten- und Türkenfeindschaft. Die Kopie wurde 1526 oder 1527 beendet, verfaßt wurde der Kodex gewiß von einer Hand, kopiert aber von mehreren. Er gehört zur Gattung der Predigt- und Legendensammlungen. Seine Predigten schöpft er zumeist aus Pelbárt Temesváris *Pomerium*, für die Legenden verwendet er außer den großen, beliebten Legendensammlungen auch Ordensquellen. Wenn wir die Legenden der ungarischen Heiligen und die gelungensten Predigten betrachten, können wir diesen namenlosen Kartäusermönch durchaus als die erste Schriftstellerpersönlichkeit der ungarischsprachigen Geschichtsschreibung und Kunstprosa bezeichnen.

Das lateinisch und ungarisch zugleich erhaltene *Sankt-Ladislaus-Lied* (Szent Lászlóének) mag zu Matthias' Zeit entstanden sein, sein Text ist im Peer-Kodex (1500–1526) und dem etwas späteren Gyöngyösi-Kodex bewahrt. Es bildet den Übergang vom religiösen zum profanen Lied, den Autor begeisterten die profanen Tugenden des Königs zumindest ebenso sehr wie die christlichen der Heiligen. Diese Dichtung nimmt nicht nur aufgrund ihres ästhetischen Wertes einen hervorragenden Platz in der ungarischen Literatur des Mittelalters ein, sondern auch, weil nach begründeter Vermutung die lateinische Variante in ihrem Wesen ein lateinisch geschriebenes ungarisches Gedicht ist und damit einmalig in ihrer Art; Gattung und Versform passen sich der ungarischen Gedichttradition an und nicht der lateinischen. Wahrscheinlich stammen beide Varianten auch vom gleichen Verfasser, anders lassen sich gewisse Eigenheiten des lateinischen und ungarischen Textes kaum erklären.

Der Franziskaner András Vásárhelyi – das entnimmt man dem Akrostichon, den Strophenanfängen – schuf 1508 die Cantilene von der Jungfrau Maria, die im Peer-Kodex und im Thewrewk-Kodex erhalten blieb. Sie ist keine Übersetzung, sondern ein ursprünglich dem Rhythmus nach ungarisches Gedicht, das allerdings in seinem Wortgebrauch tief in den lateinischen Gebeten und besonders in den Litaneien wurzelt.

Profane, historische oder politische Gedichte in ungarischer Sprache sind relativ wenig erhalten geblieben, und wie stark auch sie mit der mündlichen Überlieferung verbunden waren, zeigt, daß sie sämtlich auf eine Melodie oder rezitierende Vortragsweise gedichtet wur-

den, obwohl es auch nicht zu bestreiten ist, daß sie zumeist ein Akrostichon enthalten, was nur in einem geschriebenen Text einen Sinn macht. Dieser Gegensatz läßt sich vermutlich so auflösen, daß sich selbst diese schriftlichen Texte nicht der Wirkung des allgemeinen Brauchs der Mündlichkeit entziehen konnten.

Ganz anders als bei der ungarischen religiösen Literatur, deren meiste Werke von lateinischen Vorlagen stammen, ist keines von den an die historisch-politischen Aktualitäten gebundenen Liedern eine Übersetzung. *Der Kampf um Szabács* (Szabács viadala, 1476), das Werk eines unbekannten Verfassers, erzählt Matthias' erfolgreichen Kampf um die Burg und seinen glorreichen Einzug in Ofen. Es ist das erste ungarische epische Lied mit profanem Thema, ein direkter Vorläufer der im 16. Jh. populärsten Gattung des Historienliedes. Es ist auffallend gut gereimt – ähnlich der Art der Katharinenlegende. Gleichfalls verwandt mit der Gattung des Historienliedes ist das Lied *Die Eroberung Pannoniens* (Pannónia megvétele) des Franziskaners Demeter Csáti, eine Erzählung über die Landnahme in sehr archaischer Sprache, die es wahrscheinlich sein läßt, daß auch in der mündlichen Tradition lebende Zeilen in das Werk gelangten. *Ferenc Apátis Kantilene* (Apáti Ferenc cantilénája, 1523) stellt die moralische, vor allem die sexuelle Freizügigkeit der Zeit an den Pranger; es ist ein gelungenes Spottbild der gesamten ungarischen Gesellschaft.

Ungarischsprachige Liebes-, erotische oder geradezu obszöne Gedichte fielen unter das moralische Verdikt dieser Zeit und wurden der schriftlichen Fixierung nicht für würdig befunden. Wir kennen nur Bruchstücke wie jenes mit dem Anfang ... *bekleiden sich, der Wald ist grün* ... (... öltöznek be, az erdő zöld ..., 1510–1542) und das ziemlich derbe Spottlied auf eine alte Frau *Supra aggnő* (1505). Von einer Liebeswerbung – nach damaligem ungarischem Sprachgebrauch: „Blumenlied" – sind insgesamt zwei Zeilen gleichsam als Schreibübung erhalten, das sog. *Ödenburger Blumenlied* (Soproni Virágének) um 1490. Es muß viele solcher „lieblicher" Lieder gegeben haben, das belegt nichts besser als die Tatsache, daß sich bereits Pelbárt Temesvári genötigt fühlte, sie in seinen Predigten zu verdammen, und auch die Nonnenregeln ermahnten: „Bei deinem Gesang sollen die Worte nicht wie in einer Huldigung gesetzt werden" (Horvát-Kodex). Später, im 16.–17. Jh. wurde der Begriff Blumenlied zur verbreiteten Bezeichnung des Liebesgedichtes, anfänglich jedoch war die Blumensymbolik offensichtlich noch ein verbindliches Element der so bezeichneten Lieder. Dieses Symbolsystem war eine der charakteristischsten Eigenarten der liturgisch-mystischen Dichtung und vor allem der Hymnen, weshalb sehr wahrscheinlich ein Typ der Liebesdichtung in Ungarn wie allgemein in der Literatur des christlichen Kulturkreises (auch) aus der Profanisierung religiöser Lieder entstanden ist.

Ein Charakteristikum des kulturellen und literarischen Lebens der Matthiaszeit ist, daß der Buchdruck in Ungarn durch den Ofner Buchdrucker András Hess bereits 1473 einsetzte, aber noch nicht endgültig heimisch werden konnte: Nur zwei Drucke konnten die Werkstatt verlassen. András Hess war dem Ruf des Altofner Propstes László Kárai gefolgt, mit Sicherheit aber vor allem angelockt vom humanistischen Rang des Königshofes, und nach Ungarn gekommen – aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Matthias selbst schätzte wohl mehr die reichilluminierten Kodizes als die plumpen Drucke mit nur einem Lettertyp von András Hess, aber viel schwerer wog das Fehlen eines breiten Leser- und damit Käuferkreises in Ungarn. Matthias war übrigens keineswegs ein Gegner des Buchdrucks; wir besitzen mehrere Belege, daß er dessen Vorzüge erkannt hatte. Dennoch scheint er sich nicht für die Schaffung einer Druckerei in Ungarn eingesetzt zu haben – als Realpolitiker hielt er sie offensichtlich für überflüssig.

Den recht geringen ungarischen Bücherbedarf konnten bei weitem die ausländischen Drucke decken, die über die Buchhändler auch zur ungarischen Intelligenz gelangten. (Zwischen 1484 und 1525 weiß man von 13 Ofner Buchhändlern.)

Zu Matthias' umfangreichsten Bauvorhaben gehörte ebenso wie bei seinen Vorgängern der Umbau des Ofner Königspalastes. Leider ist durch die Zerstörungen während der türkischen Besetzung und auch in späteren Zeiten fast nichts davon erhalten geblieben. Den Beschreibungen nach war der Ostflügel der schönste. Seine glatte Fassade wurde durch Fenster mit Fensterkreuzen aufgelockert, die wie die Türen von fein ziselierten Gewänden aus rotem Marmor eingefaßt waren. Innen erhöhten Fresken, Fußbodenfliesen von Faenzaer Keramikern und bunte, fallweise figürlich verzierte Öfen die königliche Pracht. Der Palast war von einem Renaissancegarten umgeben.

Etwas genauer in seinen Details ist der Palast von Plintenburg bekannt, den 1483 schon der päpstliche Gesandte ein Paradies auf Erden nannte. Der Gebäudekomplex gliederte sich in den Palast des Königs und den der Königin mit der Kapelle in der Mitte. Vor letzterer befand sich ein Platz in Gestalt hängender Gärten, zu dem eine große Freitreppe hinaufführte. Die Bau- und Raumgestaltung folgt dem Renaissancestil, die Detailformen – Kreuzgang, Netzgewölbe und Schlußsteine – sind gotisch, was ein Beweis dafür ist, daß hier die italienischen Meister des neuen Stils gleichzeitig mit den Architekten und Steinmetzen der nach gotischen Traditionen arbeitenden königlichen Bauhütte tätig waren.

Die königliche Bauhütte – ihr Leiter war ein Mönch namens János – errichtete die Franziskanerkirche in Klausenburg, entsprechend der Predigtansprüche der Observanten: Schiff und Altarraum bilden

einen einzigen gewaltigen Raum mit ätherischem Netzgewölbe (heutige reformierte Kirche in der Farkas Straße). Das erste ungarische Beispiel dieses aus Sachsen stammenden Kirchentyps ist die Georgskirche in Nyírbátor (1484–1488), die der Siebenbürger Woiwode Stephan Báthori errichten ließ und die der Franziskanerkirche in Szeged und der ebenfalls in Nyírbátor analog ist.

Dem Beispiel der königlichen Bauten folgten die der Magnaten des Landes, in erster Linie der hohen kirchlichen Würdenträger wie des Waitzener Bischofs Miklós Báthori, der eine Renaissancekapelle errichten ließ. Die gelungensten Magnatenbauten sind die beiden Grabkapellen der Szapolyais in Szepeshely und Csütörtökhely.

Zwischen 1486 und 1498 entstand die Kirche von Käsmark (Késmárk, Kežmarok) und zu Beginn des folgenden Jahrhunderts die von Eperies. Neuen Aufschwung erhält die Bautätigkeit in den oberungarischen Bergstädten und in Siebenbürgen, und es gibt auch Beispiele für Kapellen reicherer Bürger.

Zu jener Zeit erhalten die Rathäuser von Preßburg und Hermannstadt ihre endgültige Gestalt, und es entstehen in den siebenbürgischen und oberungarischen Städten Säulengebäude (Bistritz [Beszterce, Bistrița], Hermannstadt [Nagyszeben, Sibiu] bzw. Sillein [Zsolna, Žilina]). In den meisten Landesteilen bevorzugt man bei den Profanbauten bis zur Jahrhundertwende eher den alten, gotischen Stil, aber um 1508 erhält die Burg Simontornya bereits Renaissanceschmuckmotive. In Siklós errichtet Imre Perényi eine Burgkapelle im Renaissancestil. In Nyírbátor zeugen am Ende des 15. Jh. Renaissancewappen und seit Beginn des neuen Jahrhunderts Sitznischen an den Kirchen und ein Tabernakel von dem Vordringen der neuen Richtung. Die Renaissance-„Madonna András Báthoris" von 1526 ist vermutlich das Werk eines heimischen Steinmetzen.

Die Baulust hat auch nach Matthias' Tod, in der politisch und wirtschaftlich zerrütteten Jagiellonenzeit nicht nachgelassen. Das herausragende Kunstwerk dieser Periode ist die an der Südseite des früheren Graner Doms von Kardinal-Fürstprimas Tamás Bakócz errichtete Kapelle. Die Bauarbeiten begannen 1506, doch wurde der in Florenz von Andrea Ferucci geschaffene Hauptaltar erst 1519 aufgestellt. Die Bakóczkapelle nimmt in der ungarischen wie in der universalen Architekturgeschichte einen besonderen Platz ein: Sie ist außerhalb Italiens das früheste Beispiel für jenen Typ von Kuppelkapellen mit zentralem Grundriß, den als erster Brunelleschi in Florenz als eine der bedeutendsten Neuerungen in der kirchlichen Architektur des Quattrocento schuf. Sie ist nicht nur das erste vollkommen im Stil der Renaissance errichtete kirchliche Gebäude in Ungarn, sondern auch das einzige, das in dieser Region die überaus stürmischen Veränderungen der Zeiten bis heute überstand (in Teile zerlegt, wurde sie im letzten Jahrhundert im neuen Dom wieder errichtet.)

Bei der Grabsteingestaltung dominierten noch lange die gotischen Formen, der erste Renaissancegrabstein entstand 1499, errichtet für den Italiener Bernardio Monedli, dem Schatzmeister von Königin Beatrix.

Ein typisches Beispiel für das Nebeneinanderexistieren und Vermischung dieser beiden Stile ist das Rathaus von Bartfeld (Bártfa, Bardejov). Von einer Klausenburger Werkstatt wurde zwischen 1534 und 1436 das schon völlig italienisch geprägte Haus von Adrianus Wolphardus gebaut.

In den folgenden anderthalb Jahrhunderten, der Zeit der türkischen Eroberungen, gewinnen in erster Linie die militärischen, besonders die Burgbauten, an Wichtigkeit; auch hier hält sich der Renaissancestil, vor allem infolge italienischer Kriegsingenieure.

Die Matthias- und Jagiellonenzeit sind die Blütezeit der Flügelaltäre; auf den Altären fügen sich Holzplastiken und Tafelbilder zu harmonischen Kompositionen. Ihre Zeugnisse sind so zahlreich erhalten geblieben, daß nur die wichtigsten erwähnt werden können. Der Hauptaltar des Elisabethdomes in Kaschau (1474–1477) ist mit seinen 48 Tafelbildern und feingeschnitzten Heiligen der größte Altar Ungarns und zudem ein ästhetisch sehr wertvolles Werk. Die im strengen Stil verfertigten Figuren des Doms sind Werke von János Weisz (Kassai), die Altarkomposition und einige der Statuen werden von der Forschung dem Kaschauer Meister Alexander zugeschrieben. Die Tafelbilder stammen von drei Künstlern, von denen der Maler der Elisabethlegende der bedeutendste ist. Der Einfluß des Kaschauer Hauptaltars läßt sich weithin verfolgen (Leutschau, Bartfeld usw.).

Eine ähnlich niveauvolle Holzschnitzer- und Malerschule wirkte in der Zips. Der Marienaltar der Leutschauer Jakobskirche und die Käsmarker Madonnenstatue bezeugen unter anderen, daß die Zipser Meister den Kaschauern in nichts nachstanden. In diesem Gebiet blieben die meisten Tafelbilder erhalten. Werke hohen Ranges sind die Altarbilder des Doms in Szepeshely, der Hauptaltar in Kirchdrauf (Szepesváralja, Spišské Podhradie), der Altar in Jánosfalva von Meister Márton (1419), während auf dem Hauptaltar von Szmrecsány bereits ein spezifischer – naiverer – Zipser Stil erkennbar ist. Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jh. macht sich auch in Ungarn bereits der Einfluß des großen Bildhauers der Periode Veit Stoß (Wit Stwosz) bemerkbar. Von ihm wurde Meister Pál Lőcsei beeinflußt, der den gewaltigen Flügelaltar in der Jakobskirche in Leutschau schuf. An seinem Werk finden sich auch Renaissancezierelemente.

Die größten Förderer der Holzplastik und Tafelmalerei waren die Bergstädte. Außer den Figuren mit individualisierten Gesichtszügen – Apostel, Soldaten – auf dem Herrensarg von Garamszentbenedek (heute im Christlichen Museum Esztergom) sind als bedeutende

Werke der Holzschnitzerei der Hauptaltar von Schemnitz (Selmecbánya, Banská Štiavnica) und der Barbaraaltar der Katharinenkirche in Neusohl (Besztercebánya, Banská Bystrica) zu nennen – ihre Schöpfer setzen eher die Lokaltraditionen fort, wenn auch die drei Hauptfiguren auf dem Altar von Neusohl, zweifellos unter Veit Stoß' Einfluß entstanden. Im östlichen Oberungarn, im Komitat Scharosch wirkte ebenfalls eine Schnitzerschule. Erwähnung verdienen in Bartfeld der Elisabethaltar – bei dem wohl der Hauptaltar des Kaschauer Doms als Vorbild diente –, der Annenaltar (Schnitzer: István Tarner, Maler: Meister Severinus) und der Kalvarienaltar.

Der zweifellos bedeutendste in Ungarn wirkende Maler dieser Zeit war der Meister M. S., einer der größten Vertreter des gotischen Stils im Norden. Seine Altarbilder für Schemnitz entstanden 1506. Seine Passionsbilder und biblischen Szenen befinden sich heute in Budapest, Gran und Szentantal, und die Forschung spricht ihm auch Bilder in Lille und Warschau zu. Er kannte die italienische, deutsche und flämische Malerei und war stark von Dürers Holzschnitten beeinflußt. Er liebte Beweglichkeit: Seine Gestalten sind zumeist in Bewegung dargestellt, mit welligen Kleiderfalten und abgewendetem Haupt; eine Mischung von wunderschönen und entstellten Gesichtern zeigt beispielsweise die *Kreuztragung* (1506) – dies alles ist mit vorzüglichem Empfinden für Verhältnismäßigkeit und Strukturkenntnis gemalt. Bei ihm sind Landschaft, Hintergrund und dargestelltes Ereignis gleichermaßen von Gefühl erfüllt und bilden eine harmonische Einheit. Seine ganz individuelle, symbolisch-mystische und lyrische Malerei läßt sich an Qualität nur mit den größten seiner Zeitgenossen – Dürer, Grünewald – vergleichen.

Außer in Oberungarn finden sich auch in den sächsischen und Szeklergebieten Siebenbürgens bedeutende Denkmäler der Holzplastik und Tafelmalerei. Ein hervorragendes Werk der sächsischen Holzschnitzkunst ist der Hauptaltar von Mühlbach, von der Kunst der Szekler zeugt die Madonna von Csíksomlyó (Șumuleu) und der Altar von Csíkmenaság (Armășeni) (1543), dessen Tafelbild ebenfalls hervorgehoben sei. Das Csíker Becken war das Hauptgebiet der Szekler Tafelmalerei. Aus dem sächsischen Gebiet sind der Hauptaltar von Mediasch (Medgyes, Mediaș), die Altäre von Marienburg (Földvár, Feldioara) und Schäßburg (letzterer von Johann Veit) und besonders die um 1524 gemalten 8 Tafelbilder des Hauptaltars von Mühlbach zu erwähnen.

In den von den Türken besetzten Gebieten wurde alles vernichtet. Aus Transdanubien blieben schöne Holzstatuen erhalten, so die Madonnen von Zalaszentgrót, Tüskevár, Ják und Güns, die Statuen von Andócs, das Relief von Alsólendva und die Pietà von Keszthely.

Schriftliche Quellen berichten von der Bronzekunst, deren Schöpfungen aber – z. B. die vergoldeten Bronzestatuen der Hunyadis an der Fassade des Ofner Palastes – alle vernichtet wurden.

Mit der Tätigkeit nun schon ungarischer Meister setzte sich die Herstellung künstlerischer Ofenkacheln fort.

Auch für die Wandmalerei war die Symbiose von Gotik und Renaissance typisch. Die meisten Gemälde – unter anderen zahlreiche Fresken des Ofner Palastes – existieren nicht mehr. In Bruchstücken sind die Wandbilder in der Burg von Eisenmarkt/Vajdahunyad erhalten: gotisierende Werke eines lokalen Meisters. Bis heute sichtbar sind dagegen die Tugendfresken im Graner Palast, die vermutlich von einem Schüler Filippio Lippis (Albert von Florenz?) um 1494–1495 gemalt wurden.

Bereits János Vitéz und Janus Pannonius besaßen beachtliche humanistische Bibliotheken, und die von König Matthias – die Corvina – hatte gar in ganz Europa Seltenheitswert. Die schönsten Corvinen wurden von namhaften Miniaturmalern gestaltet, von den Florentinern Attavante, Francesco Cherico und den Geschwistern Di Giovanni. Aber auch aus anderen Gegenden Italiens enthielt die Bibliothek Kodizes. Zur gleichen Zeit bestand auch in Ofen eine Buchkopier- und -malerwerkstatt. Nach Matthias' Tod waren die meisten Meister der verschiedenen Ofner Werkstätten nicht mehr für den Königshof, sondern für den hohen Klerus und die Aristokraten tätig.

Infolge der Konkurrenz der vielen Importe nahm auch das ungarische Gewerbe einen Aufschwung, zur Entwicklung des ungarischen Kunstgewerbes trugen die neuen Techniken und Motive von der im Auftrag Matthias' arbeitenden ausländischen Meister ebenfalls bei. Ein Prachtwerk der Goldschmiedekunst in der zweiten Hälfte des 15. Jh. ist die sog. Eszterházy-Feldflasche mit noch gotischer Formgestaltung und Verzierungen. Die schönsten Renaissance-Goldschmiedestücke waren in Matthias' Besitz und stammen vermutlich von in Ofen tätigen italienischen Meistern (z. B. der Sockel des Matthias-Kreuzweges).

Unbedingt zu erwähnen ist die Textilkunst, von der italienische und ungarische Arbeiten erhalten blieben; die schönsten – Thronbezüge, -teppiche und Meßgewänder – wurden nach Entwürfen so hervorragender italienischer Künstler wie Filippio Lippi oder Botticelli gefertigt.

In den Jahrhunderten des Spätmittelalters setzt in Ungarn ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Musik ein. Es verbreiten sich der mehrstimmige Gesang, die Instrumentalmusik, es gibt Belege für das Singen in der Muttersprache; die Gregorianik wird in breitesten Kreisen bekannt; obwohl vieles vernichtet wurde, sind nicht wenige Kodizes mit Noten erhalten geblieben.

Die Jokulatoren sind bereits viel mehr als Unterhalter und in gewissen Fällen als Gaukler zu bezeichnen denn als späte Vertreter einer uralten Sängertradition; vermutlich haben sie saftigere Lieder vorgetragen. Ihre Tätigkeit wurde mit einem moralisch motivierten Verbot der Kirche belegt. Bezeichnenderweise bedeutet Jokulator auch im Schlägler Wörterverzeichnis (um 1430) ‚Zotenreißer, Spötter'. Auch die Zahl der Musiker nimmt landesweit ständig zu; Trompeter, Hornisten und Trommler erhöhten mit ihrem Spiel den Glanz königlicher und hochadliger Festlichkeiten, Instrumentensignale lenkten das Militär, und bestimmte, häufig wiederholte Zeremonien – unter anderem das Auftragen der Gänge bei den Mahlzeiten am Hofe des Königs und an den Höfen mancher Hochadliger – verliefen unter Trompeten- und Trommelklang.

Die Stadtmusikanten hatten bei Festen und Prozessionen aufzuspielen, des weiteren bei Hochzeiten und Zunftveranstaltungen. Ständige Aufgabe der Turmwächter war Trompetensignale zu geben; sprachliche Angaben belegen, daß sich der französische Brauch der „aubade"-Musik (Morgengruß) von Ungarn aus z. B. auf Polen ausdehnte. Auf eine gewisse Verflechtung von kirchlicher und populärer weltlicher Musik verweist vermutlich, daß die Kirchenglöckner nach Zeugnis ihrer Namen (Pfeifer, Trommler usw.) auch Instrumente spielten und sich bei Hochzeitsmahlen, Tanzvergnügen und Massenzusammenkünften ein Zubrot verdienten. Seit Beginn des 14. Jh. wissen wir von Zigeunermusikanten. Außer den ungarischen Wandermusikanten traten auch viele ausländische Musiker in den ungarischen Städten auf, die namhafteren von ihnen waren am Hofe des Königs und an den Höfen der Hochadligen gern gesehene Gäste.

Die Organisten – nicht selten zugleich Orgelbauer – spielten bereits im 14., besonders aber im 15. Jh. regelmäßig in den Kirchen der größeren Städte, die besten von ihnen waren Pauliner-, Franziskaner- und Dominikanermönche. Im 15. Jh. wurden auch bei Hausmusiken kleinere, tragbare Orgeln und später Klavikorde benutzt. Leider blieb nur eine einzige Orgel erhalten. Vermutlich dienten die Orgeln damals noch nicht der Gesangsbegleitung, man spielte keine Akkorde, sondern Melodien, eventuell in polyphoner Bearbeitung. Die sonstigen Instrumentalensembles darf man sich nicht als im heutigen Sinne um eine festgelegte Harmonie bemühte Orchester vorstellen.

Somit bewahrte die ungarische Instrumentalmusik einerseits die uralten Funktionen der Signalabgabe, andererseits war sie, z. B. im Falle der städtischen Turmmusikanten, vielfach bereits untrennbar mit sonstigen, nicht zuletzt Unterhaltungsfunktionen der Musik verflochten. Bei Hofe und manchen Adligen war dagegen bereits die moderne westliche Kunstmusik der damaligen Zeit heimisch geworden, wie das Orchester von Matthias und Beatrix oder in der Jagiello-

nenzeit die Ofner Musiker, der berühmte Organist Meister Grympeck und eine der größten Gestalten der schlesischen Musik, Thomas Stolzer, bezeugen.

Die Gesangskultur hatte ein sehr hohes Niveau erreicht. In Sigismunds Diensten stand Oswald von Wolkenstein, der berühmte Minnesänger. Der Hof verfügte zu jener Zeit bereits über einen ständigen Chor, der unter Matthias in nichts denen an den westeuropäischen Höfen nachstand.

Das Notenschreiben war nicht mehr allein Aufgabe ausgebildeter Notenkopisten, sondern wurde in Kursivschrift auch häufig von Laien vorgenommen, was ebenfalls von der Popularität der Gregorianik zeugt wie die Verfügung das Wardeiner Statutums (einer kirchlichen Schulordnung) aus dem 14. Jh., dem Notenschreiben gesondert Zeit zuzubilligen. Aus dem Schulnotizheft des Flickschustersohnes László Szalkai, dem späteren Graner Erzbischof vom Ende des 15. Jh., geht hervor, daß die halbwüchsige Jugend der städtischen Schulen viele hundert Melodien auswendig lernte und ihr auch Musiktheorie und mehrstimmiger Gesang beigebracht wurde. Auffällig ist das Geübtsein im Notenschreiben. Vorwegzunehmen ist, daß bis zum 17. Jh. in mehreren Landesteilen das Notenlesen völlig in Vergessenheit geriet. Die zentrale Tradition – die Melodienwelt und ungarische Notenschreibweise der Graner Liturgie – wurde in Ofen, in Gran und bei den Paulinern am reinsten gepflegt. Ein schönes Beispiel dafür sind das Esztergomer Missale Notatum (heute in Preßburg) und das *Pauliner-Antiphonale* (Pálos Antifonále).

Diese auch in Ofen blühende Musikkultur deckte sich allerdings nicht völlig mit den Ansprüchen des Ofner Königshofes, die das reichilluminierte große *Matthias-Graduale* zu erfüllen berufen war. Es wurde, mit Quadrat-Notenschrift, im Auftrag des Königs vermutlich in den Niederlanden geschaffen. Seine Notierung entspricht nicht den Kodizes des ungarischen weltlichen Klerus, sondern denen der Benediktiner-, Franziskaner-, Dominikaner- und Kartäuserorden; auch die diatonisierenden, ihrem Stil nach italienischen und französischen Melodien haben nichts mit der pentatonischen ungarischen Tradition gemein. Diese Art von musikalischer Hochkultur, die im wesentlichen dem Geschmack der päpstlichen Kurie folgte, mochte sich in Ungarn nur eine kleine Schicht zu eigen gemacht haben. Mit einigen, der Ordenstradition folgenden Kodizes zusammen steht das *Matthias-Graduale* recht allein unter den Zeugnissen der ungarischen Musik.

Zu den am schönsten illuminierten Kodizes gehören jene mit metzgotischer und ungarischer Mischnotierung, deren Melodienschatz sich der zentralen Tradition anschließt, wie das *Ofner Antiphonale* und *Psalterium*, das Graner *Passionsbuch*, Ferenc Futakis *Graduale* (1463,

heute in Istanbul) und die monumentalste Zusammenfassung der mittelalterlichen Musik Ungarns, das *Bakócz-Graduale*. Die Nähe Wiens, den starken österreichischen Einfluß und zugleich die starke Verbreitung der zentralen Richtung bezeugen vier Antiphonale aus Preßburg, die zwar durchgängig metz-gotisch notiert sind, aber in ihren Melodien genau mit der ungarischen Tradition übereinstimmen.

Eine Sondergruppe bilden jene Kodizes, die nicht der Graner Tradition, sondern der anderer Bistümer folgen. So weisen die im Auftrag des Agramer Bischofs Osvát Thuz geschaffenen Antiphonen mit metz-gotischer und ungarischer Mischnotierung (Ende des 14. Jh.) die Traditionen der Bistümer Kalocsa und Agram auf. Außerdem gibt es Quellen, in denen sich auf eigenartige Weise die Musikkulturen der Ungarn und der Nachbarvölker mischen, wie beispielsweise im böhmisch notierten, großen und reich illuminierten Antiphonale für Bischof János Pruisz-Filipecz (Jan Filipecz), das im Bistum Wardein in Gebrauch war.

Melodienschatz und Notierung der erhalten gebliebenen Noten-Kodizes sind nicht nur grundlegende Quellen der ungarischen Musikgeschichte, sondern auch für die gesamten spätmittelalterlichen kulturellen Verhältnisse Ungarns überhaupt sehr aufschlußreich: Augenfälliger als alle sonstigen Denkmäler weisen sie nämlich auf das Verhältnis von zentraler Tradition und fremder Kultur, auf die Kraft der zentralen ungarischen Tradition und ihre Varianten hinsichtlich ihrer lokalen Bezüge sowie auf die Einflüsse der benachbarten Völker und der in Ungarn lebenden Gruppen nichtungarischer Sprache hin.

Die Mehrstimmigkeit war auch über den Königshof hinaus bekannt, wie dies viele Angaben belegen, nicht aber deren moderne Varianten (wie das französische Organum, die Motette usw.). Aus dem 15. Jh. sind zwei größere mehrstimmige Sammlungen bekannt, beide stammen aus Oberungarn, mit zusammen etwa 30 Sätzen. Höchstwahrscheinlich war die einfachere Zwei- bis Dreistimmigkeit schon seit dem 14. Jh. – später aber gewiß – üblich, vor allem beim Vortragen einzelner gregorianischer Melodien mit Orgelbegleitung. Der kompliziertere polyphone Gesang mag nur in einigen – vor allem oberungarischen – Bürgerstädten und von der Intelligenz einiger Klöster gepflegt worden sein, während die hohe polyphone Kunst der damaligen Zeit, zu der man bereits Berufssänger brauchte, nur am Königshof und eventuell an den Höfen einiger Geistlicher und Adliger heimisch werden konnte, dort, wo aus dem Ausland herbeigeholte, hochdotierte Sänger angestellt waren.

Vereinzelte Angabe liegen darüber vor, daß bereits vor der Reformation das muttersprachliche Volkslied in die ungarische Liedpraxis

eingegangen war, obwohl dessen eigentliche Entwicklung erst im 15. Jh. einsetzte. Im muttersprachlichen Volksliedkult der Reformation ist damit die direkte Fortsetzung der spätmittelalterlichen Tradition zu sehen. Wenn auch liturgische Stücke zu ungarischen Volksliedern werden konnten, wie z. B. eine Übersetzung mit den Noten des *Te Deum* (Peer-Kodex), wird das Grundrepertoire aus von der Liturgie unabhängigen Liedern bestanden haben; umgekehrt gelangten, wenn auch selten, weltliche Sittenlieder unter die kirchlichen Volkslieder. Aus Quellen des 16. Jh. sind die Melodie des bereits erwähnten *Sankt-Ladislaus-Liedes* bekannt, die im Grunde genommen aus einem einzigen großen, sich mit gewissen Varianten wiederholenden mixolydischen Bogen besteht. Möglicherweise war sie zugleich die Melodie des Liedes *Der verstorbene, wirklich gute König Matthias...* (Néhai való jó Mátyás király ...).

Von mittelalterlichen epischen Liedern sind keine Noten erhalten. Man vermutet, daß ihre Melodien vom uralten Rezitativstil geprägt waren, wie die einiger Totenklagelieder in der Volksmusik. Zahlreiche Musikhistoriker sind der Überzeugung, daß die Volksmusik auch andere mittelalterliche Melodien und archaische Sittenlieder überliefert.

Renaissance und Barock, Reformation und Gegenreformation (16.–18. Jh.)

Das geistige Antlitz Ungarns, eines Landes, das trotz seiner politischen und konfessionellen Zerrissenheit kulturell stürmische Fortschritte machte, wurde im 16. Jh. in seinen wichtigsten Zügen von den sich zumeist über die konfessionellen und nationalen Unterschiede erhebenden Humanisten bestimmt, die immer seltener kirchliche Ämter bekleideten. In den sechziger und siebziger Jahren überragte die lateinische die ungarische Literatur noch an Bedeutung. Zweifellos zeigte sich jedoch in der lateinischen humanistischen Literatur und Geschichtsschreibung des 16. Jh. ein gewisser Verfall gegenüber der ersten humanistischen Blütezeit der ungarischen Literatur, der Dichtung von Janus Pannonius und Bonfinis Geschichtsschreibung. In dieser Periode kommt es viel eher zur weiten Verbreitung der neuen Kultur als zur Entstehung herausragender Werke. Gedichte in gelehrter humanistischer Form wurden von vielen geschrieben, nicht einmal nur die namhaftesten lassen sich hier aufzählen. Am verbreitetsten war das lyrische Gelegenheitsgedicht, doch gab es manchen Versuch, ein Epos zu verfassen. Talente gab es mehrere, aber keinen echten großen Dichter. Vielfach wurden humanistische Episteln, Orationen und Traktate geschrieben, darunter auch — am internationalen Maßstab des Humanismus gemessen — niveauvolle, hervorragend strukturierte Werke.

Viel bedeutender jedoch wurde die Geschichtsschreibung. Bezeichnend für die Historiographie nach Mohács ist, daß sie die Herrschaft Matthias' für die Blütezeit des Landes hält und sich bemüht, manchmal sogar verzweifelt, die Katastrophe, die Türkenherrschaft und den Verlust der Unabhängigkeit, zu erklären, teils auch mit dem Ziel, das christliche Europa auf Ungarn aufmerksam zu machen. Die meisten wollen Bonfinis Werk ersetzen oder fortführen, ein hochgestochenes Ziel, das nur sehr unvollkommen verwirklicht wird. Zu den beiden wirkungsstärksten Ideenrichtungen werden der Machiavellismus und die protestantische — aber auch die Katholiken beeinflussende — Geschichtsanschauung von Luther, Melanchthon und Sleidanus, die den Geschichtsverlauf als Gottes belohnende und bestrafende Offenbarung versteht.

Miklós Oláh (1493–1568) beabsichtigte, die vollständige ungarische Geschichte zu schreiben, beendete jedoch nur zwei Kapitel, *Hungaria* und *Attila*, wobei er auf Thuróczy zurückgriff, während er Bonfini nicht kannte.

Antal Verancsics (1504–1573) wollte Bonfinis Werk fortsetzen und sammelte zu diesem Zweck eine Fülle von Angaben, unter anderem auch viele Memoiren. Von seiner geplanten großen Synthese wurden nur einzelne Teile fertig.

Der auch im Bereich anderer Gattungen tätige János Baranyai Decsi (um 1560–1601) beabsichtigte ebenfalls, eine vollständige ungarische Geschichte zu verfassen, von der aber nur der Teil über die Zeit zwischen 1592 und 1598 erhalten ist. Er vertrat die protestantische Geschichtsanschauung und betrieb auch Archivforschungen. Beachtlich sind seine Übersetzungen zweier Sallust-Werke sowie eine Erasmus folgende lateinisch-ungarische Adagien-Sammlung mit 5000 Redewendungen.

Auch István Szamosközy (1565?–1612) wollte eine ungarische Gesamtgeschichte schreiben. Er war der erste Historiograph, in dessen Anschauung Siebenbürgen und das königliche Ungarn schon erheblich voneinander getrennt werden. Die Ereignisgeschichte wird aus protestantischer Sicht beschrieben, doch schlägt sich auch die Kenntnis der Schriften Machiavellis in seinem Werk nieder. Geschickt verwendet er seine Archivpraxis, seine Angaben sind zumeist genau, sein Stil ist von Tacitus und Livius beeinflußt. Der größte Teil seiner Notizen ist erhalten geblieben, aber von seinem fertigen Werk ging viel verloren; es ist nur der Teil über Siebenbürgen 1598–1599 sowie die Beschreibung der Ereignisse von 1603 und 1594 bekannt.

Die Reihe bedeutenderer Memoiren eröffnet István Brodarics (1470–1539). Nüchtern und mit strenger Beweisführung berichtet er die Ereignisse der Schlacht von Mohács in seiner aus historischer Sicht quellenwürdigen und auch literarisch sehr anspruchsvollen Arbeit.

Unter den von Verancsics gesammelten Memoiren sind die von György Szerémi die interessantesten. Es ist eine ganz eigenartige Schrift mit eigenem Wortgebrauch und unvollkommener Kenntnis des Lateinischen, voreingenommen, spöttisch, anzüglich, angeberisch, aber zweifellos höchst suggestiv, farbig und unterhaltsam.

Die zwei bedeutendsten Vertreter der humanistischen ungarischen Historiographie im 16. Jh. neben Szamosközy sind Ferenc Forgách (1535–1577) und Miklós Istvánffy (1538–1615). Forgáchs *Commentarius* über die Ereignisse der Jahre 1552–1571 ist kein fertiges historisches Werk, sondern die Datensammlung eines erst noch zu schreibenden. Als solche ist sie von sehr hohem Niveau und getragen von strengem moralischen Anspruch. Er sucht hartnäckig nach Gründen für den Verfall des Landes und auch Möglichkeiten, die Lage zu ändern. Da

er im Charakter der geschichtswirksamen Menschen die Triebfeder der Geschichte sieht, führt er auch die aussichtslose Lage des Landes auf die Sünden und die Verderbtheit der Fürsten und Barone zurück. In schärfstem Ton verurteilt er seine eigene Klasse, und dabei steht seine Gesellschaftskritik der eines protestantischen Pastors in nichts nach. Er sieht nur einen Ausweg für das Land: tugendhaftes Leben, eine so hehre, heldenhafte Standhaftigkeit wie die Zrínyis, der sein Leben bei der Verteidigung Szigetvárs opferte – dessen Missetaten er dennoch ebenfalls aufzählt. Auch auf Forgách wirken sowohl Machiavelli als auch die protestantische Geschichtsauffassung vom „Gottesurteil", ohne daß ihn irgendwo in seinem Werk konfessionelle Vorurteile – er selbst war katholisch – leiten würden: was er beschreibt, ist absolut glaubwürdig. Nur ein Bruchteil seines Werkes – die Belagerung von Szigetvár – erschien im Druck, veröffentlicht durch seinen jüngeren Bruder Imre Forgách im sog. *Zrínyi-Album* (Wittenberg 1587). Diese Schrift wurde zu einer der Quellen des Epos des Dichters Miklós Zrínyi über die Belagerung von Szigetvár. (Dieser Verfasser und sein Werk werden später behandelt.)

Miklós Istvánffys auch im Umfang gewaltiges Werk *Historiarum de rebus Ungaricis libri XXXIV* enthält die ungarische Geschichte von Matthias' Tod – den auch er für die Schicksalswende hält – bis 1606, stets die kriegerischen Ereignisse in den Mittelpunkt stellend. Seine Auffassung ist vom Geist des Tridentinums geprägt, also die Sicht eines Katholiken: Eine Wende zum Besseren kann er sich für das Land nur unter Führung der Habsburger vorstellen. Auch er verwendet Machiavellis Geschichtsanschauung. Sein Werk gab Péter Pázmány 1622 in Köln heraus. Das Bild, das sich Ungarn wie Ausländer über das Ungarn des 16. Jh. schufen, war Jahrhunderte hindurch von diesem wirkungskräftigen, vorzüglich aufgebauten und geschriebenen, in seinen Angaben zuverlässigen Werk Istvánffys geprägt.

Péter Révay (1568–1622) war in diesem Jahrhundert der erste und einzige, der die Geschichte Ungarns von den Anfängen bis zu seiner eigenen Zeit beschrieb, zudem nach einem einzigen Gesichtspunkt, aus der Sicht der von ihm für ein göttliches Geschenk gehaltenen ungarischen Heiligen Krone.

Zwar entstand die ungarischsprachige Literatur nicht erst im 16. Jh., doch wurde die ungarische Schriftsprache in dieser Zeit zum bewußten Programm. Großen Anteil daran hatten die in ganz Europa wirkenden humanistisch-erasmischen Ideen und der bewußte Patriotismus, der sich seit der Matthiaszeit in der ungarischen humanistischen Literatur immer stärker verbreitete. Die Weitergabe der muttersprachlichen Kultur wurde wiederum von der schnell voranschreitenden Reformation gefördert, wenn auch unmittelbar nur in den religiösen Gattungen.

Erasmus von Rotterdam, der berühmte Humanist, wollte den Lesern eine philologisch exakte Bibel in die Hand geben und verkündete die Notwendigkeit der Übersetzung in die Nationalsprachen. Um dieser Idee zu entsprechen, übertrug Benedek Komjáti die Paulus-Briefe ins Ungarische. Sein Werk erschien 1533 in Krakau und wurde zum ersten völlig ungarisch geschriebenen Buch. Es gehört nicht zu den humanistischen Spitzenwerken, seine Sprache ist ausgesprochen schwerfällig und trotz der Selbstwürdigung des Übersetzers, er habe „viele heilige erklärende Doktoren" studiert, ist es glaubwürdiger, daß er nur Erasmus' lateinische Übersetzung und Kommentare der Briefe, die *Vulgata* und ältere ungarische Übersetzungen benutzt hat.

Etwa dieselben Quellen benutzte auch Gábor Pesti Mizsér bei seiner Evangelienübersetzung. Er war ein bewußter Stilist: Seine Arbeit ist nicht nur weit umfangreicher, sie übersteigt die Komjátis auch qualitativ bei weitem. In seinem lateinischen Vorwort zitiert er das Erasmus-Programm wörtlich: „Gut wäre es, wenn der Bauer hinter dem Pflug, der Weber nach dem Rhythmus des Weberschiffchens aus der Heiligen Schrift singen würde, der Wanderer sich die Langeweile mit Bibellesen vertreiben würde. Daraus bestünde jedes Gespräch der Christen, denn eigentlich sind wir so, wie unser alltägliches Reden ist" (Wien 1536).

János Sylvester übersetzte als erster das gesamte Neue Testament. Sein 1541 in Sárvár erschienenes Werk ist der früheste in Ungarn hergestellte ungarischsprachige Druck. Die Übersetzung beruht auf dem – ebenfalls von Erasmus herausgegebenen – griechischen Text, er benutzt aber auch andere Quellen. Aus literarischer Sicht ist Pestis komprimierter Text vielleicht wertvoller, aber philologisch besser ist unbedingt der von Sylvester.

Dieses erste vollwertige ungarische Neue Testament war zugleich der Beweis dafür, daß diese „barbarische" Sprache den anderen in nichts unterlegen ist, nicht einmal den klassischen biblischen Sprachen – Hebräisch, Griechisch, Latein –, und fähig ist, die parabolischen Formulierungen, sämtliche Bedeutungsschichten und -schattierungen der komplizierten Stilistik in der Bibel wiederzugeben. Also verfügt auch die ungarische Sprache über jene grammatischen, semantischen und phonetischen Eigenschaften, auf denen sich eine ungarische Poetik und Rhetorik aufbauen läßt.

Auch Pestis sonstige Werke standen im Dienst der Erasmischen Ideen. Er übersetzte noch die Fabeln Äsops (Wien 1536) und gab auch eine mit ungarischen Interpretationen versehene Wörterliste heraus (Wien 1538).

Unter den Erasmus-Anhängern lebte am meisten János Sylvester im Zauber der Sprache. Zwei Jahre vor Erscheinen seiner Bibelübersetzung gab er seine lateinisch-ungarische Grammatik heraus, wie er

im Titel schrieb: „in usum puerorum" – zum Nutzen der Jugend. Es war eine gelehrte Arbeit, die erste Systematisierung der ungarischen Sprache. Außer der eigentlichen Grammatik – bei Sylvester die „sich auf das Ansehen der besten Dichter und Prosaisten stützende Kunst der richtigen Rede und Schrift" – befaßt er sich darin mit den Grundprinzipien der Rechtschreibung und auch mit Fragen der Sprachrichtigkeit. Dem Werk läßt sich entnehmen, daß schon zu seiner Zeit die Keime der literatursprachlichen Normen zu sehen waren. Es gab in Europa nur wenige Grammatiken der Vulgärsprache, die zeitgemäßer waren als die Sylvesters: Er versieht nicht etwa die lateinische Grammatik mit ungarischen Kommentaren, sondern seine ungarische Grammatik ist ein gleichrangiger Partner der lateinischen. Ähnlich aufgebaute Werke erscheinen in Polen, Böhmen oder Deutschland erst zu späteren Zeiten.

Es lohnt sich zudem, auf verstreute Feststellungen in seinen Briefen und auf die nach seiner Bibelübersetzung angelegten Notizen zu achten, in denen sich ausgearbeitete übersetzungsmethodologische Prinzipien und viele poetisch-semantische Bemerkungen finden. Nach unklaren Anfängen erkennt János Sylvester, daß man auch quantitierende Dichtung in ungarischer Sprache schreiben kann, und tritt selbst den Beweis dafür an. Auch als lateinischer humanistischer Dichter war er nicht unbedeutend.

Das Ziel der Erasmus-Anhänger, die gelehrte Ausarbeitung der ungarischen Sprache, ließ sich nicht in ein oder zwei Jahrzehnten erreichen. Der Muttersprachenkult der Reformation wiederum stand bereits im Dienste ganz anderer Ideale: Für den Protestantismus war die Sprache an sich nie das Ziel, sondern nur ein Instrument zur wirkungsvollsten Vermittlung didaktischer Inhalte. Dennoch setzten die Gebildetsten, die auch über die konfessionellen Schranken hinwegblickten, das Programm der Erasmus-Anhänger weiter fort. So äußerte Péter Bornemisza: „Jedem nüchtern denkenden Menschen ist bewußt, daß man bereits vor einigen Jahren begonnen hat, in ungarischer Sprache zu schreiben, und diese Sprache müssen wir nach dem Beispiele Ciceros und jedes gebildeteren Volkes aus von Tag zu Tag wichtiger werdendem Grunde von ganzer Kraft pflegen" (im Original lateinisch, 1558).

Seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des Jahrhunderts war das kulturelle Leben in Ungarn untrennbar mit der Reformation verbunden. Der Glaube und der Kampf der Konfessionen wurden zur öffentlichen Angelegenheit, nicht nur, weil dies unterschiedlichen Interessen (an denen es nicht mangelte) diente, sondern weil es für viele eine quälende Gewissensfrage war. Zwischen 1540 und 1570 traten die Momente der neuesten theologischen Denkweisen sofort oder innerhalb von ein bis zwei Jahren auch in Ungarn auf, vor allem

durch Vermittlung der Studenten an westlichen Universitäten. Zahlreiche Wanderprediger verkündeten die neuen Glaubensprinzipien an den Baronenhöfen und auf den Märkten der Landstädte.

Der anfangs noch einheitliche Protestantismus spaltete sich Ende der fünfziger Jahre, dies schlug sich bis Mitte der sechziger Jahre auch in der getrennten Kirchenstruktur der Lutheraner und der Anhänger des helvetischen Bekenntnisses nieder. 1565 bereits vertrat Lukács Egri antitrinitarische Lehren, und am Ende des Jahrzehnts war Siebenbürgen unter Johann Sigismund zum Asyl nicht nur der ungarischen, sondern auch anderweitigen Antitrinitarier geworden, und unter dem katholischen Stephan Báthori trafen sogar Freidenker noch jenseits der extremsten Richtungen der Reformation in Siebenbürgen ein.

Die Ungarn betrachteten die Dreiteilung ihres Landes noch nicht als vollendete politische Tatsache, sondern als einen vorübergehenden Zustand. Der aus dem 15. Jh. stammende Gedanke, daß „Ungarn Europas Schutzbastion gegen die Heiden" sei, lebte weiter und verflocht die Verteidigung des Landes mit der des Glaubens, verband Kampf und Religion miteinander. Der in diesem Jahrhundert erstmals von András Farkas geäußerte, auf der Bibel gründende Vergleich zwischen dem jüdischen und dem ungarischen Volk – vor allem auf dem Gedanken beruhend, daß der Herr uns für unsere Sünden schlägt – wurde für Jahrhunderte im ganzen Land zur allgemeinen Ideologie und zum Instrument im Konfessionenstreit: jeder konnte die andere Glaubensrichtung als „Verirrung" für die Zustände verantwortlich machen.

Während früher der wichtigste Kulturförderer der Königshof selbst bzw. – vor allem in der Jagiellonenzeit – die schmale Schicht der Prälaten war, übernahmen diese Rolle nach Mohács einige, zumeist auch an ausländischen Universitäten ausgebildete Mitglieder der weltlichen Aristokratie. Sylvesters Bibel z. B. förderte der Katholik Tamás Nádasdy, der zugleich auch den Protestanten, dem Lutheraner Dévai half. Er war das Vorbild jener hochadligen Mäzene des Jahrhunderts – der Batthyánys, Báthoris und anderer –, die ihre Höfe zu kulturellen Zentren machten und gewissermaßen den Mangel einer zentralen Förderung der Kultur ausglichen. In den Jahrzehnten der zweiten Jahrhunderthälfte wurde der Fürst von Siebenbürgen zum obersten Mäzen: Johann Sigismund und dann die Báthoris. Der kulturell auf Italien orientierte Karlsburger Hof, zwar schäbiger, glanzloser und auch nicht als europäischer Großmachtfaktor, hatte dennoch etwas vom Geist der Matthiaszeit bewahrt. Das Mäzenatensystem – bedingt durch die Schwäche des Bürgertums – wurde im 16.–17. Jh. zum allgemeinen Charakteristikum.

Die politische Lage und die historische Erbschaft, daß Ungarn ein Land ohne Universität war, vor allem aber die scharfe Ablehnung

der profanen Kunstgattungen durch den Protestantismus begünstigten weder die Entwicklung der Wissenschaften besonders, noch die der Literatur, wogegen die Zahl theologischer und frömmigkeitsfördernder Werke sprunghaft anstieg.

Ein auch international anerkannter Theologe des helvetischen Bekenntnisses war István Szegedi Kis (1502–1572). Seine lateinischen Werke erschienen erst nach seinem Tode im Ausland durch den Einsatz seines gleichnamigen Sohnes und seines gelehrten Schülers Máté Skaricza. Sein Hauptwerk (*Theologiae sincerae loci communes de Deo et de homine,* Basel 1585) ist eine Sammlung grundlegender kirchenrechtlicher und moralischer Thesen im scholastischen Geist.

Lutherische Lehren in ungarischer Sprache gaben als erste István Gálszécsi und István Székely heraus, beide 1528 in Krakau (Kraków). Vermutlich im gleichen Jahr erschien dort auch Mátyás Dévai Bírós (gest. 1545) kleine Orthographie. Dévai Bíró verfaßte auch einen lutherischen Katechismus. Er war der berühmteste Prediger und theologische Schriftsteller der ersten Reformatorengeneration – man nannte ihn den ungarischen Luther. Gemeinsam mit Imre Ozorai, dem Verfasser einer Streitschrift maßvollen Tones, vertrat er den gelehrten Erasmischen Geist gegenüber den zumeist weniger toleranten und teilweise auch weniger gebildeten Reformatoren, die die Glaubensform auch mit der Gesellschaftsreform zu verknüpfen gedachten.

Als sich seit Ende der fünfziger Jahre die Reformation in fast allen Gesellschaftsschichten allgemein verbreitete, erwiesen sich die im Mittelpunkt der Gottesdienste stehenden Predigten bzw. die Postillen als die geeignetsten Ideenvermittler. Der erste, der ungarische Predigten herausgab (Ungarisch-Altenburg [Óvár] 1558), war ein zwischen Luthertum und helvetischem Bekenntnis hin und herschwankender, abenteuernder Wanderdrucker und Prediger, Gál Huszár (1512?–1575). Der größte Vertreter der Predigtgattung war der hervorragende Organisator und unbeugsame Leiter der Reformierten und seit 1561 Bischof des Gebietes jenseits der Theiß, Péter Méliusz Juhász (um 1536–1572). Ihm vor allem ist zu verdanken, daß Debreczin zum Zentrum der reformierten Kirche wurde. Von ihm erschienen etwa 50 Werke, Katechismen, Streitschriften, Bibelübersetzungen und 6 Bände Predigten, letztere eine eigenartige Mischung von übergelehrter Abhandlung und sanguinischen Ausbrüchen, kaum geeignet zum rhetorischen Vortrag. Er war ein leidenschaftlicher Streiter gegen die Katholiken und Antitrinitarier, mit dem Führer dieser „Dreieinigkeitsverleugner" in Siebenbürgen, Ferenc Dávid (gest. 1579), führte er zumindest sieben Glaubensstreite.

Ferenc Dávid war der Hofprediger Johann Sigismunds, als er durch Giorgio Blandrata die antitrinitarischen Lehren kennenlernte und zu

einem ihrer befähigtesten, international bekannten Propagatoren wurde. An der Herausbildung seiner Ansichten und allgemein der der radikalen Ideologie in Siebenbürgen hatten Johannes Sommer (1540–1574) – der aus Sachsen stammende Propagator der rationalistischen Richtung in Siebenbürgen in den siebziger Jahren – sowie Jacobus Palaeologus (1520–1585), ein griechischer Freidenker, der sich als Abkomme der byzantinischen Kaiser ausgab, großen Anteil. Letzterer traf 1572 auf den Ruf Ferenc Dávid hin in Siebenbürgen ein und verkündete dort seine Lehren im Zeichen vollkommener religiöser Toleranz, indem er die Religionen der Christen, Juden und Muslime als gleichberechtigt und Zeremonien wie auch Sakramente (Taufe, Abendmahl) als unwesentlich betrachtete. Ferenc Dávid verfaßte einen ungarischen Predigtband (Weißenburg 1569), der sprachlich weniger grob ist als der Méliussche und im Tonfall toleranter, rücksichtsvoller.

In der protestantischen Predigtliteratur finden sich auch weiterhin Werke wie das von Péter Károlyi (1543–1576), in denen ein theologisches Argumentiersystem dargelegt wird. In den letzten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts häufen sich dann aber schon Predigtsammlungen für ein ganzes Jahr, die nicht nur Predigtmuster, sondern zugleich erbaulichen und interessanten Lesestoff bieten wollen, wie der Postillenband des Lutheraners György Kulcsár (gest. 1577), der eine so große Wirkung hatte, daß er noch im darauffolgenden Jahrhundert gelesen wurde. Die humanistischen handschriftlichen Predigten des Unitariers György Enyedi (1551–1597) verbreiteten sich demgegenüber nur in einem engeren Bereich.

Der bedeutendste protestantische Predigtschriftsteller war Péter Bornemisza (1535–1584). Er war zugleich ein vorzüglicher Dichter und Dramenschreiber, doch hielt vermutlich auch er selbst seine 7500 Seiten umfassende Predigtsammlung für sein wichtigstes Lebenswerk. Diese monumentale Arbeit erschien zwischen 1573 und 1579. An ihr läßt sich beobachten, wie der streng religiöse Text allmählich immer weltlicher wird. Im dritten Band der Postillen tauchen Anekdoten und belletristische Einlagen auf, und die für den Vortrag bestimmten Predigten nehmen eher Lesestoffcharakter an. Und vom vierten Band mit seinem berühmt-berüchtigten Anhang *Teuflische Versuchungen* (Ördögi kisírtetek) sagt Bornemisza selbst, er sei eher ein Text „für sich selbst zu lesen" als eine Predigt. Der Anhang erschien auch gesondert (1579). Es ist ein psychologisierendes, offen an der Sexualität interessiertes, einzigartiges Werk innerhalb der Dämonenliteratur Ungarns und zugleich ein Wegbereiter der ungarischen weltlichen Prosa. Als Vollendung seiner bisherigen Predigtbände stellt Péter Bornemisza 1580–1581 einen Lektürestrauß gewaltigen Umfangs zusammen, die nach ihrem Format genannte Foliopostille (Detrekő-Rárbok 1584).

In den Dienst der Gegenreformation stellten Miklós Telegdi (1535–1586), András Monoszlóy (1552–1601) und Lukács Pécsi, alle drei tief humanistisch gebildete Männer, ihre Feder. Telegdis dreibändige Predigtsammlung (Wien 1577, Nagyszombat 1578, 1580) ist in etwa eine Antwort auf Bornemiszas Bände; beide sahen in dem anderen nicht nur einen prinzipiellen, sondern einen ganz persönlichen Gegner. Trotz allem ähneln sie einander nicht nur in ihrer schriftstellerischen Qualität, sondern auch in ihren sittlichen Anschauungen und nicht selten in ihren Stilwendungen.

András Monoszlóys ungarische Arbeiten bestehen zumeist aus Streitschriften. Er ist weniger heftig und freimütiger als Telegdi, eher ein besonnener Humanist, der oftmals die Argumente des hl. Augustinus verwendet.

Lukács Pécsis wichtigere Werke sind Übersetzungen, allerdings im Sinne des 16. Jh., wo Übersetzung Deutung und Umsetzung zugleich beinhaltet. Er ist der erste, der auch ungarische erbauliche Prosa herausgibt (*Gebote [...] des Doktoren Augustinus d. Heiligen* /Szent Ágoston doktornak [...] imádságai/, Nagyszombat 1591) und in dieser Gattung in seinem Jahrhundert den Ton angibt. Auf dem von ihm eingeschlagenen Weg werden ihm später die zum Philosophieren neigenden, stoisch beeinflußten Protestanten János Rimay und István Báthori folgen. Die in Tyrnau (Nagyszombat, Trnava) erschienenen Ausgaben Pécsis sind die schönsten Drucke jener Zeit.

Schon die ersten Reformatoren hatten versucht, die Bibel ins Ungarische zu übersetzen. Bei Mátyás Dévai Bíró wissen wir von dahingehenden Plänen, István Székely war es bereits gelungen, seine – unter Verwendung des hebräischen Textes übersetzten – Psalmen herauszugeben (Krakau 1548).

Große Teile der Bibel übersetzte Gáspár Heltai, der eine ganze Arbeitsgemeinschaft zur Verwirklichung des großen Ziels organisierte. Selbst aus dem von Klausenburg fernen Tolnau (Tolna) sandte man ihm Manuskripte. Schließlich wurden in der Klausenburger Druckerei sieben Bände fertiggestellt, das vollständige Neue und das fast vollendete Alte Testament. Die fehlenden alttestamentlichen Bücher sollten Péter Méliusz Juhász' Übersetzungen ersetzen, und auch Péter Károly plante, die bei Heltai fehlenden Teile zu ergänzen, während Tamás Félegyházi und der seine Arbeit nach seinem Tod vollendende György Gönci das Neue Testament neuerlich übersetzten. Wir wissen, daß Péter Bornemisza die gesamte Bibel ungarisch herausgeben wollte.

Das große Werk einer vollständigen ungarischen Bibel erschien aber erst 1590 in Vizsoly, als Übersetzungs- und Organisationsergebnis Gáspár Károlyis (um 1530–1591). Es war eine gewaltige Unternehmung, die ohne die bereits erfolgten Bibelübersetzungen und weite-

re Helfer in geistiger und finanzieller Hinsicht kaum hätte vollbracht werden können.

Der Gedanke einer vollständigen ungarischen Bibelausgabe mag um 1585 aufgetaucht sein. Die dafür notwendigen Gelder gaben die reformierten Hochadligen in der östlichen Landeshälfte. Es gibt keinen Grund, an Károlyis Feststellung zu zweifeln, daß die vollständige Bibel bis dahin mangels eines Mäzens nicht erscheinen konnte. András und Gáspár Mágócsy waren die Initiatoren der Arbeiten, und nach ihrem Tod förderte Zsigmond Rákóczi Károlyi weiter. Diesen gläubigen Hochadligen und außer ihnen vermutlich noch István Báthori und István Homonnay Drugeth ist es zu verdanken, daß die Vizsolyer Druckerei zur leistungsmäßig größten und modernsten Werkstatt des Landes wurde, in der Bálint Mantskovit die Druckarbeiten verrichtete.

Den Löwenanteil der Übersetzung übernahm Gáspár Károlyi selbst. Seine außerordentlich große Bibelkenntnis hatte er bereits in seinem ersten – und außer der Bibelausgabe einzigen – Werk bewiesen, dem *Zwei Bücher (...)* (Két könyv [...], Debrecen 1563), in dem er die Luther-Melanchthonsche Geschichtsanschauung als Prosaarbeit zusammenfaßte bzw. das nahe Weltende prophezeite, und zwar so, daß mehr als die Hälfte des Werkes aus frei übersetzten Bibelzitaten besteht.

In seiner Vorrede zur Bibel erwähnt Károlyi, daß ihm mehrere bei der Übersetzung geholfen hätten, doch verschweigt er ihre Namen. Vermutlich sind einzelne Teile des Textes István Székely, Gáspár Heltai, Péter Bornemisza und noch vielen anderen gebildeten Predigern zuzuschreiben; die Redaktion, der Apparat und die endgültige Gestaltung dieser Texte war dann sicherlich Károlyis Werk.

Es ist eine interessante Beobachtung, daß der Text des Neuen Testaments nichts anderes als die Umstilisierung der Ausgabe Sylvesters aus dem Jahre 1541 in ein besseres Ungarisch ist. Die Wirkung der früheren Tradition läßt sich auch darin sehen, daß die Vizsolyer Bibel sogar die alttestamentlichen Bücher enthält, welche die protestantische Bibelkritik bereits im 16. Jh. nicht mehr für glaubwürdig heilt, da sie im kanonisierten hebräischen Text fehlen.

Die Vizsolyer Bibel ist nicht nur eine theologisch und kulturell, sondern auch sprachlich herausragende Schöpfung des Jahrhunderts. Sie hatte einen gewaltigen Einfluß, wurde Jahrhunderte hindurch benutzt und immer wieder neu herausgegeben: sie ist mit der ungarischen Sprache eins geworden. Vermutlich hat sie den entscheidenden Anteil daran, daß sich statt des *i*- der *e*-Dialekt zur ungarischen Literatursprache entwickelte.

Die Bibel war allerdings bei weitem nicht so populär wie das gesungene Gedicht. Letzteres vermochte vor allem deshalb zur führen-

den Gattung der Periode zu werden, weil die überwiegende Mehrheit der Menschen nicht lesen konnte. Die den Text begleitende Melodie erleichterte dem Hörer das Memorieren, die Dichter selbst dachten in Melodien, und melodienlose Formen kannte kaum jemand. Diese gesungene Literatur war nach wie vor situationsgebunden. Die großen Schicksalswenden des Lebens (Geburt, Hochzeit, Beerdigung), Feste und allermeist die Gottesdienste boten Gelegenheiten zum Singen. In den breiteren Kreisen wurde nicht gelesen, und wenn einige Sonderlinge ihre private Zeit mit Gedichten verbrachten, dann auch, indem sie sie laut lasen.

Die häufigsten Liedgattungen der Protestanten waren das Gradual und das Gemeindelied, ferner die biblische Historie. Darüber hinaus entstanden eine große Zahl sonstiger Lieder, deren Themen sich unmöglich vollständig aufzählen lassen: so etwa Spottlieder auf die katholischen Priester und Glaubensthesen, didaktische Lehrdichtungen, gereimte Katechismen und Predigten. Die profane Lieddichtung gewinnt erst in den letzten drei Dezennien des Jahrhunderts an Bedeutung.

Die protestantischen liturgischen Textsammlungen wurden Graduale genannt, in ihnen waren Prosa und gereimte Formen gleicherweise vertreten. Die letzteren entstanden nach den lateinischen Hymnen des Mittelalters und wurden zu den häufigsten Werken protestantischer Lieddichtung. Die ersten ungarischen Graduale gaben István Székely (1538?) und Márton Kálmáncsehi Sánta (1550?) heraus. Die für die Reformation typischen literarischen Produkte waren die Gemeindelieder, auch sie Paraphrasen der lateinischen Hymnen, der liturgischen Proprien, der Psalmen, der Werke namhafter ausländischer protestantischer Autoren oder eigenständige Schöpfungen, „Lobpreise Gottes". Die Graduallieder wurden vom Pastor oder Kantor, die Gemeindelieder, wie der Name besagt, von der Gemeinde gesungen. In den vierziger Jahren setzte eine wahre Massenproduktion von Gemeindeliedern ein. Zu den bedeutendsten Verfassern gehörten András Batizi, Mihály Sztárai, Mihály Kecskeméti Vég und Gergely Szegedi, von deren Arbeit sich besonders die Psalmendichtungen als bleibend erwiesen. Den wohl persönlichsten Ton von ihnen allen schlug András Szkhárosi Horvát an, ein früherer Franziskaner voll bitteren Zornes über den alten Glauben und die Reichen. Zum radikalen Flügel der Antitrinitarier gehörte Miklós Bogáti Fazakas (1548 – um 1598), der einzige in seinem Jahrhundert, der die gesamten Psalmen übersetzte, unter Verwendung fast sämtlicher Gedichtformen der damaligen ungarischen Dichtung. Nur ein Bruchteil seiner Gedichte ist gedruckt erschienen, und diese auch erst nach seinem Tode.

Die Lieder verbreiteten sich im Manuskript und gedruckt gleicherweise. Dem noch in Krakau 1536 erschienenen Gesangbuch des Schulmeisters István Gálszécsi folgten in der zweiten Jahrhunderthälfte viele, schon in Ungarn erschienene Drucke. Zwei Angaben vermögen die Beliebtheit der Lieder sehr gut zu illustrieren: Einerseits erscheinen in diesem Jahrhundert relative viele Gesangbücher – etwa 20, und damit weit mehr als Bibeln –, andererseits zeugt auch das Maß ihrer Vernichtung von ihrem häufigen Gebrauch: vollständig erhaltene Exemplare sind ausschließlich in Gebieten außerhalb des historischen Ungarn bewahrt geblieben.

Die Historienlieder waren fast ebenso beliebt wie die Gemeindelieder. Die damalige Zeit kannte keine Literatur um ihrer selbst willen: Nur die wahren Geschichten, „geschehene Dinge", konnten mit Erfolg rechnen, die „fabula", nicht die Fiktion. Des weiteren wurde die erzieherische Absicht erwartet: Die Historien mußten nützliche Lehren enthalten. Die Durchschnittserzeugnisse der Historienlieder waren in großem Maße von diesen beiden Hauptgesichtspunkten gekennzeichnet. Das Historienlied war damals ein recht weiter Begriff. Es fielen darunter biblische Geschichten, die im allgemeinen eine Geschichte aus dem Alten Testament in Reime setzten; romanhafte Geschehnisse, darunter solche um die Liebe oder noch eher das Eheleben; Liedberichte, die sozusagen die Zeitungsberichterstattung vorwegnahmen; Historienlieder über vergangene Ereignisse. Und diese vier Grundtypen mischten sich oft miteinander, oftmals auch mit anderen Kunstgattungen, wie die Ballade oder das sog. Geigerlied.

In der Reformationszeit waren die Historienlieder mindestens so notwendig wie die Bibel. Das versteht sich von selbst, da nur wenige lesen, aber demgegenüber viele singen konnten – und wollten. Auch für die protestantisch geprägte Volksbildung war es sinnvoll, wenn die Gemeinde die Heilige Schrift durch die biblischen Geschichten kennenlernte, in welche die notwendigen Lehren bewußt eingeflochten waren. Die schon erwähnte Historie „Über die jüdische und die ungarische Nation" (1538) von András Farkas läßt sich nur mit gewissen Einschränkungen zu den biblischen Historien rechnen. Er bringt nicht eine bestimmte alttestamentliche Geschichte in gereimter Form, sondern vergleicht das Schicksal des alttestamentlichen Volkes Israel mit dem der ungarischen Nation: Ein Teil handelt von den Juden, einer von den Ungarn. Wie schon gesagt, die biblische Geschichtsauffassung dieses Werkes wird für Jahrhunderte das ungarische Geschichtsbewußtsein bestimmen. In einer Historie von András Batizi (1544) wird bereits die gesamte Weltgeschichte in den biblischen Kontext gestellt. Seine Werke sind trotz der vielen „es war" und des unvermeidlichen belehrenden Tones in den Schlußabschnitten um vieles erträglicher als die üblichen biblischen Historien.

Er schreckt auch vor deftigeren Themen nicht zurück *Geschichte der gottesfürchtigen Frau Susanna* (Az istenfélő Zsuzsanna asszonynak historiája) und seine naiven Zeilen sind fallweise – „Sara lächelt, das Kind wird geboren" – unzweifelhaft poetisch. Bei Pál Baranyai fällt schon die Themenwahl auf: Er bearbeitet keine alttestamentlische Geschichte in seiner rhythmisch recht gelungenen Dichtung (1545), sondern eine neutestamentliche – die vom verlorenen Sohn. Er moralisiert kaum, sondern will eher unterhalten. Zu den gelungeren Werken dieser Gattung gehört *Geschichte des Holofernes und der Frau Judith* (Az Holofernes és Judit asszony históriája, 1552) des vielseitigen Mihály Sztárai.

Formale biblische Historienlieder sind auch die Paraphrasen des Buches Hiob und des Hohenliedes von Miklós Bogáti Fazakas, sind es doch gesungene Gedichte über einen biblischen Text mit mehr oder weniger epischem Charakter. Andererseits trennen Bogáti Welten von den Liederdichtern der Reformation. Er verfolgt beim Schreiben keine Volksbildungs- oder Glaubensverbreitungsabsicht, sondern die Bibel selbst ist für ihn Dichtung. Seine Auffassung ist rein humanistisch. Der italienische Humanist Salutati schreibt an einer Stelle: „Was könnte wohl dichterischer und – nur hinsichtlich des Ausdrucks – erotischer und sinnlicher sein als das Hohelied? Kann es ein größeres Rätsel, eine erhabenere Dichtung geben als die des Hiobbuches und seiner Geschichte? Die gesamte Heilige Schrift hat einen gewissen mystischen Sinn, wohin du auch siehst, ist sie reich an Geheimnissen, was wiederum eine für Dichter typische Sache ist..." Dies ist auch Bogátis Ars poetica, auch er übersetzt das Hohelied anscheinend als Liebeslied (1584), er meditiert philosophisch und lyrisch über das Verhältnis zwischen Gott und Mensch in seiner Paraphrase des Buches Hiob (1586). Beide Werke blieben Zeit seines Lebens Manuskript.

Die biblischen Historien waren gefragt, 1556 erschien sogar eine Anthologie davon, das sog. *Hoffgreff-Gesangbuch* (Hoffgreff-énekeskönyv, Klausenburg). Ihre Blütezeit war die Anfangsperiode des Protestantismus in Ungarn bis ungefähr 1560. Danach waren nicht mehr die biblischen Historien und die sog. Predigtlieder die hauptsächlichen Vermittler der religiösen Ideen, sondern die auch als Lesestoffe gedachten Postillenbände und Streitschriften.

Auf eine gewachsene Leserschaft läßt sich daraus nur mit Vorsicht folgern. Zwar hatte die Reformation die Verbreitung der Kenntnis des Lesens und Schreibens und eine allgemeinere Schulbildung gefördert (ca. 80 Prozent der Schulen waren protestantisch), und seit dem Beginn der Reformation in Ungarn war bereits eine neue, gebildetere Generation herangewachsen. Immer mehr besuchten ausländische Universitäten, es war auch eine gebildete hochadlige Schicht entstanden, und in Klausenburg und Debreczin – den Städten mit

den zwei produktivsten Druckereien – erstarkte die ungarische Bürgerschaft. Dennoch mahnt uns zur Vorsicht, daß nicht das gesungene Gedicht insgesamt verdrängt wurde – das wäre ein echter Beweis für die schnelle Verbreitung des Lesens –, sondern nur die religiösen Themen.

Von den 72 aus der Zeit vor 1560 erhaltenen Historienliedern sind etwa 60 Prozent (42) biblische Historien, und drei beinhalten andere religiöse Themen. Aus der Zeit zwischen 1560 und 1600 sind etwa ebenso viele (75) Historienlieder bekannt, von denen aber nur mehr 26 Prozent religiösen Charakters sind. Das Vordringen der profanen Themen beschränkte sich nicht nur auf die Historienlieder: Weltliche Werke bilden die Mehrzahl der in den letzten drei Dezennien des Jahrhunderts in Ungarn ungarisch erschienenen Drucke.

Für die Beliebtheit profaner Themen und den Gattungswechsel innerhalb der religiösen Literatur gab es außer den genannten noch folgende engverflochtene Gründe: die große Entwicklung des Druckwesens, gewisse Veränderungen im Status der Druckereien (zeit- und fallweiser Austausch des Mäzenatensystems gegen die Unternehmensform) und das Zum-Erliegen-kommen der religiösen Unruhen. Hinzu kommt als Ursache und Wirkung gleichermaßen, die zahlenmäßig schwer zu bestimmende, jedoch zweifellos gestiegene Zahl derjenigen, die lesen konnten.

Das nationale Selbstbewußtsein wurde durch berichtende Historienlieder über die Heldentaten in den Türkenkämpfen gestärkt. Der erste und namhafteste Vertreter dieser Gattung war Sebestyén Tinódi (um 1510/15–1556). Er verfaßte auch biblische und romanhafte Historienlieder, meist – in 17 Gedichten – berichtete er jedoch über irgendwelche Zeitereignisse. Als geachtete Berühmtheit seiner Zeit wurde er in Anerkennung seines Wirkens geadelt, seine Gedichte wurden ins Lateinische übersetzt, und er war der einzige Dichter, von dem in diesem Jahrhundert eine Sammlung seiner Werke erschien (Klausenburg 1554).

Er durchstreifte das Land kreuz und quer nach Nachrichten über eine Schlacht oder einen Burgfechtkampf, um sofort an Ort und Stelle zu sein und als leidenschaftlicher Reporter die Teilnehmer an dem Ereignis auszufragen. Seine Informiertheit war manchmal bewundernswert. Die Zeitgenossen achteten ihn für seine genauen Berichte, die sogar den lateinisch schreibenden gelehrten Historiographen des 16.–17. Jh. als Quellen dienten, selbst noch Briefe des 17. Jh. beriefen sich auf seine Lieder, und sogar der Türke Ibrahim Peçevî schöpfte aus ihnen.

Zumeist schreibt er über ungarische heldenhafte Kämpfer, und seine angesprochene Zuhörerschaft sind immer „kämpfende, im Zweikampf stehende, Burgen und Städte stürmende und in Burgen

eingeschlossene ungarische Helden". Diese Schicht war konfessions- und klassenunabhängig; in Tinódis Gedichten werden Katholiken und Protestanten, Hochadlige und Abkömmlinge von Leibeigenen gleichermaßen verewigt, und sie alle hörten mit Vergnügen von ihren oder ihrer Gefährten Heldentaten.

Sein bereits erwähnter Band *Cronica* ist eine konzeptionell zusammengestellte Liedersammlung. Das von den Gedichten suggerierte und im Vorwort erörterte Ziel ist klar: den antitürkischen Kampf, den Zusammenschluß gegen die Türken durch Heldenbeispiele anzufeuern. Es ist der erste ungarische Druck auch mit Noten. Die Melodien stammen von Tinódi selbst, auch wenn ihnen in einigen Fällen frühere als Muster dienten. Sie wurden schnell populär, einige existieren bis heute als Volkslieder.

Vor Tinódi sind keine ungarischen Zeitungslieder bekannt, und trotz einiger Nachfolger verfällt diese Gattung mit seinem Tode. 13 000 Zeilen sind erhalten geblieben, er war der produktivste Liederdichter seiner Zeit, zudem ein hervorragender Berichterstatter, guter Komponist, recht mittelmäßiger Dichter und nicht allzu tiefer politischer Denker. Tinódi gibt uns den Schlüssel zum Verständnis des allgemeinen literarischen Geschmacks im Ungarn des 16. Jh.: Heute empfinden wir ihn als von erschreckender Provinzialität, sein Zeitgenosse, der gelehrte Historiograph Miklós Istvánffy, verglich ihn mit Homer.

Historische Historienlieder waren auch früher schon entstanden, doch in breiteren Kreisen begann man sich, erst in den sechziger, siebziger Jahren etwas für die ungarische Vergangenheit zu interessieren, ohne daß von tieferem historischem Interesse bei Lesern und Hörern der Historienlieder gesprochen werden könnte. Die Zuhörer reizte vor allem die Interesse einer für wahr gehaltenen Geschichte, weshalb die historischen Lieder zumeist nicht von Ungarn handelten, sondern antike Themen hatten. Ein Teil von ihnen bilden einen Übergang zwischen den im engeren Sinne historischen und den romanhaften Historien, andere Lieder nähern sich dem Epos oder dem Ritterroman. Ein Beispiel für ersteres ist Mátyás Csáktornyais Historie von Ajax und Ulysses (1592), für letzteren Péter Ilosvais populäre Arbeit *Historie der glänzenden Taten und Siege des berühmten Miklós Toldi* (Az híres Toldi Miklós jeles cselekedeteiről és bajnokoskodásáról való história).

Die Reihe der romanhaften Historien eröffnete Pál Istvánfi (gest. 1553) mit seinem *König Walther* (Voltér király, 1539), dessen Inhalt auf der letzten Erzählung von Boccaccios *Decameron* beruht, die der Autor nach der lateinischen Übersetzung Petrarcas wiedergibt. Istvánfi studierte neun Jahre in Padua, hatte also genügend Gelegenheit, die italienische Renaissanceliteratur kennenzulernen. Dennoch dominieren auch bei ihm, wenn er ungarisch schreibt, die Merkmale der we-

niger entwickelten ungarischen Literatur. Ihn läßt die Gelegenheit zum Dichter werden: vermutlich König Johann Szapolyais und Isabellas Hochzeit. Weil er keine Leser, sondern nur Zuhörer vor sich hat, übersetzt er die Prosa als Lied. Seine Reime sind nicht besser und nicht schlechter als damals allgemein, die gebundene Form ist bei ihm wie auch bei den meisten der späteren Historiendichter eine reine Notwendigkeit der Singbarkeit.

Das Thema der romanhaften Historien ist anfangs die Ehe und später eher die Liebe. Zur ersteren Gruppe gehört Gáspár Ráskais *Held Franzisko* (Vitéz Francisko, 1552) und zur letzteren die balladenhafte Geschichte eines unbekannten Verfassers *Szilágyi und Hajmási* (Szilágyi és Hajmási, 1560); eine erotische Pointe hat das ebenfalls von einem unbekannten Verfasser stammende Lied *Von König Bela und Bankós Tochter* (Béla király és Bankó leányáról, 1570).

Die siebziger Jahre sind die Blütezeit der Liebeshistorien, es entstanden so hervorragende Werke wie *Eurialus und Lucretia* (Eurialus és Lucretia) und *Prinz Argirus* (Árgirus királyfi), und wie sehr das Publikum nach solchen Geschichten verlangte, beweist nichts besser als die Tatsache, daß die beiden Druckereien in Debreczin und Klausenburg einander um die Manuskript fast überboten und die „Druckereidurchlaufzeiten" sich rapide verringerten. Die Geschichte von *Eurialus und Lucretia* hatte Äneas Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., in einer lateinischen Novelle beschrieben, die dann irgendwer (vielleicht Bálint Balassi) 1577 in Sárospatak übersetzte. Das Werk hat eine doppelte literargeschichtliche Bedeutung — ebenso wie *Prinz Argirus*. Es ist ein Höhepunkt der ungarischen epischen Dichtung des 16. Jh. und zugleich der Übergang zur ungarischen lyrischen Liebesdichtung. Seine Versform ist das Vorbild für die Balassi-Strophe. Die 19silbigen Zeilen sind noch nicht durch Reime, sondern durch 6/6/7er Abschnitte gegliedert. Das Lied teilt sich in fünf Einheiten, die zweite enthält Liebesbriefe. Diese Briefe — und allgemein die lyrischen Einlagen der Liebeshistorien — sind wichtige Stationen bei der Entstehung einer höfischen Lyrik.

Vom Verfasser des *Prinz Argirus* wissen wir nicht einmal so viel wie vom Anonymus von Sárospatak. Das in 4 × 12-Zeilern gereimte Feenmärchen ist das erste Werk, das auf die Forderung der Glaubwürdigkeit des 16. Jh. verzichtet. Es trägt ausgesprochenermaßen keine „geschehene Sache" vor, sondern Fiktion, eine märchenhafte, wunderbare Geschichte. Es führt uns in eine Welt, in der die Göttin Venus einen Tempel hat. Überraschenderweise fehlen moralisierende Teile völlig, dabei hatte selbst der Verfasser von *Eurialus und Lucretia* nicht darauf verzichtet, seine Geschichte zu erklären und mit Lehren zu versehen. *Prinz Argirus* mag nicht nur zu seiner Zeit eine verbotene Frucht gewesen sein, sondern — wie Ferenc Faludi feststellt —

selbst noch im 18. Jh. verboten, aber völlig zerlesen – von den frühen Ausgaben ist kein einziges Exemplar vollständig erhalten.

Die meisten bisher nicht erwähnten Typen des Liedgedichts wurden nicht oder nur fallweise in die Schriftsprache übernommen. Wir wissen nur von einigen Spott-, Spielmanns-, Helden-, Abschieds- und Eheliedern und von Liedmischungen usw. sowie von Liebesliedern. Aus der allgemein weder mengen- noch rangmäßig allzu bedeutenden profanen Lyrik ragt eine große Dichterpersönlichkeit der Zeit heraus: Bálint Balassi (1554–1594).

Als Kind hochadliger Eltern erblickte er das Licht der Welt in der Burg von Altsohl (Zólyom, Zvolen), und seinem wechselhaften, manchmal geradezu anstößigen Leben machte eine türkische Kanonenkugel bei der Belagerung Grans ein Ende. Der „Hungarus sed impius", der gottlose Ungar, wie ein deutscher Notar den gefallenen Balassi qualifizierte, hinterließ ein einzigartiges Werk der Nachwelt: überwiegend aus profanen Gedichten bestehende Zyklen, individuell-religiöse Lieder, eine Liebeskommödie und zwei religiöse – eine protestantische und eine katholische – Andachtschriften sowie Übersetzungen aus dem Deutschen und Lateinischen. Außerdem wissen wir unter anderem beispilsweise von einem biblischen Drama *Jephtha* (Jefte), doch sind diese weiteren Werke verschollen.

Bálint Balassi hält sich streng an die Traditionen der früheren ungarischen Literatur, so steht seine Sprache der der paraliturgischen Gedichte der Kodexliteratur nahe, und einen großen Teil seiner Bilder und Stilwendungen bezieht er aus den liturgischen, Gradual- und Gemeindeliedern, aus den im 16. Jh. bereits fixierten Höflichkeits- und Briefformeln sowie aus den früheren, gutenteils nur mündlich tradierten Liebes- und Liebeswerbungsliedern. Damit wird er zum Vollender eines vorangehenden Entwicklungsabschnittes. Gleichzeitig ist er ein unverkennbarer Neuerer und Wegbereiter: Als „neue Form" führte er die Liebeskommödie ein, er ist der erste ungarisch schreibende Dichter, dessen Anschauung über die Dichtung in den humanistischen Poetiken wurzelt, er ist der erste, der Gedichtzyklen zusammenstellt, und der erste, in dessen religiösen Gedichten die Persönlichkeit nicht zwischen konfessionelle Schranken gezwängt wird. Schließlich ist Balassi der Erneuerer der ungarischen Reimtechnik.

Aus seinen Gedichten stellte er zwei Zyklen zusammen. Im *Mit eigener Hand geschriebenes Buch* (Maga kezével írt könyv) finden sich vor allem profanen Gedichte: artistische Lieder und „Liebesbriefe" über in der Liebe geschehene Dinge. Dieser außerordentlich bewußt redigierte Zyklus ist eine lyrische Liebes-Autobiographie von zweimal 33 Gedichten.

In seine zweite Gedichtsammlung nimmt er religiöse Lieder auf, wobei man jedoch keine scharfe Trennungslinie zwischen diesen und den profanen Liedern ziehen kann, da er selbst einige religiöse Gedichte an das Ende seines ersten, aus profanen Liedern bestehenden Zyklus setzte, so daß diese im Kontext des Zyklus nicht nur religiöse Lieder sind; bei Balassi werden die drei höchsten Werte – die drei Hauptthemen seiner Gedichte –, Gott, Liebe und Tapferkeit, im Grunde zu einer Einheit verbunden. Ein schönes Beispiel für diese aus dem Mittelalter stammende Auffassung mit theologischen Bezügen ist die Serie von Hymnen an die Dreifaltigkeit. Wie es nur einen Gott, aber in drei Personen gibt, so erscheint der eine höchste Wert auch in drei Formen: Die erste Person der Dreifaltigkeit ist Gottvater, der über allem stehende Herr, der in allen religiösen Gedichten Balassis – ohne die anderen beiden Dreifaltigkeitshymnen – Angesprochene; die zweite Person ist Jesus Christus, das Vorbild der Tugend der Tapferkeit, der oberste Führer der Tapferen; die dritte Person ist der Heilige Geist, der „Erwecker der gottgemäßen Liebe". Dies erklärt, wieso Balassi ganz ohne Hemmungen in seinen Liebesgedichten die für die religiöse Dichtung geschaffene Phraseologie einsetzen kann und wieso umgekehrt einige Liebes- und religiöse Gedichte schon in ihren Anfangszeilen aneinander erinnern, wieso bei manchen Liebes- und religiösen Liedern durch Vertauschung des Angeredeten – statt Julia Gott oder statt Gott Julia einsetzend – aus einem Liebes- ein religiöses und aus einem religiösen ein Liebesgedicht werden kann. Ein sehr wesentlicher – und für das damalige Europa etwas archaischer – Zug seiner Dichtungen ist die Identität der Beziehung zu Gott und zur geliebten Frau – ebenso wie in der ritterlichen Liebeslyrik.

Außerdem belegen eine ganze Reihe seiner Gedichte, die Verwendung des Terminus *inventio poetica* sowie die in der Widmung und im Prolog der *Schöne ungarische Kommödie* (Szép magyar Komédia) entwickelten Ansichten übereinstimmend, daß er eine im wesentlichen Boccacciosche humanistische Poetik kannte und pflegte. Des weiteren kannte und übersetzte er auch die modische neulateinische Dichtung des 15. und 16. Jh.; Marullus, Angerianus, Johannes Secundus waren seine wichtigsten literarischen Vorbilder. Bei ihm verschmilzt die archaischere ungarische Tradition des Mittelalters mit der zeitgemäßen oder jüngstvergangenen, auf Petrarca beruhenden europäischen Dichtung – doch nicht nur diese: Balassi übersetzte nicht nur Gedichte aus dem Deutschen, Lateinischen und Italienischen, sondern wurde auch stark von der türkischen Dichtung beeinflußt.

Seine *Schöne ungarische Kommödie* schuf er nach dem Hirtenspiel *Amarilli* des zweitrangigen italienischen Dichters Christophoro Castelletti. Die auch in dieser Quelle herrschende Doppelheit wird

von Balassi beibehalten und vorzüglich vertieft: Einerseits ist die *Schöne ungarische Kommödie* eine empfindsame Liebesgeschichte nach Tassoscher Manier mit autobiographischen Hinweisen, andererseits eine lustige, auch vor derben Späßen nicht zurückschreckende echte Kommödie. Diese Doppelheit ließ sich unmöglich allein durch die bloße Übersetzung des Handlungsstranges durchziehen, dazu war eine bestimmte Sprache vonnöten, die euphemistische Bildsprache der in Italien, Frankreich und anderswo in Europa seit langem entstandenen Comedia dell'arte, die sichtlich auch Balassi, das damalige Publikum und demzufolge auch die ungarische Literatursprache vollkommen beherrschten.

Die von Balassi geschaffene Liebeslyrik, als hohe Kunstdichtung, erwies sich im wesentlichen als nicht fortführbar. Es gab eine große Zahl von Epigonen und noch mehr, auf die seine Texte wirkten, die von ihm verwendeten Bilder und Stilwendungen überschwemmen die ungarische Liebesdichtung im 17.-18. Jh. – in erster Linie allerdings nicht aufgrund der unvergleichlich tiefen Wirkung Balassis, sondern eher des Gebrauchs der gemeinsamen poetischen Sprache –, aber die ungarische Tradition auf diesem Wege mit der europäischen zu vereinheitlichen, gelang nach Balassi nicht mehr. Die Erneuerer der ungarischen poetischen Sprache – János Rimay, Mátyás Nyéki Vörös u. a. – orientieren sich bereits in einer anderen Richtung.

Der bedeutendste Förderer bei der Herausbildung der ungarischen weltlichen Prosa neben Péter Bornemisza war Gáspár Heltai (gest. 1574), ein Pfarrer, Schriftsteller, Buchdrucker und Wirtschaftsunternehmer, der seine Laufbahn als Katholik begann und als Antitrinitarier beendete. Er war der erste ungarische Autor bürgerlicher Lebensauffassung und blieb es auch für lange Zeit. Sein ganzes Leben hindurch predigte er in seiner deutschen Muttersprache, in den letzten 23 Lebensjahren schrieb er jedoch fast ausschließlich ungarisch.

Als Buchdrucker und Druckereibesitzer gab er 22 ungarische und ebenso viele lateinische und griechische Werke heraus; die Seitenzahl seiner ungarischen Drucke überstieg die aller anderen Druckereien der damaligen Zeit in Ungarn zusammen. Er erkannte die Nachfrage nach ungarischsprachigen Drucken als erster und tat alles, diese bei geschickter Verknüpfung von kulturellen Idealen und Geschäftsinteresse zu befriedigen. Er führte einen Kampf um die einheitliche Sprache und konsequente Rechtschreibung, weswegen er an den herauszugebenden Texten viele Veränderungen vornahm.

Seine nicht ausschließlich religiösen Zielen dienenden Bücher sind sämtlich Übersetzungen aus dem Lateinischen oder Deutschen bzw. häufig gründliche Adaptationen. Die *Hundert Fabeln* (Száz fabula, um

1566) sind nachweisbar eine der populärsten Drucke des 16. Jh. Heltai übertrug darin die Fabeln Äsops den protestantischen Prinzipien entsprechend, den Fabeln stets „Sinngebungen" im Geiste der Reformation hinzufügend. Die 99. Fabel kann im Grunde als Heltais Eigenschöpfung gelten: Zum Thema hat sie das wahre Verhältnis zwischen Grundherr und Leibeigenem. Typischerweise beginnt seine Deutung folgendermaßen: „Bei dieser Fabel ist es gar nicht nötig, einen so langen Sinn zu notieren". Hier läßt sich der Vorgang verfolgen, wie aus der trockenen Zweiheit von Handlung und Deutung ein beide verschmelzender, mit schriftstellerischen Mitteln die Ansicht des Autors suggerierender Text entsteht.

Zum Antitrinitarier geworden, gab Heltai die *Falle* (Háló, 1570) heraus, einen der gewagtesten Angriffe des Jahrhunderts gegen die katholische Kirche. Wenn wir in Heltai nur einen über die Greueltaten der Inquisition empörten Zeitgenossen sähen, könnten wir die geschickt ausgewählten Textdetails sogar einem Freidenker des 18. Jahrhunderts in den Mund legen. Aber den Autor kennzeichnen die antitrinitarische Klügelei mit ihrer Hitzigkeit und ihrem typischen engen Horizont nicht weniger.

Sein größtes Vorhaben als Schriftsteller und Herausgeber neben den erwähnten Bibelübersetzungen war die *Chronik der Geschichte der Ungarn* (Chronica az magyaroknak dolgairól, 1575), deren Erscheinen er nicht mehr erlebte. Es war die Übersetzung des niveauvollsten Werkes der humanistischen Geschichtsschreibung Ungarns, der *Rerum Ungaricarum...* von Bonfini. Als historisches Fachbuch ist Heltais Übersetzung ein Rückschritt gegenüber seiner Bonfinischen Quelle. Mit sicherer Hand merzte er die humanistischen Neuerungen aus und schuf ein Werk aus mittelalterlicher Sicht, das aber dennoch das wertvollste Produkt der Historiographie des ungarischen Protestantismus in eigener Sprache geblieben ist. Als Schriftsteller allerdings übertraf er Bonfini. Sein Buch ist ein Kranz von Erzählungen, die die Ereignisse nicht einfach beschreiben, sondern verlebendigen. Im übrigen wäre es nicht nur unhistorisch, von Heltai im Reformationsjahrhundert Bonfinis Geschichtsauffassung zu verlangen, auch die Geschäftsinteressen würden wir außer acht lassen. Für das an die Historienlieder gewohnte Publikum war die *Chronica* eine Neuheit, ihre populärwissenschaftliche Funktion kann gar nicht genug gewürdigt werden.

Seine allerprofanste Arbeit waren die *Poncianus* ...-Geschichten. Durch die Feder Heltais wurden die ursprünglich eher den Rittergeschmack vertretenden Schriften zu einem viel bürgerlicheren, fallweise in ungarische Verhältnisse gestellten Novellenstrauß. Es scheint, als habe der Schriftsteller in diesen, an Boccaccio erinnernden und nicht von Erotik freien Geschichten seine strenge protestantische Sitt-

lichkeit für eine gewisse Zeit vergessen. (Zu bemerken ist, daß die Verfasserschaft Heltais nicht zu hundert Prozent gesichert ist!) Völlig eindeutig wollte *Ponciánus* nicht belehren und moralisieren, sondern ausschließlich unterhalten.

Nach diesem vielversprechenden Anfang entwickelte sich die ungarische Prosa und besonders ihre der Didaktik ledige, offen erfreuen und unterhalten wollende Variante eigentlich nicht mehr bzw. in andere Richtung weiter. Kunstprosa entsteht auch im 17. Jh., die allgemeine Richtung biegt jedoch dann schon hoffnungslos weit vom europäischen Modell ab, hin zur Literatur um ihrer selbst willen.

Ganz ähnlich gestaltete sich auch das Schicksal des ungarischsprachigen Dramas. Péter Bornemisza schuf noch in seinen Wiener Studienjahren eine Prosaübersetzung der Sophoklesschen *Elektra* (Wien 1558), worin er die mythologischen Bezüge fortläßt und das Drama umstrukturiert, so daß nur der Haupthandlungsstrang der griechischen Tragödie erhalten bleibt. Der Tyrann wird zum damaligen ungarischen Hochadligen, der Ort der Handlung erinnert an einen Aristokratenhof, in dem auch der protestantische Prediger – das Sprachrohr des Autors – nicht fehlt. Nicht selten scheinen die Figuren christliche Gebete zu sprechen oder sie reden in der Sprache der Psalmen. Nach Bornemiszas moralischem Urteil schlägt Gott den Tyrannen mit seiner Rache, und aus dem tyrannentötenden Orest wird erst dann ein guter Herrscher, wenn er gerecht, gnädig und vor allem gottesfürchtig regiert. Ähnlich moralisierende Tragödien werden in Ungarn erst im 19. Jh. wieder geschrieben.

Ein satirisches Werk ist die *Komödie über die Verräterei Menyhárt Balassas...* (Komédia Balassa Menyhárt árultatásáról..., Großschlatten/Abrudbánya 1569). Ihre Hauptdarsteller sind die berühmt-berüchtigten Persönlichkeiten des Jahrhunderts, die der unbekannte Verfasser der Komödie (Schauspiel?, politisches Flugblatt in Dialogform?) geschickt und erbarmungslos parodisiert. Der scharf gesellschaftskritische Ton und der massive Antikatholizismus des Werkes legen die Vermutung nahe, daß der Verfasser ein protestantischer Prediger mit guter literarischer Ader gewesen ist.

Im 16. Jh. wurde auch das Drama zu einer die Mission propagierenden Kunstgattung. Die ersten derartigen Werke in ungarischer Sprache stammen von Mihály Sztárai, doch besser gelungen ist der György Válaszúti zugeschriebene *Debrecziner Disput* (Debreceni disputa, 1572), der auf einem wahren Geschehnis, dem Debrecziner antitrinitarisch-reformierten Glaubensstreit zwischen Ferenc Dávid und Péter Méliusz Juhász von 1569, beruht.

Es gab wohl im 16. Jh. Theologen, sprachwissenschaftlich interessierte Übersetzer und Historiographen, aber auf den übrigen Gebieten des Geisteslebens zeichneten sich die Ungarn in ihrem dreigeteil-

ten Land nicht besonders aus. Bleibende Leistungen in den Wissenschaften, gemessen am europäischen Stand, erzielten auch nur jene, die einen großen Teil ihres Lebens im Ausland verbrachten, wie der auch als Philologe international bekannte János Zsámboki (1531–1584), der sich als Arzt, Hofgeschichtsschreiber der Habsburger und Dichter einen Namen machte. Er besaß eine für seine Zeit einzigartige Bibliothek, Manuskripten- und Antiquitätensammlung; sein breitgefächertes philologisches Werk wird überstrahlt von der Veröffentlichung der Werke des Janus Pannonius (1569). Ein bedeutender Naturwissenschaftler, Philologe und Arzt war auch András Dudith (1533–1589), doch verdient er das Interesse der Nachwelt vor allem als ein Künstler des humanistischen Briefes und toleranter philosophischer Denker. Nicasius Ellebodius Casletanus (1535–1577) stammte aus Flandern, aber ein großer Teil seiner philologischen Werke entstand in Ungarn, wo er auch zum kirchlichen Würdenträger ernannt wurde. Als Mitglied des Preßburger Humanistenkreises arbeitete István Radéczy an seinem Hauptwerk, der Übersetzung der Aristotelesschen *Poetika* ins Lateinische samt Kommentar. Er war einer der brillantesten Vertreter der objektiven Textkritik im 16. Jh. Als Polyhistor wurde Faustus Verancsics (1550–1617) zu einer Berühmtheit, er stellte ein fünfsprachiges Wörterbuch zusammen und schrieb philosophische wie auch technische Bücher. Zu den geachteten ungarischen Ärzten gehörte János Vitus Balsaráti (1529–1575) mit seinen lateinischen Abhandlungen über die Pest und die Chirurgie (verschollen). György Lencsés schrieb ein umfangreiches ungarisches Fachbuch der Medizin. Mit wissenschaftlichem Anspruch entstand die lateinisch-ungarische Pflanzenliste von István Beythe (1532–1612) und zwei gelungene Werke der Volksbildungsliteratur sind das *Herbarium* (Klausenburg 1578) von Péter Méliusz Juhász, das mehr als 1200 Pflanzennamen enthält, und die *Aritmetica*... (Debreczin 1577) eines unbekannten Verfassers.

In der Schule sah die Reformation eines der Hauptinstrumente zur Verbreitung ihrer Lehren, und wo sie nur konnte, betrieb sie die Einrichtung neuer Lehranstalten. Die Reformatoren übernahmen die früheren Kapitel-, Pfarrei- und Klosterschulen und schufen zudem zahlreiche neue Institute für den Grundschul- (seltener Mittelschul-) Unterricht, in allen Städten, Marktflecken und zahlreichen Dörfern, sogar im türkisch besetzten Gebiet. Die besten Schulen befanden sich in Sárospatak, Debreczin, Tolnau, Klausenburg und Weißenburg und weitere in den überwiegend von Deutschen bewohnten Städten Oberungarns und Siebenbürgens. Hochschulbildung konnte man nur im Ausland erhalten (Johann Sigismunds Plan zur Universitätsgründung wurde leider nicht verwirklicht); die ungarische Jugend besuchte bis in die vierziger Jahren vor allem die Universität Krakau (seltener

Wien), und später wurde die in Melanchthons Geist wirkende Universität Wittenberg zum Studienort der Lutheraner und Reformierten, bis letztere von dort ausgeschlossen wurden. Die wenigen katholischen Schulen im Lande (Tyrnau, Preßburg) dienten gerade noch der Aufrechterhaltung der ihrer Massenbasis verlustig gegangenen Konfession, konnten aber vorerst keine weitergehende Wirkung entfalten.

Der ungarische Bildungszustand im 16. Jh. wird nicht nur treffend durch die Schulverhältnisse, sondern auch durch die Lage im Druckereiwesen und der Buchkultur charakterisiert. Im türkisch besetzten Gebiet erlaubte die fehlende Existenz- und Vermögenssicherheit keine Druckereien. Die ersten Druckereien entstanden in Siebenbürgen (Hermannstadt 1529, Kronstadt 1539), die bedeutendste, die auch ungarischsprachige Werke herausgab, wurde 1550 in Klausenburg gegründet; ihr folgte, der Zahl ihrer Ausgaben nach, die in Debreczin. Das siebenbürgische Druckereiwesen übertraf das des königlichen Ungarn, woraus aber nicht geschlossen werden darf, daß Siebenbürgen damals kulturell entwickelter gewesen wäre. Die Gründe lagen woanders: Siebenbürgen wurde weniger vom Türken bedroht, gleichzeitig war es aber auch stärker isoliert; zudem war das protestantische Fürstentum Johann Sigismunds günstiger für die Drucker. Demgegenüber trafen im königlichen Ungarn in viel größerer Zahl die relativ billigen ausländischen Druckwerke ein, so daß inländische Druckereien weniger gebraucht wurden.

Berücksichtigt man nicht nur die Zahl der Ausgaben, sondern auch die der Druckbogen, so folgt der Klausenburger die kyrillische Coresi-Druckerei, dann das Unternehmen von Bornemisza und Mantskovits und erst diesen die beiden Werkstätten von Debreczin und Tyrnau. Die durchschnittliche Auflagenhöhe wird bei einigen Hundert gelegen haben, oft war wegen des Papiermangels, der besonders auf Debreczin lastete, eine Neuauflage einfacher als eine zu hohe Exemplarzahl. Ein großer Teil der Werke erschien nicht als Folge des gesellschaftlichen Bedarfes, sondern aufgrund der finanziellen Lage des Verfassers oder Mäzens. Im Laufe des 16. Jh. wissen wir von etwa 1000 ungarischen Druckwerken, eine Zahl, die enorm hinter der in den entwickelteren westeuropäischen Ländern zurückbleibt. Zwei Drittel der Druckereierzeugnisse waren religiös-kirchliche Werke. Zum Vergleich: Ein Jahrhundert früher war das Verhältnis in Deutschland ebenso, in Frankreich war es 1:2, in Italien 1:3.

Aus den erhalten gebliebenen umfangreicheren Bücherlisten geht eindeutig hervor, daß die Büchersammler stets mehr ausländische als im Lande gedruckte Bücher besaßen. Das allgemeine Bild der ungarischen Buchkultur allein aufgrund der ungarischen Druckwerke bleibt also unvollständig, zahlenmäßig und qualitativ überstiegen die

importierten Bücher im 16. Jh. mit Gewißheit die einheimischen; außerdem mag die Zahl handgeschriebener Bücher noch sehr lange recht bedeutend gewesen sein.

Insgesamt gesehen bildet Balassis Tod (1594) das Ende einer Periode der ungarischen Literatur, die man – in erster Linie ihrer Ideologie entsprechend – die Reformationszeit und nach ihren Stilmerkmalen, zumal in den letzten Jahrzehnten, Renaissance nennt. Denken wir an die in Balassis Dichtung zweifellos vorhandenen Harmonie- und Schönheitsideale oder an die bewußte Anwendung der humanistischen Poetiken, scheint die Benennung Renaissance berechtigt. Aber war auch Tinódi ein Renaissancedichter? Schrieb Péter Méliusz Juhász Renaissanceprosa? Wir stehen vor der nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit, daß Renaissance oder zuvor Romanik und Gotik und später Manierismus und Barock Stilkategorien sind, die ursprünglich für die Kunstgeschichte geschaffen wurden und deren Anwendung auf die Literaturwissenschaft nicht immer problemlos ist, schon gar nicht im Falle zurückgebliebenerer Literaturen. Zweifellos lassen sich diese Begriffe hie und da auch gut zur Beschreibung der literarischen Erscheinungen verwenden, im Falle der alten ungarischen Literatur jedoch nur selten und mit entsprechender Vorsicht. Ebensowenig wie man der gesamten ungarischen Literatur des 16. Jh. das Attribut Renaissance beilegen kann, weil sie eine viel archaischere Erscheinung als diese ist, kann man eine gegebene Periode der ungarischen Literatur des 17. Jh. summarisch als manieristisch bzw. barock bezeichnen.

Die Literatur des reichlichen Jahrhunderts vom Ende des 16. Jh. bis zur Niederlage des Rákóczi-Freiheitskrieges ist in mehrerer Hinsicht keine organische Fortsetzung der vorigen Periode. So finden vor allem die Initiativen im Bereich der profanen unterhaltend-aufheiternden Prosa des 16. Jh. keine Fortsetzung. Bezeichnend ist auch, daß die ungarischsprachigen Druckerzeugnisse in den letzten drei Dezennien des 16. Jh. mehrheitlich profane Werke sind, im ersten Drittel des 17. Jh. aber – abgesehen von den Kalendarien – kaum noch solche erscheinen und diese wenigen zumeist auch aus dem 16. Jh. stammen. Dieses auch anderswo in Europa zu beachtende erneute Vordringen der religiösen Literatur in Ungarn ist derart stark, daß eine Literaturgeschichte aus normativer Sicht nur eines feststellen kann: Fast eineinhalb Jahrhunderte lang ist die Zusammensetzung der ungarischen Literatur höchst unzeitgemäß. Es werden keine Romane und Novellen geschrieben, es entstehen kein Berufstheater und keine literarischen Institutionen. Wenn wir aber darauf verzichten, uns dem westeuropäischen Entwicklungsmodell zu unterwerfen, werden wir sehen, daß gerade diese schon fast hoffnungslose Unzeitgemäßheit, diese Erhebung des Religiösen und Nützlichen zum

Selbstwert unvergleichliche Werte im Bereich der religiösen, erbaulichen und agitativen Prosa geschaffen haben.

Ermüdetsein und Ausweglosigkeit, in der hohen Literatur die Ideen des Stoizismus (einer der beliebtesten Vergleiche ist das „Labyrinth"), in der Alltagsdichtung die Klage, die Jeremiaden und nicht selten der Ton zorniger Empörung: Von all dem fanden sich früher nur Spuren in der ungarischen Literatur. Auch die Welt hat sich verändert – Fünfzehnjähriger und dann Dreißigjähriger Krieg, politische Prozesse, in der zweiten Jahrhunderthälfte die Rekatholisierung mit Feuer und Schwert, der Habsburgerabsolutismus, alles Ereignisse, die die Ernüchterung verstärkten –, noch mehr aber die Weltanschauung der Menschen. An historischen Schicksalsschlägen hatte es auch im 16. Jh. nicht gefehlt, nur bestand damals noch der Glaube an eine spätere sichere Zukunft und ließ die Existenzunsicherheit erträglich bleiben – im 17. Jh. ist davon fast nichts mehr übrig.

Das geistige Antlitz wird nun zum großen Teil von den Jesuiten und den neoscholastischen Lehren geprägt, obwohl die Gegenreformation immer nur Teilsiege erzielten konnte und die protestantische Orthodoxie, vor allem in Siebenbürgen, starke Bastionen besaß. Zu dieser Zeit entsteht zum ersten und bis zum Anfangsjahrzehnt des 20. Jh. zum letzten Male eine philosophische Schule in Ungarn, wenn auch nur provinziell und eklektisch.

Im „Jahrhundert des Verfalls" – wie Zrínyi seine Zeit nannte – gehören die bedeutenden schöpferischen Persönlichkeiten mit wenigen Ausnahmen zu zwei großen Generationen und sind geistige Erben des 16. Jh. Es ist, als bezeichneten die Geburtsdaten das Ausläuten eines Prozesses: In den siebziger Jahren des 16. Jh., wurden von den bedeutendsten Autoren János Rimay, Mihály Czobor, Albert Szenci Molnár, Péter Pázmány, György Káldy, Mátyás Nyéki Vörös, Bálint Lépes, Mátyás Hajnal, Péter Alvinczi und Simon Pécsi geboren und in den zwanziger Jahren des 17. Jh. Miklós Zrínyi, István Göngyösi, László Liszti, der Erneuerer der epischen Dichtung. Später, von der zweiten Jahrhunderthälfte an, gab es zwar immer noch einzelne herausragende Autoren, doch wurde das Geistes- und Kunstleben dann immer stärker vom Provinzialismus gekennzeichnet.

Es gab einige Dichter wie den Verfasser schöner Heldenlieder István Homonnay Drugeth (1543–1598) oder den in türkischer Gefangenschaft zum Dichter gewordenen Ferenc Wathay (1568 – nach 1606), die sich eng der Balassi-Tradition anschlossen; als zum Teil – aber wirklich nur zum Teil – Nachfolger Balassis können einige aristokratische Lyriker genannt werden, wie István Illésházy (1541–1609) oder János Petki (1572–1612), des weiteren einige Prediger als Dichter wie János Kanizsai Pálfi (um 1585–1641) oder der eher durch seine Reisebücher bekannt gewordene Márton Szepsi Csombor und der zu Be-

ginn seiner Laufbahn begabteste Gedichtverfasser, der Dichterschüler Balassis, János Rimay.

Der markanteste Zug der Balassi-Tradition, die höfische Liebesdichtung, sank jedoch zumindest in den ersten Dezennien des 17. Jh. zur Alltagsdichtung herab – sie erstarrte überwiegend zu Klischees des jeweiligen Gebrauchs. Die aus dieser Zeit erhalten gebliebenen handgeschriebenen Gesangbücher belegen gleichzeitig, daß bis dahin nur die in der mündlichen Überlieferung lebenden Kunstgattungen in die Schriftsprache eingingen. Am Schnittpunkt der Gegenbewegung der obersten und untersten kulturellen Schichten entstanden zahlreiche Gedichte, in denen wir oftmals alltagslyrische Vorbilder der späteren Volksdichtung sehen können.

János Rimay (um 1570–1632) gehörte zusammen mit Mihály Forgách zu den ersten ungarischen Jüngern von Justus Lipsius, dem berühmten niederländischen Humanisten und Systemschöpfer der neostoizistischen Lehren, und formulierte sehr früh in Prosa und Gedichten die Sehnsucht nach dem „stillen Herz und Sinn", das allgemeine Lebensgefühl der Zeit. „Klug müssen wir deshalb unseren Zustand in dieser schlimmen Zeit leben" und „Wenn wir wegen des verwirrten Zustands großen Zwistes ein Leben nach unserem Gefallen nicht führen können, dann laßt uns trotz allem durch die Bitternis unseres Herzens nicht unseren Sinn ermatten und uns auch nicht durch Kummer unsere Seele stören (...)".

Seine Dichtung läßt sich am besten deuten, wenn wir sie mit den Gedichten Balassis vergleichen. Für Balassi war sowohl die Liebe als auch sein Ringen mit Gott ein ständiger Kampf – Rimay ist dagegen der Poet der Friedenssehnsucht. Die erkämpfte Schönheit und Harmonie ist Balassis Ideal; zu Rimay gehört die Disharmonie, besonders liebt er Widerwillen erweckende Bilder und Worte. Balassi prozessiert gegen Gott mit biblischen Worten, Rimay, indem er ebenfalls aus der Bibel schöpft, schwelgt fast mit Genuß in Selbstgeißelung, betont die tiefe Versündung des Menschen, seine Vergänglichkeit und seinen Unwert. Die Struktur seiner Dichtung ist viel lockerer, manche seiner Verse erinnern an die Praxis dichtender Prediger des 16. Jh., Strophe auf Strophe zu häufen.

All diese Züge und die besonderen, bizarren Wortbilder, die gesuchten Reime schufen eine von der Balassis in wesentlichen Punkten abweichende, kompliziertere und intellektuellere Dichtung, die mit einigen ihrer Zeilen – nie aber mit dem Niveau des Gedichtganzen! – bis ins 20. Jh. vorausweist.

Rimay war auch ein Vorreiter der ungarischsprachigen emblematischen Dichtung, Literaturhistoriker – mit dem Ideal der „gelehrten Poesie" –, Literaturorganisator, ein bewußter Sprachpfleger und einer der Wegbereiter der ungarischen manieristischen Prosa – all dies läßt ihn zu einer auch für uns interessanten Gestalt werden.

Die Vorstufen dieser befremdlichen selbstgeißelnden Gedichtsprache lassen sich gar nicht so sehr in der früheren ungarischen Dichtung als in der erbaulichen Prosa finden, in Ansätzen bereits bei Lukács Pécsi und betont dann in den Meditationen des tiefgläubigen reformierten Landesrichter István Báthori (1555–1650), der großen Einfluß auf (den auch in seinen Diensten stehenden) Rimay ausgeübt haben mag. Einige erhaltene religiöse Gedichte des Landesrichters stehen – obwohl er sie „Tag und Nacht mit einem seelischen Feind ringend" schrieb – den Gemeindeliedern nahe, persönliche Bilder der tiefen Selbsterniedrigung durchdringen sie weniger als seine Prosa und Prosagedichte, in denen sich Zeilen finden, die vollständig Rimay (letztlich natürlich dem Alten Testament) nachempfunden sind: „Meine Wahrheit ist wie das häßliche Kleid einer Frau im Monatsfieber", „Ich lebte wie ein Aas", „Ich verdiente, Herr, nicht einmal mein Brot mit den Hunden zu bekommen", „weil ich mit meines Sünden ein Aussätziger bin", „ich stinkendes Aas", „ein Wurm bin ich und kein Mensch" usw. Diese Mentalität nährt sich aus der Grundthese der reformierten Konfession, daß der Mensch von Gott keinerlei Verdienst hat; das Heil ermöglichen allein Gottes Gnade, die Erlösungsfunktion Jesu Christi, unser Glaube und nicht unsere guten Taten. Dies alles paßt harmonisch zur stoischen Auffassung und verbreitete sich, obwohl ursprünglich zweifellos protestantisch, im 17. Jh. auch unter den Katholiken.

In dieser Sprache schreibt der reformierte Prediger Imre Pécseli Király (um 1580 – um 1640) seine frühen und zugleich niveauvollsten Gedichte, aber dieser neue Stil inspiriert auch viele namenlose Poeten. Daß diese Sprache István Báthoris und Rimays auch die Katholiken beeinflußte und mit ihr zugleich das stoisch-religiöse Weltbild, beweisen klar die dem katholischen Priester und Dichter Mátyás Nyéki Vörös (1575–1645) zugeschriebenen Bußpsalmenübersetzungen. In anderen seiner Gedichte erneuert er die eigentlich protestantische Phraseologie der religiösen Gedichte mit ihrer fast hundertjährigen Tradition dadurch, daß er die Sprache der mittelalterlichen Marienhymnen wiedererweckt. Nach András Vásárhelyi ist er der erste auch namentlich bekannte Autor, der wieder Marienlieder dichtet. Seine meditativ-belehrenden Dichtungen *Dialogus...* (Prag 1623) und *Tintinnabulum...* (Preßburg 1636) sind die ersten Schöpfungen der ungarischen Barockdichtung. Als katholischem Dichter sind ihm die vorreformatorischen Themen die liebsten; ein Beispiel dafür ist auch *Klage über die Vergänglichkeit* (Siralom az halandóságról), deren Stilmittel allerdings keineswegs mehr mittelalterlich sind. Mátyás Nyéki Vörös' Gedichte waren sogar protestantische Verlage bereit herauszugeben, er war einer der in seinem und noch im folgenden Jahrhundert meistgeschätzten Dichter.

Die Trennung der Gemeindelieder von den individuellen Andachtsgesängen hatte bereits im 16. Jh. eingesetzt und fand ihren Abschluß dann in der ersten Hälfte des 17. Jh. Eine gewisse Konservierung der reformierten Liedtradition stellt Imre Újfalvis Debrecziner Gesangbuch von 1602 dar, und für die Siebenbürger gab István Geleji Katona (1589–1649) 1636 das *Große Gradual* (Öreg graduál) heraus, dem bereits ausgesprochen die Absicht zugrunde lag, das Repertoire zu fixieren, ein endgültiges Muster zu geben. Die vom vorangegangenen Jahrhundert übernommene Aufgabe einer genauen, textgetreuen Psalmenübersetzung übernahm Albert Szenci Molnár (1574–1634), der geistige Führer der Reformierten in den ersten Dezennien des Jahrhunderts. Er legte die deutsche Lobwassersche Übertragung der Genfer Psalmen von Téodore de Bèze und Clement Marot zugrunde und übertrug die vielfältigen und komplizierten Versformen geschickt ins Ungarische. Die Bedeutung seiner Übersetzerleistung liegt vor allem in ihrem Nachleben. Die durch den Puritanismus allgemein verbreiteten Texte mit großenteils französischen Renaissancemelodien werden, eventuell etwas modifiziert, bis heute von den Reformierten gesungen. Keine andere protestantische Liedersammlung konnte sich ähnlicher Popularität erfreuen, und diese Psalmenübersetzungen hatten sogar eine Wirkung auf die ungarische Kunstdichtung.

Solche spezifischen, mehr oder weniger bekenntnistypischen Liedrepertoires entstanden – allerdings später – für alle Konfessionen. Die lutherische Lieddichtung nahm neue Anregungen auf; man übersetzte deutsche und tschechische Lieder, und am ehesten in den lutherischen Liedern lassen sich die dichterischen Neuerungen Rimays wiederfinden. Eine hochwichtige Liedersammlung ist die Handschrift des *Eperieser Gradual* (Eperjesi graduál), eine Kopie aus den Jahren 1632–1652.

Von den unitarischen Autoren redigierte János Thordai (gest. 1636) nicht nur die Neuauflagen der unitarischen Gesangbücher (um 1627), sondern schuf auch ein vollständiges ungarisches Psalmenbuch, das die inzwischen fast ausschließlich von den Sabbatianern benutzte Psalmenübersetzung von Fazakas Bogáti ablöste. Thordais Dichtung ist teilweise bravourös, zumindest ein würdiges Pendant zur Übersetzung Szencis. (Vermutlich läßt sich auch die ungarische Epiktet-Übersetzung Thordai zuschreiben.)

Es entstehen auch zunehmend mehr ungarische katholische Kirchenlieder. Der erste große Sammelband, *Cantus catholici* ... (1651), wurde von dem Jesuiten Benedek Szőllősi (1609–1656) herausgegebenen. Für die katholischen Siebenbürger stellte der Franziskaner János Kájoni (1629–1687) das *Cantione catholicum*... zusammen und ließ es 1676 in Csíksomlyó drucken. Er übernahm sehr viel aus dem

Cantus, erweiterte sein Buch aber auch durch bisher ungedruckte Lieder. In Westungarn verhalfen die *Psalmen- und Totenlieder* (Soltári énekek és halottas énekek, Tyrnau 1693) des Graner Domherren István Illyés (1650–1711) den katholischen geistlichen Liedern zu einer größeren Verbreitung.

Die Katholiken griffen teils auf die mittelalterliche Liedtradition zurück, also auf die vorreformatorischen, zumeist nur mündlich überlieferten Lieder – diese archaischen dichterischen Lieder sind vor allem in Kájonis Sammlung stark vertreten –, andererseits übernahmen sie auch vieles von den Protestanten – von Szenci Molnár, Pécseli Király, Sztárai und anderen –, zumeist aus deren Psalmenübersetzungen. Eine dritte Gruppe bildeten neue katholische Lieder, unter anderen die barocken Gedichte Nyéki Vörös'.

Bei der Suche nach Unterschieden der katholischen geistlichen Lieder gegenüber den protestantischen fällt ihre Bindung an die Mystik des Spätmittelalters, vor allem an die Marien- und Jesushymnen auf, durch die es zur Neubelebung einer intimeren, lyrischeren, an Balassis Liebesdichtung und die Phraseologie der Liebesdichtung des Alltags im 17. Jh. erinnernden erotisch-mystischen Sprache kommt. Von da an ermöglichten die dem Menschen näherstehenden Heiligengestalten – am häufigsten die Gottesmutter, die Jungfrau Maria – solche religiösen Lieder, in denen nicht mehr die abgrundtiefe Kluft zwischen Gott und Mensch im Mittelpunkt stand. Diese Lieder sind durch eine gesteigerte Gesanglichkeit charakterisiert.

Während im Jahrhundert zuvor bei den Literaturformen noch das gesungene Gedicht dominierte, kommt die Führungsrolle im 17. Jh. bereits der Prosa zu. Von einigen Ausnahmen abgesehen, läßt sich ein Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Zusammensetzung der Intelligenz und den Prosagattungen beobachten. Die besten Schöpfungen der Frömmigkeits- und Glaubensstreit-Literatur werden von den Katholiken – fast ausnahmslos von Jesuiten – geschaffen, in der moralisierenden, teils höfischen, „um eine kunstvolle Rede" bemühten, und teils puritanischen Übersetzungsliteratur taten sich die Protestanten und vor allem die Reformierten hervor; die besten Vertreter der rhetorisch geprägten Epistel- und Alltagsliteratur, die sich oftmals nicht voneinander trennen lassen, waren weltliche Aristokraten; die Verfasser ästhetisch hochwertiger Autobiographien waren ebenfalls zumeist Hochadlige.

Ein Prolog der Prosaliteratur des Jahrhunderts ist das Buch des evangelischen Pastors István Magyari (gest. um 1605) von den *Ursachen der vielen Verfallserscheinungen in den Ländern* (Az országokban való sok romlásoknak okairól, Sárvár 1602), in dem er, wenn auch nicht mit vollem Erfolg, so doch recht wirkungsvoll die politisch-militärischen mit den religionspolitischen Fragen zu vereinen versucht.

In den stark apologetischen Teilen seines Werkes löst er sich noch wenig von den bei protestantischen Autoren des 16. Jh. üblichen Manieren und Argumentationen, wo aber der um seine Heimat besorgte, verantwortliche Denker aus ihm spricht, wird er zum Vorbild der bedeutendsten Politiker der Zeit.

Die vordringende und vor ihrem Sieg stehende Gegenreformation läßt mit ihrer Antwort nicht auf sich warten: Die Streitschrift gegen Magyaris Buch *Antwort...* (Felelet..., Tyrnau 1603) stammt von ihrem späteren Chefideologen Péter Pázmány (1570–1636).

Péter Pázmány war Jesuit, und zwar ein hervorragend gebildetes und hochtalentiertes Mitglied seines Ordens. Er hatte im Ausland, in Graz, gelehrt und seine Vorlesungen in lateinischer Sprache über Physik, Philosophie und Theologie niedergeschrieben, die auch Zeit seines Lebens nicht veröffentlicht wurden. In der Heimat warteten seiner andere Aufgaben; für den dortigen Gebrauch verfaßte er apologetische und Devotionalschriften, einen Predigtband und die erste umfassende Theologie in ungarischer Sprache. Er war Schriftsteller, Kirchenorganisator und Politiker in einem. Mit seinem Namen verbunden ist die Gründung des Wiener ungarischen Priesterseminars, des *Pázmáneums* (1623), wie ebenso die Erhebung der Tyrnauer Jesuitenkollegiums in den Rang einer Universität (1636), zum Rechtsvorgänger der heutigen Loránd-Eötvös-Universität in Budapest.

Pázmánys *Antwort* hatte in der Öffentlichkeit eine große Wirkung. Es war seit dem Auftritt der Reformation in Ungarn das erste Mal, daß der katholische Gegenspieler eindeutig das Übergewicht erhielt. Seine späteren Schriften weisen diesen witzigen, ironischen Stil in zunehmend gesteigertem Maße auf, so *Die christliche Antwort...* (Az kereszténi felelet..., Graz 1607) und besonders *...fünf schöne Briefe* (...öt szép levél , Preßburg 1609). Letzteres Werk in dem er seinen Gegner Péter Alvinci (1570–1634) an den Pranger stellt, ist eine von Pázmánys literarisch besten Arbeiten.

Die größte Aufmerksamkeit – und Empörung – erweckte *Das Glaubensbekenntnis des großen Johannes Calvinus...* (Az nagy Calvinus Jánosnak Hiszek-egy-Istenben..., Tyrnau 1609); es bewog die protestantischen Stände, im Landtag die Eröffnung eines Verfahrens gegen Pázmány zu verlangen. Meisterhaft setzt er hier alle apologetischen Kniffe ein, die früher eher zum Arsenal der protestantischen Autoren gehört hatten: Überspitzung der gegnerischen Ansichten, Umherwerfen mit aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten, Bestreitung von Thesen, die nichts mit dem Kalvinismus zu tun haben; weil aber der Leser sich in der protestantischen Theologie keineswegs gründlich auskennt, wird er unvermeidlich in den Bann der Pázmányschen gefühls- und verstandesmäßigen Argumentenflut gezogen. In einem späteren Werk, dem *Erbauungsbuch* (Kalaúz), lehrt er an Hand

eines weisen lateinischen Spruches: „Ein Verräter der Wahrheit ist, der die Wahrheit mit Lüge beschützt", ohne sich hier jedoch als treuer Schüler seiner selbst zu erweisen.

In einem Teil seiner späteren Streitschriften verteidigt er sein von den Reformierten mehrfach angegriffenes theologisches Hauptwerk *Zur göttlichen Wahrheit führendes Erbauungsbuch* (Isteni igazságra vezérlő kalaúz, Preßburg 1613). Eine nicht alltägliche Bewandertheit in den antiken Autoren, der Patristik, Scholastik, zeitgenössischen Literatur und selbst der protestantischen Theologie, logischer Gedankenaufbau, leidenschaftlicher Ton, häufig der Alltagsrede entnommenen Stilwendungen, statt grober Beleidigungen eine geistvoll schillernde Ironie, Sarkasmus: Diese Momente sind am ehesten geeignet, die einzigartige Wirkung der Pázmányschen Streitschriften zu erklären. Das *Erbauungsbuch*, diese anspruchsvolle neoscholastische theologische Synthese, behandelt die gängigsten Fragen der Glaubensstreite, weshalb sie sich in vieler Hinsicht auch zu den Streitschriften zählen läßt. Wie Pázmány selbst im Vorwort schreibt: „... da es uns, den zum Schutz der Schafe Christi eingesetzten Personen, nicht auf die Haut, sondern in die Seele geschrieben ist, daß wir Ausfälle für die Wahrheit führen, daß wir für die göttliche Wissenschaft Widernisse bestehen, gegen die in Schafspelze gehüllten Wölfe sowohl mit unserer Sprache als auch mit unseren scharfen Schriften kämpfen, so trete auch ich, die Verpflichtung zur Treue gegen mein kirchliches Amt vor Augen, obwohl ich mich weder auf meinen Verstand noch auf meine geringe und geschwundene Wissenschaft verlasse, wohl aber gestützt auf die unbesiegbare Säule der Wahrheit und die unverrückbare Stärke der guten Sache, zum Schutz der Wahrheit auf: daß ich die gegen uns vorgebrachten vielen falschen Ränke und schändlichen Reden, soweit sie mir Gott zu wissen gab, erwürge und die Unbrauchbarkeit der von der alten Wahrheit losgerissenen Erfindungen vor Augen und die Welt führe." Aus diesen Aussagen geht nicht nur klar hervor, wie sehr Pázmány seine Theologie den Zielen der Gegenreformation unterordnete, sondern sie illustrieren auch vorzüglich den leidenschaftlichen Ton, die an anschaulichen Bildern reiche und dennoch stets klare Pázmánysche Sprache. Diesen sprachlich-stilistischen Wert übertrifft aber noch die gedankliche Strukturiertheit des Werkes: Einen so logischen Aufbau der Aussagen finden wir sonst höchstens noch in Zrínyis Prosa. Hochbedeutsam sind auch Pázmánys Bemühungen um die Schaffung einer ungarischen philosophischen und theologischen Fachsprache, für die das *Erbauungsbuch* ebenfalls ein gelungenes Beispiel ist.

Er wollte nicht nur die Protestanten bekehren, sondern auch einen Wandel in der katholischen Religiösität bewirken. Sein – und allgemein der Jesuiten – Ideal war ein tieferer und individuellerer Glau-

be. Diesem Ziel und vor allem der Befriedigung der drängenden praktischen Anforderungen diente das *Christliche Gebetbuch* (Kereszténi imádságos könyv, Graz 1606). Daneben gab Pázmány noch ein Andachtsbuch heraus, die ungarische Übersetzung der *Imitatio Christi* von Thomas Kempis mit dem Titel *...Von der Nachfolge Christi ...* (Krisztus követéséről, Wien 1624), in dessen Vorwort er seine Übersetzungsprinzipien folgendermaßen summiert: „... daß es nicht aus dem Lateinischen mit geräderter Unklarheit voller Brüche erscheint, sondern die Sprache so freundlich fließt, als erklinge sie erstmals von einem ungarischen Manne ungarisch". Ähnlich äußerte sich auch der Puritaner Pál Medgyesi. Eine Reihe von Autoren aus der ersten Jahrhunderthälfte vertrat Übersetzungsprinzipien, die bis heute ihre Gültigkeit behalten haben.

Es scheint, als wolle Pázmánys Kempis-Übersetzung belegen, daß er für die Protestanten eine andere Sprache benutzte als für die Seinen. Alle seine Werke – mit Ausnahme des Gebetbuches – sind „scharfe Schriften" gemessen an der *Nachfolge Christi*, deren Ton – wie das Original – lyrisch und weich, aber nie gefühlig ist.

Am Ende seines Lebens gab er als Frucht einer fast vierzigjährigen Predigerpraxis den dicken Band seiner gesammelten Predigten heraus (Preßburg 1636). Die Literaturgeschichtsschreibung hält zumeinst diese für die aus künstlerischer Sicht gelungensten Schriften Pázmánys. Da die Predigt von ihrer gattungsmäßigen Bestimmung her ein zum gesprochenen Vortrag bestimmter Text ist, unterscheiden sich ihr Aufbau und Strukturgefüge – zumindest bei einem rhetorisch so hervorragend gebildeten Autoren wie Pázmány – wesentlich von den reinen Lesetexten. Da Pázmány dies weiß, bietet er als Prediger sozusagen ein Ein-Personen-Stück mit oftmals direkt dramatisierter Aussage. All dies in einer Form – und deshalb ist die Berücksichtigung der Zusammensetzung der Zuhörerschaft unerläßlich –, daß es jeder versteht und folgen kann. Bei den zum Lesen bestimmten Werken konnte man eher auf der Bildung, dem Vorwissen der Rezipienten aufbauen – in den Predigten mußte man mit einem in der Theologie großenteils unbewanderten, gemischten, doch gefühlsmäßig mit Gewißheit beeinflußbaren Publikum rechnen. Auch der heutige Leser ist solch ein Publikum, und mit Sicherheit werden den Menschen des 20. Jh. derartige Pázmányschen Monodramen wie beispielsweise das Erstaunen, die Furcht und Freude Mariens, wie sie sich gegenüber Jesus Christus, ihrem eigenen und zugleich Gottes Sohn, verhalten solle, wobei sie dank Pázmánys Vorstellungskraft in die Worte ausbricht: „Oh gesegnetes KIND! Oh erhabener GOTT! Oh süßer Sohn! Oh mein himmlischer heiliger Vater! Oh mein HERR und Schöpfer! Wer bin ich, daß du deine unwürdige Dienerin mit so großer Güte heimsuchst? Soll ich dich stillen wie meinen Sohn oder

anbeten wie meinen GOTT? Soll ich dich zudecken wie deine Mutter oder dich ehren wie deine Dienerin?", stärker fesseln als die abstrakteren theologischen Erörterungen.

Pázmány war von epochaler Bedeutung für die ungarische Prosa. Nicht nur wäre ein Teil der theologischen Schriften und Predigten des 17.–18. Jh. unvorstellbar ohne seine sprachlich-stilistischen Inventionen, sondern sie wurden auch von Faludi, Batsányi und Kazinczy verwendet. Und noch im 20. Jh. berufen sich zahlreiche Schriftsteller – unter anderen Kosztolányi und Móricz – programmatisch auf Pázmány.

Von den Jesuiten, die ihre Feder in den Dienst der Gegenreformation stellten, sind noch Sándor Dobokay (1565–1621), der Vollender und Hearusgeber der Balassischen Campianus-Übersetzung (Wien 1607), und besonders György Káldi (1572–1621), der Übersetzer der ersten vollständigen katholischen Bibel, zu erwähnen. Seine Quelle war die Vulgata – vermutlich übernahm er auch Teilübersetzungen aus dem Mittelalter –, und sein Werk wurde mit Pázmánys Unterstützung (Wien 1626) herausgegeben. Darüber hinaus erschienen zahlreiche seiner Predigten (Preßburg 1631).

Ebenfalls zur Societas Jesu gehörte Mátyás Hajnal (1578–1644), der Hofgeistliche des Palatins Miklós Esterházy. Er schrieb auch apologetische Streitschriften, aber seine niveauvollste Arbeit ist ein Gebetbuch (Wien 1629) mit folgendem Aufbau: Stiche, kleine emblematische Gedichte, belehrende Meditationen und schließlich Bittgebete. Wie in einzelnen katholischen Volksliedern geistert auch bei Hajnal hier noch die aus der mittelalterlichen Mystik ererbte heilige Erotik herum, die Liebesphraseologie.

Eine herausragende Gestalt der katholischen Prosaliteratur ist der manchmal mit Pázmány vergleichbare Bálint Lépes (1570–1623). Er brillierte nicht in der apologetischen Literatur, sondern schrieb Lesestoffe für die katholischen Gläubigen. Sein zweibändiges Hauptwerk *...des Menschengeschlechtes glänzender Spiegel* (... emberi nemzetnek fényes tüköre) und *Von der Hölle abschreckender und zur himmlischen Glückseligkeit verlockender Spiegel* (Pokoltól rettentő és mennyei bóldogságra édesgető tükör, Prag 1616–1617) entstand nach dem Vorbild eines Werkes des italienischen Mönches Gabriele Inchino und trägt die Stilmerkmale des in der damaligen Zeit beliebten italienischen Barocks an sich. Es handelt sich um ein im Grunde mittelalterliches Thema, wie so oft bei den katholischen Autoren des 17. Jh.: um die vier letzten Dinge. Besonders die Art der Verwendung der Totentanz-Motive ist eine stilistisch-rhetorische Meisterleistung.

Mihály Veresmarti (1572–1645) war nicht nur kein Jesuit, sondern stand sogar in Diensten der reformierten Kirche, dann aber trat er zum Katholizismus über und schrieb die *Geschichte seiner Bekehrung*

(Megtérése históriája), die zu seinen Lebzeiten nicht erschien. Zwar wurden andere seiner Schriften gedruckt, dennoch schätzt die Literaturgeschichte vor allem dieses gattungsmäßig schwer, an den Grenzen von Memoire, Apologie und Theologie einzuordnende Werk. Auffällig ist der für jene Zeit kaum typische gewisse Ökumenismus Veresmartis.

Antonio de Guevaras bekanntes *Libro aureo del emperador Marco Aurelio* (Valladolid 1529) war zwei Jahrhunderte lang eine in ganz Europa beliebte Lektüre. Diese von Guevara unter Verwendung sämtlicher Schmuckelemente der humanistischen Rhetorik verfaßte fiktive Biographie des stoischen Denkers und Kaisers Mark Aurel fand in Ungarn am Beginn des 17. Jh. ihren ersten Übersetzer in János Draskovith (gest. 1613). Er übertrug den zweiten Teil des Werkes ins Ungarische: *Das Buch der Uhr der Fürsten* (A fejedelmek órájának könyve, Graz 1610), den fehlenden ersten und den dritten Teil übersetzte András Prágai (um 1590–1636), und das nun vollständige Werk erschien als *Die Fürsten motivierende Uhr* (Fejedelmek serkentő órája, Bartfeld 1628). Die ungarische Variante aus der Feder Draskoviths wie Prágais ist auch stilistisch dem Original ebenbürtig. Beide Übersetzer orientieren sich sicher im Labyrinth der komplizierten Satzgefüge, häufen Attribute und genießen restlos die Möglichkeiten des Ausmalens der Gegensätze. Zum Genuß wird der moralveredelnde, ja manchmal ins Gleisnerische umzuschlagen scheinende Text dieses seltsamen höfischen und zugleich hoffeindlichen Fürstenspiegels durch die Rede- und Briefeinlagen, Märchen, Anekdoten und Erzählungen. Nicht die Disziplin des zielbewußten Denkers, sondern die Farbigkeit assoziativer Gedankensprünge, die Serie von Wiederholungen und Fragen, der Bilderreichtum charakterisieren das Werk. Das Ziel ist identisch mit dem Rimays, der übrigens diese Arbeit sehr hoch einschätzte, und in gewissem Maße auch dem Georg I. Rákóczis (1630–1648): die Schaffung eines würdigen höfischen Stils. Rimay meint, es gebe Menschen – schreibt er in seiner Besprechung an den Mäzen des Bandes, Georg I. Rákóczi –, die „die Art einer würdigen, kunst- und wertvollen Schrift" beanspruchen. Das Stilideal, zu dem sich Draskovith, Prágai, Georg I. Rákóczi und einige andere bekannten, faßt Rimay so zusammen: „So ist es also mit Gewißheit eine Kunst, die Verschalung der Wände, Fenster und Winkel, der Seiten, Türen und Treppenaufgänge und aller anderen Teile des Gebäudes der Schrift aufzustellen und ihnen auch den nötigen Schmuck zu geben, und zum Schreiben greifen jene nicht, die die Kunst ablehnen, ihr gegenüber kalt bleiben, auch sie bestehlen und plündern, über sie meinend und urteilend, man brauche für sie keinerlei künstlerische Sache."

Diese „künstlerische Sache" findet sich ebenso in *Novissima tuba, oder der letzte zum Jüngsten Gericht anregende Trompetenton* (Novissima

tuba, azaz ítéletre serkentő utolsó trombitaszó, Kaschau 1639) des reformierten Adligen Kristóf Darholc d. J., einer sehr treuen Übersetzung eines lateinischen Originals. Seine dichterische Schönheit macht dieses zu den Artes moriendi zu zählende Werk zu einer wertvollen Prosaschöpfung im 17. Jh. In den Dialogen der allegorischen Figuren verbinden sich die Bilder der höfischen Liebesdichtung mit der biblischen Phraseologie; herausragenden künstlerischen Wert besitzt die Darstellung der Liebe Gottes sowie der Seele und ihrer Vollendung im Jenseits.

Eine andere Abzweigung der protestantischen Übersetzungsliteratur und ihre Erneuerung stellen die Arbeiten puritanischer Autoren dar, wobei die *Novissima tuba* eine Art Übergang dahin bildet. Ein solches Werk ist die *Praxis pietatis* (Debreczin 1636) von Pál Medgyesi (1605–1663), eine Übertragung des gleichnamigen Werkes des Engländers Lewis Bayly. Es ist ein eigenartiger Widerspruch, daß der Stil Rimays und Prágais sehr wohl auch in Medgyesis Buch ab und zu auftaucht, obwohl er den „höfischen Putz" verurteilt. Seiner Arbeit folgen dann eine ganze Reihe puritanischer Devotional- bzw. reformierter Schriften mit volksbildender Absicht.

Aus dem Kreis junger Aristokraten um den Palatin Miklós Esterházy, die seit der Jahrhundertmitte schon zu Landeswürdenträgern aufgestiegen waren, ist zweifelsohne Miklós Zrínyi das größte, alle überragende Talent. Aber auch eine ganze Reihe der übrigen waren zweifellos vollwertige Glieder nicht nur des hohen Geburts-, sondern auch Geistesadels und gaben die intellektuellen Werte ihrer Ahnen aus dem 16. Jh. weiter: Der Sammler interessanter Schriften Ádám Batthyány, der den wohl gebildetsten Ungarn des 16. Jh., Boldizsár Batthyány, seinen Vorfahren nennen konnte, der ebenfalls intellektuell interessierte Magnat Ferenc Nádasdy, der einen Tamás Nádasdy zum Urgroßvater hatte, der 1655 zum Palatin gewählte Ferenc Wesselényi, dessen Verwandtschaftsbande die Aristokratie Siebenbürgens überzogen, oder der jüngste Sohn Miklós Esterházys, Pál Esterházy, neben dessen bekanntem kompositorischem und dichterischem Werk die ungarische Literaturgeschichte seine niveauvollen Prosaarbeiten erst jetzt zu entdecken beginnt, oder Zsigmond Rákóczi und Miklós Pázmány. Die meisten von ihnen fühlten sich in jenem rhetorischen Stil heimisch, der seinerzeit die niveauvolle politische Prosa charakterisierte, in jener Kunstgattung, deren größter Meister Miklós Zrínyi war.

Eine direkte Verbindung zwischen den besten Leistungen der Reimepik des 16. Jh. und den bedeutenden Schöpfungen des 17. Jh. (Zrínyis Epos, Gyöngyösis Werke) bildet das Versromanfragment *Chariclia*, eine Übersetzung und Umarbeitung der deutschen Gedichtvariante des Heliodorschen Abenteuerromans (der später als *Sorsüldö-*

zött szerelmesek – vom Schicksal verfolgte Liebende – ins Ungarische übersetzt wurde) von Mihály Csobor (um 1570–1616). Das nie vollendete Werk ist in Manuskriptform fragmentarisch erhalten, noch immer im Umfang von mehr als 5000 Zeilen. Mit der antiken Themenwahl, der Weitschweifigkeit und den vom epischen Hauptcharakter fast völlig unabhängigen lyrischen Einlagen vertritt es eher die Dichterpraxis des 16. Jh., während die Art des Gedichtaufbaus und der Reime, die gewagten dichterischen Bilder schon die von Rimay und anderen erneuerte, zu dieser Zeit noch unbekannte dichterische Sprache aufnehmen; und jene poetischen Prinzipien, zu denen sich der Verfasser der *Chariclia* selbst bekennt, sollten erst später, von István Gyöngyösi, als solche formuliert werden. Die lyrischen Einlagen stammen vom ungarischen Übersetzer selbst und halten in ästhetischer Hinsicht jedem Vergleich mit denen der besten Schöpfungen des 16.–17. Jh. stand. Die *Chariclia* war eine beliebte Lektüre des damaligen Hochadels, auch ihr Text beeinflußte Zrínyis Epos, und Gyöngyösi arbeitete sie um und erweiterte sie.

Das Vermögen und der Ruf der Familie Miklós Zrínyis (1620–1664) hatte ihr Ahn von Szigetvár begründet. Dessen Urenkel war ein vorzüglicher Verwalter dieses Doppelerbes und seiner nicht alltäglichen eigenen Begabung: Er wurde zum in ganz Europa berühmten Feldherrn und Politiker, zum größten ungarischen Schriftsteller und Dichter seines Jahrhunderts.

Mit seinem „Jünglingsverstand" schrieb er „süße Gedichte" über die Liebe, wobei er mit seiner Kenntnis der italienischen Madrigale und Canzonetten diese als neue Formen einbürgerte. Auch er – doch anders und aufgrund anderer Muster als Balassi – stellte seine Gedichte zu einem Band zusammen: *Die Sirene des Adriatischen Meeres, Graf Nikolaus Zrínyi* (Az Adriai tengernek Syrenaia Groff Zrini Miklos, Wien 1651). Lyrische Gedichte umrahmen darin sein Epos, das eine Spitzenleistung der ungarischen Epik darstellt, gleichzeitig aber so subjektiv und in so vieler Beziehung ein lyrisches Werk ist, daß es auf keinen Fall unangebracht scheint, es auch als Bestandteil der lyrischen Linie der Bandkomposition zu betrachten. Ebenso wie bei Balassi ist auch Zrínyis Hauptproblem die Dreiheit Liebe – Tapferkeit – Gott, aber bei ihm tritt als viertes noch der Tod als ständiges und zentrales Thema hinzu. Liebe, Kampf und Gott haben aber bei den beiden Dichtern nicht die gleiche Bedeutung. Auf der Motivebene folgt Zrínyi nicht selten Balassi, aber die Gedichtstruktur und das Weltbild des stoischen Helden – selbst übermenschliche Anstrengungen müssen wir um unserer Ziele willen auf uns nehmen, auch wenn das Ergebnis nicht von aus abhängt – sind der Balassi-Tradition fremd und ureigenster Besitz Zrínyis.

Sein Epos *Der Fall von Sziget* (Szigeti veszedelem, Obsidio Szigetiana, 1651, deutsch, Budapest 1944) ist der Bericht der Belagerung von

Szigetvár im Jahre 1566, in deren Verlauf die Burg trotz des heldenhaften Widerstandes ihrer Verteidiger und deren Burghauptmann Miklós Zrínyi in die Hand der Türken fiel. Zrínyi folgt beim Aufbau des Werkes der Symmetrie des Homer: Er stellt die Heere der Ungarn und der Türken vor; die Hauptdarsteller haben im anderen Lager stets ihr nicht weniger herausragendes Pendant; der Zeiger der Waage neigt sich den Ungarn aufgrund ihrer moralischen und fallweise kämpferischen Überlegenheit und nicht etwa ihres unwürdigen Gegners zu. Das Epos ist jedoch – und die Art dieses Aufbaus verdient, genial genannt zu werden – viel mehr als nur die Schilderung des heldenhaften Kampfes zweier Heere. Zrínyi legt die mittelalterliche, auf der biblischen Geschichtsanschauung beruhende, von den Protestanten wieder aufgenommene, aber auch unter den Katholiken übliche These zugrunde, daß die Heiden die Geißel Gottes seien und der Herr den Türken wegen unserer Sünden über uns geschickt habe. Daraus leitet er logisch ab, wenn Gott uns hart genug für unsere Sünden geschlagen habe, müsse die Bestrafung aufhören: Der Türke muß durch die Christen besiegt werden. Einerseits müssen wir also Gottes Willen erdulden, andererseits könnenwir – und damit durchkreuzen wir nicht Gottes Absichten, sondern werden seiner Versöhnung teilhaftig – mit unseren guten Taten, unserem christlichen Leben die Strafe verkürzen; die Reinen, die eigentlichen Heiligen, Gottes Auserwählte, können somit die Sünder erlösen oder zumindest bei dem Herrn für sie eintreten – dies sind bereits ganz und gar katholische Gedanken.

Nicht, daß die Ungarn siegen, ist also wichtig – Sieg oder Niederlage, das entscheidet Gott (das Fatum, die Fügung, das Schicksal usw.) –, sondern daß sie sich nach dem Vorbild der Erlösung durch Christus, als athleta Christi, als kämpfender Märtyrer und Heiliger für ihr Volk aufopfern und damit statt eines einmaligen Sieges die Möglichkeit der vollkommenen Befreiung schaffen.

Auch Gottes Haltung wird durch diese Logik verständlich. Er schickt zur Bestrafung der Ungarn die Türken über sie, gibt aber zugleich die Möglichkeit zur Erlösung, deren Erfolg – und die nun schon geänderte Haltung des Herrn – der letzte Kampf im Epos beweist: Hier stoßen nicht mehr nur Ungarn und Türken aufeinander, sondern die Streitmacht Gottes unter Führung des Erzengels Gabriel auf die der Hölle, und eben deshalb muß letztere notwendigerweise eine Niederlage erleiden; auf der irdischen Ebene bedeutet dies wiederum den Sieg der Türken, aber die Verklärung der Ungarn. Gott nimmt also das Opfer der „Reinen" an: Es ist sein Wille, daß die Türken, obwohl sie sich schon zur Aufhebung des Belagerung entschlossen hatten, infolge eines Zufalls (Schicksal = Gott; durch eine abgefangene Taubenpost erfahren die Türken von der hoffnungslosen Lage

der Verteidiger) die Ungarn dennoch „besiegen" – ihnen zum Martyrium verhelfen – können.

Zrínyi schafft eine Struktur, die sich aus einem protestantisch gefärbten gedanklichen Kern entfaltet und sich dennoch mit ihren entscheidenden Zügen ins System der katholischen Theologie einfügt, und zwar in einer Form, daß die religiöse Phraseologie des Epos – wie im Falle des Gebetes Zrínyis – die der protestantischen Lieder ist; auf diese Weise verwirklicht sich eine höchst organische Einheit aus katholischer Denk- und protestantischer Stiltradition.

Für Zrínyi ist der Verlauf der Ereignisse nicht in derselben Weise Geschichte und Eposthema wie für andere Epiker. Mehr als einmal identifiziert er sich selbst mit seinem Helden, was er neben anderen Gründen schon deshalb darf, weil der Urenkel gegen den gleichen Feind kämpft wie sein Urahn. Er verweist auch darauf, daß diese Opfer gerade in der Zeit der Niederschreibung des Werkes die Erlösung bringen müssen – die Befreiung des Landes vom Türken. Auch dieser Art des Verhältnisses Zrínyis zu seinem Werk ist es zu danken, daß die Epik der *Obsidio Szigetiana* häufig in Lyrik umschlägt.

Eines seiner größeren Prosawerke ist das militärische Handbuch *Kleines Lagertraktat* (Tábori kis tracta) und auch im *Tapferen Leutnant* (Vitéz hadnagy) sucht er Antwort auf militärische Fragen, teils in der Form von Meditationen, teils von Kommentaren und teils von gedrängten Ratschlägen. Der historische Kommentar *Meditation über das Leben Königs Matthias* (Mátyás király életéről való elmélkedés) ist eine Beschreibung des machiavellistisch inspirierten Ideals vom Nationalkönig und nationalen Absolutismus und zugleich das niveauvollste Werk über die ungarische Staatsräson.

In der publizistischen Arbeit *Heilmittel gegen das türkische Opium* (A török áfium ellen való orvosság) analysiert er zuerst die Lage des Landes, um dann eine Reihe von Vorschlägen zu machen, was zu tun sei. Es ist eine mit großer rhetorischer Kunst aufgebaute leidenschaftlich-pathetische Schrift, die seinerzeit und auch später noch große Wirkung ausübte. Es ist das einzige Prosawerk Zrínyis, das relativ bald auch gedruckt erschien: Franz II. Rákóczis General Simon Forgách gab es 1705 in Klausenburg heraus. Leider nahm die Geschichte nicht solchen Verlauf, daß die folgenden Zeilen innerhalb eines halben Jahrhunderts ihre Aktualität verloren hätten: „Verletze den Ungarn nicht! Arme ungarische Nation, steht deine Sache so, daß niemand mehr in deiner letzten Gefahr aufschreit? Daß niemandes Herz ob deines Verfalls bitter wird? Daß niemand ein stärkendes Wort zu deinem letzten, deinem Todeskampfe spricht? Soll allein ich dein Wächter, dein Aufpasser sein, der deine Gefahr ankündigt? Das ist mir zwar ein schweres Amt, wenn aber GOTT mir die Liebe zur

Heimat gab, siehe, so schreie, brülle ich: höre mich, lebender Ungar, die Gefahr, das fressende Feuer ist da!"

„Zrínyi war seiner Zeit voraus, aber beeinflußte sie nicht, Gyöngyösi fand die seine und brachte sie voran", urteilte János Arany.

Eines der umstrittendsten Lebenswerke ist das von István Gyöngyösi (1629–1704). Seine Zeit und das 18. Jh. blickten zu ihm als dem größten ungarischen Dichter auf, die späteren Generationen würdigten ihn einmal sehr, ein anderes Mal kaum. Da er unvermeidlich mit Zrínyi verglichen wurde, empfand man ihn von der Romantik an überwiegend als zu leicht.

Tatsächlich ist Gyöngyösi kein Dichter vom Range Zrínyis. Ihm fehlen der gigantische Heroismus, die intellektuelle Tiefe und das Redaktionstalent des Verfassers des *Fall von Sziget*, und seine Zwölfzeiler im Viererreim – die von ihm geschätzteste, aber nicht ausschließliche Versform – lassen seine Dichtung häufig wortreich, zum netten Geschwätz werden. Zumindest wir heutigen Leser werten es so, die wir das dichte Geflecht der versteckten, oftmals in den mythologischen Apparat eingehüllten politischen und künstlerischen Hinweise nicht mehr entdecken. Sollten wir also mehr und anderes in diesem anderhalb Jahrhunderte langen Gyöngyösi-Kult sehen als die lange Herrschaft eines mehr provinziellen Geschmackes? Vielleicht.

Gyöngyösi war ein Berufsdichter und hatte darin kaum Vorgänger. Die herausragende Dichtergestalt des 16. Jh., Bálint Balassi, war ebenso ein Kunstliebhaber im echten Sinne des Wortes wie der Größte im 17. Jh., Zrínyi. Sie waren Aristokraten, für welche die Poesie – sei sie auch noch so wichtig, und wurden sie gelenkt vom Streben nach Selbstausdruck oder von praktischen Zielen – eine hochrangige Verstandestätigkeit war, aber eben nicht „professio". Im Laufe seines Lebens war Gyöngyösi der Sekretär mehrerer großer Herren, später übernahm er auch ein Komitatsamt, er blieb aber in erster Linie Verfasser von Gedichten. Ihn treibt nicht die individuelle Aussage aus lyrischer Begeisterung, nicht die Umstände – Gefangenschaft, Gefühlsbrüche, Schicksalsschläge – machen ihn zum Dichter wie zahlreiche seiner Zeitgenossen, für ihn ist Schreiben sein Beruf.

In dieser Hinsicht ähnelt er am ehesten noch Tinódi. Ihre Arbeiten jedoch unterscheiden sich grundsätzlich, worüber es sich lohnt, Gyöngyösi selbst zu hören: „... auch der Poesie folgte ich bei der Disposition dieser meiner kleinen Reimhistorie, deshalb vermehrte ich sie durch den Einschub gewisser alter erzählender Geschichten, Gleichnisse und andere erfinderischer Zusätze, ohne die die Wirklichkeit der Historie und der in ihr befindlichen Dinge ebenso gegeben wäre, dennoch gefiel es mir besser, diese um ihrer größeren Zier und freundlicheren Gestalt willen mit den erwähnten Sachen bunter zu gestalten, als ohne diese in der Weise Sebestyén Tinódis bloß die

Wirklichkeit der Sache in der Einförmigkeit der Gedichte auszudrükken." (*Erinnerung an János Kemény*, Nachwort)

Das ist das eine, wofür seine Dichtung Achtung verdient: Der Einschub „erzählender Geschichten" und „anderer erfinderischer Zusätze" in die Geschichte, unter anderem jene lyrischen Einlagen, derentwegen Arany Gyöngyösi eher für einen lyrischen Dichter hielt. Sie finden sich in allen seinen Erzähldichtungen, in *Die sich mit Mars unterhaltende Muranische Venus* (Márssal társalkodó Murányi Venus) ebenso wie in *Der aus der Asche erstehende Phönix, oder ... die Erinnerung an ... János Kemény* (Porából megéledett Phoenix, avagy ... Kemény János ... emlékezete) oder in *Die Ehe Imre Thökölys und Ilona Zrínyis* (Thököly Imre és Zrínyi Ilona házassága). (Nicht ganz zutreffend werden diese Werke als Epen bezeichnet, denn sie folgen völlig den Regeln anderer Gattungen: Sie sind eine spezifische Mischung aus Claudianus-Panegyricus und Epithalamium.)

Hier liegen auch die Ursachen für die künstlerischen Mängel dieses bravourös reimenden und im Nachwort der *Erinnerung an János Kemény* die ungarische Dichtpraxis mit theoretischem Anspruch behandelnden Poeten: Der „im Grunde lyrische Dichter" (Arany) gießt niemals sein eigenes Schicksal, seine eigenen Gefühle in dichterische Form, sondern schreibt pflichtgemäß das nieder, was mit anderen geschah, obwohl er dabei „nicht schöpferisch sein, deuten kann, sondern nur ein scharfes Auge für die Beschreibungen hat" (Arany). Man kann sagen, er wollte den Erwartungen seiner Zeit entsprechen, entgegen seiner eigenen Konstitution und Befähigung. Aber auch das ist nur eine Halbwahrheit, denn unbestreitbar ist Gyöngyösi – ebenso wie früher der Verfasser der *Chariclia* – ein Meister der schönen Weitschweifigkeit, der Anhäufung und Vergrößerung, und der allgemeine Geschmack vor der Romantik schätzte ihn gerade wegen dieser poetischen Mittel – darin fanden Dichter und Publikum einander.

Noch ein Zug seines Lebenswerkes ist unbedingt zu erwähnen, und zwar die Absicht zu unterhalten. Noch heute finden die komischen Details und die derbe Erotik des *Tückischen Kupido* (Csalárd cupido) oder der *Florentina* (bei der Gyöngyösis Verfasserschaft nicht gesichert ist) das Gefallen des Lesers; Schriften dieser Art machen Gyöngyösi zu einem der bedeutenden Vertreter der in der Literatur des 17. Jh. so seltenen profanen Dichtung.

Unter Verwertung all jener Werte, welche die Übersetzungen, die apologetischen und Andachtswerke, die öffentliche Rhetorik und die humanistische Geschichtsschreibung eingebürgert hatten, entstanden in den ersten Dezennien des 17. Jh. – nicht aus heiterem Himmel, gab es doch bereits früher Autobiographien – die herausragendsten Schöpfungen der ungarischen Memoirenliteratur.

Unter den Autobiographien und Memoiren sind vor allem die von János Kemény (1607–1662), in seinen letzten Lebensjahren Fürst von

Siebenbürgen (ab 1661), und von Miklós Bethlen (1642–1716), dem siebenbürgischen Kanzler, zu erwähnen. Beide waren große Staatsmänner, beide, besonders Miklós Bethlen, hochgebildet und beide schrieben ihr Hauptwerk, ihre Memoiren, in der Gefangenschaft – ohne Übertreibung kann man sagen: im Schatten des Todes –, gleichsam als Abschluß ihres Lebens.

János Kemény beschrieb als Gefangener der Tataren in „trauriger, aber wahrhafter" Weise die „Kriegszeiten" und sich selbst. Ob er nun von sich selbst oder anderen berichtet: immer ist er nüchtern, kühl und genau; stilistische Schnörkel sind ihm fremd. Daß er auch mit größerer Rhetorik formulieren konnte, daß er die stilistischen Floskeln und Feinheiten sicher beherrschte, belegen eher seine sonstigen Arbeiten – Briefe, sein Gebet und sein Manifest; seine Memoiren sind zurückhaltender, schmuckloser und gerade deshalb glaubwürdiger als sie. Gerade diese Glaubwürdigkeit mag überhaupt sein Ziel gewesen sein; seine Autobiographie war nicht für den Druck bestimmt, nicht für seine Zeitgenossen, sondern für die Nachwelt. Aber so sachlich er sich auch gibt, ist er doch nicht völlig unvoreingenommen: Wenn er spottet, stellt sich heraus, daß er einer der geistvollsten Schriftsteller seiner Zeit war: „... in der Nacht ließ sie die Burg von Veselényi besteigen (und wer weiß, ob nicht auch sich selbst)" – schreibt er über die von Gyöngyösi als „Muranische Venus" titulierte Mária Széchy.

Miklós Bethlen war ein weitgereister Mann, der wohl gebildetste siebenbürgische Aristokrat in der zweiten Jahrhunderthälfte. Sein Zeitgenosse György Kapy charakterisiert ihn so: „Französisch war seine gesamte Kleidung, sein Verhalten, seine Art". Seine bedeutendsten Werke – ein Gebetbuch und die Memoiren – schrieb er fast gleichzeitig, einander parallel. Ihr Thema ist das gleiche: die höchsten politischen, religiösen und moralischen Prinzipien und die Ereignisse seines Lebens. Doch unterscheiden sich die Gattungen grundsätzlich: Die Gebete richten sich an Gott, die Memoiren an die Zeitgenossen, die Familie, die Nachwelt. Das Gebetbuch ist lyrisch und straff, die *Beschreibung seines Lebens von ihm selbst* (Élete leírása magától) um vieles länger, episch. Das Gebet ist ein Soliloquium, eine *generalis confessio,* also der Dialog des Puritaners Bethlen in der Einsamkeit mit seinem Gott, seine Lebensbeichte vor seinem höchsten Herrn. Die Memoiren sind eine für den Druck bestimmte gewaltige Apologie, „Waffe" und „Schild", eines Magnaten Rückerinnerungen. Beide Werke sind von Augustin befruchtet, besonders die moralphilosophische Meditation als Einführung in die Memoiren, zugleich aber sind die Memoiren auch eine ungarische Variante des Montaigneschen selbstanalytischen Essays.

Liest man zuerst die Memoiren, dann kennt man bereits alle Fakten und versteht alle angedeuteten Verweise in den Gebeten; geht

man umgekehrt vor, dann geben die Gebete eine lyrische Skizze der sich aus den Geschehnissen aufbauenden menschlichen Existenz, in die später die Memoiren die Geschichten und Details eintragen. Die zwei selbständigen Werke sind zugleich ein zusammengehörendes Ganzes – vermutlich sogar nach Bethlens eigener Absicht. (Ein wenn nicht identisches, so doch ähnliches Verhältnis besteht zwischen den *Mémoires* und der *Confession* Franz II. Rákóczis.)

Zu den künstlerisch hervorragenden Autobiographien gehört die des auch als Dichter und vor allem als Komponist bekannten Pál Esterházy (1635–1712). Anders als Kemény und Bethlen war Esterházy ein kaisertreuer Katholik, der seine Memoiren weder in der Gefangenschaft noch am Ende seines Lebens schrieb. Sie sind eine heitere Lektüre und werden vermutlich in naher Zukunft erstmals im Druck erscheinen.

Unterhaltungsprosa wurde im damaligen Ungarn kaum je geschrieben, und die wenigen solchen Werke sind durchweg Übersetzungen, deren Vorlagen sämtlich aus dem Mittelalter stammen. Die Ursachen sind vor allem in der Mentalitätsgeschichte zu suchen: Keineswegs war die Literatursprache des 17. Jh. ungeeignet, barocke Abenteuerromane oder Liebesgeschichten französischen Typs zu schreiben; das literarische Instrumentarium war vorhanden, doch waren die religiöse öffentliche Moral in Ungarn ein Gegner der weltlichen Themen und der zurückgebliebene Geschmack kein Freund der Fiktion. Charakteristischerweise erschienen im Ausland deutsche und französische Werke fremder Autoren über ungarische Themen: Jean de Labours *Historie des Amours du Comte et de la Comtesse Vesselényi* (1646), angeblich nach Wesselényis eigenen Aussagen gestaltet, die Liebesgeschichte des ungarischen Aristokraten, von ihrem Autor als die „Liebe des Jahrhunderts" bezeichnet. Zwei Jahre nach dieser unterhaltsamen Erzählung erschien auch ein Reiseführer. 1736 gab Dominique Révérend die *Mémoires historiques du Comte Betlen-Miklos, contenant l'histoire des derniers troubles de Transylvaniae* heraus, eine romanhafte, mit sentimentalen Liebesszenen gespickte Biographie ohne engen Bezug zur Wirklichkeit, aber als Selbstbiographie ausgegeben. Daniel Speer schrieb nach dem Muster des Grimmelshausenschen *Simplicissimus* den *Ungarischen oder Dacianischen Simplicissimus* (1683), einen pikaresken Abenteuerroman über die ungarischen und siebenbürgischen Zustände.

In Ungarn jedoch hingen die weltlichen Prosaerzählungen, wie *Das in sehr lieblicher Sprache geschriebene Büchlein über Fortunatus* (Az Fortunatusról íratott igen szép nyájás beszédű könyvecske, Leutschau 1651), oder *Die freundliche und liebliche Historie von der schönen Magelone* (Kedves és nyájas história az szép Magelonáról, Leutschau 1676 usw.) noch eng mit den Historienliedern zusammen, mit dem einzigen

wesentlichen Unterschied, daß sie nicht in Versform, sondern als Prosa geschrieben waren, als wollten sie den Prozeß illustrieren, in dem sich die gesungene Historie zur Prosalektüre entwickelte.

Gewisse Beachtung verdienen allein die Prosawerke von Dávid Rosnyai (1641–1718) und János Haller (1626–1697). Rosnyai war Fürst Apafis türkischer Schreiber und übersetzte die türkische Variante eines der Hauptwerke der altindischen Literatur, des *Pantschatantra* – eigentlich eine Märchensammlung –, ins Ungarische. Diese in recht konfuser Sprache geschriebene Arbeit ist eher eine Umarbeitung als eine Übersetzung.

János Haller übersetzte während seiner Gefangenschaft (1678–1682) drei mittelalterliche Texte: den Pseudo-Kallisthenes (*Geschichte Alexanders des Großen* – Nagy Sándor története) die *Gesta Romanorum* und die von Guido da Columna redigierte *Troja-Historie*. Nach seiner Befreiung gab er sie als *Dreigeschichte* (Hármas história, Klausenburg 1695) in einem Band heraus. Der Band wurde sehr bald populär und blieb dies auch jahrhundertelang – die letzte Ausgabe erschien zu Beginn des 20. Jh. –, seine Wirkung sowohl auf die erzählende Volksprosa des 18. und 19. Jh. als auch auf die ungarische Folklore war recht bedeutsam.

Der von den Großen – Bálint Balassi, János Rimay, Miklós Zrínyi, István Gyöngyösi – hervorgebrachte Dichtungstyp fand viele, mehr oder weniger begabte Epigonen (Péter Beniczky, Bálint Graf Balassa, László Graf Liszti, István Koháry, Pál Kőszeghy u. a.).

Pál Esterházy, dessen Namen im Zusammenhang seiner überaus interessanten Memoiren bereits erwähnt wurde, war auch als Dichter nicht unbedeutend. Er war zweifellos ein Nachfolger Zrínyis, aber keineswegs ein bloßer Epigone: seine gelungensten Gedichte weisen schon auf die Werke des Erneuerers der Dichtung des 18. Jh. Ferenc Faludi voraus.

Die Mode, Gedichte zu verfassen, verbreitete sich auch unter den aristokratischen Damen. Überwiegend religiöse, pietistische Gedichte schrieb Kata Szidónia Petrőczi (1662–1708), deren beste Werke jedoch jene selbstquälerischen Schriften sind, die den Leiden der Ehefrau, der Kränkung und Eifersucht Ausdruck geben.

Wichtiger als die einem bekannten Verfasser zuzuordnenden Dichtungen sind zu jener Zeit die Werke Namenloser. So weiß man nicht, wer das möglicherweise kurz nach 1660 entstandene Epos über den unglücklich verlaufenen und mit katastrophalen Folgen verbundenen polnischen Feldzug Georg II. Rákóczis (1657) schrieb, dessen vollständiger – längst verschollen geglaubter – Text vor kurzem zum Vorschein kam. Dieses sog. *Rákóczi-Epos* ist eines der gelungensten Beispiele für eine aus der Historienepik hervorgegangene größere Komposition und zugleich ein Beweis, daß es auch außer Zrínyi

und Gyöngyösi anspruchsvolle Versuche zur Erneuerung der epischen Dichtung gab.

Einen bedeutenden Anteil der Dichtungen in den sechziger und siebziger Jahren des 17. Jh. machen antitürkische und besonders antideutsche Lieder aus, es entstehen auch Flugschriften in Gedichtform, und ganz allgemein verflechten sich lyrische eng mit agitativen Aussagen. Es wird üblich, juristische Argumente zu verwenden, man vertritt einen protestantisch gefärbten Patriotismus, stellt den früheren Ruhm und Glanz der tristen Gegenwart gegenüber und pflegt die Erinnerung an König Matthias. Diese Literatur in der Art der Alltagsdichtung – genannt Kurutzendichtung – wird von vielen ohne Ansehen der gesellschaftlichen Zugehörigkeit gepflegt, zuvorderst vom niederen Adel und den protestantischen Geistlichen. Der Typ der Historienlieder mischt sich mit bitteren Gedichten, es entstehen solche lyrisch-epischen Werke wie die Klagelieder, in denen das epische Schema mit stereotypen, jeremiadenhaften lyrischen Elementen der national-religiösen Beschwerden gefüllt wird. Ebenso baut sich die Gattung der Totenabschiedsgesänge in die Tradition der Historienlieder ein (z. B. Mihály Csereis *Thökölys Abschiedslied* – Thököly búcsúéneke, um 1692). Immer mehr Landflüchtigen- und Siegeslieder entstehen, des weiteren Tanzlieder sowie eine Dichtung von eigenartiger Gesprächsform (*Was läßt du den Kopf hängen, Kamerad...* – Mit búsulsz kenyeres...). Solche Schöpfungen der Alltagsdichtung können als Vorfahren vieler späterer Volkslieder, Volksballaden und Soldatenlieder betrachtet werden. Hinzuzufügen ist, daß mit einer der national-ungarischen „Kurutzendichtung" identischen Phraseologie und Argumentationsweise natürlich auch die „Labantzen", die auf der Seite der Habsburger stehenden Ungarn, Gedichte schrieben (*O, du Rest unserer verelendeten Heimat ...* – Ó, megnyomorodott hazánk fogyatékja ...).

Die Pasquille waren zwar auch schon früher beliebt – vor allem in Siebenbürgen –, die Blütezeit dieser Gattung begann aber erst in der zweiten Hälfte des 17. Jh. Ihr bester Vertreter war der siebenbürgische Adlige Ferenc Szentpáli (1651–1713), dessen Gedichte zweifellos ziemlich grob, aber zugleich kraftvoll und keineswegs geistlos waren. Bis auf die Grobheit läßt sich dies kaum über die während des Rákóczi-Freiheitskrieges entstandenen unflätigen und anzüglichen Pasquille sagen.

In einer ganzen Reihe von Werken im letzten Drittel des 17. und zu Beginn des 18. Jh. verquicken sich die patriotischen Gefühle mit zornigen Ausfällen gegen alles „najmódi", das Neumodische. Es ist eine Periode, in der die im übrigen achtenswerten Ideale immer mehr zum Instrumentarium des als Angreifer auftretenden Provinzialismus wurden.

Die Liebesdichtung des Alltags – zumeist popularisierte Varianten der Balassi-Hofdichtung des 16. Jh. – war allgemein geschätzt. Zwar konnten die Gedichte wegen der seltsam zu nennenden Moralauffassung in Ungarn nicht gedruckt werden, wie beliebt sie aber waren, beweisen einerseits einige erhaltene handgeschriebene Liederbücher und zum anderen die Frage in den Beichtspiegeln, ob der Delinquent im Besitz eines „Liebesbuches" sei.

Überwiegend namenlos sind auch die Verfasser der Theaterstücke der Zeit geblieben. Wenn im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jh. auch an manchem Magnatenhof Stücke mit Liebesthemen gespielt wurden, so gab es doch regelmäßige Theatervorstellungen nur in den Schulen.

Die größte Wirkung erreichten die Jesuiten mit ihren Schuldramen, die sich notgedrungenerweise nicht auf Ereignisse im Ungarn des 16. Jh. stützen konnten. Sie wollten vor allem bekehren und belehren, daneben aber auch – unter Verwendung der erhabenen Beispiele der Nationalhelden – zum Patriotismus erziehen. Die Dramen wurden lateinisch aufgeführt, aber die mit den hohen Festkreisen des Kirchenjahres (Weihnachten, Ostern usw.) verbundenen propagandistischen oder liturgischen Spiele ungarisch. Die Liebe war selbstverständlich kein Thema der Schuldramen, besonders geschätzt wiederum waren die Heiligenviten. Mit Vorliebe ließ man mythologische Gestalten auftreten, häufig wurden allegorische Handlungen gespielt. Die Stücke waren im allgemeinen in drei oder fünf Aufzüge gegliedert, zwischen denen die Zeit mit musikalisch-tänzerischen Zwischenspielen ausgefüllt wurde. Man besaß eine entwickelte Theatertechnik und schätzte sehenswerte Kulissen. Die Jesuiten führten während ihrer fast zwei Jahrhunderte währenden Tätigkeit in Ungarn etwa 5000 Stücke auf, aber nur von etwa 70 ist der Text bekannt, und diese stammen mehrheitlich erst aus dem 18. Jh.

In der ersten Hälfte des 17. Jh. spielten die Franziskaner im allgemeinen die Stücke der Jesuiten. Ihre Vorstellungen waren weniger repräsentativ und betonten auch die Bekehrungsabsicht weit weniger. Relativ früh gingen sie zu muttersprachlichen Aufführungen über: Die Observanten spielten die *Lepidae aliquot comediae Hungaricae* (um 1630), die eigentlich aus zwei Stücken bestanden. Sie gehörten zu den frühesten erhaltenen ungarischen Schuldramen, ihre Zwischenspiele waren bemerkenswert profan (Abenteuer eines geflohenen Gesellen, Auftritt einer trunkenen Frau usw.). Die großenteils von Schülern aufgeführten Passionsspiele wurden grundsätzlich ungarisch vorgetragen. Zentrum des franziskanischen Schauspiels war ihr Ordenshaus in Csíksomlyó, beachtenswert war aber auch das Wirken der Minoriten von Kanta (Neumarkt [Kézdivásárhely, Tîrgu-Secuiesc]) (1696–1799).

Die meisten Schauspiele nach den Jesuiten führten die Piaristen auf, anfangs ähnlich den Franziskanern Stücke der Jesuiten. Selbständige Theaterstücke entstanden erst, als sie (nach 1757) zum Muttersprachenunterricht übergingen. Ähnlich verhielt es sich mit den Paulinern.

Von den Protestanten verurteilten die Reformierten, und zwar die orthodoxe wie die puritanische Richtung, in den ersten Dezennien des 17. Jh. das Theaterspiel, allein die Professoren aus dem Ausland, in Weißenburg in erster Linie Bisterfeld, in Sárospatak Comenius, waren grundsätzlich anderer Meinung. Später jedoch wurden viele, zum großen Teil ungarischsprachige Stücke geschrieben und aufgeführt. Die Themen stammten zumeist aus der Bibel, doch flochten sich in den Handlungsablauf häufig siebenbürgische Bräuche und Eigenheiten ein.

Von lutherischem Theaterspiel kann vor allem in Oberungarn gesprochen werden. Die Dramensprache war im allgemeinen Latein, mit deutschen und fallweise slowakischen Einschüben. Auch hier war wie bei den Jesuiten die Theatertechnik recht entwickelt. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kamen in den Theaterstücken oftmals die politisch-religiösen Klagen zum Ausdruck. In den sächsischen Städten Siebenbürgens (Kronstadt, Hermannstadt) wurden auch Stücke in ungarischer Sprache gespielt. So führten beispielsweise 1697 die Schüler der Hermannstädter ungarischen Schule von dem Hause des sächsischen Königsrichters die *Comicotragoedia* auf, ein ungarisches allegorisches Moralstück, das bereits 1648 gedruckt worden und vermutlich im Umkreis der Franziskaner entstanden war.

Bei den Unitariern wie bei den Lutheranern waren die Schuldramen an der Wende zum 18. Jh. am beliebtesten. Schon Notizen aus der Zeit Gabriel Bethlens berichten von den Vorstellungen des Klausenburger unitarischen Kollegiums (die ungarischen „Kollegien" waren Gymnasien und Hochschulen zugleich in kirchlicher Trägerschaft, anfangs mit anschließlich theologischer, später auch juristischer Ausbildung) Texte sind jedoch erst aus der zweiten Jahrhunderthälfte bekannt. Ein Absolvent dieses Kollegiums war György Felvinczi (gest. 1716), der als erster den Versuch unternahm, ein bürgerliches, von Schulen und Anlässen unabhängigeres Theater in Ungarn zu schaffen. 1696 erhielt er von Kaiser Leopold einen Privilegienbrief, der ihn dazu berechtigte, „Dichtungen und Reimgedichte zu redigieren und zusammenzustellen in ungarischer wie in lateinischer Sprache, diese herauszugeben oder aufzuführen; ... die Szenen und Aufzüge von Komikotragödien und Lustspielen ... überall zu dramatisieren und aufführen zu lassen" (im Original lateinisch).

Offensichtlich nicht für Schulaufführungen bestimmte Stücke weltlicher Themen sind nicht viele bekannt. Die zwei besten knüpfen sich

eindeutig an Balassis Initiative, die *Schöne ungarische Komödie*, allerdings in verschiedener Weise. Die *Komödie über die wahre Liebe Constantinus' und Victoria* (Constantinusnak és Victoriának egymáshoz való igaz szerelmükről írott komédia, um 1600) entstand konsequent in der Phraseologie der Balassischen höfischen Liebe und entspricht Balassi in allen Zügen, ja teils selbst in den Einzelmotiven. Die in Gedichtform verfaßte *Florentina* (siebziger Jahre?) – nicht ohne Grund Gyöngyösi zugeschrieben – ist zwar kein Produkt der Hofdichtung, es läßt sich aber beweisen, daß Balassis Stück selbst textlich den Verfasser beeinflußte, nur auf einer andere Ebene: der der doppelsinnigen Späße.

Es ist ein Spezifikum des geistig-wissenschaftlichen Lebens im 17. Jh., daß die Zusammensetzung der Intelligenz auch jetzt noch mittelalterlich ist: Die Wissenschaft ist fast ausschließlich im Besitz derer, die im Dienste der Kirchen stehen, wissenschaftliche Bücher haben sich noch nicht von Lehrbüchern getrennt, und die niveauvollsten Arbeiten erscheinen im Ausland. In der ersten Jahrhunderthälfte vermag die wichtigste Disziplin, die Theologie, nach wie vor mit der europäischen Entwicklung Schritt zu halten, einerseits dank Pázmány und den Jesuiten überhaupt, andererseits dank Albert Szenci Molnár und seinem Kreis, doch von den späteren Zeiten läßt sich dies leider nicht mehr sagen.

Das 17. Jh. ist in Ungarn die Zeit der Gegenreformation, wenn auch nicht im gleichen Sinne und Maße wie von den umgebenden ostmitteleuropäischen Ländern etwa in Polen oder Böhmen. Die Aristokraten Ungarns kehrten zwar größtenteils wieder zur katholischen Kirche zurück, dieser Sieg der Gegenreformation war aber unvollständig. Die Stände blieben überwiegend protestantisch, in Siebenbürgen dominierte das reformierte Bekenntnis: In der ersten Jahrhunderthälfte war den Protestanten die freie Religionsausübung noch gesetzlich garantiert. Die in erster Linie italienische und süddeutsche Orientation der Katholiken sowie die norddeutsche, holländische und englische und vom Ende des 17. Jh. an die französisch-schweizerische Orientation der Protestanten ließ die Kultur des Landes farbiger und mehrschichtiger werden.

Auf katholischer Seite verfügten die Jesuiten über das einflußreichste Schulnetz, und auch in den Wissenschaften gaben sie den Ton an. Nach früheren Mißerfolgen konnten sie Ende des 16. Jh. im Lande Fuß fassen, und um 1600 unterrichteten sie in Vágsellye (Sal'a) bereits 400 Schüler. Bis zum Wiener Frieden (1606) richteten sie in Klausenburg wiederum ein Gymnasium ein, 1615 gründete Erzbischof Ferenc Forgách (1564–1615) ihnen ein neues Kollegium in Tyrnau, und im Laufe des Jahrhunderts entstanden in zahlreichen Städten im königlichen Ungarn Ordenshäuser und Kollegien.

Im 17. Jh. besaßen sie 20, zur Zeit ihrer Auflösung (1773) 41 Gymnasien.

Die 1635 von Péter Pázmány in den Rang einer Universität erhobenen Schule in Tyrnau hatte anfangs eine theologische und eine philosophische und ab 1667 auch eine juristische Fakultät. Zwar wurde sie schnell zum Zentrum der Gegenreformation, aber zu dem des geistigen Lebens des gesamten Landes wurde sie erst nach ihrem Umzug nach Ofen und dann nach Pest.

Die ungarischen Jesuiten, mit ihren österreichischen und kroatischen Ordensbrüdern zur Ordensprovinz Provincia Austria zusammengeschlossen, unterrichteten nach dem international gültigen Lehrplan der Jesuiten, der *Ratio Studiorum,* und legten besonders große Sorgfalt auf die Aneignung des Lateinischen und das Studium der antiken Autoren.

Gemessen an der Schultätigkeit der Jesuiten war die der Franziskaner unbedeutend und von niederigerem Niveau, und die Piaristen nahmen erst seit Ende des 17. Jh. in stärkerem Maße am geistigen Leben Ungarns teil.

Die Katholiken gründeten auch Akademien, die eine Übergangsform zwischen Gymnasium und Universität darstellten (Kaschau 1657, Ofen 1687).

Die bedeutendste Bildungseinrichtung der Protestanten war die von Gabriel Bethlen geschaffene Weißenburger reformierte Hochschule (1622), die auch von den Lutheranern besucht wurde. 1658 von den Tataren zerstört, setzte sie ihre Tätigkeit ab 1662 in Groß-Enyed mit Unterstützung Fürst Michaels I. Apafi fort; bis zum Ende des Jahrhunderts war sie zum geistigen Zentrum Siebenbürgens geworden. Eine erhebliche Erhöhung des Unterrichtsniveaus bewirkten seit den dreißiger Jahren drei hier lehrende Herborner Professoren: Alstedt, Bisterfeld und Piscator. Einige ihrer in der Weißenburger Druckerei hergestellten Bücher dienten bis zur Jahrhundertwende als Lehrmaterialen.

Den Reformierten gehörte auch die Sárospataker Hochschule, die in erster Linie unter dem Patronat der Rákóczis stand. Zur Zeit der Glaubensverfolgungen, 1670, wurde sie geschlossen und 1672 in Weißenburg wieder eingerichtet. Später setzte die geteilte Schule in Neumarkt am Mieresch (Marosvásárhely, Tîrgu Mureș) und von neuem in Sárospatak (1705) ihre Tätigkeit fort. Zwischen 1650 und 1654 unterrichtete auch Comenius an dieser Hochschule und hinterließ mit seiner Schuldramenausgabe eine Erinnerung an seine dortige Tätigkeit (*Schola ludus seu encyclopedia viva*, Sárospatak 1656).

Die Debrecziner reformierte Hochschule wurde eher erst seit den sechziger Jahren zu einem wichtigen Bildungszentrum; die Lutheraner hatten seit 1667 ihre Hochschule in Eperies.

Das Ziel dieser Hochschulen war vor allem die Ausbildung des Pfarrer- und Lehrernachwuchses, weltlichere Tendenzen waren erst seit dem Ende des 17. Jh. zu bemerken. Mittelstufenunterricht (Lateinschulen, Gymnasien) gab es in zahlreichen Städten und Marktflecken.

Ein wirklich hohes Wissen konnten sich Katholiken wie Protestanten nur im Ausland aneignen. Der Ausbildung der katholischen Priesteranwärter dienten das Wiener Pázmáneum und das Germanicum-Hungaricum in Rom. Die Lutheraner besuchten die Wittenberger und die reformierten „Peregrini" die Heidelberger Universität, bis zu deren Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg, danach dann die holländischen Universitäten. Die Protestanten absolvierten ebenfalls zumeist theologische Fakultäten.

Nicht wenige der Absolventen ausländischer Universitäten gelangten, in die Heimat zurückgekehrt, in eine seltsame Situation: Als promovierte Doktoren und nicht selten über die klassischen hinaus in Kenntnis mehrerer westeuropäischer Sprachen waren sie gezwungen, Stellen anzunehmen, die keine nennenswerte Ausbildung verlangten.

Die protestantischen Hochschulen, die Jesuitenschulen und vor allem die Tyrnauer Universität verfügten über bedeutende, in manchen Fällen mehrere tausend Bände umfassende Bibliotheken, zudem gab es an ihrem Sitz Druckereien.

An den protestantischen Hochschulen wurde nach Petrus Ramus' Dialektik und Rhetorik sowie nach den Werken der Weißenburger deutschen Gastprofessoren und Comenius' Schriften unterrichtet, aber darüber hinaus wurden auch Arbeiten ungarischer Verfasser benutzt. So waren z. B. die Rhetorik und die Logik von Mihály Buzinkai für die ungarischen Verhältnisse moderne Werke, und eine zeitgemäße Naturphilosophie vertrat János Pósaházi (1628–1686).

Der im Zusammenhang mit seinen Psalmenübersetzungen bereits erwähnte Albert Szenci Molnár unternahm alles in seiner Kraft Stehende, um die kulturellen, pädagogischen und religiösen Bedürfnisse der ungarischen Reformierten zu befriedigen. Er stellte ein sprachlich auf der Höhe seiner Zeit stehendes lateinisch-ungarisches und ungarisch-lateinisches Wörterbuch zusammen, gab eine verbesserte Ausgabe der Károlyi-Bibel heraus, schrieb eine ungarische Grammatik von breitester Wirkung als Vollendung der Initiativen János Sylvesters, er übersetzte Postillen und eine moralphilosophische Abhandlung und gab ein Gebetbuch heraus. Sein wissenschaftliches Hauptwerk war die Übersetzung der *Institutio* Calvins. Er vertrat bahnbrechende pädagogische Ansichten und kämpfte um eine individuelle, die protestantische Orthodoxie überwindende Religiosität. Auch als Schriftsteller und Dichter war er keineswegs unbedeutend. Bei ihm zeigen sich als erstem nach Rimay die Keime eines literarhistorische

und ästhetische Gesichtspunkte aufgreifenden Denkens. Die wichtigsten Werte, die Albert Szenci Molnár seiner Nation in seinem Lebenswerk schenkte, lagen jedoch in seinem Wirken als Theologe, Bildungspolitiker und Sprachwissenschaftler.

Die erste ungarischsprachige gedruckte Reisebeschreibung stammte von Márton Szepsi Csombor (1595–1622). In seiner *Europica varietas* (Kaschau 1620) gibt er ein farbiges Bild des damaligen Europa, indem er je ein Kapitel den von ihm besuchten Ländern widmet. Auch seine geographischen Erörterungen sind nicht uninteressant, die reizvollsten Abschnitte sind dennoch jene, in denen er seine persönlichen Erlebnisse beschreibt. Möglicherweise als Ergebnis seiner Welterfahrenheit findet sich, gemessen an seinen ungarischen Zeitgenossen, erfreulich wenig konfessionelle Voreingenommenheit in seinem Werk.

Die puritanisch-presbyterianischen Lehren begannen sich, in den dreißiger Jahren des 17. Jh. zu verbreiten. Die ersten bedeutenden Vertreter dieser Richtung, Pál Medgyesi und János Tolnai Dali (1606–1660), strebten eine Neuorganisierung der reformierten Kirche und ein moderneres Schulsystem an. Aber gegen die reformierte Orthodoxie und vor allem den einflußreichen und hochgelehrten István Geleji Katona konnten sie vorerst nur gewisse Teilerfolge erzielen.

Die cartesianische Philosophie war vor allem unter den siebenbürgischen reformierten Seelsorgern schon Mitte des 17. Jh. bekannt. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde die Klausenburger reformierte Hochschule zum wichtigsten ungarischen Propagandisten der cartesianischen Ideen. Bacons Ansichten fanden sich erstmals in den *Tabellae logicae* (Leutschau 1640) des Kaschauer lutherischen Rektors János Mautner, während der Spinozismus im Ungarn des 17. Jh. keinen Fuß fassen konnte. Die neue philosophische Richtung, die den protestantischen Eklektizismus ablösen sollte, setzt mit der Rezeption Christian Wolffs erst nach der hier behandelten Periode ein.

Eine herausragende Gestalt des ungarischen Cartesianismus ist der auch puritanisch beeinflußte János Apácai Csere (1625–1659) mit seinen ungarisch verfaßten Hauptwerken *Magyar Encyclopaedia* (Utrecht 1653) und *Kleine ungarische Logik* (Magyar logikácska, Weißenburg 1654). Hauptquelle des ersten ist Alsteds *Encyclopaedia*, aber auch aus Descartes schöpft er reichlich, wogegen er im letzteren Werk Ramus folgt. Die Manuskript gebliebene *Philosophia naturalis* beruht gleichfalls auf Descartesschem Gedankengut. Apácai hat große Verdienste um die Schöpfung der ungarischen Wissenschaftssprache.

Überaus lehrreich ist seine Ansicht über die Schulverhältnisse: Die Lehrer der Oberklassen der Mittelschulen „kennen Mathematik, Physik, Astronomie, Philologie, Ethik, Politik und die übrigen Wissenschaften nicht einmal mit Namen, deshalb kann es ihnen nicht ein-

mal im Traum in den Sinn kommen, die Lehre dieser Gegenstände einzubürgern" (*De summa scholarum necessitate*, 1656; im Original lateinisch). Apácai war ein hervorragender Pädagoge, sein Name steht für den sog. Akademieentwurf, der einen detaillierten Plan einer Universität mit vier Fakultäten enthält. Seine modernen Vorstellungen konnten ebensowenig mit Erfolg rechnen, wie auch sein persönliches Leben im damaligen Siebenbürgen zum Mißerfolg verurteilt war.

Anhänger der cartesianischen Ideen wurden auch die Professoren der Debrecziner Hochschule Márton Szilágyi Tönkő (1642–1700) und Miklós Apáti (1662–1724). Letzterer schrieb eine für ungarische Verhältnisse bedeutsame Moralphilosophie (*Vita triumphans*, Amsterdam 1688). Die Hauptwerke des wirkungsmächtigsten Vertreters des christlichen Stoizismus, Justus Lipsius, übersetzte János Laskai (geb. 1605). Die lateinischen Originalwerke gab die Tyrnauer Jesuitendruckerei heraus. Das erste moraltheologische Werk in ungarischer Sprache — dem letztlich auch Lipsius' Schriften zugrunde lagen — war Sámuel Kéris Übersetzung *Der christliche Seneca* (Keresztény Seneca, Wien 1654), der Ausgabe eines deutschen Jesuiten.

Die Traditionen der humanistischen Geschichtsschreibung blieben auch im 17. Jh. wirksam; unter Fürst Gabriel Bethlen, der eine konzeptionelle Bildungspolitik vertrat, entstand eine ganze Historiographenschule. Pál Háportoni Forró (gest. um 1623) übertrug die Biographie Alexanders des Großen von Curtius Rufus ins Ungarische; er setzte das Stilideal Ciceros und Livius' in seine Muttersprache um (Debreczin 1619).

Die *Traurige ungarische Chronik* (Siralmas magyar krónika) von János Szaladi (1601–1666) war eine Aufarbeitung der Zeiten Gabriel Bethlens und der beiden Georg Rákóczi. Der mit den Puritanern sympathisierende, extrem transilvanistische Autor zeichnet Gabriel Bethlen und noch stärker Georg I. Rákóczi als Idealbilder des Fürsten von Siebenbürgen. Er unterscheidet sich dadurch von den übrigen Historikern, daß er ungarisch schreibt und daß sein Werk, abweichend vom allgemeinen Brauch, auch Einblicke ins Alltagsleben gibt. In der siebenbürgisch-sächsischen Historiographie trat damals, die in der ersten Hälfte des 17. Jh. unter den Sachsen schnell großer Beliebtheit erfreuende Theorie auf, daß sie keine deutschen Ansiedler seinen, sondern Nachkommen der Geten und als solche die ältesten Bewohner Siebenbürgens.

Im königlichen Ungarn verfaßte Márton Schödel, ein Lutheraner deutscher Muttersprache, eine Apologie der Ungarn (*Disquisitio historico-politico de regno Hungariae*, Straßburg 1629), in der er aufgrund vieler Daten und eines weiten Horizontes die ausländischen Ansichten über den Barbarismus der Ungarn widerlegte, wobei er seine

Kenntnis der Werke von Lipsius, Bernegger, Bodin und Campanella fruchtbar machte. Später überarbeitete János Behamb dieses Werk, um auch die Ansprüche des Absolutismus einzuarbeiten (*Notilia Hungariae ...*, Straßburg 1676).

Der in Wien lebende Pál Tállyai übersetzte 1628–1633 Istvánffys gewaltiges historisches Werk, doch blieb sein Text – trotz Tállyais im Vorwort ausgesprochener Absicht, das Werk unbedingt erscheinen zu lassen – Manuskript, zum nicht geringen Schaden für dieses ungarische Geschichtswerk, das auch für breite Kreise wichtig hätte werden können.

Bedeutungsvolle Historikerleistungen vollbrachten die Jesuiten. Menyhért Inchoffer begann in der Jahrhundertmitte, die Annalen der ungarischen katholischen Kirche zusammenzustellen. Um 1692 erließ Gábor Hevenesi (1656–1715) einen Aufruf zur Sammlung der kirchengeschichtlichen Dokumente, dessen Ergebnis die Keime einer Landesmonographie bildeten: 140 Handschriftenbände auf der Basis von Archivquellen. Der Polyhistor Márton Szentiványi (1633–1705) leistete auch als Historiker Bedeutendes, sein überaus eklektisches Hauptwerk (*Curiosa et selectiora variarum scientiarum miscellanea*, Tyrnau 1689) enthält eine Fülle relativ moderner naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Der erste Historiker des Ordens von wirklich großem Format, Sámuel Timon (1675–1736), verfaßte eine Religionsgeschichte und eine Chronologie.

Nach nicht unbedeutenden Anfängen – geprägt von den Namen Miklós Zrínyis und Miklós Bethlens – wurde die teils auch mit historiographischen Mitteln arbeitende politisch-diplomatische Flugschriftenliteratur während des Rákóczi-Freiheitskrieges zu einer beliebten Gattung.

Die Anstöße Albert Szenci Molnárs griff der siebenbürgische Polyhistor Ferenc Pápai Páriz (1649–1716) in seiner ersten reformierten Kirchengeschichte *Rudus redivivum* (Hermannstadt 1684) auf, die er selbst unter dem Titel *Aufbau einer verfallenen Mauer* (Romlott fal építése, 1685) übersetzte, ohne daß jedoch letztere im Druck erscheinen konnte. Diese Arbeit setzte zu Beginn des 18. Jh. Pál Debreceni Ember (1660–1710) fort und schloß sie mit dem Jahre 1706 ab. Wiederum fortgesetzt wurde diese Kirchengeschichte durch seinen Schwiegersohn Mihály Paksi Szathmári, der die Ereignisse bis zum Jahre 1725 aufarbeitete. Das nach Deutschland gelangte Manuskript gab der Utrechter Universitätsprofessor Friedrich Adolf Lampe 1728 unter seinem eigenen Namen ohne Erwähnung des eigentlichen Verfassers heraus.

An dem seit der Arpadenzeit geführten Kampf um die Anerkennung der geistigen Werte des Ungartums, ja fallweise um die Akzeptanz seiner Existenz, beteiligte sich außer dem bereits erwähnten

Márton Schödel die Intelligenz nichtungarischer Sprache in Ungarn auch sonst, und sie schuf dabei gewollt oder ungewollt zugleich die Literaturgeschichtsschreibung Ungarns. János Burius d. J. – wie Schödel Ungarndeutscher – verfaßte einen Auszug der literaturhistorischen Angaben aus der Kirchengeschichte und zugleich den Memoiren seines Vaters János Burius d. Ä. (gest. 1688), während sein Bruder Dániel Burius eine Streitschrift über dieses Thema in Briefform schrieb. Nur die letztere ist erhalten geblieben, an einigen Stellen ist sie identisch mit der Streitschrift des deutschen Johann Friedrich Cramer (1694) gegen den französischen Jesuiten Dominique Bouhours. Der Franzose hatte geleugnet, daß der deutsche Mensch „geistreich" sein könne; und wie Cramer die Deutschen gegen die verächtliche französische Meinung verteidigt, so ficht János Burius d. Ä. in seiner Arbeit gegen die die ungarische Kultur mißachtende Streitschrift Hermann Conrings (1660), und Dániel Burius übernimmt diesen Geist von seinem Vater. Der mit der Burius-Familie in Kontakt stehende Dávid Czvittinger (um 1680–1743) stellt, um die Ansichten (1707) des deutschen Polyhistors Jakob Friedrich Reiman zu widerlegen, nach dessen Meinung die Ungarn keine Literatur hätten, das erste Lexikon der Schriftsteller Ungarns (*Specimen Hungariae literae*, Frankfurt a. M. – Leipzig 1711) zusammen, das die Angaben über mehr als 250 Literaten umfaßt, wobei Czvittinger in seinem Buch zudem ein Programm der Sprachbildung und Kultur darbietet.

Über die schon erwähnte Arbeit hinaus schrieb Ferenc Pápai Páriz auch Devotionalwerke wie die Abhandlungen über den Frieden der Seele und des höfischen Menschen (*Pax animae*, Klausenburg 1680; *Pax aulae*, Klausenburg 1696). Sein von konfessionellen Gesichtspunkten unbelastetes Ideal der Galanterie jedoch sollte seine wahre Beliebtheit erst im folgenden Jahrhundert erreichen. Den Frieden des Körpers, also den Schutz gegen die Krankheiten, behandelt sein medizinisches Werk (*Pax corporis*, Klausenburg 1690), das auch ins Griechische übersetzt wurde. Außerdem verfaßte er die erste gedruckte Heraldik (*Ars heraldica*, Klausenburg 1694), beschäftigte sich mit der Theorie der Staatsräson, schuf Schuldramen und sammelte römische Inschriften. Innerhalb seines höchst breitgefächerten Lebenswerks ragt sein lateinisch-ungarisches und ungarisch-lateinisches Wörterbuch hervor, das in den Schulen noch im 19. Jh. verwendet wurde. Im lateinischen Vorwort der Erstausgabe von 1705 kritisierte Pápai Páriz scharf die Gesellschaft seiner Zeit, die späteren Ausgaben wurden um den Abriß der Rechtschreibung des Sárospataker Lehrers János Csécsi (1650–1708) erweitert.

György Komáromi Csipkés (1628–1678) besaß großen Einfluß als Sprachwissenschaftler, Theologe und Übersetzer. Seine lateinisch verfaßte ungarische Grammatik (*Hungaria illustrata*, Utrecht 1655) und

seine hebräische Grammatik (*Schola hebraica*, Utrecht 1654) weisen ihn als fundierten Sprachgelehrten aus. Weiterhin schrieb er ein englisches Sprachbuch (Debreczin 1664) und übersetzte die vollständige Bibel, wobei er philologisch-stilistisch Gáspár Károlyi noch übertraf. Es war nicht sein Verschulden, daß dieses umfangreiche, anspruchsvolle Werk erst weit nach seinem Tode 1718 in Leyden erscheinen konnte und daß die meisten Exemplare vom Erlauer Bischof eingezogen und verbrannt wurden. Beide Umstände erklären, warum seine Bibelübersetzung trotz ihres hohen Wertes keine Verbreitung fand.

Ein wirklich hochrangiger Vertreter der Naturwissenschaften fand sich im Ungarn des 17. Jh. nicht. Das mag zum Teil auch daran liegen, daß man mit dem Unterricht der Physik und Geographie an den protestantischen Hochschulen Ungarns erst zu Beginn des 18. Jh. begann. Die Gartenkultur wählte sich der Jesuit János Lippai in seinem Buch über den Garten seines Bruders, des späteren Graner Erzbischofs György Lippai (1600–1666), zum Gegenstand (*Preßburger Garten* — Pozsonyi kert, I–III, Tyrnau 1664–1667). In Siebenbürgen gab János Nadányi seine aus dem Französischen übersetzte *Beschreibung der Dinge eines Gartens* (Kerti dolgok leírása) heraus (Klausenburg 1669).

Zu den ersten ungarischen Anhängern von Kopernikus gehörte Dávid Fröhlich (gest. 1648), im Hauptberuf Kalenderschreiber, daneben aber auch Verfasser einer geographischer Arbeit, eines Reisebuches sowie Abhandlungen über die Herkunft der Ungarndeutschen und über die Astronomie. Der Preßburger Arzt Pál Spindler beobachtete Naturerscheinungen in Ungarn und widmete ihnen ein Buch (*Observationum medicinatium auturia*, Frankfurt 1691).

Der Buchdruck entwickelte sich im 17. Jh. nur wenig, obwohl sich natürlich die Zahl der Ausgaben gegenüber dem 16. Jh. erhöhte. In den Bibliotheken der Gebildeteren, der Absolventen ausländischer Universitäten und der kulturell interessierten Aristokraten standen noch immer zumeist ausländische Ausgaben. Zu den bedeutendsten Druckereien gehörten die Tyrnauer im Besitz der Jesuiten, die Bartfelder Klösz-Druckerei, die bis 1664 tätig war, und die Leutschauer Brewer-Werkstatt, die bis 1747 bestand. Die beiden letzteren gaben in erster Linie lutherische aber auch profane Werke heraus. Von den Druckereien am Sitz der Hochschulen sind hinsichtlich des geistigen Wertes und der niveauvollen Gestaltung ihrer Ausgaben die von Ábrahám Szenci Kertész (gest. 1667) geleitete Wardeiner Faktur (1640–1660) und die von der reformierten Kirche um 1670 gegründete, zwischen 1693 und 1702 von Miklós Misztótfalusi Kis geleitete Klausenburger Druckerei hervorzuheben. Ábrahám Szenci Kertész gab neben Werken puritanischer Autoren, protestantischen Gesangbüchern und der Károlyi-Bibel auch die frommen Gedichte von Balassi und Rimay heraus, wobei er als erster die bisher gemischt und stets unter

Balassis Namen erschienenen Gedichte der beiden Dichter voneinander schied.

Miklós Misztótfalusi Kis hatte seine Ausbildung in Holland erhalten; als weitberühmter Schriftschneider arbeitete er für englische, italienische und schwedische Besteller, er schnitt armenische, hebräische und georgische Schriften und ist der Schöpfer der sog. Janson-Schrift. Noch in Amsterdam gab er auf eigene Kosten eine kleinformatige, in der Praxis gut verwendbare Bibel mit überarbeitetem Text (1685) heraus, und in seiner Heimat war er unablässig um die Verwirklichung seines Bildungsprogramms bemüht, indem er Schulbücher, Sprachbücher, Wörterbücher u. a. druckte; ein typisches Zeichen für seine Bestrebungen war, daß er István Szőnyi Nagys ABC-Buch *Ungarische Schule* (Magyar oskola) kostenlos unter das Volk brachte.

In seinem Kampf gegen die reformierte Orthodoxie rieb er allerdings seine Kräfte völlig auf. Auch sein namhaftestes Werk, ... *Entlastung der Person, des Lebens und außerordentlichen Tuns* (Maga személyének, életének és különös cselekedeteinek mentsége..., 1698), ist eine seltsame Autobiographie-Apologie-Streitschrift gegen die konservativen Kirchenfunktionäre, in der die rhetorischen Argumente und Methoden in gereiztem, hitzigem Ton vorgebracht werden. „Man hat mir die Feder entrissen, damit ich besser fliegen kann ..." – so sieht Misztótfalusi selbst sein Schicksal in der Heimat.

Die Zerrissenheit des Landes in drei Teile führte zu einem grundlegenden Wandel der früheren Lage in der Architektur und auch der bildenden Kunst, als sich die neuen Stile und die Hochkultur noch vom Landeszentrum, dem Königshof, aus verbreitet hatten. Der Renaissancestil – der die Gotik endgültig etwa in der Mitte des 17. Jh. abgelöst hatte – herrschte sowohl im königlichen Ungarn als auch in Siebenbürgen, wo er gleichsam als nationales und lokales Spezifikum weiterlebte, aber gewissermaßen auch im türkischen Eroberungsgebiet, wenn auch dort am wenigsten in der Architektur. Obwohl damals das königliche Ungarn ein Teil des Habsburgerreiches war, erlangte der architektonisch-künstlerische Einfluß Wiens erst später, in der Periode der Gegenreformation im 17.–18. Jh., größere Bedeutung.

Die moderne Militärtechnik veränderte das Aussehen der Burgen grundlegend. Es wurden Vorbauten zum Schutz des Tores (Barbakane), Bastionssysteme und Rondelle ereichtet, und die Burgen erhielten zumeist einen fünfeckigen Grundriß. Der Sicherheit der Verteidiger dienten oftmals unterirdische Kasematten und Gänge. Die strategisch wichtigsten Burgen – Raab, Erlau (Eger), Wardein usw. – wurden auf diese Weise entweder nach den Plänen italienischer Kriegsingenieure neuerrichtet oder umgebaut.

Auch bei der Palast- und Schloßarchitektur schufen in erster Linie die italienischen Meister Werke bleibenden Wertes. So preist der

prächtige Renaissanceumbau des Perényi-Palastes in Sárospatak, Wohnflügel und Verteidigungswerk mit italienischer Bastion, neben anderen Werken seinen Erbauer Alessandro Vedani. Von herausragender architektonischer Bedeutung sind Burg und Schloß von Sárvár, die Tamás Nádasdy und seine Nachkommen erbauen ließen, wobei zahlreiche italienische Steinmetzen mitwirkten.

Von den Bauten in Oberungarn folgt das Thurzó-Schloß in Nagybiccse (Veľká Bytča) ebenfalls italienischen Vorbildern: viereckiger Grundriß mit vier runden Türmen an den Ecken, mit Renaissanceverzierungen (1571–1605) und einem Innenhof. Ihm ähneln die Schlösser von Bethlenfalva (1564), Marksdorf (Márkusfalva, Markušovce) (1643) und Frics (1623–1630), nur haben sie keinen Innenhof. In der Bethlen-Rákóczi-Apafi-Periode ist die Architektur Siebenbürgens und des östlichen Oberungarns (und Ostungarns allgemein) durch die Personen der Besitzer eng miteinander verflochten, darüber soll bei der Architektur Siebenbürgens noch gesprochen werden.

Das charakteristischste Schmuckmotiv — es war so typisch, daß man früher von „oberungarischer Bekrönungs-Renaissance" sprach — waren die Zinnen an Fassaden von Schlössern, Kirchen, Glockentürmen wie auch Bürgerhäusern, die allerdings auch in anderen Gebieten, wie in Polen, häufig war und vermutlich von den Burgmauern auch für die anderen Gebäude übernommen wurde. Auch Sgraffito-Verzierungen wurden verwendet und — viel seltener — geometrische Muster.

Die schönsten Stadthäuser im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichteten Aristokraten (das Rákóczi-Haus in Eperies, das Thurzó-Haus in Neusohl und in Leutschau), später dann schon die reichen Bürger (das Ebner-Haus in Neusohl, das Spillenberg-Haus in Leutschau). Bis heute blieb ein ganzes Ensemble von Bürgerhäusern aus dem 16.–17. Jh. in Güns erhalten (mehrere Gebäude um den Jurisich-Platz).

Die späte Blütezeit der Renaissance ist vor allem für Siebenbürgen typisch (die sog. „siebenbürgische Blumenrenaissance"), wo die Renaissancemotive sogar in die Volksarchitektur übernommen wurden und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts immer wieder auftauchen. Das kulturell recht isolierte Fürstentum pflegte in erster Linie die früheren Traditionen, moderne architektonische Lösungen wählten fast nur die italienischen Meister.

Domenico da Bologna errichtete die Burg von Armenierstadt (Szamosújvár, Gherla) im Auftrag von Johann Szapolyai. Italienische Kriegsingenieure modernisierten die Festung Wardein, die unter Gabriel Bethlen — er und Georg I. Rákóczi waren die größten Auftraggeber beim Burgenbau — um eine fünfeckige Innenburg erweitert wurde, leider aber ebenso verschwunden ist wie der Fürsten-

palast von Weißenburg/Karlsburg, eines der umfangreichsten Bauwerke der Bethlen-Rákóczi-Periode.

Ein schönes siebenbürgisches Beispiel für den auch in Westungarn verbreiteten Burgschloßtyp mit vier Eckbastionen (z. B. Nádasdy-Schloß von Deutschkreuz [Sopronkeresztúr]) ist das Burgschloß von Fogarasch (Fogaras, Făgăraș) aus der 2. Hälfte des 16. Jh., dessen Renaissance-Bauornamente in der Klausenburger Bauhütte geschaffen wurden. Unter Bethlen wurden die Burgschlösser von Törzburg (Törcsvár, Bran) und Kokelburg (Küküllővár), erbaut, beide mit der vor allem der Verzierung dienenden Schutzinnen. Unter den Burgenbauten Georgis I. Rákóczis ragt Munkács (Mukačevo) mit seinem mehrfachen Verteidigungsgürtel hervor. Noch bedeutender als die Palastbauten von Weißenburg und Desch (Dés, Dej) war der Umbau des Sárospataker Burgschlosses, im Verlaufe dessen der Perényi-Flügel ein Stockwerk erhielt und 1646–1647 durch eine überdachte Loggia mit Treppenaufgang mit dem sog. Roten Turm verbunden wurde; desgleichen entstand der Lórántffy-Flügel (Zsuzsanna Lórántffy war Georg I. Rákóczis Ehefrau, durch die er in den Besitz Sárospataks kam), dessen Erker die Jahreszahl 1643 trägt. Die Quellen bezeugen, daß den Bau keine Bauhütten, sondern die Meister der Domäne ausführten. So stammt der Lórántffy-Flügel nicht etwa von einem italienischen Bauingenieur und auch nicht von einem Universitätsabsolventen, sondern vom „Fundierer" Mátyás, einem Weißenburger Maurer.

Diese Verflechtung der siebenbürgischen und ostungarischen Architektur belegt auch der Umbau des Bethlen-Schlosses von Kreisch (Keresd, Criș) zwischen 1668 und 1675, wo ein der Sárospataker Loggia ähnlicher Laubengang mit Treppe zum Innenhof geschaffen wurde.

Auf dem Lande entstanden zahlreiche Kurien (Herrenhäuser) mit Laubengängen und in den Städten, vor allem in Klausenburg, Weißenburg und in den von Sachsen bewohnten Gebieten, Wohnhäuser mit Fenster- und Türrahmen im Renaissancestil, ausgeführt durch die örtlichen Zünfte.

Von der Kirchenarchitektur sind leider nur relativ wenige Zeugnisse erhalten geblieben. Petrus Italus aus Lugano folgte bei seinem Umbau der lutherischen Kirche in Bistritz oberitalienischen Renaissancevorbildern, außerdem stehen noch einige hölzerne Glockentürme aus dem 16. und der ersten Hälfte des 17. Jh., vor allem in Siebenbürgen, für welche der tief hinabreichende „Rock", der Laubengang und der schmale, spitze Turmhelm mit manchmal vier Ecktürmchen bezeichnend sind. Schöne Beispiele für das im ganzen Land sehr hoch entwickelte Zimmermannsgewerbe sind die hölzernen Glockentürme von Mezőcsávás (1570) in Siebenbürgen und Nyírbátor (um 1640) im Gebiet jenseits der Theiß. Teils aus Ziegeln, teils aus Holz besteht

der freistehende Glockenturm der reformierten Kirche (1557) in Miskolc.

Im türkischen Eroberungsgebiet wurden zumeist den religiösen Vorschriften des Islam entsprechende Kultgebäude und Bäder errichtet bzw. vorhandene Gebäude für diese Zwecke umgebaut. Bezeichnenderweise kennen wir nur ein einziges Zeugnis weltlicher Architektur, ein eventuell als Karawanserei dienendes Häuschen (Szigetvár), und auch die militärischen Bauvorhaben dienten eher der Verstärkung und Ausbesserung der bestehenden Befestigungen; größere Militärbauten entstanden nur in Szigetvár und Ofen.

Als Moscheen dienten zumeist erhalten gebliebene Kirchen. Die Türme erhielten, um das Minarett ersetzen zu können, einen hölzernen Kragen, von wo aus der Muezzin zum Gebet rief. Die Statuen wurden herabgestürzt oder zumindest geköpft und die Fresken überputzt oder übermalt.

Sehr variantenreich war die vom Islam bestimmte türkische Baukultur nicht; die Moscheen, Minarette, Bäder und Türben (Grabmäler) ähnelten einander in höchstem Maße, sie waren provinzielle Produkte einer zweifellos hochentwickelten Architektur.

Abgesehen von der Bauplastik beschränkte sich die Bildhauerei sowohl in Siebenbürgen als auch im königlichen Ungarn vor allem auf die Grabdenkmäler. In Siebenbürgen wird häufig die Gestalt des Verstorbenen auf der Deckplatte des Sarkophags dargestellt, während dessen Vorderseite ein Relief ziert, wie im Falle der Grabmäler von Königin Isabella (1559) und Fürst Johann Sigismund (1571) und – nur in noch diffizilerer, wucherderer Ausführung – beim Sarkophag György Apafis (1635), des Vaters von Fürst Michael, einem Werk von Elias Nicolai (einst in der Kirche von Almakerék, heute im Ungarischen Nationalmuseum Budapest). Ähnliche Grabdenkmäler entstanden auch im königlichen Ungarn.

Zahlreiche Epitaphe zeugen von deutschem Einfluß, so beispielsweise das von Elek Thurzó, auf dem Thurzó mit seiner Ehefrau und seinen drei Töchtern vor dem Kruzifix kniend dargestellt ist (Leutschau, Jakobskirche 1543). Auf dem Grabmal Gáspár Illésházys (Trentschin 1649) steht im Mittelpunkt die Vollplastik des Verstorbenen, eingefaßt von je einer kleineren allegorischen Statue auf beiden Seiten.

Trotz mancher später geschnitzter und gemalter Flügelaltäre verschwindet dieser Altartyp, allmählich nicht zuletzt durch den Einfluß der Reformation.

Von der Wandmalerei des 16. und 17. Jh. ist fast nichts mehr erhalten. Eine der wenigen nicht nur aus Beschreibungen bekannten ist die Malerei an den Wänden des Sub-Rosa-Erkers in der Burg von Sárospatak (17. Jh.). Sie mag das Werk eines Wandermalers sein, und

vermutlich stammten auch die vernichteten Gemälde nicht von namhaften Meistern. Meistens wurden die Gemälde der Verstorbenen, die sog. Katafalkbilder, ebenfalls von wandernden Malern gefertigt, die auch die bei den Begräbnissen üblichen Totenfahnen bemalten (Wappen und Aufschrift, im allgemeinen ein Gedicht). Aber nicht nur von den Toten wurden Gemälde gefertigt: Nach Zeugnis der Inventare aus dem 16.–17. Jh. wurden zahlreiche Mitglieder von Aristokraten- und reichen Bürgerfamilien noch als Lebende auf Tafelbildern und Stichen verewigt.

Landesweit, aber besonders in Siebenbürgen verbreitet war die dekorative Malerei. Wandgemälde mit Blumenmustern von lokalen Meistern finden sich unter anderem in Csíkkozmás und im Komitat Szabolcs (Csaroda 1642, Vámosatya 1643, Ófehértó 1648), wohin sich die Mode dieses populären Stils von Siebenbürgen aus verbreitet haben wird. Eine ähnliche naive Malerei gab es auch in Transdanubien, wie dies die Malereien in der Kirche von Csempeszkopács (1658) belegen.

Die niveauvollsten und häufigsten Schöpfungen der dekorativen Malerei sind die bemalten Holzdecken, die sich ebenfalls im gesamten Land finden, am typischsten jedoch für Siebenbürgen sind. Ein frühes Beispiel ist die Holzdecke mit 48 Kassetten in der Kirche von Gogánváralja (1503–1520), die sich heute in der Ungarischen Nationalgalerie in Budapest befindet. Gotische Figurendarstellung mischt sich auf ihr mit Renaissanceornamentik. Bemalte Holzdecken zierten nicht nur Kirchen, sondern auch profane Gebäude, wie den — aus Beschreibungen bekannten — Speisesaal des Weißenburger Palastes oder das nach seinem Vorbild entstandene Sárospataker Burgschloß.

Führend im Kunstgewerbe war das Goldschmiedehandwerk, besonders schön sind die farbig neuartigen Emailarbeiten siebenbürgischer Meister. Auch im Ausland sehr begehrt waren die Bleiglasurkeramiken mit Renaissanceblumenmustern der in der ersten Hälfte des 17. Jh. nach Ungarn eingewanderten anababtistischen Habaner. Die immer stärker spezifisch ungarischen Charakter annehmenden Motive der „herrschaftlichen Stickerei" (wie diese im 16. und 17. Jh. allgemein verbreitete Stickerei seit Beginn unseres Jh. genannt wird) zeigen den Einfluß teils der italienischen Renaissance, teils der türkischen Textilien.

Gewissermaßen als eine Reaktion auf den puritanisch-protestantischen Geschmack und vor allem als Träger der gegenreformatorischen Ideen begann sich der Barock, in der Architektur (einschließlich der Innenarchitektur) und damit auch im Kirchenbau zu verbreiten, folglich in erster Linie in den Gebieten mit überwiegend katholischer Bevölkerung: in West- und Nordungarn. Den Frühbarock verknüpften in Westungarn in allen Kunstzweigen starke Bande mit Wien und

der Steiermark und indirekt mit Italien; Nordungarn stand eher unter den Einflüssen aus Böhmen und Schlesien.

Die erste Barockkirche wurde im Zentrum der Gegenreformation, in Tyrnau errichtet, die dortige Jesuitenkirche (1629–1637), entworfen von einem namhaften italienischen Architekten, vielleicht einem Mitglied der Familie Carlone, und angeregt von Palatin Miklós Esterházy. Die äußere Gestalt der Kirche orientiert sich mit ihren zwei niedrigen Türmen, der gleichmäßigen Fensteraufteilung und den Hauptcharakteristiken der Fassade an der Wiener Jesuitenkirche (1627–1631). Im Gegensatz zu diesem Ruhe ausstrahlenden Äußeren ist die der ersten Jesuitenkirche, der *Gesu* in Rom, folgende Innengestaltung recht bewegt. Die Decke im Hauptschiff und den Kapellen ist mit überreicher Stukkatur belegt, in die auch Gemälde eingebettet sind. Solche innenarchitektonischen Lösungen, mit denen Reichtum und Pracht suggeriert und ein überwältigender Gesamteindruck erreicht werden sollten, sind auch für die weiteren Barockkirchen jener Zeit typisch, wie für die Ignatiuskirche der Jesuiten in Raab (1633–1641) oder die aus einer gotischen zur Barockkirche umgebauten Georgskirche von Ödenburg.

Um die Orden zu unterstützen, erbauten die katholischen und aulischen Magnaten neue Klöster samt Kirchen im von den Jesuiten verbreiteten Barockstil: Ferenc Nádasdy in Lockenhaus (1655–1656) für die Augustiner und in Loretto (1659) für die Serviten, Pál Esterházy in Forchtenstein und Frauenkirchen (Boldogasszony) für die Franziskaner.

Dadurch begannen sich Architektur und bildende Kunst in den protestantischen und katholischen Teilen des Landes, immer schärfer voneinander zu unterscheiden. Während in Siebenbürgen und einzelnen östlichen Gebieten Nordungarns eine eigenartige Formenwelt der Spätrenaissance weiterlebte, die selbst dann, wenn wir die siebenbürgische Blumenrenaissance sehr hoch bewerten, schließlich im Provinzialismus mündete, begann in West- und Nordungarn bereits der neue, außerordentlich repräsentative Stil Europas seinen Vormarsch, der Barock.

Viel Bleibendes schuf die profane Architektur in der zweiten Hälfte des 17. Jh. in Siebenbürgen nicht, als wertvolles Zeugnis ist allein Miklós Bethlens nach eigenen Vorstellungen im italienischen Stil erbautes Schloß Bethlenszentmiklós zu erwähnen. Desto reicher war die profane Architektur zur gleichen Zeit im Landesteil der Habsburger.

Auf eine königliche Verfügung hin begann man 1635 mit einem umfangreichen Umbau des Preßburger Burgpalastes, des Königssitzes, doch sind die Ergebnisse der damaligen Arbeiten bis heute fast sämtlich zerstört. Die Arbeiten wurden von italienischen und

deutschen Meistern geleitet, den herrscherlichen Wohntrakt zierten Malereien, die unter Leitung des Nürnberger Malers Paul Juvenel entstanden.

Die äußere Baugestaltung der seit der Jahrhundertmitte neu- oder wiedererrichteten aristokratischen Burgschlösser folgte noch immer der früheren Renaissancetradition der Burgschloßarchitektur: ein auch militärischen und Verteidigungszwecken dienender geschlossener Gebäudekomplex, wenig untergliedert, mit Ecktürmen. Weit abwechslungsreicher, detaillierter und manchmal auch barocke Einflüsse aufnehmend gestaltete sich das Innere, von dem wir aber infolge der Zerstörung der Gebäude viel weniger wissen (Burgschlösser von Sopronkeresztúr, Kistapolcsány, Alsómicsinye und Vöröskő).

Intakt geblieben ist der Festsaal des Schlosses Sárvár, der uns damit einen gewissen Eindruck von der innenarchitektonischen Gestaltung der zerstörten Schlösser vermittelt. Dieser Bau aus dem 16. Jh. erhielt durch den von Ferenc Nádasdy vorgenommenen Umbau in der Mitte des 17. Jh. seine heutige Gestalt. Das Schildkrötengewölbe der Festsaaldecke füllen den Ruhm der Nádasdys verkündende Gemälde aus, die vermutlich vom Wiener Maler Hans Rudolf Miller geschaffen wurden.

Ein bereits ausgesprochenes Repräsentationsgebäude ist das Esterházy-Schloß in Eisenstadt, das Pál Esterházy in den sechziger Jahren errichten ließ. Es ist ein quadratisches zweistöckiges Gebäude mit Eckrisaliten an den Seiten, die als einzige Bauteile an den Burgcharakter erinnern. Über der Fensterreihe des Hauptgeschosses befinden sich Büsten ungarischer Stammesfürsten (von Hans Matthias Mayer), die Fassade ist weit ornamentaler und gegliederter als die der bisher erwähnten Schlösser, und für die Hoffassade sind noch stärker unruhige, gebrochene Formen bezeichnend. Die Gemälde im Festsaal zeigen die allegorischen Figuren der Provinzen des mittelalterlichen Ungarn, mythologische Szenen und Herrscherporträts. Bei der Errichtung dieses prunkvollen, für seine Zeit in Ungarn einzigartigen Schlosses beschäftigte Pál Esterházy zahlreiche italienische und österreichische Baumeister, Poliere, Stukkateure und Maler, unter anderen auch den damals bedeutendsten Freskenmaler im Habsburgerreich, Carpoforo Tencalo, und für den Bauentwurf Carlo Martino Carlone. Die erwähnten Wandgemälde – deren Reihe sich beispielsweise durch die Bilder des Esterházy-Schlosses Forchtenstein oder des bereits völlig zerstörten Burgschlosses Csakathurn (Csáktornya, Čakovec) (nach 1690 bzw. um 1680) ergänzen ließe – verewigen im allgemeinen den Ruhm von Nation und Familie sowie berühmte Ahnen. Einer ähnlichen Bestimmung dienten die Ölbilder, Aquarelle und Stiche, deren Zahl sich vor allem nach dem Zeitpunkt häufte, an dem Ferenc Nádasdy 1664 die Kupferstichserie *Mausoleum* mit Dar-

stellungen der ungarischen Herrscher herausbrachte und dieses gleichsam zum Musterbuch der unterschiedlichsten Ahnengalerien wurde. Es entstanden auch einige Stilleben und Schlachtenbilder, ebenfalls Brauch blieben aber die wirklichkeitstreuen Katafalkbilder von allgemein niedrigem künstlerischem Niveau.

In enger Einheit mit der Barockarchitektur entwickelte sich vor allem die kirchliche bildende Kunst. Die Bestandteile des Kircheninterieurs – die Altäre, Kanzeln und immer beliebter werdenden Epitaphe – fügten sich in ihrem Stil organisch der barocken innenarchitektonischen Ausführung ein. Wie der Hauptaltar der lutherischen Kapelle in der Käsmarker Burg belegt, lernten den neuen Stil seit der Mitte des Jahrhunderts auch die Lutheraner schätzen. In Siebenbürgen folgen die Altäre im Laufe des 17. Jh. noch den mittelalterlichen oder Renaissancemustern, bis dann in den letzten beiden Jahrzehnten auch dort der Barock vordringt, worin sich der künstlerische Einfluß Oberungarns auf Siebenbürgen widerspiegelt. Einer der schönsten Barockaltäre Ungarns wurde um 1680–1690 von dem Bartfelder János Vest geschnitzt, und auch sein Maler, Jeremiás Stranover, stammte aus Oberungarn. Die Gegenreformation ließ den Gedanken, daß Ungarn das Regnum Marianum sei, wieder aufleben, und in diesem Zeichen entstanden zahlreiche Marien-Gnadenbilder und Gelübdealtäre. Die Epitaphe waren besonders in West- und Nordungarn häufig, und zwar bei Katholiken wie Protestanten. Im allgemeinen waren, wie bei den Altären, ihre Statuen niveauvoller als ihre Gemälde. Von der hochentwickelten Holzschnitzerei zeugen auch die Kanzeln, wie die der Jakobskirche in Leutschau vom Anfang (1616–1626, ein Werk von Kristóf Kollnitz) oder die der Georgskirche in Ödenburg vom Ende des Jahrhunderts (1693).

Den Ruhm und Sieg des Katholizismus – und des mit ihm verflochtenen Habsburgerabsolutismus – verkünden nun bereits kirchliche Denkmäler auf öffentlichen Plätzen. So wird 1686 die Mariensäule in Raab errichtet und zwischen 1695 und 1701 das Dreifaltigkeits-Denkmal in Ödenburg aufgestellt.

Nicht unerwähnt bleiben darf der hochberühmte Metallgießer sächsischer Abstammung in der zweiten Hälfte des 17. Jh., Sebastian Hann (1644–1713), in dessen Werken die siebenbürgische Metallverarbeitung ihr höchstes Niveau erreichte. Ungarische Meister erwarben sich vor allem mit ihren Goldschmiedearbeiten einen Ruf auch über die Landesgrenzen hinaus.

Wie in der bildenden Kunst, so wurde auch im Musikleben die Entwicklung durch die zerrüttete politische Lage des Landes unterbrochen; die einst so blühende kirchliche Musikkultur wurde von der vordringenden Reformation vernichtet oder ihrem eigenen Geschmack angepaßt. Die hohe selbst noch in der Jagiellonenzeit in Ofen

beheimatete Kunstmusik wurde, wenn auch auf bescheidenerem Niveau, am Fürstenhof Siebenbürgens weiter gepflegt, darüber hinaus fand die weltliche Musik ihre Liebhaber höchstens noch in der Umgebung einiger Magnaten und in den reichsten Städten.

Königin Isabella und ihr Sohn Johann Sigismund waren beide Musikfreunde und hielten zahlreiche italienische und polnische Sänger und Instrumentalmusiker an ihrem Hof. Die Glanzzeit des Musiklebens im Fürstentum Siebenbürgen im Laufe des 17. Jahrhunderts war aber zweifellos die Herrschaftszeit der Báthoris. Besonders Sigismund Báthori war ein großer Musikmäzen; mit anderen italienischen Musikern zusammen standen der vorzügliche Venetianer Madrigaldichter Giovanno Battista Mosto, ein weiterer Venetianer, der Organist und Komponist Antonetto Venetus und der Brescianer Pietro Busto in seinen Diensten. Wie bekannt die Báthoris als Musikförderer waren, beweist, daß Palestrina dem Kardinal András Báthori den fünften Band seiner Motetten und Girolamo Diruta Sigismund Báthori 1593 sein Werk *Il Transilvano* widmeten. Sigismund Báthori schrieb selbst Musikstücke, und von András Báthori wurde aufgezeichnet, er habe auch in jener nächtlichen Stunde am Virginal gesessen, als ihn die Nachricht vom Angriff des Wojewoden Michael erreichte. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurden in dieser musikliebenden Umgebung durch die Tätigkeit der künstlerisch hochstehenden italienischen Musiker große Chorwerke ebenso aufgeführt wie ernste Instrumentalmusik.

Siebenbürgen schenkte seiner Zeit auch einen berühmten Lautenspieler Bálint Bakfark (gest. 1576), einen Künstler sächsischer Abstammung, der seine Musikausbildung noch am einstigen Ofner Königshof erhalten hatte – und dies ist mehr als eine einfache biographische Angabe: Sie läßt einen Blick auf die Wurzeln der höchst niveauvollen ungarischen Instrumentalmusik zu. Andererseits ist es auch nicht ausschließlich mit Bakfarks ruheloser Natur und seinem Wanderleben zu erklären, daß er einen großen Teil seines Lebens im Ausland verbrachte und seine Werke dort erschienen. Ein in ganz Europa bekannter Komponist, der es verstand, die Instrumentalmusik mit den großen polyphonen Formen zu einer Einheit zu verschmelzen, konnte in dem in drei Teile zerrissenen Ungarn kein kunstverständiges Publikum finden.

Nach der Blütezeit unter den Báthoris kam es im Musikleben Siebenbürgens zu einem allmählichen Niedergang. Wohl verwendete auch Gabriel Bethlen große Sorgfalt darauf, fähige Hofmusiker zu finden, wohl war Michael Apafi ein Musikliebhaber, letztlich scheint jedoch jener Prozeß zu versanden, an dessen Ende die selbständige Konzertmusik hätte entstehen können. Stattdessen konservierte sich in Siebenbürgen die funktionelle Musik.

Die von den Aristokraten geschätzte Musik konnte kaum anders und niveauvoller sein als die des siebenbürgischen Fürstenhofes im 17. Jh. Die Quellen geben uns zwar nur Auskünfte darüber, auf welchen Instrumenten gespielt wurde – am häufigsten auf der Trompete, Trommel, Geige, Laute, dem Horn, der Pfeife, Zimbel, dem Dudelsack und der Orgel –, und sagen nichts darüber, was aufgeführt wurde, vermutlich aber ist Bence Szabolcsis Einschätzung zutreffend: „Eigentliche Unabhängigkeit hat diese Musikpraxis nicht erreicht. Sie hatte durchweg Gelegenheitscharakter und war eine Erscheinung mit untergeordneter, unterhaltender Funktion."

Relativ hochentwickelt war das Musikleben in den protestantischen bzw. katholisch gebliebenen Städten allgemein mit deutscher Mehrheit (Ödenburg, Kronstadt, Bartfeld, Leutschau, Tyrnau und Preßburg). Fast 250 mehrstimmige Werke enthält der Preßburger *Vesperale*-Band, den 1571 Anna Hannsen Schuman der Kirche des Kollegiatkapitels schenkte und in dem zahlreiche Sätze im Stil der die Renaissance imitierenden Motetten geschrieben sind. Reiche Notensammlungen – besonders aus dem Bereich der Renaissancechormusik – besaßen Bartfeld und Leutschau, zwei Städte, in denen aber um die Mitte des 17. Jh. auch schon vom Barockgeist erfaßte Komponisten wirkten. Ein den Städten im benachbarten Österreich ebenbürtiges und im Charakter ähnliches Musikleben gab es in Ödenburg.

Unter den Bistümern war Raab in einer besonderen Situation, da es sich nur kurzzeitig unter türkischer Herrschaft befunden hatte. Am dortigen Dom wirkten außer dem Organisten auch andere Instrumentalmusiker und Berufssänger, und die Kapitelschule sicherte den für die Gregorianik unerläßlichen organisierten Gesangsunterricht. Die Bezahlung der Musiker deckten gesonderte, diesem Zweck vorbehaltene Güter und später, ab 1684, eine Stiftung des Raaber Bischofs György Széchenyi, aus der auch die Musiker von Steinamanger und Ödenburg bezahlt wurden.

Die Gregorianik geriet weder im 16. noch ihm 17. Jh. in Vergessenheit, obwohl die geänderten Umstände ein Weiterleben dieser Tradition nicht begünstigten. Die Kapitel- und Bischofsstädte waren zumeist in türkischen Händen, und bis zum Ende der 1560er Jahre hatte in bedeutenden Teilen des Landes die helvetische Richtung der Reformation gesiegt; demzufolge war ein großer Teil der früheren katholischen Institutionen und Schulen verschwunden bzw. verkümmert. Die Graner liturgische Tradition lebte unter den großen Städten nur noch in Tyrnau und Preßburg weiter und die ungarische Gregorianik höchstens in den Pfarrkirchen einiger kleinerer katholischer Städte und in den Dörfern. Typischerweise werden die Noteneintragungen in die Missale – deren Zahl bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nicht abnimmt – häufiger schon in Metzer oder böhmi-

scher Notierung und nicht in ungarischer vorgenommen. Die Gregorianik diente – mit ins Ungarische übersetzten Texten – selbst noch als Basis für die Melodienwelt des protestantischen Gradualgesanges (Gál Huszárs Gesangbücher von 1560 und 1574, *Batthyány-*, *Óvári-* und *Ráday-Gradual*). Die ungarische Gregorianik-Tradition wurde auch von innen heraus, durch die Katholiken gefährdet: Die nach ihrem Siege dürstende Gegenreformation beschloß als einen Schritt zweifelhaften Wertes auf ihrer Synode von Tyrnau (1629) – damit in erster Linie Pázmánys Willen Folge leistend –, statt der ungarischen die Tridentinische Liturgie verbindlich einzuführen, um auch dadurch die Einheit mit Rom auszudrücken.

Von da an wurde die Graner Liturgie, und damit die von ihr unlösbare ungarische Gregorianik ebenso wie die ungarische Notierung, in immer engere Gebiete zurückgedrängt, selbst wenn die Pauliner noch den Versuch unternahmen, die römische Liturgie mit ungarischen gregorianischen Melodien in Einklang zu bringen. Im 18. Jh. verschwindet die ungarische Gregorianik dann endgültig aus der Praxis des kirchlichen Lebens.

In der protestantischen Gesangkultur waren die Gemeindelieder wichtiger als die bereits erwähnten Graduallieder, die ja nur von den Geistlichen und nicht von der Gemeinde gesungen wurden. Mit gewisser Vereinfachung lassen sich die Melodien der Gemeindelieder in drei Gruppen einteilen: eine bilden die weiterlebenden mittelalterlichen Cantionen, die andere humanistische, metrische Melodien, und die dritte Gruppe wird getragen von der Melodienwelt der Historienlieder, ist also vermutlich eine Fortsetzung der Traditionen der spätmittelalterlichen Singweise. Bereits daraus geht die nun noch besonders zu betonende Tatsache hervor, daß die profanen Lieder sehr häufig auf dieselben Melodien geschrieben wurden, die man in den Kirchen sang – und umgekehrt. Dies war in anderen Ländern ganz ähnlich. Eine typisch ungarische oder zumindest von der westeuropäischen Musikentwicklung kraß abweichende Erscheinung war aber, daß bis zum Ende des 16. Jh. mit Ausnahme einer relativ schmalen Schicht von Katholiken und Protestanten der einstimmige Gesang vorherrschend wurde, ja daß bei den Reformierten sogar das Notenlesen weithin in Vergessenheit geriet – und das alles während der Hochblüte der europäischen Vokalpolyphonie.

Ein Teil des bis zur ersten Hälfte des 17. Jh. notierten protestantischen Gemeinde- und des katholischen Liedrepertoires wird bis heute in den Kirchen gesungen, während ein anderer Teil bereits im Laufe des 17. Jh. durch zumeist fremde Melodien verdrängt wurde. Solche waren bei den Lutheranern die deutschen (und zu kleineren Teilen böhmischen) Choräle, bei den Reformierten die komplizierten, sich im Munde des Volkes allmählich vereinfachenden und ungari-

sierenden Goudimel-Lieder, die Albert Szenci Molnárs erwähnte Psalmenausgabe (1607) verbreitet hatte, und bei den Katholiken die frühbarocke, etwas süßliche „gegenreformatorische Cantio".

Relativ gut unter den Zeugnissen der profanen Musik kennen wir die Historienlieder – dank dem sog. *Hofgreff-Gesangbuch* und Tinódis *Cronica*, die insgesamt 42 Melodien enthalten. Zur Vortragstechnik der damaligen Zeit gehörte, daß der Sänger die Fehler des Notenstiches und bei der Silbenzahl geschickt durch Aufteilung, Dehnung und Lautwiederholung ausglich, wie sich dies auch beim heutigen Volksliedersingen manchmal findet.

Weniger genaue Kenntnisse besitzen wir über die Melodien der lyrischen Lieder. Der größte Dichter des 16. Jh., Bálint Balassi, schrieb seine Gedichte auf Melodien ganz unerschiedlicher Art und Herkunft, kroatische, türkische, rumänische, italienische, deutsche und polnische. Daß der Formenerneuerer Balassi vermutlich absichtlich Melodien auswählte, die nur einer engeren Schicht in der Heimat bekannt waren, ist wohl kaum als typisch für den Melodienschatz der Liebesdichtung des Alltags im 17. Jahrhundert zu werten, sehr wohl aber jene Wanderung der Melodien und ihre hochgradige Unabhängigkeit von konnotativen Gebundenheiten, wie sie sich auch bei Balassi beobachten lassen, der die Melodien von Historienliedern, Psalmen- und Tanzliedern gleicherweise verwendete.

Weltliche Musikquellen sind leider ganz wenige erhalten geblieben: der *Kájoni-Kodex* (1643–1671), der *Vietorisz-Kodex* (um 1680) sowie das einst im Besitz von János Stark aus Ödenburg befindliche *Virginal-Buch* (1689) und das eine höhere Musikbildung vertretende *Leutschauer Virginal-Buch* (um 1670) – sämtlich Instrumentalmusiksammlungen. Zumeist enthalten sie Instrumentalumsetzungen unterschiedlichster Vokalwerke und Tanzmelodien, von denen manche auch heute noch in der Volksmusik leben.

Es scheint, als seien damals die in der heutigen Volksmusik so häufigen vierzeiligen, isosyllabischen Strophenarten entstanden oder wiedergeschrieben worden, und andererseits läßt sich auch eine Gegentendenz beobachten: die Bemühung um kompliziertere, zusammengesetztere Formen. Der „psalmodierende" Stil wird melodischer, und die Melodien von lockerer Form – häufig gepaart mit dem Rhythmus des beliebten Schweinehirtentanzes – verfestigen sich immer mehr. Eine allgemeine ungarische Praxis mag sich darin widerspiegeln, daß der *Vietorisz-Kodex* und das *Leutschauer Virginal-Buch* neben dem paarigen Tanztankt auch dessen unpaarige Taktvariante angeben.

Der erste – und im wesentlichen auch letzte – wirkliche Vertreter der ungarischen Barockmusik ist Pál Esterházy, dessen Name hier

nicht zum ersten Mal erwähnt wird: Ohne die Tätigkeit dieses Magnaten, der ein Anhänger der Habsburger war, wäre die gesamte ungarische Kultur im 17. Jh. um vieles ärmer. In seinem Eisenstädter Schloß gründete er 1674 ein Orchester samt Chor, und etwa zur gleichen Zeit, in den letzten Dezennien des Jahrhunderts, mag er sein 55 Kantaten umfassendes kirchliches Werk verfaßt haben, die *Harmonia Caelestis* (Wien 1711), dessen lateinische Gedichte vermutlich auch von ihm stammen.

Esterházys Werk läßt sich nicht als eine Art Höhepunkt in der Entwicklung der ungarischen Musik bezeichnen, auch wenn sich in ihm ab und zu Motive der ungarischen Kirchenmusik des 17. Jh. finden. Der zurückgebliebeneren ungarischen Orchestermusik ist die abwechslungsreiche Intrumentierung der *Harmonia Caelestis* fremd; es handelt sich eher um die für Esterházy bezeichnende Fruchtbarmachung der Musikeinflüsse Venedigs und Süddeutschlands. Die *Harmonia Caelestis* ist ein – an Heinrich Schütz gemessen freilich zweitklassiges – Produkt der westeuropäischen Frühbarockmusik, ein Werk, mit dem das aus eineinhalb Jahrhunderte langer Türkenherrschaft befreite und nun das wüste Treiben der Befreiungstruppen zu erdulden gezwungene Ungarn wie so oft zuvor versucht, den Anschluß an die Hochkultur Europas zu finden.

Bibliographie

Angyal, A.: Barock in Ungarn. Budapest 1948

Bak, J. M.: Königtum und Stände in Ungarn im XIV.-XVI. Jh. Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 6, Wiesbaden 1973

Balachov, N.K. – Klaniczay, T. – Mikhailov, A.D. (eds): Littérature de la Renaissance à la lumière des recherches soviétiques et hongroises. Akadémiai Kiadó, Budapest 1978

Balogh, J.: Die Anfänge der Renaissance in Ungarn. Matthias Corvinus und die Kunst. Forschungen und Berichte des kunsthistorischen Institutes der Universität Graz 4, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1975

Belényesy, M.: Über die mittelalterlichen Forschungen in der ungarischen Volkskunde. Acta Ethnographica 1960

Bialostocki, J.: The Art of the Renaissance in Eastern Europe. Hungary, Bohemia, Poland. Phaidon, The Wrightsman Lectures 8, Oxford 1976

Bogyay, T. (Hrsg.): Ungarns Geschichtsschreiber. 1-2. Graz – Wien – Köln 1976-1978

Bucsay, M.: Der Protestantismus in Ungarn 1521-1978. Ungarns Reformationskirchen in Geschichte und Gegenwart. Bd. I-II, Böhlau, Wien – Köln – Graz 1977-1979

Csabai, É.: De l'art roumain, de l'art hongrois et de l'Europe latine. In: Nouvelle Revue de Hongrie. Budapest 1940

Evans, R.J.W.: The Making of the Habsburg Monarchy 1550-1700. Clarendon Press, Oxford 1979

Falvy, Z. (Ed.): Studies in Central and Eastern European Music. Akadémiai Kiadó, Budapest 1986

Gerevich, T.: Die Baukunst der Barockzeit in Ungarn. A műgyűjtő 1930

Gombosi, O.: Music in Hungary. In: Reese, G.: Music in the Renaissance. London 1954

Hankiss, G. [J.]: Storia della letteratura ungherese. Paravia, Torino 1936

Hempel, E.: Baroque Art and Architecture in Central Europe. London 1965

Kann, R. A.: Geschichte des Habsburgerreiches. 1526-1918. Forschungen zur Geschichte des Donauraumes 4, Böhlau, Wien – Köln – Graz 1977

Kann, R. A.: A History of the Habsburg Empire. 1526-1918. University of California Press, Berkeley – Los Angeles – London 1974

Klaniczay, T.: Renaissance und Manierismus. Akademie-Verlag, Berlin 1977

Klaniczay, T.: La crisi del rinascimento e il manierismo. (La crise de la Renaissance et le maniérisme. Trad.: di R. Scrivano). Strumenti di ricerda 1, Bulzoni, Roma 1973

Klaniczay, T. – Szabolcsi, M. – Szauder, J.: Geschichte der ungarischen Literatur. Corvina, Budapest 1963

Klaniczay, T. (Hrsg.): Vom Besten der alten ungarischen Literatur. 11-18. Jahrhundert. Corvina, Budapest 1978

Les problèmes du Gothique et de la Renaissance et l'art d'Europe Centrale, AHA XIII (1967) 9ff.

Major, M.: Geschichte der Architektur. Bd. 2. Gesellschaft, Kultur und Architektur vom Ende des 5. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Henschelverlag, Berlin 1979

Mályusz, E.: Geschichte des ungarischen Volkstums von der Landnahme bis zum Ausgang des Mittelalters. Pannonia-Bücher. Kleine Serie 2, Pannonia, Budapest 1940

Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn. 1458–1541. Schallaburg, 8. Mai – 1. Nov. 1982. Amt der Niederösterr. Landesregierung. XXXI. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N.F. 118, Wien 1982

Merhautová, A.: Romanische Kunst in Polen, der Tschechoslovakei, Ungarn, Rumänien, Jugoslavien. Wyd. Artis, Praha 1974

Mojzer, M.: Werke deutscher Künstler in Ungarn. Baden-Baden 1962

Nemeskürty, I., Orosz, L., Németh, G.B., Tamás, A. (Hrgs.): Handbuch der ungarischen Literatur. (Beilage: Vom Besten der alten ungarischen Literatur. Ausgewählte Texte vom 11. bis 18. Jh.) Corvina, Budapest 1977

Renaissance und Humanismus in Mittel- und Osteuropa. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion F. Alterumswissenschaft 32, Akademie-Verlag, Berlin 1962

Révész, É.: Entre l'orthodoxie et les Lumières. Tolérance et intolérance dans le protestantisme calviniste des XVI–XVIIIe siècles en Hongrie. Akadémiai Kiadó, Budapest 1965

Sinkovics, I.: Die akademische Bildung in Ungarn im 17. Jh. EHF, 1970

Sugár, P.F.: Southeastern Europe under Ottoman Rule. 1354–1804. A History of East Centrale Europe. Ed.: Sugár, P.F. – Treadgold, D.W. Vol. 5, University of Washington Press, Seattle – London 1977

Székely, Gy. – Fügedi, E. (Hrsg.): La Renaissance et la Réformation en Pologne et en Hongrie – Renaissance und Reformation in Polen und in Ungarn (1450–1650). Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 53, Akadémiai Kiadó, Budapest 1963

Szűcs, J.: Das Städtewesen in Ungarn im 15.–17. Jh. Budapest 1963

Toldy, F.: Geschichte der ungarischen Literatur im Mittelalter. Vlg. von G. Heckenast, Pest 1865

Turóczi-Trostler, J.: Entwicklungsgang der ungarischen Literatur. 1–2, Budapest 1928–1930

Weber, G. – Weber, R. (Hrsg.): Luther undTransylvania. Böhlau, Köln 1985

Zagiba, F.: Musikgeschichte Mitteleuropas. 1, Wien 1976

Zolnay, L.: Data of the Musical Life of Buda in the Late Middle Ages. Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae 1976

Zolnay, L. – Szakál, E.: Der gotische Skulpturenfund in der Burg von Buda. Corvina, Budapest 1976

V

Literatur und Künste vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

Mihály Szegedy-Maszák

V

Vom Barock zur Aufklärung (1711–1790)

Das 18. Jh. brachte nicht nur eine grundsätzliche Wende in der wirtschaftlich-materiellen Entwicklung Ungarns, sondern auch in seiner Kultur. Es hat symbolische Bedeutung, daß in derselben Zeit, in der sich die Bevölkerung Europas um etwa zwei Drittel erhöhte, die des Karpatenbeckens auf mehr als das Doppelte anwuchs. Der Entwicklungsabstand nicht nur zu den höchstentwickelten Ländern des Kontinents, sondern auch zur westlichen Hälfte des Habsburgerreiches verringerte sich aus einem ganz einfachen Grunde: Das eineinhalb Jahrhunderte lang dreigeteilte Land gewann gegen Ende des 17. Jh. – wenn auch nicht verwaltungsmäßig – seine Einheit zurück und wurde als Bestandteil des Habsburgerreiches zu einem Teil Europas.

Von Osteuropa unterschied es sich dadurch, daß die Tradition den größten Teil seiner Bevölkerung mit dem abendländischen Christentum verband, woraus einerseits die Benutzung des lateinischen Alphabets und andererseits eine stärkere Trennung von kirchlicher und weltlicher Macht resultierten. Zudem grenzte Ungarn auch sein reformatorisches Erbe von dem Raum östlich und südlich der Karpaten ab, und das mag die bürgerliche Entwicklung bis zu einem gewissen Maße erleichtert haben. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß sich Ungarn ohne weiteres auch von Westeuropa, genauer seinen entwickeltsten Ländern, abgrenzen läßt, weil seine Gesellschaft viel stärker vom Feudalismus geprägt war. Die 100–200 Magnatenfamilien hatten unvergleichlich bessere Bildungsmöglichkeiten als der übrige Adel, ganz zu schweigen von der Bevölkerung allgemein. Aber dabei darf man auch nicht vergessen, daß der Adelsanteil mit 5 Prozent relativ hoch war – nur in Polen gehörten noch mehr Menschen zu dieser Klasse, daß sich die Grenze zwischen Hoch- und Mitteladel im Laufe des 18. Jh. vor allem durch das Erstarken der Oberschicht des Mitteladels immer mehr verwischte und daß auch das Bürgertum mit seinem Anteil von 5–6 Prozent zunehmende Bedeutung erhielt.

Die Herausbildung einer einheitlichen Bürgerkultur behinderten jedoch nicht nur die Feudalverhältnisse, sondern auch die sprachliche Geteiltheit. Mit Ausnahme der bürgerlichen Gesellschaft der

Marktflecken war das Bürgertum großenteils von deutscher Zunge, und die fast völlig geschlossene, zunehmend introvertierte Kultur der Stadtbevölkerung im oberungarischen Bergbaugebiet, in der Zips und im siebenbürgischen Sachsenland hatte keine organische Verbindung mit der der Ungarn.

Die erste Volkszählung unter Joseph II. wies in Ungarn ohne Kroatien einen Bevölkerungsanteil der Ungarn von 3–3,5 Millionen (etwa 40–44 Prozent) auf, gegenüber 1,5 Millionen Rumänen, 1,25 Millionen Slowaken und einer Reihe kleinerer Nationalitäten. Da außer den Ungarn vielleicht nur noch die Kroaten über eine vollausgebaute Gesellschaftsstruktur verfügten, bildeten die Schranken des Feudalismus bzw. ihr stufenweiser, relativer Abbau eine Quelle ständiger gesellschaftlicher Spannungen.

Die kulturelle Entwicklung bremste noch ein weiterer Faktor: der Mangel an Institutionen. Der von ungarischen und slowakischen Eltern stammende Mátyás Bél (1684–1749), der sich selbst einen „hungarus" nannte, schlug bereits 1718 vor, eine Gelehrtengesellschaft zu schaffen, doch bis der Plan Wirklichkeit wurde, sollte mehr als ein Jahrhundert vergehen. Verstehen läßt sich wohl noch, daß der Nachwuchs der sich herausbildenden ungarischen Intelligenz vielfach von ausländischen Universitäten kam – im Laufe des Jahrhunderts studierten mindestens 200 ungarische Ärzte im Ausland, unter anderem im für seine Ärzteausbildung berühmten Leiden, und viele Protestanten besuchten deutsche, Schweizer, holländische und sogar englische Universitäten –, ein ausgesprochener Verlust aber war es für das Land, daß diese hochmotivierten Gelehrten häufig gezwungen waren, Stellungen im Ausland anzunehmen. So wurde der Erfinder des durch den Rückstoß des Seitendruckes betriebenen und später nach ihm benannten Rades, Johann Andreas Segner (1704–1777), Physikprofessor in Göttingen, und der von Sárospatak ausgegangene Chirurg Ferenc Keresztúri (1735–1811) errang seinen Namen als Organisator des ersten preußischen Ärztevereins.

Die Schaffung kultureller Institutionen wurde zweifellos dadurch beeinflußt, daß man in der ersten Hälfte des 18. Jh. bei der Erziehung größeren Wert auf den religiösen Menschen als auf den nützlichen Staatsbürger legte. Auf einen Aufschwung des Unterrichtswesens mußte bis zur Jahrhundertmitte gewartet werden, als nämlich eine Reihe von Einrichtungen gegründet wurde – 1749 begannen das Waisenhaus in Güns und das Wiener Theresianum, die Bildungsstätte vornehmer ungarischer junger Adliger, mit ihrer Tätigkeit. Eine besonders schnelle Entwicklung erlebte der Unterstufenunterricht unter Maria Theresias Herrschaft: Um 1770 besaß fast jedes zweite Dorf seine Schule. Andererseits war es nicht nur eine Einseitigkeit, sondern direkt ein Nachteil der Mittelschulen, daß ihr quantitatives Wach-

stum nicht auch mit einer Qualitätssteigerung verbunden war. So hatte das 1717 eröffnete Pester Gymnasium beispielsweise am Jahrhundertende bereits 500 Schüler, sein Wert als Schultyp wurde aber dadurch stark verringert, daß in seinen 6 Klassen lange Zeit das Lateinische wichtigstes Unterrichtsfach war. Dieses Erziehungsideal hatten zwar schon Kelemen Mikes 1725 in einem Brief aus der Türkei und dann Lőrinc Baron Orczy in seinem Gedicht *Traum von der Einrichtung der Wissenschaften in einer besseren Ordnung* (Álom a tudományoknak jobb rendben való intézéséről, 1760) als veraltet bezeichnet, zu einem Wandel kam es jedoch nur sehr langsam.

Ohne Zweifel hatte der kirchliche Einfluß einen erheblichen Anteil an dieser Zurückgebliebenheit, und zwar nicht nur der der katholischen Kirche, denn auch die reformierten Hochschulen in Sárospatak und Debreczin verboten jedes ungarische Wort innerhalb der Schulmauern. Die relative Abgeschlossenheit der protestantischen Schulen konnte natürlich auch von den Verfolgungen oder zumindest der Erinnerung daran hervorgerufen sein. Die 1760 Schüler in 14 Jahrgängen der Debrecziner Hochschule wurden noch am Jahrhundertende von nur vier Professoren unterrichtet. Viel besser wird die Lage auch in den drei siebenbürgischen Hochschulen nicht gewesen sein, wenn sich auch die Bedeutung der neben Neumarkt am Mieresch und Klausenburg dritten, aber niveauvolleren, von Gabriel Bethlen gegründeten, durch Apafi von Weißenburg nach Groß-Enyed verlegten und von dem karthesianischen Physiker, Arzt und Wörterbuchverfasser Ferenc Pápai Páriz neuorganisierten Schule schwer beurteilen läßt, da ihr Archiv 1849 bei der Besetzung durch die Rumänen vernichtet wurde. Von dieser Hochschule abgesehen, wird vermutlich nur eine einzige Mittelschule im 17. Jh. den modernen Ansprüchen in jeder Hinsicht entsprochen haben: das lutherische Lyzeum von Preßburg, das von 1714–1719 von Mátyás Bél geleitet wurde und 1764 502 Schüler hatte.

Will man die Entwicklungsrichtung im 18. Jh. mit einem einzigen Wort bezeichnen, so ist dies die Säkularisierung. Karl III. hatte noch häufig die kirchlichen Würden an Ausländer verliehen. 1741 versprach Maria Theresia den Ständen, die Einkünfte des hohen Klerus nur noch an gebürtige Ungarn zu vergeben. Dies war wohl einer der ersten Schritte in der Richtung, die religiösen Belange den weltlichen – ja sogar den nationalen – Interessen unterzuordnen. Im weiteren finden sich auch dafür Beispiele, daß die Kirche Interesse an – die Rolle der Religion im Prinzip verringernden – geistigen Werten zeigte: Der aus dem Bauernstand stammende Fünfkirchner Bischof György Klimó wirkte seit 1751 als Patron der Wissenschaften.

Die zentrale Stellung des Glaubens wurde allmählich von der der Kenntnisse ab gelöst. Das zeigt sich auf den ersten Blick schon daran,

daß die Lenkung des katholischen Geisteslebens von den Jesuiten zu den Piaristen überging. Das naturwissenschaftliche Interesse der Piaristen läßt sich an vielen Momenten belegen, so lehrte beispielsweise das Ordensmitglied Elek Horányi (1735–1809) die Physik Newtons, ja sogar Franklins. Die eklektischen Piaristen waren mit ihrer Lehre von der Physiko-Theologie um die Aussöhnung von Religion und Wissenschaft bemüht, um auf diese Weise ihren Glauben in das Zeitalter der Wissenschaft hinüberzuretten. Sie hatten ein Gespür für den praktischeren Geist der neuen Zeit und verdrängten die Jesuiten, die den gewandelten Verhältnissen verständnisloser gegenüberstanden.

In Wirklichkeit war dieser Prozeß aber noch viel komplizierter. Die Zahl der Jesuiten war auch vor dem Verbot ihres Ordens nicht sehr hoch, um 1750 waren 884 in Ungarn tätig. Ihren außerordentlichen Einfluß verdankten sie vermutlich teilweise dem hohen Niveau ihrer Bildung. Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß es Bereiche gab – in erster Linie die Geisteswissenschaften und besonders die Geschichtsschreibung –, in denen die folgende Periode ihre Leistungen nicht nur nicht übertreffen, sondern nicht einmal erreichen konnte. Man pflegte ihnen mangelnde nationale Haltung vorzuwerfen, was aber wiederum allzu einseitig ist: Gerade sie hatten mit der Verbreitung des Attila-Kultes und ihren lateinischen Landnahme-Epen entscheidend an dem Bild mitgezeichnet, das noch im 19. Jh. über den Ursprung der Ungarn bestand. Das Buch des Jesuiten István Gazsó *Bellica Hungarorum fortitudo* (1745) übersetzte der aufgeklärte János Batsányi mit dem Titel *Die Tapferkeit der Ungarn* (Magyarok vitézsége, 1783), und die mittelbare Wirkung des Jesuitenerbes spürt man noch in der Epik Vörösmartys und sogar Aranys.

An der Protestantenverfolgung waren die Jesuiten selbstverständlich beteiligt. Der religiösen Toleranz von Franz II. Rákóczi folgten nach der Niederlage des von ihm geführten Freiheitskrieges gegen die Habsburger aufs neue die Versuche zur gewaltsamen Wiederbekehrung. Auf dem Landtag von 1714–1715 konnte die Feindschaft zwischen der katholischen Mehrheit und der protestantischen Minderheit nicht beigelegt werden, und der konfessionelle Haß legte sich nicht mehr, bis der Hof 1731 in der *Carolina Resolutio* die Frage des Glaubens regelte. Die Lage der Protestanten erschwerte zudem, daß ihre Kirchen keine zentrale Leitung hatten – weshalb sie seit 1713 einen „Agenten", einen Rechtsvertreter nach Wien sandten.

Betrachtet man die konfessionelle Verteilung im Lande, so fällt auf, daß die Lutheraner im 18. Jh. stärker zu Worte kamen, als ihnen ihrer Zahl nach gebührte. Neben Mátyás Bél waren unter den in den späteren Jahrzehnten mit herausragenden Ergebnissen aufwartenden Intellektuellen der Jakobiner József Hajnóczy und der Agrarwissen-

schaftler Sámuel Tessedik ebenso Lutheraner wie einer der glänzendsten Vertreter des aufgeklärten Adels, Gergely Berzeviczy. Nicht nur Béls epochale Beschreibung des Landes, die *Notitia Hungariae novae historico-geographica* (1735–1742), ist ein Beweis für die geistigen Initiativen der Lutheraner, sondern ebenso beispielsweise die Abhandlung *Schediasma geographica-historicum* (1747) des Raaber Pastors József Torkos, der mit der Zusammenstellung der Parallelen zwischen der ungarischen und wogulischen Sprache vermutlich als erster die finnougrische Verwandtschaft des Ungarischen andeutete. Woran mochte es liegen, daß die Lutheraner eine so bestimmende Rolle bei der Herausbildung der Intelligenz spielten? Eine Ursache unter anderen ist wohl die Ausstrahlung des Pietismus, der sich unbestreitbar in der Preßburger Schule bemerkbar machte. Wir wissen, wie entscheidend wichtig diese Form der religiösen Erneuerung für die Herausgestaltung der deutschen Romantik war. In Ungarn hatte diese Bewegung allerdings nur einen Übergangscharakter, vermutlich, weil die protestantischen Ungarn überwiegend zur reformierten Kirche gehörten, die wiederum nur vorübergehend vom pietistischen Geist erfaßt wurde.

Obwohl die Lutheraner in ihrer Masse nicht ungarischer Herkunft waren, vertrat ihre Kirche viel weniger nationale Bestrebungen als die übrigen kleineren Kirchen. Die 1699 entstandene uniierte, also griechisch-katholische, Kirche schloß sich sehr schnell den nationalrumänischen Zielstellungen an. Bischof Inochentie Micu-Klein erwarb 1737 die Herrschaft Blasendorf (Balázsfalva, Blaj) und gründete dort eine Schule, in der dann sehr bald der Gedanke der dakorumänischen Kontinuität verkündet wurde. Die Leiter der serbischen griechisch-orthodoxen Kirche erbaten sich gar russische Hilfe für die Sicherung ihrer Selbständigkeit: 1733 beriefen sie sechs Lehrer von der Kiewer Akademie, um in Karlowitz eine Schule einzurichten. Da solche und ähnliche Erscheinungen sich später immer mehr häuften, haben vermutlich diese Kirchen im 18. Jh. erheblich zum wachsenden Selbstbewußtsein der Nationalitätenkulturen beigetragen.

Mit dem Zusammenspiel welcher Richtungen ist in der Kultur des 18. Jh. zu rechnen? Ganz allgemein ging auf der Ebene der Geschichte der Denkweise die Entwicklung vom Barock zur Aufklärung und in den Künsten vom Barock zum Klassizismus. Da nach dem Prinzip der Historizität die Richtungen keine Wertbegriffe sind, wäre es verfehlt, die Renaissance eindeutig mit dem Einsetzen der Verbürgerlichung und den Barock mit dem Wiederaufleben des Feudalismus zu verbinden, und ebensowenig darf das Verhältnis von Barock und Aufklärung einseitig betrachtet werden. In der ungarischen Kunst besitzt der Barock eine geradezu bestimmende Bedeutung, er durchdrang die gesamte Kultur von den Kleinen Karpaten bis zur Ostgrenze

Siebenbürgens, vom Hochadel bis zur Bauernschaft. Die barocke Architektur verbreitete sich seit dem Ende des 17. Jh. allmählich nach Osten bzw. in die unteren Volksschichten hinein. Die fremden Baumeister wurden langsam durch ungarische ersetzt, und bis zur Jahrhundertmitte ermöglichte der Barockstil gleichzeitig sowohl großartige stadtgestalterische Vorhaben wie die Bautätigkeit des Erzbischofs Károly Graf Esterházy in Erlau als auch die Errichtung der das Bild unzähliger Dörfer bestimmenden Kirchen.

Dennoch wäre es eine Übertreibung zu behaupten, im ungarischen Barock hätten sämtliche Kunstgattungen ihren festen Platz gefunden; diese Mängel sind allerdings nicht dem Stil, sondern der etwas zurückgebliebenen Verbürgerlichung der ungarischen Gesellschaft anzulasten. Die Nachfrage nach Wandgemälden in den Kirchen und nach Denkmälern bestand bereits – deshalb arbeitete der Österreicher Franz Anton Maulbertsch (1724–1796) in 17 Kirchen und 8 Schlössern Ungarns und ein anderer Österreicher, Georg Rafael Donner (1693–1741), zwischen 1727 und 1739 in Preßburg. Stilleben und Porträts wurden jedoch noch nicht verlangt, weshalb Jakab Bogdány (um 1660–1724) nach Holland und England und Ádám Mányoki (1673–1757) nach Deutschland auswanderten.

Bekanntermaßen dringen die Elemente der Hochkultur allgemein mit gewisser Verspätung in die Volkskultur ein, so daß wir die Einflüsse des Barocks vermutlich mit erheblicher Zeitverschiebung in der bäuerlichen Kultur zu suchen haben. Unsere Kenntnisse der Bauernkunst im 18. Jh. sind im übrigen recht unsicher, auch wenn wir wissen, daß sich zu dieser Zeit die bestickte Pelzjacke, die rotblaue Sticknäherei, die Stickerei im Gebiet Kalotaszeg und die bunt bemalte Bauerntruhe verbreiteten.

Auch in der Musik haben wir eigentlich nur über die Hochkultur einen zuverlässigen Überblick. So ist die 55 einsätzige Kantaten umfassende Sammlung *Harmonia caelestis* (1711) von Pál Fürst Esterházy (1635–1713) ein beachtenswertes Werk aus der zweiten Linie der internationalen Barockmusik, zugleich vertritt sie auch den nationalen Charakter, indem sie Volksmusikmotive ebenso enthält wie ungarische Choralbearbeitungen. Wir kennen zwar kein anderes Werk solch hohen Ranges, dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß sich das ungarische Musikleben im 18. Jh. zu institutionalisieren begann. 1727 gab es in Pest-Ofen bereits eine Musikschule und 1743 einen Orgelbauer, 1740 erschien ein ungarisches musiktheoretisches Werk des Lehrers an der Debrecziner Hochschule und Förderers des mehrstimmigen Gesanges György Maróthy (1715–1744), und im gleichen Jahr wurde in Preßburg die Oper *Castor und Pollux* aufgeführt. Das italienische Singspiel wurde immer beliebter, und die Musik zog auch ins unga-

rische Schauspiel ein: 70–80 Prozent der Schuldramen wurden mit Musikbegleitung aufgeführt.

Nach und nach entstanden weitere Institutionen, und dies führte zur Verselbständigung der einzelnen kulturellen Bereiche. Der Tyrnauer Jesuit József Bartakovics schrieb sein Lehrbuch des Hüttenwesens *Metallurgicon* (1748) noch in lateinischen Hexametern, und Mátyás Béls ab 1721 herausgegebenes Periodikum *Nova Posoniensia* war noch eine Art Zwitter aus Nachrichtenblatt und Zeitschrift, aber seit der Jahrhundertmitte trennen sich dann die Gattungen der geschriebenen Kultur immer weiter voneinander. Bis dahin hatte die Entwicklung ihre Wahl unter den gleichgewichtigen Möglichkeiten getroffen, und auch die ersten Zeichen des erwachenden Selbstbewußtseins der Literatur ließen sich erkennen. Von den beiden Hauptdialekten, dem transdanubischen und dem nordostungarischen, wurde letzterer richtungsweisend. Der aus einer Szekler Adelsfamilie stammende vermögenslose Pastor Péter Bod (1712–1769) referierte in seinem *Ungarischen Athenas* (Magyar Athénás, 1766) über Leben und Werk von mehr als 500 ungarischen Autoren. Der Übergang vom Barock zum Klassizismus war mit der Verdrängung des Lateinischen verbunden – in welcher Breite und Tiefe sich diese beiden Prozesse durchsetzten, beweist nichts besser, als daß sie sich auch an den Schuldramen beobachten ließen, die einen Grenzbereich von Hoch- und Volkskultur bildeten – und sogar mit einem Gewichtsverlust der gesungenen Dichtung; das wohl letzte Beispiel für die bisher notwendige Verschmelzung von Gedicht und Musik auf hoher Ebene war die galante Lyrik des László Baron Amade (1703–1764).

Dabei darf selbstverständlich nicht außer acht gelassen werden, daß die Entwicklung nie in Sprüngen vorangeht. Das spätbarocke Lebensbild *Der Koch* (Szakács-Ének) von Ferenc Faludi (1704–1779) oder sein Sonett *Über die Tabakspfeife* (A pipárúl) nehmen gewissermaßen die Volkstümlichkeit der kommenden Jahrzehnte bzw. den Kult der Empfindsamkeit voraus; Lőrinc Baron Orczy (1718–1789), Anhänger Voltaires, verkündet in seinen Gedichten vom Beginn der 1760er Jahre meist noch in barocker Sprache den Kult der irdischen Freuden; und die Anregungen der barocken volkstümlichen Kultur, wie sie von der Schuldichtung vertreten wird, ja sogar der gesungenen Barocklyrik lassen sich bis in Csokonais Dichtung hinein verfolgen.

Es wäre eine falsche Vorstellung zu meinen, diese allmähliche Verschiebung der Akzente sei stets mit einem Zugewinn an Wert einhergegangen. Es mögen auch Werte verlorengegangen sein. Deshalb ist es sinnvoller, die beiden 1710 und 1790 gültigen Systeme der literarischen Gattungen miteinander zu vergleichen, als sie unabhängig voneinander werten zu wollen. Zweifellos bietet der spätere Abschnitt einen größeren Variantenreichtum, aber der Klassizismus verdräng-

te auch sprachliche Möglichkeiten – so hat er vor allem die Mundarten und ganz allgemein einen Teil der mündlichen metaphorischen Möglichkeiten aus der Literatur verbannt, ja sogar selbst Gattungen in den Hintergrund gedrängt. Beispiele dafür sind die bekenntnishaften Memoiren, deren reiche Traditionen auch von zwei Mitgliedern der Familie Bethlen, von Graf Miklós und Gräfin Kata (1700–1759), vertreten wurden, oder die an einen erfundenen Adressaten gerichteten Briefe, wie sie – halb Abhandlung, halb Bekenntnis – Kelemen Mikes (1690–1761) aus seiner türkischen Verbannung schrieb, aber auch ganz allgemein die religiöse Literatur, als deren typisches Beispiel die Gebetssammlung *Der starke Schutzschild* (Vedelmező erős pais, 1759) von Kata Bethlen zu erwähnen wäre. Man kann wohl nicht von einer allgemeinen Verarmung der ungarischen Literatur im 18. Jh. sprechen, muß allerdings eingestehen, daß der Kult der Vernunft und des Verstandes manchmal den Kreis der auszudrückenden Seelenzustände bzw. die möglichen individuellen Ausdrucksweisen einschränkte.

Wann hat nun die ungarische Aufklärung eingesetzt? Eine Antwort auf diese schwierige Frage muß vor allem anderen die falsche Meinung widerlegen, diese kulturelle Strömung sei allein auf äußere Einflüsse zurückzuführen. Es gab sehr wohl die Aufklärung vorbereitende Momente in der ungarischen Kultur. Damit ist beispielsweise die karthesianische Bildung des siebenbürgischen Kanzlers Miklós Bethlen gemeint oder der Jansenismus von Fürst Franz II. Rákóczi oder geradezu die pietistischen Neigungen der Bibliophilin Kata Bethlen. Die Anfänge der Geistesrichtung lassen sich nicht mit einer Schriftstellerpersönlichkeit allein verbinden, denn mag die Stellung György Bessenyeis (um 1747–1811) im ersten Abschnitt noch so bestimmend gewesen sein, so erkannte auch er die Anstöße Orczys an, und unter den Hochadligen gab es auch andere, die eigentlich unabhängig von der durch ihn in Gang gesetzten Bewegung mit den neuen Ideen Bekanntschaft machten: Der siebenbürgische János Graf Lázár (1703–1772) war in Marburg ein Schüler Christian Wolffs und übersetzte später Voltaire ins Lateinische; der mit dem Verfasser des *Candide* korrespondierende János Graf Fekete (1741–1803) schrieb französische Gedichte im areligiösen Geist; József Graf Teleki (1738–1796) wiederum suchte Rousseau auf. Die eigentliche Wende mag in den sechziger Jahren eingetreten sein: 1765 wurde Joseph II. Mitherrscher, und Bessenyei fand Aufnahme in der Wiener Leibgarde.

Bei der Bewertung der ungarischen Aufnahme der westlichen Ideen sollte auch nicht vergessen werden, daß es unterschiedliche Varianten der Aufklärung gab und die Hauptvertreter der Richtung die Lage Mitteleuropas verschieden beurteilten. Voltaire mißbilligte das Bündnis der polnischen Adligen gegen Preußen und Rußland, weil

er darin eine Äußerung des Feudalismus und der religiösen Blindheit sah, während er die Gegenseite mit dem aufgeklärten Absolutismus identifizierte. Deshalb betrachtete er 1772 – gemeinsam mit Diderot – die erste Aufteilung Polens als einen Schritt im Sinne des Fortschritts und hielt sie als solchen für richtig. Rousseaus Stellungnahme war völlig anders. Als die polnischen Adligen ihn um einen Verfassungsentwurf baten, versuchte er, die Situation zu verstehen und entsprach der Bitte mit seiner Abhandlung *Considérations sur le gouvernement de Pologne.*

In Ungarn war anfangs mehr die optimistische, utilitarische, materialistische und säkulare Auffassung Voltaires, des Verkünders der universalen Durchsetzung der Ideen ,von stärkerem Einfluß, im Laufe der Zeit gerieten aber die führenden Geister in den Bann der Rousseauschen Anschauung, die mit ihrer größeren Widersprüchlichkeit die hiesigen Zustände und die inneren Gesetze der menschlichen Seele mit berücksichtigte. Die ungarischen Wortführer der Aufklärung blieben zwar auch gegen die Lehren des mechanischen Materialismus nicht gleichgültig, wichtiger für die folgenden Generationen wurde aber die Botschaft der die Unterschiedlichkeit der kulturellen Traditionen betonenden Geschichtsphilosophen, neben Rousseau auch Montesquieu, der in seinem großen Werk *L'esprit des lois* (1748, dt. Vom Geist der Gesetze, 1951) nicht nur behauptete, es gebe keine Staatsform, die jedem Lande gleichermaßen entspreche, sondern auch auf seine Ungarnreise von 1728 verwies und dem Wiener Hof empfahl, besser auf die Gesichtspunkte der Ungarn zu achten.

Man könnte annehmen, daß im Geistesleben des späten 18. Jh. die Befürworter der Verbürgerlichung und die Adelsopposition als zwei geschlossene Lager einander gegenüberstanden und nach Josephs II. 1790 erfolgtem Tode bzw. der Aushebung der Jakobinerverschwörung 1794 der ständisch-adlige Geist die Oberhand gewann. So einfach war aber die Lage in Wirklichkeit gar nicht. Die Aufklärung rief auch im Westen selbst ihre eigene Gegenbewegung ins Leben – bereits vor der Großen Französischen Revolution. Als Schüler Rousseaus konnte sich mit Recht nicht nur jeder beliebige Anhänger Josephs II. fühlen, sondern auch der diesen, den „König mit dem Hut", in Gedichten verspottende Pál Ányos (1756–1784), der Verteidiger der nationalen Traditionen.

Als Beweis dessen mögen zwei kurze Zitate genügen. Das erste stammt aus *Dernière répouse de J.-J. Rousseau de Genéve* (1752), von seinem Autor im Laufe der Debatte nach seiner Abhandlung über Wissenschaften und Künste geschrieben, und das andere aus seinem wohl wirkungsstärksten Werk *Du contrat social* (1762): „Wäre ich der Führer irgendeines Volkes im Negerland, ich stelle fest, ich würde an der Grenze des Landes Galgen aufstellen und gnadenlos den ersten

Europäer aufhängen, der es zu betreten wagte, und den ersten Eingeborenen, der es zu verlassen suchte."

„Peter war ein Nachahmungstalent, kein echtes Genie, das alles aus dem Nichts schafft. [...] Er sah, daß sein Volk barbarisch war, nahm aber nicht wahr, daß es noch nicht reif für die Bildung war. Er wollte sie zu Deutschen, Engländern machen, wobei er sie zuerst zu Russen hätte erziehen müssen. Damit, daß er seine Untertanen glauben machte, sie seien andere, als sie sind, hinderte er sie, zu denen zu werden, die sie hätten werden können."

Das mag bereits genügen, um die Vermutung zu bestätigen, daß bereits vor der Romantik der Gedanke von der bestimmenden Rolle der lokalen Traditionen, ja sogar des Nationalcharakters aufgetaucht war. Das Gefühl der Bedrohtheit – das später Politiker und Dichter zur Formulierung der Vision des Todes der Nation bewog – ist nicht einfach dem Joseph II. Widerstand leistenden Provinzialismus anzulasten, sondern läßt sich direkt mit der inneren Krise der Aufklärung in Zusammenhang bringen. Vermutlich führte auch die Schaffung der ungarischen Leibwache durch Maria Theresia nicht nur zu einer Erhebung auf eine höhere Ebene und einer Verfeinerung, sondern beseitigte auch die traditionelle Lebensweise. Ihre Herrschaft läßt sich nicht ausschließlich als vorsichtiger Beginn einer Zurückdrängung des Ständewesens auffassen, waren doch unter den aufgeklärten Gesellschaftsreformern in ihrer Umgebung auch solche, deren Tätigkeit nicht nur die Interessen des Adels, sondern gewissermaßen auch allgemein der Ungarn kreuzte. Der nichtadlige oberungarische Slowake A.F. Kollár bekannte sich dazu, Slawe zu sein, und der Katholische Bischof Miklós Oláh veröffentlichte 1763 in seinem Werk *Hungaria* eine Notiz über den eventuellen Verfall der ungarischen Sprache. Der Göttinger Lehrer A.L. Schlözer zitierte diese Worte in seiner *Allgemeine nordische Geschichte* (1771), von wo vermutlich Herder diesen Gedanken in sein Hauptwerk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1791) übernahm, in jenen Abschnitt, der dann – als „Herders Prophezeihung" – seinen Stempel für viele Jahrzehnte der Selbstbetrachtung der Ungarn aufprägte. („Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und andern Völkern der geringere Theil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden.") Die Bewegung der Josephinisten spielte auch eine Rolle bei der Entstehung der mit dem Ungartum in Gegensatz geratenden Nationalitätenbewegungen: Anton Bernolák (1762–1813), der auf der Basis des Westdialektes die slowakische Literatursprache zu schaffen hoffte, war ein Zögling des von ihnen geschaffenen Preßburger katholischen Priesterseminars. Selbstverständlich wäre es ein grober Fehler zu behaupten, die Aufklärung habe sich im Gegensatz zu den ungarischen nationalen Bestrebungen befunden,

es kann eher nur davon die Rede sein, daß sich der universale Fortschritt der Menschheit und die nationale Autonomie schon für die westeuropäische Aufklärung schwer miteinander vereinbaren ließen, wogegen es in Ungarn völlig eindeutig war, daß die zwei Ziele keineswegs unbedingt zusammenfallen. Als Joseph II. 1784 statt des toten Latein das Deutsche zur gemeinsamen Sprache machen wollte, um die Kontakte der Bewohner unterschiedlicher Zunge im Reich zu erleichtern, empfand dies selbst der anspruchsvollste Intellektuelle so, als müsse er zwischen provinziellem Patriotismus und unnationalem Fortschritt wählen.

So ist mit Sicherheit die Entfaltung der Nationalitätenbewegungen nicht als Konterwirkung der Aufklärung zu betrachten. Man kann sogar die Vermutung wagen, daß die Spannung zwischen den ungarischen und den gegen sie gerichteten rumänischen, slowakischen bzw. serbischen Nationalbestrebungen nicht einmal ein mitteleuropäisches Spezifikum war. Die übliche Unterscheidung, daß in Westeuropa Nationalstaaten entstanden seien, während in Mitteleuropa immer nur die Illusion der Staatsnation aufrechterhalten worden sei, trifft so nicht zu, denn eines der beiden zum Vergleich dienenden Länder, nämlich Großbritannien, ist bis heute nicht als Nationalstaat zu bezeichnen, und Frankreichs Einheit ist das Ergebnis eines langen gewaltsamen Verschmelzungsprozesses: Zwar schrieb bereits Franz I. mit seiner Verordnung von Villerscotterêts vor, die Sprache öffentlicher Urkunden dürfe statt des Lateinischen nur noch das Französische sein, doch war noch am Ende des 18. Jh. nur die Hälfte der Bevölkerung des Französischen mächtig. Abt Grégoire räumte in seinem Bericht vor dem Konvent am 30. Juli 1793 ein, daß etwa 6 Millionen die Staatssprache überhaupt nicht und ebenso viele nur gebrochen sprächen. Hinsichtlich der Französisierung bedeutete die Revolution eine vollständige Kontinuität zur vorangehenden und zur Folgezeit: 1794 verbannte sie auch im großenteils nicht französischen Elsaß das Deutsche aus dem amtlichen Sprachgebrauch. Von einem französischen Nationalstaat konnte man also am Ende des 18. Jh. noch nicht sprechen, höchstens eineinhalb Jahrhunderte später, nach recht großen sprachlichen Proportionsverschiebungen – am Ende des 19. Jh. sprachen 1 300 000 Menschen bretonisch, ein Jahrhundert später nur noch die Hälfte.

An und für sich hätte die sprachliche Verschiedenheit also kaum ein Grund sein können, daß sich die Nationalbewegungen im Karpatenbecken mit der Zeit – vor allem während der 1848er Revolution – gegeneinander wendeten. Schuld daran trägt eher die Zurückdrängung der römisch-katholischen Kirche mit ihrem übernationalen Charakter und die Stärkung der national verpflichteten Kirchen, was zweifelsohne eine Folge der Aufklärung war.

Dieser Prozeß führte innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem entscheidenden Wandel in der Kultur. Er machte jede Initiative mit umgekehrtem Vorzeichen zunichte, wie etwa den eigentlich beachtlichen Versuch Károly Graf Esterházys, 1765 am Sitz seines Erzbistums, in Erlau, eine kirchliche Universität mit vier Fakultäten zu gründen. Die Säkularisation war eindeutig mit der Durchsetzung der praktischen Nützlichkeit verbunden. 1771 übersetzte Ádám Graf Székely Lockes Werk über die Erziehung, und sehr bald erließ auch der den neuen Ideen folgende Hof die entsprechenden Verordnungen. 1773 löste Maria Theresia den Jesuitenorden, diese internationale Vorhut des Katholizismus, auf und betraute den Hofkanzleirat József Ürményi (1741–1825) mit der Neugestaltung des Unterrichtswesens. Der Entwurf Ürményis und seiner Mitarbeiter, die *Ratio Educationis* (1777), nannte als Erziehungsziel nicht mehr den Homo religiosus, sondern den nützlichen Staatsbürger. Sie schrieb sieben Nationen vor, eigene Volksschulen einzurichten. Im Prinzip wurde den einzelnen jedweder Herkunft der Besuch sämtlicher Schultypen ermöglicht, und mit der Einführung der ungarischen Geschichte und des Sportes zuzüglich der Vorschläge zur Verwendung der Freizeit war ein zeitgemäßes Programm entstanden. Die Anweisung von oben unterstützten auch noch lokale Initiativen in der Mittel- und Oberstufe. So wurde die 1735 gegründete Bergbeamtenschule von Schemnitz zwischen 1763 und 1770 zur Akademie im Hochschulrang und diente gleichzeitig der Verbürgerlichung und den höheren Fachanforderungen. Etwa 80 Prozent der Studenten rekrutierten sich aus Nichtadlige, doch war ihr Niveau so hoch, daß sie auch die Franzosen 1794 bei der Errichtung der École Polytechnique als Muster betrachteten. Und dies war nicht einmal das einzige Beispiel, ähnlich bahnbrechend war Sámuel Tessediks (1742–1820) 1780 in Szarvas eingerichtete landwirtschaftliche Musterschule.

Bekannterweise beschleunigte Joseph II. den von seiner Mutter eingeleiteten Prozeß erheblich. Sein *Edictum tolerantiale* von 1781 strich nicht nur den Pflichtrevers (die Verpflichtung des protestantischen Partners, die Kinder katholisch zu erziehen) und gestattete den Protestanten und Griechisch-Orthodoxen, Ämter zu übernehmen, sondern ermöglichte breiten Schichten den Schulbesuch. Wirkungsvoller wurde es noch dadurch, daß der Herrscher zwischen 1781 und 1786 das Vermögen jener Mönchsorden verteilte, die sich nicht mit Krankenpflege oder Wissenschaften beschäftigten. Zwischen 1781 und 1784 entstanden 1015 protestantische Kirchengemeinden neu oder wurden wiedergegründet. Seit 1785 konnten die Protestanten ungehindert Schulen einrichten, und 1788 mußte überall dort eine Schule eröffnet werden, wo im Umkreis von einer Stunde Schulweg 100 Kinder lebten. Zwar waren die früher gegründeten reformierten

Institutionen nicht gänzlich frei vom alten Geist, doch läßt sich nicht bezweifeln, daß der neue Geist auch ihre Lage – und damit das Geschick der Debrecziner Hochschule mit ihren etwa 2300 Schülern um 1790 – positiv beeinflußte. Das Jahrzehnt des Josephinismus förderte nicht nur die Assimilierung der Juden, sondern ließ auch die Rumänen selbständiger werden. Erstere erhielten deutsche Namen, durften sich in die Landwirtschaft eingliedern, sich in mehreren königlichen Freistädten niederlassen, 1782 in Mattersdorf (Csurgó/Nagymarton) eine Schule und im darauffolgenden Jahr bereits ein Gymnasium einrichten, womit ihre langsame Annäherung an das ungarische Geistesleben begann. Die Rumänen wiederum beschritten mit der Gründung der Blasendorfer Schule 1782 und der Erstarkung der uniierten, ja sogar der griechisch-orthodoxen Kirche den Weg der Separation.

Die Änderung der Grund- und Mittelschulbildung verlangte natürlich auch eine Umgestaltung der Universität. Zwischen 1767 und 1808 hatte die Göttinger Universität zwar immer noch 285 ungarische Studenten – sie besaß damals einen einzigartigen Rang sowohl in den Naturwissenschaften als auch bei der modernen *Bibel*-Interpretation und -erklärung –, inzwischen hatte sich aber die ungarische Universität ebenfalls erheblich modernisiert. Bereits 1753 hatte Maria Theresia per Verfügungen die Umgestaltung der philosophischen und theologischen Fakultät von Tyrnau befohlen, die dann zwischen 1768 und 1770 auch durchgeführt wurde. 1769 wurde die medizinische Fakultät eröffnet, und 1777 verlegte man die aus einer erzbischöflichen zur königlichen gewordene Universität nach Ofen. Sie bestand aus der auch Naturwissenschaften lehrenden philosophischen, der juristischen, der theologischen und der bereits fünfjährigen medizinischen Fakultät, an denen außer den vier Direktoren 32 ordentliche Professoren die damals 423 Studenten unterrichteten; weitere Entwicklungsstufen bildeten die Eröffnung des Ingenieur-Institutes 1782 und die Einführung des Tierarztstudiums 1784. Die Maßnahmen zur Förderung der Verbürgerlichung beeinflußten auch die Zusammensetzung der Studentenschaft: Im Jahrzehnt des Josephinismus erwarb bereits ein jüdischer Arzt sein Diplom.

Vermutlich auch als Folge der Unterrichtsentwicklung gab es am Ende der Herrschaftszeit Josephs II. in Ungarn etwa 20 000 unabhängige Intellektuelle. Die meisten bekannten sich zum Josephinismus, während andere nach ihres Herrschers Tod zu Förderern der Jakobinerbewegung wurden. Daß eine Intelligenz entstehen konnte, war auch ein Verdienst der Freimaurerbewegung. Die ersten Logen entstanden 1749 in Kronstadt und 1764 in Hermannstadt, 1780 gab es in Ungarn fast 30 Logen mit etwa 1000 Mitgliedern. Die Bewegung erzog zur Gleichberechtigung, gab es doch innerhalb des Freimaurer-

tums keine Unterschiede hinsichtlich Religion und Rang. Eine politisch außerordentlich gewagte Wendung vollführte die Bewegung, als man sich nach Josephs II. Tod mit dem Gedanken des Abfalls von den Habsburgern befaßte – wie dies Gergely Berzeviczys *De dominio Austriae* (1790) belegt.

Ohne Zweifel spielte auch die Abschwächung der Zensur bei der Verbreitung der Aufklärungsideale eine Rolle. Statt der 4476 Titel in der Liste verbotener Werke von 1774 enthielt die von 1784 nur noch 900. Die nachlassende Strenge wirkte sich auch belebend auf das Verlegen von Büchern aus. Die Zahl der Druckereien stieg von 1760 bis 1790 von 17 auf 51, die der Buchhändler im Jahrzehnt des Josephinismus allein in Pest-Ofen von 2 auf 8. Immer mehr Bibliotheken öffneten ihre Pforten. Die Universitätsbibliothek bestand schon 1777, und in der Folgezeit stellte eine ganze Reihe Hochadliger ihre Sammlungen der Öffentlichkeit zur Verfügung – wie Sándor Graf Teleki, der seinen Bestand von 13 000 Büchern in Neumarkt am Mieresch 1797 zugänglich machte. 1802 umfaßte die von Ferenc Graf Széchényi begründete Sammlung 20 000 Bände – sie trägt bis heute seinen Namen und ist die wichtigste Bibliothek des Landes. Das Beispiel der Magnaten wurde sogar von ähnlichen Unternehmungen des Bürgertums aufgegriffen: Im Jahre der französischen Revolution öffnete eine Leihbibliothek in Preßburg.

Versuche zur Schaffung einer Presse hatte es bereits früher gegeben, doch mußte noch auf die Entwicklung einer bürgerlichen Intelligenz gewartet werden, damit auf diesem Gebiet unterschiedliche Gattungen entstehen konnten. Mátyás Rát (1749–1810), ein in Göttingen gewesener und aus einem Deutschen bewußt zum Ungarn gewordener Bürgersohn, gründete in Preßburg 1780 eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung mit 320 Abonnenten im ersten Jahr, den *Magyar Hírmondó* (Ungarischer Landbote), und einige Jahre später gab man bereits Zeitschriften heraus: Dávid Baróti Szabó, János Batsányi und Ferenc Kazinczy das Kaschauer *Magyar Museum* (Ungarisches Museum, 1788–1793), Kazinczy allein den *Orpheus* (1789–1790) und später József Kármán die *Uránia* (1794).

Die Verselbständigung der unterschiedlichen Bereiche des geistigen Lebens in Ungarn ging schnell, aber nicht einheitlich vor sich. Es ist keine Übertreibung festzustellen, daß die Aufklärung anfangs die Entwicklung der Naturwissenschaften vorantrieb. Das 1776 eingerichtete Erlauer Observatorium wirkte als Anreiz auf die Wissenschaftler. Pál Makó (1723–1793) erreichte beachtenswerte Ergebnisse in der Integral- und Differenzialrechnung; der aus einer siebenbürgisch-sächsischen Familie stammende Baron Ignaz Born (1742–1791) erwarb sich internationales Ansehen im Hüttenwesen und der Mineralogie – Schikaneder nimmt ihn zum Vorbild für den Sarastro in seinem Libretto für die *Zauberflöte* –, und ein anderer Sachse, der von Jo-

seph II. mit der Lenkung des siebenbürgischen Bergbaus beauftragte Franz Josef (Ferenc József) Müller (1740–1825) wurde mit seiner Entdeckung des Tellurs weltberühmt.

Trotz allem war das Expertentum für das Ungarn des 18. Jh. noch nicht charakteristisch; vorerst finden sich eher Polyhistoren: Der Debrecziner Arzt János Földi (1755–1801) beschäftigte sich z. B. mit Pflanzenlehre und Poetik gleichzeitig, und mit letzterer nicht nur auf dem Niveau des Kunstliebhabers. Es wurden zwar Fachwerke verfaßt, aber allgemein nicht auf Ungarisch, da die Sprache der Abhandlungen noch recht unentwickelt war. Nicht nur sogar international bedeutende Werke, wie die volkswirtschaftliche Studie *Der Landmann in Ungarn* (1784) von Tessedik oder das theoretische Werk *Mechanismus der menschlichen Sprache* (1791) des Schöpfers der Sprechmaschine Farkas Kempelen (1734–1804), erschienen in fremden Sprachen, sondern auch die politischen Schriften der ungarischen Jakobiner. Wohl waren die *Mémoires philosophiques ou la nature dévoillée* (1787) des aus einer Pester serbischen Familie stammenden und nach seiner Entlassung aus dem Geheimdienst des Hofes zu den Jakobinern gestoßenen Ignác Martinovics (1755–1795) nichts anderes als die Übernahme des mechanischen Materialismus von Holbach, Helvétius und La Mettrie, aber dann in den Abhandlungen von József Hajnóczy (1750–1795) äußerte sich bereits die ungarische liberale Denkweise mit bahnbrechender Kraft: Die *Gedanken* (1790) behandeln außer der konfessionellen Gleichberechtigung und dem Recht der Nichtadligen, Ämter zu bekleiden, auch die Erbablösung als Voraussetzung der gesellschaftlichen Umgestaltung, die *Ration* (1790) nennt den Leibeigenen ein Glied der Nation, *De comitiis regni Hungariae, deque organisatione eorundem* (1791) schlägt vor, den Ständelandtag zu einer Art bürgerlichen Volksvertretungsorgans umzugestalten, und *De diversis subsidiis publicis dissertatio* (1792) drängt auf allgemeine Steuerpflicht, also auch die Besteuerung des Adels.

Außer diesen Schriften lassen sich relativ wenige wirklich originelle Leistungen unter den geisteswissenschaftlichen Arbeiten aus dem ersten Abschnitt der ungarischen Aufklärung entdecken. Die Verdienste der Lehrbuchverfasser und allgemein der Popularisierung der Kenntnisse am Jahrhundertende sind zwar unbestritten, doch wirklich selbständige Ergebnisse finden sich kaum, sehen wir einmal ab von Miklós Révais (1750–1807) Bemühungen um die Schaffung der historischen Sprachwissenschaft. Besonders auffällig sind die Mängel in der Historiographie – hier kann man sogar von Niedergang sprechen, wenn wir an solche Leistungen der Jesuiten denken wie die umfangreiche Quellenausgabe *Historia critica regum Hungariae* (1779–1817) von István Katona (1732–1811) oder das historiographische Hauptwerk *Annales regum Hungariae* (1763–1770) des Auffinders

der *Leichenrede* György Pray (1723–1801). Es ist charakteristisch, daß die Wissenschaftsgeschichte – wenn wir die erwähnte Vorgeschichte außer acht lassen – auch die Entdeckung der finnougrischen Sprachverwandtschaft mit der Abhandlung *Demonstratio Ungarorum et Lapporum idem esse* (1770) des Jesuiten János Sajnovics (1735–1785) ansetzt. Es ist eine andere Frage, daß wir heute das die Gegenmeinung vertretende Werk *Die Herkunft der Ungarn* (Magyarok eredete, 1791) von Joakim Szekér (1752–1810) wieder ein wenig günstiger beurteilen mögen. Sprache und Erscheinungszeitpunkt dieses Werkes legen an sich schon nahe, daß es weniger als Ausdruck der hohen Wissenschaft denn eher der öffentlichen Meinung und des letztlich gleichfalls auf die Aufklärung zurückgehenden Standpunktes der Opposition gegen Joseph II. zu verstehen ist. Schließlich knüpft der zu den Franziskanern gehörende Verfasser mit seiner Verkündung der hunnisch-ungarischen Abstammung an eine Tradition an, die ein dreiviertel Jahrhundert später sich auch János Arany zu eigen machen wird. Der Glaube, Arpad habe als Attilas Erbe die landnehmenden Ungarn ins Karpatenbecken geführt, stärkte den Kontinuitätsgedanken der Ungarn und ähnelte damit etwas der Überzeugung von der Magna Moravia (Großmähren) oder der dakorumänischen Abstammung und ließ sich andererseits mit der Erklärung von der türkischen Abstammung der Ungarn verbinden. Beide Stränge führen zu der wissenschaftlich noch nicht restlos geklärten Frage, inwiefern etwa die ethnische Zusammensetzung das alte, gutenteils finnougrischsprachige Ungartum – zumindest teilweise – mit den Turkvölkern verbindet.

Prays oder Sajnovics' Tätigkeit verhält sich zu der von Joakim Szekér wie die Hoch- zur volksnahen Kultur. Eine ähnliche Spannung läßt sich zwischen der literarischen Tätigkeit Bessenyeis und der der zur – von dieser selbst geschaffenen – Opposition gegen die Aufklärung gehörenden Schriftsteller beobachten, dem aus Dalmatien stammenden Mitglied einer Szegediner Bürgerfamilie András Dugonics (1740–1818) oder József Graf Gvadányi (1725–1801). An Bessenyeis gewaltigem entwicklungsgeschichtlichem Wert kann es keinen Zweifel geben. Im *Ungarntum* (Magyarság, 1778) nimmt er die wichtigsten Bestrebungen der folgenden Dezennien aus der Sicht der Sprache und im 1781 geschriebenen, aber erst 1790 erschienenen *Aufruf zur Gründung einer ungarischen wissenschaftlichen Gesellschaft* (Egy magyar társaság iránt való jámbor szándék) von der Organisierung des wissenschaftlichen Lebens her voraus, die gattungsmäßig gemischte Sammlung *Vermischtes* (A holmi, 1779) zeugt von seinem außergewöhnlich tiefen Verständnis der verschiedenen Richtungen der Aufklärung. Künstlerisch sind seine Arbeiten dagegen weniger positiv zu bewerten. Die sprachliche Gestaltung seiner Dichtungen ver-

rät kein besonderes Talent, und seine Prosa hat in der josephinistischen Zeit, ja sogar bis ans Jahrhundertende, ausschließlich abhandelnden Charakter. Deshalb übte er auch einen geringeren Einfluß auf die Belletristik der kommenden Jahrzehnte aus als Dugonics vor allem mit seinem pseudohistorischen Roman *Etelka* (1788) über die Landnahmezeit oder besonders Gvadányi mit seiner Reimnovelle *Reise eines Dorfnotars nach Ofen* (Egy falusi nótáriusnak budai utazása, 1790).

Eine gewisse Nähe zum konservativen Gvadányi empfand sogar noch der Revolutionär Petőfi, und das mahnt uns erneut, nicht die Kompliziertheit der Entwicklung zu übersehen. Das Ende des Jahrhunderts brachte nämlich nicht nur die Aufklärung, sondern auch den Klassizismus. In der Architektur bezeichnete der Waitzener Dom (1761–1774) von Isidore Amandus Canevale den Beginn des neuen Stils, und in der Literatur führte die Tätigkeit Ferenc Kazinczys (1759–1831) dann zu einem ähnlichen Wandel des Geschmackes. Allgemein bemüht sich der Klassizismus, die Ausdrucksweisen zu regeln, zu systematisieren und sogar einzugrenzen. Den von dialektalen Elementen gefärbten Stil Dugonics' und Gvadányis löst eine gewähltere, aber weniger bunte, antikisierende Gedichtsprache ab, zu deren niveauvollstem Vertreter László Ungvárnémeti Tóth (1788–1820) werden sollte. Die Wortführer des neuen Geschmacks passen sogar frühere Werke ihren Ansprüchen an: Kazinczy „verbessert" die Gedichte des jung verstorbenen Dichters der subjektiven Empfindsamkeit Gábor Dajka (1769–1796) und ermuntert den Szekler Dávid Baróti Szabó (1739–1819) ebenso zur Beseitigung des „Unkrauts" der Seltsamkeiten des lokalen Sprachgebrauchs wie später den Transdanubier Berzsenyi.

Trotz allem wäre es ebenso ein Fehler, Kazinczys entwicklungsgeschichtliche Rolle zu verkleinern wie die Bessenyeis. Seine Verdienste liegen nicht nur in seiner Tätigkeit als Organisator des literarischen Lebens, die erst in der folgenden Periode ihre größte Bedeutung bekommen sollte, und nicht ausschließlich darin, daß seine bleibendsten Werke auf die Periode vor der Aufklärung zurückgreifen – sein Spätwerk *Tagebuch meiner Haft* (Fogságom naplója, 1828) ist eine würdige Fortsetzung der siebenbürgischen Memoirentradition –, sondern auch in seinen Übersetzungen. Viele Vertreter der ungarischen Aufklärung betrachteten in deren erstem Abschnitt die Übertragung fremder Werke als ihre erstrangige Aufgabe: Das Lebenswerk von Bessenyeis Mitgardist in Wien, dem Siebenbürger Sándor Báróczy (1735–1809), bestand ebenso fast ausschließlich aus Übersetzungen wie das des reformierten Seelsorgers in Komorn (heute Komárom und Komarno) József Péczeli (1750–1792), der Voltaiers, Youngs und Herveys Werke ins Ungarische übertrug. József Kármáns (1769–1795) Programm, daß sich der ungarische Schriftsteller um

eigene Werke bemühen müsse, eilte im Grunde seiner Zeit voraus, diese Zielstellung aus *Die Verfeinerung der Nation* (A nemzet csinosodása, 1794) wird erst von der Romantik wirklich aufgegriffen.

Nicht nur die Entwicklung der Literatur, sondern auch der Musik bezeugt, daß im ersten Abschnitt der Aufklärung noch relativ wenige originale künstlerische Werte in Ungarn geschaffen wurden. Joseph II. schaffte die Gregorianik ab, und der puritanische Geist der reformierten Kirche engte zusammen mit dem Rationalismus der Aufklärung den traditionellen Rahmen des Musizierens ein. Vielenorts kam es vor, daß das Volk gerne Passionen gesungen hätte, aber dabei auf das Verbot seiner Vorsteher stieß. Neuere Forschungen belegen dennoch, daß auch außerhalb der Magnatenschlösser Musik gepflegt wurde. Wir wissen nicht nur von regelmäßigen Turmmusiken in den alten königlichen Freistädten, sondern auch von festangestellten Orchestern in den Marktflecken, das besonders in Transdanubien. Aus der Umgebung von Kaschau kennen wir fast 20 Motetten, die vom Vorhandensein mehrstimmiger bürgerlicher Musik zeugen. Das *Apponyi-Manuskript* (1730) deutet bereits die Entstehung einer Musik an, die später den Namen Werbungsmusik erhielt, weil sie zumeist bei Rekrutenwerbungen gespielt wurde. Bekanntermaßen lassen sich in dieser auch deutsche, italienische, balkanische, nahöstliche und polnische Elemente entdecken. Häufig wurde sie von Zigeunern gespielt — und bezeichnend für ihre schnelle Verbreitung ist das Ergebnis der Volkszählung unter Joseph II., wonach von den 43 700 in Ungarn lebenden Zigeunern sich bereits 1582 mit Musik beschäftigen —, von ihren frühen Meistern war aber nur János Bihari (1764–1827) ein Zigeuner, János Lavotta (1764–1820) stammte aus einer Adelsfamilie, und Antal Csermák (1777–1822) war einer der später im Habsburgerreich eine so wichtige Rolle spielenden tschechischen Musiker.

Es läßt sich kaum bestreiten, daß die Werbungsmusik ein organisches Bindeglied zwischen der besten europäischen Kunstmusik und der ungarischen Kultur wurde. Sie hatte nicht nur beachtlichen Einfluß auf den 1761 in das Eisenstädter Orchester aufgenommenen Joseph Haydn, sondern auch auf den 1762 in Preßburg und 1768 in Raab auftretenden Wolfgang Amadeus Mozart. Der Beitrag der ungarischen Kultur zur europäischen Kunstmusik stellte aber bis dahin kaum mehr dar als eine Lieferung von Rohmaterial bei der Herausbildung des Klassizismus in der Musik. Zwar gab es Initiativen im Bereich der populären Kultur: Der transdanubische adlige Pfarrerssohn Ádám Pálóczi Horváth (1760–1820) gibt in seiner handschriftlichen Sammlung *Alte und neue, etwa 450 Lieder, teils von mir, teils von anderen* (Ó és új, mintegy ötödfélszász énekek, ki magam tsinálmánya, ki másé, 1813) eine Auswahl populärer Lieder der Zeit, und 1793

wird bereits ein ungarisches Singspiel aufgeführt: *Herzog Pikko*. Hinsichtlich der Hochkultur war aber die ungarische Musik nach wie vor auf den Import angewiesen, ebenso wie das Theater, dessen Geschichte ebenfalls stark von dem 1762 in Eisenstadt und 1768 in Eszterháza (heute: Fertőd) eröffnete Theater beeinflußt wurde, dem 1785 die Einweihung des Preßburger Schloßtheaters von Nepomuk János Graf Erdődy folgte. Es gab wohl auch bürgerliche Anstöße im letzten Viertel des 18. Jh., das Theaterleben zu intensivieren, aber das seit 1774 bestehende Pester deutsche Theater und das 1787 gegründete Ofner Burgtheater läuten schon die nächste Periode ein.

Von der Aufklärung zur Romantik (1790–1849)

Nach dem Tode Josephs II. 1790 und noch stärker nach dem Leopolds II. 1792 wandte sich der Wiener Hof – teils aufgrund der Bedrohung durch die französische Revolution – gegen die Gedanken der Aufklärung. Die Aufdeckung der ungarischen Jakobinerverschwörung 1794 schien das Ende der Erneuerung Ungarns zu bedeuten, in Wahrheit verzögerte sie aber nur die Entwicklung. Der durch die Napoleonischen Kriege hervorgerufene wirtschaftliche Aufschwung trug gewiß mit dazu bei, daß das bereits bestehende Bürgertum erstarkte und aus den adligen wie den bäuerlichen Schichten kräftigen Zustrom erhielt. Diese gesellschaftlichen Veränderungen wurden zum Teil durch die Reformbewegung des Vormärz ermöglicht, deren Vertreter auf einer ganzen Reihe von Landtagen eine bedeutende Rolle spielten. Das 1827 von István Graf Széchenyi (1791–1860) gegründete Casino zeigte, wie gesellschaftliche Kontakte verstärkt werden konnten, und sein erstes bedeutendes Buch *Kreditwesen* (Hitel, 1830) stellte ein Programm für die Entwicklung von Wirtschaft und Geistesleben zugleich dar. Die liberale Opposition mußte zwar auf dem Landtag 1832–1836 schwere Niederlagen hinnehmen – von ihren Führern wurde Miklós Baron Wesselényi aus Siebenbürgen vor Gericht gestellt und der Deputierte des Komitats Sathmar, Ferenc Kölcsey, zum Verlassen Preßburgs gezwungen –, aber die Verbreitung des Liberalismus ließ sich nicht verhindern. Auf dem Landtag 1839–1840 wurde bereits die Judenemanzipation verhandelt, und die von Wesselényi, dem transdanubischen Besitzadligen Ferenc Deák sowie dem vermögenslosen nordostungarischen Adligen Lajos Kossuth angeführte politische Opposition erarbeitete ein Programm zum Interessenausgleich zwischen den Klassen. Die Anerkennung der Persönlichkeitsrechte führte auch zu grundsätzlichen Veränderungen in der Kultur: Die Betonung der lokalen Charakteristika führte zur Zurückdrängung der universalen Gesetze. In der Dichtung, der Erzählprosa, dem Drama und selbst der Musik setzte sich die Romantik durch. Die von Kazinczy gelenkte Spracherneuerungsbewegung und dann die von Széchenyi 1825 gegründete Ungarische

Akademie der Wissenschaften ließen eine ganze Reihe kultureller Institutionen entstehen. Anfang 1848 gab es im Lande bereits 59 Zeitungen und Zeitschriften. Unter den Wissenschaften erlebte besonders die Medizin einen sichtlichen Aufschwung, doch konnten auch auch andere Bereiche sich bedeutender internationaler Erfolge rühmen: János Bolyai (1802–1860) erarbeitete in seinem *Appendix* (1832) eine der ersten Formulierungen der nichteuklidischen Geometrie. In den vierziger Jahren beschleunigten sich die politische ebenso wie die kulturelle Entwicklung – als Beispiel unter den geistigen Anstößen ist vielleicht János Erdélyi (1814–1868) zu nennen, dessen Studium der bäuerlichen Volksdichtung offensichtlich mit der Absicht zusammenhing, die Lage der ärmsten Klassen zu verbessern, was zu einem der Hauptziele der am 15. März 1848 ausbrechenden Revolution werden sollte.

Die Aprilgesetze dieser Revolution führten mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der Pressefreiheit und der Schaffung von Volksvertretung und verantwortlichem Ministerium (autonomer Regierung) zur Aufhebung des Feudalismus, und damit war eine grundsätzliche Wende in der Kultur des Landes eingetreten, auch wenn die Revolution selbst die Dethronisierung der Habsburger von 14. April 1849 nur um einige Monate überlebte.

Die Verurteilung der ungarischen Jakobiner 1794 und die Niederschlagung der Revolution durch die Zarenarmee 1849 waren nicht nur politische, sondern auch außerordentlich schwere kulturelle Niederlagen, und dennoch hatte sich zwischen diesen beiden Katastrophen der ungarische Liberalismus herausgebildet, der zum gesamtgesellschaftlichen Ende des Feudalismus und kulturell zu einer komplizierten Wechselwirkung von Aufklärung und Romantik führte.

Die ersten Jahre dieser Periode waren zweifellos ganz von der gewandelten Haltung des Wiener Hofes gegenüber der Aufklärung bestimmt. Die Herrschaftsbestrebungen des Kaisers Franz kreuzten sich mit der Verbürgerlichung. So waren 1790 in 53 ungarischen und siebenbürgischen Druckereien noch 832 Ausgaben erschienen, aber bis 1800 war die Zahl der Druckereien auf 39 und die der Buchausgaben auf 488 gesunken. Von den führenden Dichtern starb László Szentjóbi Szabó (1767–1795), der Josephs II. Tod in einem Gedicht beklagt hatte, im Gefängnis, János Batsányi (1763–1845), der die französische Revolution in einem Epigramm begrüßt und im Zeichen des Rationalismus der Aufklärung auf gesellschaftliche Veränderungen gedrängt hatte, ging nach langjähriger Haft ins Ausland, und die Jahre der Gefangenschaft führten auch bei dem Dichter und Sprachwissenschaftler Ferenc Verseghy (1757–1822) und bei Ferenc Kazinczy, dem Literaturorganisator, Übersetzer, Erzähler und Dichter von Rang, zu einem Bruch in seier Tätigkeit.

Langfristig ließ sich die Entwicklung jedoch damit nicht aufhalten. Die aktiven Persönlichkeiten des Geisteslebens griffen unter dem Zwang der gewandelten Umstände die Frage der Aufklärung wieder auf, da sie die früher auf sie gegebenen Antworten noch nicht für erschöpfend hielten. Die teilweise Wiederaufnahme früherer Schlußfolgerungen bedeutete zugleich, daß statt der unpersönlichen menschlichen Vernunft die immer subjektiver verstandene Empfindsamkeit zum Zentralbegriff wurde. Im Verlaufe dessen veränderten sich auch die Hypothesen über die Sprache. Die Spracherneuerung genannte Bewegung vom letzten Jahrzehnt des 18. Jh. etwa bis zu den 1830er Jahren spielte schon deshalb eine zentrale Rolle bei der Verbürgerlichung der ungarischen Kultur, weil sie die mit dem internationalen Geist des Feudalismus verflochtene lateinische Sprache verdrängte und dem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung zum Durchbruch verhalf. Das Ideal einer universalen Grammatik wurde allmählich von der Wertrelativität des Prinzips „wie viele Sprachen, so viele Welten" und der Sprachbenutzer vom Sprachschöpfer abgelöst, was die Voraussetzungen für die Geburt der romantischen Dichtung war. Die 1826 erschienene wichtigste Studie Ferenc Kölcseys (1790–1838) *Nationale Traditionen* (Nemzeti hagyományok) nennt mit ihrem Titel das neue Problem. Es entstand das romantische Ideal der eigengesetzlichen Nationalkultur, wodurch sich notwendigerweise die Gegensätze zwischen den unterschiedlichen sprachlichen Gemeinschaften im Karpatenbecken zuspitzten.

Was sich auf nahe Sicht als Bruch darstellte, erwies sich langfristig als Kontinuität. Der Ausgangspunkt war, daß in den 1770er Jahren der Adel die Lenkung der Kultur der Kirche weg bzw. von ihr zurücknahm; in den folgenden Jahrzehnten spielte dann die weltliche Intelligenz die führende Rolle, bis am Beginn des 19. Jh. eigentlich die Kontinuität der sich verbürgerlichenden Adelskultur wiederhergestellt ist – mit der Generation Kazinczys und Sándor Kisfaludys (1772–1844), des Verfassers der Gedichtzyklen *Die bittere Liebe* (A kesergő szerelme, 1801) und *Die glückliche Liebe* (A boldog szerelem, 1807), der die Petrarkisierung bereits mit einer Schreibweise verband, welche die romantische Erlebnisdichtung vorausnahm. Es scheint sogar, als hätten einige von den kulturellen Institutionen die Vereisung der politischen Atmosphäre im Grunde gar nicht gespürt. László Kelemen brachte 1790 die erste ungarische Theatertruppe zusammen, das Pester Theater wurde 1837 eröffnet und ähnliche Einrichtungen 16 Jahre danach in Klausenburg, sechs Jahre danach in Tyrnau und wiederum drei Jahre später in Temeschwar. Zwischen diesen beiden ersten symbolischen Zeitpunkten bezeugen die wachsende Zahl von Wandertruppen und später festen Theatern wie auch der schnell wachsende gattungsmäßige Variantenreichtum übersetzter bzw. ungarisch ge-

schriebener Stücke die nachdrückliche Verbürgerlichung des Gemeinschaftslebens.

Wie weit dieser Prozeß schon vorangeschritten war, beweist eigentlich auch der Wettstreit der unterschiedlichsten literarischen Richtungen um die Jahrhundertwende. Einer der beiden bedeutendsten Dichter, Mihály Csokonai Vitéz (1773–1805), verband in *Dorothea* (Dorottya, 1804) die Tradition des klassizistischen komischen Epos mit dem grotesken Humor des barocken Lebensbildes und in seinen beiden Lyrikbänden von 1805, *Lilla* und *Oden* (Ódák) die spätbarocke Stilisierung, die klassizistische belehrende Zielgerichtetheit und Beschreibung mit dem die romantische Erlebnisdichtung des Kultes der Empfindsamkeit vorausnehmenden subjektiven Ton. Dániel Berzsenyi (1776–1836) ging in seinen hervorragendsten Dichtungen, in seinen Elegien aus den ersten Jahren des 19. Jh., im *Der herannahende Winter* (A közelítő tél) bzw. seiner stark subjektiven Epistel *Briefragment an die Freundin* (Levéltöredék barátnémhoz) bei der romantischen Symbolschöpfung am weitesten.

Der Kampf der verschiedenen Stilrichtungen ist – zumindest teils – eine Folge der immer weiterschreitenden Schichtung der Kultur. Nicht nur die hohe separiert sich von der populären, sondern auch die institutionelle von der nichtinstitutionellen Kultur. Die Entfernung zwischen gelehrter Literatur und Mündlichkeit, zwischen Neuerung und Bewahrung der Tradition, zwischen Kultur und Gegenkultur wächst ständig. Kármáns in Tagebuchform verfaßte Erzählprosa *Fannis Nachlaß* (Fanni hagyományai, 1795) trennt nach Stil und Weltbild unendlich viel von der Barockrhetorik in Dugonics´ Schlüsselroman *Etelka*. Dugonics formulierte die etwas bodenverhaftete Wertordnung des Provinzadels und gab recht vereinfachende Antworten auf komplizierte sozial-gesellschaftliche Fragen, wogegen Kármán die Ideale des erstarkenden Bürgertums in die Sprache der Erzählprosa übersetzte; die zentralen Werte in seinem Werk – die Persönlichkeitsrechte und die Eigengesetzlichkeit der Empfindungen – waren Dugonics völlig unbekannt.

Es sei die Schlußfolgerung erlaubt, daß wir die Kunstgattungen der Jahrhundertwende auf allen Ebenen der Kultur als gültige Brauchsysteme (Konventionen) betrachten dürfen. Die pseudohistorischen Schlüsselromane wird man vor allem in den Kreisen des Mitteladels gelesen haben, es sind nämlich – nicht nur die im 10. Jh. spielende *Etelka*, sondern ebenso das Geschehnisse des 17. Jh. berichtende *Kártigám* (1772), das aus einem fremdsprachigen Stoff entstandene Werk des von der Großen Schüttinsel (Csallóköz, Ostrov) stammenden Adligen Ignác Mészáros (1721–1800) – zumeist Werke, welche das Wertsystem der Ritterzeit und des Feudalismus in vorteilhaften Farben malen. Obzwar Bessenyeis Scheingleichnis *Die Reise des Tarimenes*

(Tariménes utazása, 1804) ebenfalls Erzählmomente mit Abhandlungen verknüpft, bringt diese Gattung doch die inneren Zweifel der Intellektuellenkreise zum Ausdruck. Es handelt sich insofern um ein Scheingleichnis als der abhandelnde Erzähler auf die von ihm selbst gestellten Fragen keine Antwort gibt und die Gegensätze von wild und zivilisiert, Patriot und Weltbürger, reich und glücklich im Grunde ungelöst läßt. Die Patrioten sind provinziell, die aufgeklärten Weltbürger verachten die Traditionen, und die Gelehrten sind traurig. Zu solchen und anderen Ergebnissen kommt Kirakades, der Wilde, nachdem er Erfahrungen im aufgeklärt-absolutistischen Staate Totoposz sammeln konnte. Rousseaus weiter vorn bereits zitierte Erörterungen haben so sichtlich zumindest zweimal mit ihrer Argumentation auf die ungarische Literatur gewirkt: indem Ányos mit seinem Gedicht- und Prosabrief *Über die alte ungarische Tracht* (A régi magyar viseletről, 1782) sich an die „adlige Jugend in Tyrnau" wendet und indem Bessenyei in seiner Biharer Einsiedelei den *Tarimenes* schreibt.

Kártigám und *Etelka* erlebten mehrere Ausgaben in wenigen Jahren, dagegen erschien *Tarimenes* erst 1930, woraus ersichtlich wird, daß Bessenyeis Werk zu seiner Zeit mit keinem Publikumserfolg rechnen konnte. Es formulierte das Dilemma eines recht engen Intellektuellenkreises, indem es die Frage aufwirft, ob sich die Sache des Fortschritts mit der der Nation vereinbaren lasse. Längerfristig bereitete diese Frage in immer größeren Kreisen Sorgen, zumal nachdem István Graf Széchenyi, der bedeutendste Dissertator der ungarischen Romantik, sie in außerordentlich zugespitzter Form — seit 1814 immer wieder — neu formuliert hatte.

Die damals beliebte *Etelka* wird heute kaum von denen gelesen, die diese Epoche studieren wollen, wogegen der *Tarimenes* zumindest als entwicklungsgeschichtlich bedeutsame Arbeit gilt und selbst in den Lehrbüchern der Mittelschule erwähnt wird. *Fannis Nachlaß* wurde für weibliche Leser geschrieben, vermutlich deshalb, weil die Stellung des „schwachen" Geschlechtes auf der damaligen gesellschaftlichen Rangleiter unsicher und es damit den aus dem feudalen Geist entspringenden Vorurteilen weniger unterworfen war. Der Briefroman wurde in Kármáns Händen wie zu einem Werkzeug des bürgerlichen Liberalismus. Sein unrhetorischer Stil ließ *Fanni* gleichzeitig zu einem künstlerisch bleibenden Werk werden. Während *Tarimenes* eigentlich nur für den Kulturhistoriker von Bedeutung ist, erwies sich Kármán auch als ästhetischer Erneuerer: Als Schöpfer der zum Ausdruck seelischer Zustände geeigneten Sprache schuf er die Voraussetzungen für den Einzug des inneren Monologes in die ungarische Literatur.

Fannis Nachlaß ist ein Roman der psychologischen und sozialen Entfremdung. Letztlich ähnelt das Thema auch der Prosaidylle *Die Küsse* von Csokonai. Vergleicht man die Oberflächenschichten der Sprache, unterscheiden sich die beiden Texte recht erheblich voneinander: *Die Küsse* sind stark stilisiert, die in ihnen geschilderte Geschichte geht auf eine Legende zurück, während *Fanni* letztendlich die Umdichtung eines Volksmärchens ist. Csokonai ruft nostalgisch das Goldene Zeitalter in Erinnerung, Kármán gestaltet das Märchen vom Aschenputtel insofern um, als er ihm ein unglückliches Ende gibt. Das eine Werk ist in der dritten Person erzählt, das andere in der ersten. Trotz all dieser Unterschiede beschäftigt beide Schriftsteller offensichtlich die Darstellung seelischer Vorgänge und das Gleichheitsideal. Deshalb ist die äußere Handlung nebensächlich und wird die Beschreibung zum symbolischen Ausdruck des Lebens der Figuren.

Von Bessenyei wird die Handlung der Abhandlung untergeordnet, von Kármán und Csokonai dagegen der Lyrik. Die Abhandlung selbst war eine in ganz Europa höchst beliebte Gattung der Aufklärung, und davon machte auch Ungarn keine Ausnahme. Csokonais Freund, der Arzt János Földi, der sich mit Botanik und Dichtung zugleich beschäftigte, hatte auf diesem Gebiet bereits bleibende Werte geschaffen. Seine Studien *Über die ungarischen Gedichte* (A magyar versekről, 1787), *Über das Verfassen von Gedichten* (A Versírásról, Manuskript bis 1962) und *Meditation über die jüdische Dichtung* (Elmélkedés a Sidó Vers-írásról, 1792) enthielten nicht nur eine zeitgemäße Deutung syntaktischer Parallelismen nach Robert Lowth, sondern legten auch den Grund für eine Theorie des ungarischen Gedichtes, vor Csokonai und Batsányi und weit vor den Theoretikern von der Mitte des 19. Jh., János Erdélyi und Arany. Die Schreiber von Abhandlungen hatten im 18. Jh. die ungarische Sprache vor allem zur Popularisierung gebraucht, selbständige wissenschaftliche Ergebnisse dagegen meist auf Lateinisch oder Deutsch oder eventuell Französisch veröffentlicht; in dieser Hinsicht brachte nun die Jahrhundertwende einen Wandel.

Teils läßt sich dies eventuell damit erklären, daß die Fachabhandlung allmählich aus der Literatur verschwand. Schon die Abhandlungen von Ányos, Bessenyei und Kármán erhielten einen persönlichen Ton, und mit Erstarken des Kultes der Empfindsamkeit wurde auch in der Prosa ein gewisser lyrischer Klang möglich. Im Jahre 1800 sandte Csokonai eine derartige Prosadichtung über die Einsamkeit an György Graf Festetics (1755–1819), Széchenyis Onkel, der 1797 das Georgikon, ein Lehrinstitut für Gutsverwalter, gegründet hatte. Der Briefwechsel zwischen geistig Gleichrangigen wurde zunehmend von Erlebnishaftigkeit durchdrungen – so sehr, daß der Brief in den ersten Dezennien des 19. Jh. fast zu einem belletristischen Genre geworden war, wie die Briefe Kölcseys an seine Freunde, vor allem an

Ferenc Kállay und Pál Szemere –, und dies förderte gemeinsam mit dem von Kölcsey und anderen vertretenen persönlichen, bekenntnishaften Essay sowie dem intimen Tagebuch Széchenyis die Entstehung jener Form des Vormärz-Prosagedichtes, als dessen charakteristisches Beispiel Péter Vajdas (1808–1846) Serie *Tageszeiten* (A nap szakaszai, 1834) zu nennen ist.

Eine gewisse Kontinuität in der Literaturentwicklung bestand eher in jenen Kulturbereichen, die weniger von der den Beginn der Regierungszeit des Kaisers Franz kennzeichnenden Ideenverhärtung berührt wurden. In der Musik beispielsweise ließ sich keinerlei Bruch bemerken, zumindest nicht in der volkstümlichen Kultur, wo aus der frühen Werbungsmusik das Werk der Generation vom Jahrhundertbeginn herauswuchs, aus der drei Mitglieder besonders hervorzuheben sind: der in Wien geborene, aber nach Klausenburg umgesiedelte und das in den zehner Jahren gegründete „Musikkonservatorium" 1837 umgestaltende György Ruzitska (1788–1869), sein Namensvetter József Ruzitska, der Schöpfer der ersten erhaltenen ungarischen Oper *Béla futása* (Belas Flucht, 1822), und der Komponist jüdischer Abstammung Márk Rózsavölgyi (1787 oder 1789–1848), einer der Schöpfer von Palotasch, ungarischem Rundtanz und Salon-Csárdás.

Diese ständige weitere Entwicklung führte erst nach längerer Zeit zu einem qualitativen Sprung. Im Bereich der Hochkultur war das Musikleben auch an der Jahrhundertwende noch auf Importe angewiesen. Haydn dirigierte 1800 seine *Schöpfung* in Ofen, und Beethoven war ein häufiger Besucher Ungarns – so gab er 1800 ein Konzert im Ofner Burgtheater, gastierte im gleichen und im Jahr darauf im Schloß Mártonvásár der Grafen Brunsvik und hielt sich 1807 anläßlich der Aufführung der *C-dur-Messe* in Eisenstadt auf. Auch der jüngste der großen Klassiker, Schubert, weilte längere Zeit im Lande: im Sommer 1818 und 1824 als Musiklehrer bei der gräflichen Linie der Esterházys in Zseliz (Želiezovce) im Komitat Bars. Bekanntermaßen standen sie alle in engen Beziehungen zu gewissen Schichten der ungarischen Musik, so daß ihr hiesiger Aufenthalt nicht einfach als formal und zufällig betrachtet werden kann.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese enge Verbindung zur Musik des deutschen Sprachgebietes die qualitative Wandlung vorbereitete, die Franz Liszts (1811–1886) Werk für das Land bedeutete. Dabei ist weniger wichtig, daß er – aus einer westungarischen deutschen Familie stammend und des Ungarischen nicht mächtig – sich als Ungar bekannte, sondern daß er regelmäßig zu Konzerten ins Land zurückkehrte – so trat er 1840 bzw. 1846 in Pest, Szekszárd und Klausenburg auf –, daß sich in seinem Werk die Verwandtschaft zur ungarischen Musik spüren ließ und daß sein Beispiel die Musikerziehung beeinflußte. So entstanden 1819 in Klausenburg und 1830 in

Arad Konservatorien und wurde in den sieben – auch Lehrer ausbildenden – Mittelschulen, in der Debrecziner Hochschule und mehreren lutherischen Schulen Notenkenntnis gelehrt. Viele Konzertmeister an den Theatern komponierten auch: Henrik Klein (1756–1832) in Preßburg, János Fusz (1777–1819) dort und später in Pest-Ofen und György Arnold (1781–1848) in Maria-Theresiopel (Szabadka, Subotica). Überwiegend aus deutschen Bürgerfamilien stammend, waren sie ebenso zu Ungarn geworden wie die tschechischen Militärkapellmeister, die nach ihrer Ansiedlung als Solisten, Lehrer und Komponisten wirkten, wie der aus dem südlich von Prag gelegenen Nechvalice nach Straßburg in Siebenbürgen gezogene Jan Masak (gest. 1837), anfangs Organist am Karlsburger Dom, später Lehrer an der Klausenburger Musikschule. In Klausenburg hatte sich bereits 1822 ein Musikverein gebildet, dem ein ähnlicher 1829 in Ödenburg folgte, und außerdem gab es private Initiativen zur Förderung der Musikausbildung: Zwischen 1830 und 1835 veranstaltete István Graf Fáy (1809 oder 1810–1862), ein hervorragender Pianist und Freund Liszts, Komponist, Herausgeber und Komponist von Werbungsmusik, jährlich dreimal „musikalische Akademien" in der Gemeinde Fáj im Komitat Abaúj. In der Geschichte der Werbungsmusik begann ein neuer Abschnitt, als Ferenc Erkel (1810–1893) sie mit der Formensprache der italienisch-französischen Oper verschmolz und im *László Hunyadi* (1844) auf die Ebene der hohen Kultur erhob, einer Oper, die im Jahr der Vertonung des *Hymnus* durch ihn, der ungarischen Nationalhymne, zur Aufführung kam.

Bis in die vierziger Jahre, als die Volkstümlichkeit in der Literatur zur vorherrschenden Richtung wurde, verstärkte sich auch in der Musik der Einfluß der populären Kultur. In der Bauernschaft erschien das Volkslied neuen Stils, das die Pentatonik durch die Hexatonik ablöste und einen gebundeneren Rhythmus, weniger Schnörkel und mehr Wiederholungen als der alte Stil enthielt. Anders gesagt, brachte dieser Wechsel die ungarische bäuerliche Musik der der europäischen Völker näher. Dieses Volkslied neuen Stils ließ auch die Kultur des städtischen Bürgertums nicht unberührt: Durch die Verbindung des deutsch-italienisch geprägten städtischen Kunstliedes mit manchen Werbungselementen entstand jene Mischung, die man volkstümliches Kunstlied zu nennen pflegt. Als Schöpfer dieses Genres lassen sich zwei Schauspieler nennen: József Szerdahelyi (1804–1851) und der Gewinner der Ausschreibung zur Vertonung des *Mahnruf* (Szózat) 1843, Béni Egressy (1814–1851).

Eine ähnliche Wechselwirkung läßt sich auch in der bildenden Kunst der vierziger Jahre feststellen, doch wurde die Entwicklung in diesem Bereich stark durch die fehlende inländische Ausbildung und bei der Bildhauerei darüber hinaus durch Mangel an Material ge-

bremst. István Ferenczy (1792–1856) studierte bei Thorwaldsen und Canova, fand sich aber nach seiner Heimkehr vor großen Schwierigkeiten, weil seine Vorstellungen und Entwürfe sich nicht in Übereinstimmung mit den Ansprüchen der hiesigen Gesellschaft bringen ließen. Die gleiche Spannung beherrschte eigentlich auch die Malerei jener Zeit, so daß sich das in den früheren Perioden so häufige Wanderleben der Künstler weiter fortsetzte. Károly Markó (1791–1860), der in Leutschau geborene und in Wien ausgebildete Landschaftsmaler, ließ sich 1832 in Italien nieder; der Temeschwarer Károly Brocky (1807–1855) entwickelte seine Kunst nach dem Wiener Studium in Italien und Frankreich weiter, um dann ab 1838 als Porträtmaler für den englischen Hof zu arbeiten. Der Szekler Mitteladlige Miklós Barabás (1810–1898) war eigentlich der erste bedeutendere Maler, der aus Wien und Italien heimkehrte, aber auch seine Impulse litten unter der Einseitigkeit der Nachfrage: Bei seinen Mitte der dreißiger Jahre in Italien gemalten Aquarellen hatte er sich noch um ungewöhnliche Farbwirkungen bemüht, die denen der Romantik nahekamen, später aber – abgesehen von einigen Genrebildern aus den vierziger Jahren – wurde er allmählich zum außerordentlich produktiven Porträtmaler im vom spießbürgerlichen Geist nicht völlig freien Biedermeierstil und zum Künstler von Lithographien für Almanache und Zeitungen.

Ohne Zweifel ist die Zurückgebliebenheit der damaligen ungarischen bildenden Künste zumindest zum Teil auf das Fehlen entsprechender Institutionen und eines gesunden Kunstlebens zurückzuführen. Von Kunsthandel läßt sich eigentlich erst seit 1840, nach der Gründung des Pester Kunstvereins sprechen, und auch dann standen den Käufern anfangs fast nur Wiener Kunstgegenstände zur Verfügung. Den Beginn der inländischen Künstlerausbildung kann man auf 1846 datieren, als der Venetianer Marastoni eine Privatschule in Pest eröffnete. In gewissem Maße wurde die Entwicklung von der gesellschaftlichen Nachfrage, also vom Geschmack des plötzlich reich gewordenen städtischen Bürgertums bestimmt und damit einseitig: Barabás' größere Befähigung zur Landschaftsmalerei war völlig umsonst, wenn man bei ihm nur Porträts, Miniaturen, Quodlibets oder eben Aushängeschilder bestellte. Auch die Bildhauerei wurde davon determiniert, daß in erster Linie Grabmäler und Gebäudeplastiken verlangt wurden. Das einige Elemente des Klassizismus hier und da mit einzelnen Charakteristika der Romantik verbindende Biedermeier ermöglichte eine Weiterentwicklung außer bei der Möbelkunst eigentlich nur bei den Genrebildern. Das bezieht sich natürlich nicht auf die Architektur, die sozusagen eigene Wege ging und damit, daß sie eigentlich bis zur Mitte unseres Jahrhunderts den Traditionen des Klassizismus folgte, sich gegenüber den anderen Künsten verspätete. Lajos Fülep,

der herausragende Kunsthistoriker der ersten Jahrhunderthälfte, reihte unter die verpaßten großen Möglichkeiten den 1805 erstellten Stadtentwicklungsplan für die Hauptstadt des aus Wien nach Pest gezogenen János Hild ein. Zusammen mit seinem Sohn József Hild (1789–1867) hat dieser Architekt viel für die Umgestaltung des Stadtbildes getan — als Beispiel diene das 1843 errichtete Mietshaus in der heutigen Október 6. Straße Nr. 5 —, dasselbe aber läßt sich auch von dem anderen aus Wien gekommenen Architekten Mihály Pollák (1773–1855) sagen, dessen relativ früher Bau der lutherischen Kirche am Deák-Platz (1799–1811) ein glänzender Beleg dafür ist, daß die besten Meister des ungarischen Klassizismus auch wirklich funktionsentsprechende öffentliche Gebäude entwerfen konnten.

Vermutlich lag es an der ungarischen Sprache sowie an der Verflechtung von Literatur und Politik, daß sich in der ersten Hälfte des 19. Jh. die Literatur lebhafter entwickelte als die meisten anderen Bereiche der Kultur. Auch der rasche Aufschwung der Presse läßt sich wohl damit erklären. Seit 1786 erschien in Wien zweimal wöchentlich der *Magyar Kurír*, anfangs von Sándor Szacsvay und ab 1793 von Sámuel Decsy redigiert; 1806 erschien das Wochenblatt *Hazai Tudósítások* (Inländische Berichte), redigiert von István Kulcsár, das ab 1808 den Namen *Hazai és Külföldi Tudósítások* (In- und ausländische Berichte) trug und als Beilagen ab 1811 die *Gazdaságbeli Gyüjtemény* (Wirtschaftliche Sammlung) und ab 1817 die *Hasznos Mulatságok* (Nützliche Vergnügungen) herausgab. Im gleichen Jahrzehnt wurden auch zwei bedeutende Zeitschriften gegründet: Gábor Döbrenteis *Erdélyi Múzeum* (Siebenbürger Museum) mit seinen 630 Abonnenten konnte sich zwar nur von 1814 bis 1818 halten, doch die *Tudományos Gyüjtemény* (Wissenschaftliche Sammlung) wurde mit 600–800 Abonnenten zwischen 1817 und 1841 schon zum entscheidenden Träger des Geisteslebens im Lande. Die gattungsmäßig gemischte Reihe der vor allem belletristischen Almanache eröffnete 1822 die *Aurora* , ein anfangs von Károly Kisfaludy und nach dessen Tode von József Bajza redigiertes Jahrbuch, das sein Publikum im allerneuesten Geschmack bildete. Bis zu den vierziger Jahren hatte sich die Presse dann schon so sehr differenziert, daß die führenden politischen Richtungen jede über ihr eigenes Blatt verfügte. Die Liberalen schrieben im 1840–1844 von Kossuth, 1844–1845 von László Szalay und danach von Antal Csengery redigierten *Pesti Hírlap* und die Konservativen in der *Világ* (Welt), während die *Nemzeti Újság* (Nationalzeitung) das Sprachrohr der katholischen Kirche war. Auch die belletristischen Blätter hatten alle ihr eigens Antlitz. Imre Vahots *Regélő Pesti Divatlapja* (Erzählende Pester Modezeitschrift) konkurrierte mit Lázár Petrichevich Horváths *Honderü* (Heimatlust) und den von Adolf Frankenburg redigierten *Életképek* (Genrebilder) um die Veröffentlichung der Werke

der führenden Schriftsteller der Zeit, womit sie zugleich belebend auf das öffentliche Denken wirkten.

Neben der Presse förderte ganz offensichtlich die Entwicklung der Schule die Expansion der bürgerlichen Intelligenz, auch wenn es in der Ausbildung bis 1848 zu weniger aufsehenerregenden Änderungen kam als in der vorangehenden Periode. In der Hochschulausbildung entstanden kaum neue Einrichtungen, die Pester Universität wurde unter staatliche Aufsicht gestellt. 1846 öffneten sechs ungarische Lehrerbildungsinstitute ihre Pforten sowie ein rumänisches und ein illyrisches (kroatisches), gleichzeitig wurde die Joseph-Gewerbeschule in Pest gegründet, 1848 königliche Rechtsakademien in Ofen, Raab, Preßburg, Kaschau, Großwardein und Agram sowie Militärlyzeen in Erlau, Fünfkirchen und Temeschwar. Im vorangegangenen halben Jahrhundert war es bei den Mittelschulen zur entscheidendsten Wende gekommen. Die zweite *Ratio Educationis* verfügte 1806 die Schulpflicht zwischen sechs und zwölf Jahren und schuf damit die Voraussetzung für das 6-Klassen-Gymnasium. 1846 gab es bereits 102 solcher Grundschulen im engeren Ungarn und 20 in Siebenbürgen, darüber hinaus 27 6-Klassen- und ein 4-Klassen-Gymnasium. Auch der Kreis der protestantischen Lehreinrichtungen erweiterte sich: Neben den reformierten Hochschulen von Debreczin, Sárospatak und Pápa entstanden 1831 eine in Kecskemét und 1837 in Máramarossziget (Sighetul Marmaţiei) und neben der von Preßburg eine lutherische in Eperies.

Die ungarische Sprache war für die Wissenschaften ein Vor- und Nachteil zugleich. Die Kenntnisse erreichten mit ihr ein größeres Publikum, und das verpflichtete die Intelligenz insgesamt zu einem praktischeren Geist, zu Volkstümlichkeit und Übersetzungstätigkeit, andererseits verstärkte die Isoliertheit der ungarischen Sprache die Nachteile infolge des im Lande fehlenden wissenschaftlichen Lebens – die Wissenschaftler konnten nicht mit internationalem Echo rechnen. Weder Farkas' (1775–1856) und János Bolyais mathematische Entdeckungen noch Ányos Jedliks (1800–1895) Erkenntnisse über die elektromagnetischen Drehbewegungen von 1828 fanden im Ausland Beachtung. Ausschließlich die in fremden Sprachen veröffentlichten Ergebnisse fanden Aufnahme in die internationale Wissenschaft: das dreibändige Werk des hervorragenden Biologen Pál Kitaibel (1757–1817) über die Flora Ungarns (lateinisch, Wien 1799–1812), die fünfbändige Physiologie des Arztes Mihály Lenhossék (lateinisch, Pest 1816–1818) und János Irinyis (1819–1895) Chemie (deutsch, Berlin 1838). Als Gegenbeispiele lassen sich nicht nur die mißlungenen Versuche nennen, die mineralogische Fachsprache ins Ungarische zu übertragen, sondern auch Sámuel Diószegis und Mihály Fazekas' *Ungarische Flora* (Magyar füvészkönyv, 1807), die großenteils nur sprachhistorischen Wert besitzt.

Die Geisteswissenschaften berührte die Sprachenfrage – wenigstens zu jener Zeit – weniger, und das war wohl auch ein Grund für ihre gleichmäßigere Entwicklung. Großen Aufschwung, verglichen mit dem ersten Abschnitt der Aufklärung, nahm zumindest die Historiographie. Nicht nur die Quellenausgaben wiesen bedeutende Ergebnisse auf – so gab beispielsweise József Graf Kemény (1795–1855) zwischen 1836 und 1845 die Quellen der siebenbürgischen Geschichte in drei Bänden lateinisch, zwei Bänden deutsch und einem Band ungarisch heraus –, sondern auch das frühe Hauptwerk Mihály Horváths (1809–1878) *Geschichte der Ungarn* (A magyarok története, 1842–1846) deutete bereits den neuen Abschnitt an, indem es einen Überblick von den Anfängen bis 1792 in vier Bänden gab. Mit dem anregenden Einfluß der Geschichtswissenschaft läßt sich auch das relativ baldige Auftreten der verwandten Disziplinen erklären. Die Sammlung *Volkslieder und Sagen* (Népdalok és mondák, 1846–1848) von János Erdélyi zeugt bereits vom europäischen Niveau der Folkloreforschung, und selbst wenn die folgende Generation das sechsbändige Werk *Jetziger Zustand Ungarns und der ihm angeschlossenen Provinzen aus statistischer und geographischer Sicht* (Magyarországnak s a hozzá kapcsolt tartományoknak mostani állapota statisztikai és geographiai tekintetben, 1836–1840) von Elek Fényes (1807–1876) bereits als ungenau und sogar unzuverlässig betrachtete, ist seine Arbeit wissenschaftsgeschichtlich dennoch als eine wichtige Initiative zu werten.

Auch die Literaturgeschichte überwand die Stufe der bloßen chronik- oder lexikonartigen Aufzählung der ungarischen Dichtung mit Ferenc Schedels (später Toldys) zweibändiger Sammlung *Handbuch der ungarischen Poesie* (1829). Die Kritik aber erreichte ein noch höheres Niveau. Kölcsey schrieb schon seit Mitte der zehner Jahre außerordentlich fachgerechte Besprechungen, seine Studie über Berzsenyi im 1817er Jahrgang der *Tudományos Gyűjtemény* bewog diesen zu einer Antwort, und einige Feststellungen in seinen *Bemerkungen zu Kölcseys Rezension* (Észrevételek Kölcsey Recensiójára, 1825) bzw. in der *Harmonistik der Dichtung* (Poétai harmonistika, 1832) nehmen ebenso die romantische Poetik voraus wie Kölcseys Studien selbst. József Bajza (1804–1858) gab dann die in unterschiedlichen Abständen erscheinende, aber selbständige Zeitschrift *Kritikai Lapok* (Kritische Blätter, 1830–1836) zur Förderung der Kritik heraus, die er erst einstellte, als er 1837 zusammen mit Vörösmarty und Toldy zweimal wöchentlich statt der *Aurora* das populärwissenschaftliche und belletristische Blatt *Athenaeum* herausgab, das anfangs in seiner kritischen Beilage *Figyelmező* (Beobachter) und dann 1841–1843, bis zu seiner Einstellung, auf den eigenen Seiten Rezensionen brachte.

Betrachten wir nun die einzelnen Bereiche der Kultur der Reihe nach, stellt sich automatisch die Frage, ob es in Ungarn im frühen 19. Jh. überhaupt Philosophie gab. Und es fällt schwer, dies mit Ja zu beantworten. Den das damalige Europa beschäftigenden Gedanken stand Széchenyi vielleicht am nächsten – aufgrund seiner Vielseitigkeit. Andere verrieten höchstens eine Neigung zu gewissen Teilgebieten der Philosophie. So erfaßte der Geist der Volkswirtschaft – abgesehen vom Autor des *Kreditwesens* – als ersten vermutlich János Balásházy (1797–1857), dessen Werke vom Ende der zwanziger Jahre an das folgende Jahrzehnt hindurch erschienen. In den vierziger Jahren unternahmen dann die Zentralisten beachtliche Initiativen im Bereich der abhandelnden Prosa. Ágoston Trefort (1817–1888) machte mit seinen volkswirtschaftlichen Studien auf sich aufmerksam, Móric Lukács (1812–1881) wandte sich von den Übersetzungen ab und einer ähnlichen Richtung zu, um später politische Analysen zu verfassen, während der als Belletrist beginnende László Szalay (1813–1864) zuerst vom Recht und sehr bald von der Geschichtsforschung in den Bann gezogen wurde. Eine ähnliche Entwicklung beschritt Baron Zsigmond Kemény (1814–1875), der durch seine rechtshistorischen, geschichtsphilosophischen und politischen Artikelserien im *Erdélyi Híradó* (Siebenbürgischer Anzeiger) zum führenden Journalisten der siebenbürgischen Liberalen wurde.

Nicht einmal von ihren Absichten her gesehen, sind all diese Leistungen als philosophisch zu bezeichnen, sie berührten höchstens gewisse Teilgebiete der Philosophie. Allerdings blieben die großen Philosophen auch in Ungarn nicht ohne Echo. So war nicht nur Kölcsey ein verständiger Leser der Werke Kants, sondern auch der Lehrer an der Straßburger Hochschule Sámuel Köteles (1770–1831), der in Jena Fichte gehört hatte. Der Naturwissenschaftler Lajos Tarczy (1807–1881), der Anfang der dreißiger Jahre in Berlin studierte und Lehrer an der reformierten Hochschule in Pápa war, nannte sich einen Hegelianer – noch vor János Erdélyi. Selbst unter den Absolventen der reformierten Hochschule von Pápa gab es einen, der als reformierter Seelsorger von der Kanzel und in Druckwerken den utopischen Sozialismus vertrat: Péter Tóth (1813–1878) wurde aus einem Fichte-Schüler in den vierziger Jahren zum Anhänger Fouriers. Diese Beispiele darf man aber nicht höher werten als verständnisvolle Übernahmen. Um eine selbständige philosophische Auffassung bemühten sich allein die „Konventionisten" wie der Reformierte János Hetényi (1786–1853) oder Gusztáv Szontágh (1793–1858). Auf wissenschaftshistorisches Interesse darf wohl höchstens Szontághs *Propyläen zur ungarischen Philosophie* (Propylaeumok a magyar filozófiához, 1839) zählen, aber auch diese Arbeit ist nicht geeignet, das Urteil über die gesamte Richtung zu verändern, daß sie nur eine von der Praxis

geleitete Auswahl der Ideen von Bacon, Leibniz, Kant und Herder vorgenommen habe.

Bei der Skizzierung des Geisteslebens im frühen 19. Jh. wurden wohl einige Beispiele aus Siebenbürgen gebracht, doch läßt sich nicht in Frage stellen, daß dieser östliche Landesteil zu jener Zeit nicht nur eine selbständige Verwaltungseinheit war, sondern auch eine gesonderte Kultur besaß. Am kürzesten läßt sich der Unterschied mit dem Wort Zurückgebliebenheit ausdrücken. Das wirklich hochstehende Geistesleben Siebenbürgens im 16. und 17. Jh. war nun an seinem Tiefpunkt angelangt, wofür offensichtlich soziale Ursachen verantwortlich zu machen sind. Ein Vergleich der Volkszählungsdaten von 1786–1787 und 1850–1851 legt die Schätzung nahe, daß die Bevölkerung Siebenbürgens von 1,5 auf 2 Millionen angestiegen war und damit 40 Prozent der heutigen Bevölkerungsdichte erreicht hatte; dies muß als ein ziemlich schnelles Wachstum gelten. Auch wenn die Zuverlässigkeit der damaligen Daten unbestreitbar sehr fraglich ist, ist doch die Schätzung nicht ganz unbegründet, daß das durchschnittliche Lebensalter um 30 Jahre betragen haben mag, als dies in Frankreich 25 Jahre nicht überschritt. Über eine Veränderung der Anteile der Nationalitäten liegen keine zuverlässigen Angaben vor. Schätzungen besagen 49 Prozent Rumänen, 35 Prozent Ungarn und 10 Prozent Sachsen. Größere Verschiebungen der Anteile lassen sich höchstens bei den kleineren Nationalitäten annehmen, so zerstreuten sich seit Ende des 18. Jh. die Armenier zunehmend mehr und verschmolzen sogar mit den Ungarn.

Mit Sicherheit war mit der Bevölkerungszunahme kein Wirtschaftsaufschwung verbunden. Nach Waterloo verdrängte die ägyptische und amerikanische die mazedonische Baumwolle vom Markt, und zudem verloren die Griechen nach ihrem Freiheitskampf von 1821 ihre wirtschaftliche Schlüsselstellung im türkischen Reich. Beides führte nicht nur zu einer abnehmenden Zahl der griechischen Kaufleute in Siebenbürgen, sondern zugleich zu einem Rückgang des dortigen Levantehandels. Die Wirtschaft stagnierte, und der früher so starke kleinstädtische Charakter des Fürstentums Siebenbürgen ging dadurch verloren. 1786 lassen sich höchstens drei Dutzend Siedlungen als Städte bezeichnen, wenn man als Maßstab dafür den Markt, über 2000 Bewohner und Privilegien zugrunde legt. Aus der Tatsache, daß bis zu den 1840er Jahren nur 9 Städte mehr als 6000 Einwohner besaßen, läßt sich für Siebenbürgen ein langsameres städtisches Wachstum annehmen als in den übrigen Landesteilen. Ausnahmen bildeten nur vier Städte: Einen Anreiz für Zuwanderer boten in Kronstadt und Schäßburg die Industrie, in Klausenburg und Neumarkt am Mieresch die öffentliche und Staatsverwaltung sowie die Bildungseinrichtungen. Höchstens der Bergbau versprach noch einen Wirt-

schaftsaufschwung – schließlich war Siebenbürgen mit seinen Fundstätten im Erzgebirge nach Rußland der zweitgrößte Goldproduzent in Europa.

So ist es also teilweise den beschränkten wirtschaftlich-sozialen Möglichkeiten zuzuschreiben, wenn die Kultur Siebenbürgens zu Beginn des 19. Jh. nicht mehr auf so hoher Stufe stand wie im 16.–17. Jh. Die Unterrichtsentwicklung wurde beispielsweise ganz erheblich durch die konfessionelle Zersplitterung behindert, die zudem noch zum großen Teil mit den Nationalitätenunterschieden zusammenfiel, die sich wiederum seit Ende des 18. Jh. immer mehr in den Vordergrund schoben. Im überwiegend lutherischen Sachsenland besuchten 90–100 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Elementarschule, und auch in den 80 Schulen der Unitarier waren es noch 80–85 Prozent, die ähnlichen Schulen der Katholiken und Reformierten wurden schon weniger gut besucht, und besonders schlecht muß der Anteil bei den überwiegend griechisch-orthodoxen Rumänen gewesen sein – selbst dann, wenn wir die 50 Jahre spätere Schätzung des Lenkers der Kronstädter rumänischen Presse für leicht untertrieben halten, daß es unter den Rumänen nur 10 000 Schreibkundige gebe. Elementar-, Mittel- und Hochschulunterricht zusammengenommen waren nur Klausenburg, Neumarkt, Straßburg und Hofmarkt Städte mit mehr als 1000 Schülern. Károly Szász d. Ä. (1798–1853), einer der führenden Liberalen und Lehrer von Zsigmond Kemény an der Straßburger Hochschule, schätzte die Zahl der Intellektuellen – zu denen er den Adel, die Beamten, die Teilnehmer an der Gesetzgebung und die Lehrer zählte – auf 50 000, gegenüber den mehr als 2 Millionen Bauern und Gewerbetreibenden.

Außer diesen internen Bedingungen läßt sich Siebenbürgens Zurückgebliebenheit am Anfang des 19. Jh. auch auf äußere Gründe zurückführen. Der Aufschwung des Vormärz in Ungarn entzog Siebenbürgen gewisse geistige Kräfte, obwohl es keineswegs an kulturellen Initiativen mangelte: So organisierte György Ruzitska nach der Umgestaltung des Klausenburger Konservatoriums Konzerte, bei denen Bürger und Magnaten gemeinsam Wiener Klassiker zu Gehör brachten; das erste ständige Theater eröffnete – wie schon gesagt – 1821 in Klausenburg, wo auch das Schauspiel *Banus Bánk* von József Katona seinen ersten Erfolg erntete. Das von dem unitarischen Polyhistor Sámuel Brassai (1800–1897) herausgegebene *Vasárnapi Újság* (Sonntagsblatt) und auch das Schülerleben förderten die Verbürgerlichung; positive Versuche waren auch László Kővárys (1820–1907) Werke, das künstlerisch anspruchsvolle *Über das Szeklerland* (Székelyhonról, 1842) und die Wiederaufnahme der datenmäßigen Landesbeschreibung *Statistik Siebenbürgens* (Erdélyország statisztikája, 1847). Alle diese Bestrebungen wurden jedoch durch den wachsenden, von

Pest ausgehenden Sog durchkreuzt. Nicht nur Barabás verließ seine Heimat, sondern später auch Zsigmond Kemény und Károly Szász d. J., der risikofreudige Übersetzer der folgenden Jahrzehnte. Klausenburg hielt zwar seinen dritten Platz beim Buchverlag, sein Abstand zum führenden Pest-Ofen war dennoch gewaltig: Während in der Hauptstadt 1844 260 Bücher die Druckereien verließen, waren es in Klausenburg 22.

Großenteils mit politischen Gründen ist zu erklären, daß sich in Siebenbürgen der für den Vormärz allgemein bezeichnende kulturelle Aufschwung so viel weniger verwirklichte. Die dortige liberale Opposition war keineswegs einheitlich, was der Wiener Hof nach Kräften ausnutzte. Auf dem Landtag von 1834–1835 gerierten sich die Liberalen als verletzte Opposition. Dénes Baron Kemény äußerte: „Ganz unzutreffend nennt man uns Liberale, wir sind nicht soweit, daß wir Liberale sein könnten: das müssen wir werden wollen [...], damit sich das bestehende Gesetz verwirklichen kann." Diese Vorsicht verfehlte allerdings ihr Ziel. Der Gesandte des Königs unterbrach die Rede des auf einen Interessenausgleich bei der Erbablösung drängenden Miklós Baron Wesselényis (1796–1850), der die Gesetzesübergriffe beanstandete, und drei Jahre später berief der neue Herrscher Ferdinand V. die Stände ins treu zum Hof stehende sächsische Hermannstadt, um mit den Gemäßigten unter Führung von János Graf Bethlen und Károly Szász d. Ä. eine Vereinbarung zu schließen.

Der liberale Adel Siebenbürgens befand sich tatsächlich in einer schwierigen Lage, zwischen zwei Feuern: dem Hof und den Nationalitäten. Eine Aussöhnung mit der zahlenmäßig stärksten Nationalität – die Wesselényi wie auch Zsigmond Kemény befürworteten – wurde dadurch verhindert, daß in der rumänischen Nationalbewegung die Richtung des Hermannstädter Protopopen Nicolae Maniu siegte, die mit Berufung auf das historische Recht ganz Siebenbürgen forderte. Vertieft wurde die Krise weiter dadurch, daß sich auch die Sachsen bis zum Landtag von 1841–1843 gegen die Liberalen stellten, da sie wohl ihr Eigeninteresse nicht erkannt hatten. Während die Ungarn den sächsisch-ungarischen Gegensatz als Konfrontation zwischen Wien und den Ungarn verstanden, berief sich die deutsche Minderheit auf die Dreiheit sächsischer Bürger, ungarischer Adliger, walachischer Leibeigener. Die Kronstädter sächsische und rumänische Presse unterstützte – zumindest mittelbar – die rumänischen Autonomiebestrebungen.

Mit der höchst verwickelten Nationalitätenfrage läßt sich auch erklären, daß der siebenbürgische Liberalismus allgemein gemäßigter war als der ungarische, doch kann man sich dafür auch auf weitere Ursachen berufen. Siebenbürgen besaß ein anderes gesellschaftliches System als Ungarn. Die Mittelschichten der Bauernschaft erwiesen

sich als sehr stark, und die Einkommen der Magnaten standen denen der Mittelgrundbesitzer in Ungarn näher als denen der Großgrundbesitzer. Mit ersterem hängt zusammen, daß das bäuerliche Selbstversorgungs-Handwerk für das Leben in Siebenbürgen so bestimmend werden konnte wie jenseits des Königssteiges zu keiner Zeit. Der zweite Umstand begründet, warum wir János Bethlen nicht einfach als konservativ bezeichnen dürfen, wenn er bei seinem Kampf um das zu schaffende Ideal in der Existenz einer „unabhängigen und auf Grundbesitz beruhenden Aristokratie" das Pfand der konstitutionellen Entwicklung sah. Man könnte vielleicht so formulieren: In Siebenbürgen war der Mitteladel schwächer, der Hochadel wiederum weniger konservativ, den liberalen Ideen gegenüber aufgeschlossener, und dies führte zu einer von der ungarischen unterschiedlichen Variante des Liberalismus.

In ersten Linie ist aber nicht der dortige schwache Liberalismus der Grund dafür, daß in Siebenbürgen die Entwicklung bis zur bürgerlichen Revolution von 1848 nicht so stürmisch verlief wie im engeren Ungarn, zumal gewisse lokale Gegebenheiten die Umgestaltung des öffentlichen Lebens ausgesprochen förderten. Die Primipilen beriefen sich auf die Szeklerfreiheiten; die neuen Leiter der auf Anregung von János Bethlen umstrukturierten reformierten Kirche patronierten die liberal gesinnte Straßburger Hochschule; die 1827 gegründete *Erdélyi Híradó* wurde seit 1831 von Sámuel Méhes (1785–1852), einem Klausenburger reformierten Lehrer, ausdrücklich im liberalen Geist redigiert; Károly Szász d. Ä., der vorzügliche Lehrer und Jurist von Straßburg, erzogt die junge Generation im gleichen Geist; und natürlich beeinflußten auch Miklós Wesselényis Arbeiten sowie die *Reise durch Nordamerika* (Utazás Észak Amerikában, 1834) seines engen Freundes, des Szeklers Sándor Bölöni Farkas (1795–1842), die Denkweise der Öffentlichkeit. Zuversichtlich mußte zu Beginn der vierziger Jahre auch stimmen, daß 1841 der Landtag einberufen und 1842 der Bruder des liberalen Grafen László Teleki, József Graf Teleki, zum Gouverneur ernannt wurde.

Die durch all diese vielversprechenden Initiativen in Gang gesetzte Entwicklung wurde letztlich dadurch gebremst, daß es bis zur Revolution nicht zur Wiedervereinigung Siebenbürgens mit Ungarn kam. Die beiden Bolyais suchten die Lösung in einer über den Nationen stehenden Utopie, was natürlich völlig aussichtslos bleiben mußte, weil in der Mitte des 19. Jh. nicht mehr die übernationale Aufklärung, sondern die den Nationalcharakter betonende Romantik das öffentliche Denken bestimmte. Die Ungarn standen ebenso im Banne der Idee von der für spezifisch gehaltenen Nationalkultur wie die Rumänen. Prinzipiell hätte sich wohl jener Entwurf leichter verwirklichen lassen, den Wesselényi im *Mahnruf in Sachen der ungarischen*

und slawischen Nationalität (Szózat a magyar és szláv nemzetiség ügyében, 1843) sowie Zsigmond Kemény in seinen Artikelserien aus der ersten Hälfte der vierziger Jahre, vor allem im *Erdélyi Híradó*, umrissen hatten. Beide drängten auf einen Umbau des Habsburgerreiches zur Verhinderung der weiteren Expansion des Zarentums. Wien jedoch – in der Sorge, der Schwerpunkt des Reiches würde sich dann nach Ungarn verschieben – war strikt gegen die Union und vermochte zur Durchsetzung seiner Ziele sogar die Jungkonservativen zu gewinnen. Einen Gegenangriff unternahm Vizekanzler Samu Baron Jósika mit seinem Bruder Lajos, dem Obergespan des Komitats Doboka, und wurde auf dem Landtag von 1846–1847 zum Kanzler ernannt. Der Einfluß des Liberalismus in Siebenbürgen war gewachsen; seinen Gipfelpunkt bedeutete der 1841er Landtag: Das Buch *Interesseneinheit* (Érdekegység) des liberalen Wortführers auf diesem, des Barons Dénes Kemény (1803–1849), wurde von der Zensur bereits verboten.

Ganz gleich, ob wir nun die siebenbürgische oder die ungarische Entwicklung untersuchen, die Grundfrage der Kultur in der ersten Hälfte des 19. Jh. ist das Verhältnis zwischen Liberalismus und Romantik. Es ließe sich leicht dahinsagen, in der Ideengeschichte stelle der Liberalismus den Erben der Aufklärung dar, und in der Geschichte der Künste sei die Romantik die Gegenbewegung auf den Klassizismus; aber eine solche Entsprechung führt auch dann in die Irre, wenn man alle vier Begriffe als Richtungen und nicht als Perioden versteht.

Vor allem ist daran zu erinnern, daß der die Verbürgerlichung auf dem Wege über die Beseitigung des Leibeigenschaft und die Interessenabsprache bei der Erbablösung anstrebende ungarische Liberalismus mit keiner der Varianten des international beispielgebenden englischen Liberalismus im 19. Jh. zu identifizieren ist. Das bedeutet natürlich bei weitem nicht, daß dessen beide – von Bentham bzw. John Stuart Mill vertretene – Anschauungen in Ungarn ohne Echo geblieben wären. Ein längerer Abschnitt von István Graf Széchenyis *Kreditwesen* ist nichts anderes als die Summe des utilitaristischen Liberalismus von Jeremy Bentham, und dennoch widerspricht dieses Buch letztlich der Idee von der Markwirtschaft der freien Konkurrenz. Diese Diskrepanz läßt sich vermutlich auf zweierlei Weise erklären: einerseits mit den in Ungarn noch fehlenden Voraussetzungen für diesen wirtschaftlichen Liberalismus, andererseits damit, daß einzelne Momente der Auffassung Széchenyis – so etwa der Glaube an die Selbstverwirklichung der Persönlichkeit – sich bereits mit der romantischen Variante des Liberalismus verbinden lassen und der Verfasser des *Kreditwesens* damit schon zum frühen Vertreter des von John Stuart Mill formulierten moralisch geprägten Liberalismus wird.

Mit Sicherheit ist die Romantik ein weiterer Begriff als der Klassizismus. Die auf diesen folgende romantische Gegenbewegung betraf

nicht nur die Künste, sondern auch das Weltbild, und dies trifft auf England wie auf die deutschen Lande und Frankreich zu; zur Debatte steht also nur, inwieweit sich die Romantik auf das ungarische Geistesleben auswirkte.

Als Ausgangspunkt möge zitiert werden, was der in den Jahren vor der 1848er Revolution bedeutendste ungarische Maler, Barabás, über seine Londonreise von 1843 äußerte: „Bei einer Gelegenheit sah ich in der Ausstellung der Akademie zwei Herren, die gerade zwei Bilder miteinander verglichen. Das eine Bild war von Stanfield, das andere von Turner. Der eine äußerte sich folgendermaßen: ‚Sieh den Turner, wie schöne warme Farben, und wie kalt dagegen Stanfield.' Ich konnte mich nicht bremsen einzuwerfen: ‚Stanfields Werk ist ein wunderschönes Bild, Turners dagegen nicht einmal ein Bild, nur die Bemalung eines Stück Leinens mit Farben, ohne Verstand, Sinn und Gedanken. Aber nirgendwo sonst in der Welt gibt es eine Ausstellung, wo dieses Bild angenommen würde ...' "

Auch Ruskin hat Stanfield gewürdigt, und die Kunstgeschichte hält ihn noch heute in Evidenz, aber seine Seebilder zeigen keine Spur jener Neuerungen, die Turner unter die größten Maler der Romantik erheben. Ja, Barabás' Einwand stimmt genau mit der Ansicht der konservativen Kritiker der Romantik überein, die mit Berufung auf die Vernunft das Übermaß an Phantasie ablehnen.

Kann man überhaupt von ungarischer Romantik sprechen? Völlig unsinnig kann die Fragestellung schon deshalb nicht sein, weil die wichtigsten Werke über die Romantik im Ausland geschrieben wurden und bei der Begriffsbestimmung die ungarische Kultur überhaupt nicht berücksichtigten. So hat man die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Entweder macht man sich die Auffassung zu eigen, es gebe keine Romantik, sondern nur Romantiken, oder man versucht, die in großen Zügen fertig vorliegende Definition mit gewissen ungarischen Erscheinungen in Einklang zu bringen. Im Falle der ersten Lösung ließe sich argumentieren, die ungarische nationale Romantik besäße vor allem solche Charakteristiken, die sie von anderen Romantiken unterscheiden, womit aber eigentlich die Verwendung des Begriffes selbst völlig überflüssig würde.

Natürlich kann man in der Malerei von romantischer Aufhebung der klassischen Gliederung der Form, in der Musik von der Zerlegung der auf der Spannung von Grundton und fünfter Stufe (Dominante) und deren Auflösung basierender Sonatenform und sogar allgemein vom romantischen Kult der den ständischen Rahmen ablehnenden, eigengesetzlichen, sich selbst mit organischer „Bildung" verwirklichenden Persönlichkeit, vom Kult des Ich-Pathos („egotistical sublime") sprechen – meist wird jedoch bei der Definition der Romantik von der Literatur ausgegangen. In Ungarn gab es die Romantik

auch in den übrigen Bereichen. Liszt ging sehr weit bei der Ablehnung der Tonalität, Széchenyis Persönlichkeit wäre ohne Einführung des Begriffes Romantik nicht zu deuten, und selbst Barabás verrät eine gewisse Sympathie für die romantische Auffassung der Malerei, als er den *Lago Maggiore* (1834), *Venedig zur Dämmerung* (1834), den *Ausbruch des Vesuvs* (1835) oder *Die blaue Grotte* (1835) malte. Doch wäre es falsch, von solchen Erscheinungen auf die ungarische Kultur insgesamt zu verallgemeinern. Liszts Tätigkeit läßt sich nur zum Teil mit Ungarn verbinden, Barabás' Porträtmalerei hat nur noch wenig gemein mit den von Friedrich, Turner oder Delacroix vertretenen Richtungen, und die geistigen Bewegungen des Vormärz kann man kaum aus der Romantik ableiten. Hinsichtlich Ungarns ist es also besonders angebracht, die Literatur als richtungweisend bei der Bewertung der Rolle und des Gewichtes der Romantik zu betrachten.

Nach Ansicht des angesehenen Vertreters der Komparatistik René Wellek sind die Natur, das Symbol und der Mythos geeignet, beim Verständnis der Romantik Hilfe zu leisten. Das Ideal der schöpferischen und sogar der prophetischen Phantasie widerspricht den klassizistischen Prinzipien der Nachahmung (Imitation). Eine ähnliche Distanzierung vom Vorangegangenen bedeuten „die Überwindung der Doppelheit von Subjekt und Objekt, Ich und Nicht-Ich, bewußt und unbewußt", die „Aussöhnung von Kunst und Natur, Sprache und Wirklichkeit". Für den romantischen Dichter „ist die Natur auch Sprache, Symbolsystem". Die mythische Welterklärung ergibt sich direkt daraus, daß sich der romantische Künstler als Seher, als Prophet versteht.

Offensichtlich lassen sich all diese genannten Faktoren organisch auf jeweilige Vorgeschehnisse zurückführen, wodurch sie die Existenz der Romantik nicht an sich, sondern nur in ihrer Gesamtheit, mit ihrer Wechselwirkung belegen. Da sie sich in dieser Form auch in der ungarischen Kultur finden lassen, ist anzunehmen, daß ein vollkommener Einklang mit den westeuropäischen Formen dieser Richtung besteht.

Dennoch ist es vorstellbar, daß sich bei einer näheren Betrachtung der englischen, deutschen oder französischen Romantik auch Qualitäten finden, die sich anscheinend nicht enteignen und in der ungarischen Kultur gar nicht oder in nur viel geringerem Maße und Gewicht entdecken lassen. Dies soll an vier Erscheinungsbereichen aus der Kulturgeschichte des späten 18. und früher 19. Jh. untersucht werden.

Der erste von ihnen berührt sogleich die recht verzwickte Frage, wieweit die eventuellen Mängel oder zumindest die Eigenart der ungarischen Romantik der wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit anzulasten sind. Der aufgeklärte Klassizismus war im allgemeinen dem

städtischen Leben verpflichtet, wogegen die Romantik das Malerische („picturesque"), das Lokalkolorit („couleur locale") in der zivilisationslosen Provinz suchte. Die für die Romantik typische religiöse Erneuerung pries die Natur als Gottes Geschöpf und kritisierte die Stadt als Menschenwerk. Dem Verfasser des *Émile* folgend, setzte sie die großstädtische Lebensform mit Entfremdung und Einförmigkeit gleich, während sie in der Provinz lokale Werte sah, die der Menschheit Buntheit verliehen, ja sogar das Pfand der Nationalcharaktere.

Gewisse Ideen des Genfer Philosophen fanden tatsächlich Widerhall in Ungarn, aber die Aufnahme seiner Kulturkritik modifizierte sich ungewollt durch das Fehlen des großstädtischen Lebens. Und wenn Berzsenyi in den 1810er Jahren – gewissermaßen wohl auch auf Anregung des stärker klassizistisch geprägten Kazinczy – der Wertordnung seiner früheren Elegien bereits widersprach, war doch unbezweifelbar der Lobpreis des lauten städtischen Lebens und der Gemeinschaft ein ehrlich angestrebtes Ziel in seiner Epistel *An Mihály Vitkovics* (Vitkovics Mihályhoz, 1815). Die von den westeuropäischen Romantikern bereits abgelehnte Wirklichkeit war für den ungarischen Dichter noch ein Wuschtraum. Die Entsprechung der Entfremdungserlebnisse Wordsworths, die Nostalgie des in der Stadt seiner Wurzeln verlustig gegangenen einzelnen nach der verlorenen Innerlichkeit, läßt sich eher erst in der folgenden Periode bei Arany, dem Dichter des *Im Garten* (Kertben, 1851) finden.

Es ist durchaus vorstellbar, daß diese Verspätung des städtischen Lebens mitverantwortlich für die langsame und ungleichmäßige Entfaltung der ungarischen Romantik war, und auch dafür, daß die Volkstümlichkeit – ein und beileibe kein unwichtiger Faktor der inneren Entwicklung der Romantik in Wordsworths oder Herders Heimat – in Ungarn gewissermaßen erst als Gegenwirkung auf die Romantik, also später, in den 1840er Jahren auftrat und sich zu einer selbständigen Richtung entwickeln wollte. Ob diese Vermutung nun berechtigt ist oder nicht, in einer Beziehung läßt sich die ungarische Romantik der westeuropäischen gegenüberstellen: Ihr fehlt die antibürgerliche Haltung fast völlig. Die Kritik an der Farblosigkeit des Durchschnittsmenschen findet sich nicht erst bei Petőfi, sondern wohl schon bei Csokonai, obwohl Petőfis *Der Apostel* (Az apostol, 1848) keineswegs im individualistischen Geist geschrieben ist: Sylvester kämpft um die Werte einer künftigen Gemeinschaft und unterscheidet sich deshalb vom im Heute lebenden Durchschnittsmenschen. In der ungarischen Literatur gibt es wenig von der Art Anarchismus, wie er in der westlichen Romantik von Rousseau bis Thoreau eine so entscheidende Rolle spielt.

Auch der zweite Fragenkreis hängt mit der relativen Unterentwicklung der ungarischen Gesellschaft zusammen, diesmal aber in-

direkter. Im allgemeinen gehört zum Auftreten der Romantik eine außerordentliche Annäherung von Philosophie und Belletristik. Da im Ungarn an der Wende zum 19. Jh. kaum von einer selbständigen Philosophie die Rede sein kann, fehlte der ungarischen Kultur verständlicherweise ein, ja wenn nicht sogar der wichtigste, Ansporn für die Romantik. Wohl auch damit läßt sich die fast zentrale Rolle des Széchenyischen Lebenswerkes in der ungarischen Kultur der ersten Hälfte des 19. Jh. und zugleich sein Doppelantlitz erklären: Als vor allem politischer Denker läßt er sich doch keinesfalls aus der Geschichte der romantischen Literatur ausklammern, und ebenso wenig darf verschwiegen werden, daß unter den ungarischen Abhandlungsprosaisten wohl er der Behandlung jener philosophischen Fragen am nächsten kam, die die Romantiker so sehr beunruhigten, ohne daß er je bewußt versuchte, ein philosophisches System zu schaffen.

Als drittes Problem soll die halbwissenschaftliche Vorgeschichte der Psychologie erwähnt werden. Die beiden wichtigen Richtungen der Aufklärung, der angelsächsische Empirismus und der französische mechanische Materialismus, wußten relativ wenig über die menschliche Bewußtseinstätigkeit, da sie das Verhältnis zwischen Außenwelt und Seele im Grunde als die Wirkung der ersteren auf die letztere verstanden. Diesem einseitig nach außen gerichteten Interesse versuchten die Konstitutionslehre und der Mesmerismus gegenzusteuern.

Mesmers Vermutungen über das Unbewußte waren ein wichtiger Anstoß für die Entstehung der Romantik. In Ungarn stand Kölcsey den die Tiefenpsychologie vorausnehmenden Lehren des in der Schweiz geborenen Arztes feindlich gegenüber. Zwar sind seine beiden einschlägigen Studien *Briefe über den Mesmerismus* (Levelek a mesmerismusról, 1823) und *Über die Spuren des tierischen Magnetismus in der Antike* (Az állati magnetismus nyomairól a régiségben, 1828) nicht allgemeine Zurückweisungen der Romantik, doch hatte Kölcsey seinen von 18. Jh. geerbten Rationalismus vermutlich selbst in den 1920er Jahren noch nicht aufgegeben und läßt sich damit den deutschen, englischen und französischen Romantikern gegenüberstellen, die die Neuentdeckung der Phantasie mit dem Kult des Trieblebens, des Phantastischen und des „surnaturel" verbanden und die karthesianische Trennung von Seele und Körper durch den monistischen Vitalismus ersetzten. Ja vermutlich läßt sich dieser Unterschied noch auf eine breitere Basis stellen: Während in den für den Charakter der Romantik bestimmenden Literaturen die Vertreter der Richtung vieles aus den mystischen Traditionen schöpften, wobei nicht nur an Westeuropa, sondern auch an Rußland zu denken ist, kann man damit in der ungarischen Literatur kaum rechnen.

Diese Tatsache führt uns nun zu dem vierten grundsätzlichen Unterschied zwischen westeuropäischer und ungarischer Romantik. Wo die Romantik sehr früh erschien, ging sie im allgemeinen mit einer religiösen Erneuerung einher. In Ungarn bildete das 19. Jh. in diesem Bereich eher einen Tiefpunkt. Die Vorgeschichte im 18. Jh. hätte sehr wohl eine Anregung zur Neubewertung des religiösen Erlebnisses geben können, doch findet sich später sehr wenig davon. Dies stellt einen auffälligen Unterschied dar, da sich doch das Werk ganz unterschiedlicher Autoren – Blake, Novalis oder auch Hugo, um nur einige der großen zu nennen – durchaus mit der Umdeutung der Religion beschäftigte.

Die ungarische Theologie stand im 19. Jh. auf einem recht niedrigen Niveau, und auch die Literatur wies nur wenig Spuren auf, die von einer Neuentdeckung religiöser Inspiration zeugen würden. Die Berufung darauf, daß die Schriftsteller großenteils Protestanten waren, ist recht unglücklich, waren doch Angelsachsen und Deutsche mehrheitlich auch keine Katholiken, und zudem würde es schwerfallen, beim Katholiken Vörösmarty tiefe religiöse Erlebnisse nachzuweisen. Allein Széchenyi käme vielleicht in Frage, aber seine Gedanken über die Religion sind überaus widersprüchlich: einmal erweist er sich als tief gläubig, ein andermal identifiziert er in Übereinstimmung mit den dem Verstandesprinzip und der Praxis folgenden Aufklärungsdenkern die Religion mit dem Brauch – wie etwa in dem auch „meine Beichte" genannten Denkschreiben von 1825 an Metternich, wo er behauptet, wäre er als Türke geboren, wüsche er sich ebenso gewissenhaft fünfmal täglich die Füße, wie er sonntags pünktlich zur Kirche geht.

Natürlich läßt sich argumentieren, diese Bemerkung hänge mit dem Geschichtlichkeitskult der Romantik, mit jenem Gedanken kultureller Relativität zusammen, den Herder so wirkungsvoll formulierte und der angefangen von Kölcseys bedeutendster Studie *Nationale Traditionen* (Nemzeti hagyományok) über Erdélyi und János Kríza (1812–1875), der die Volkstümlichkeit seit Ende der dreißiger Jahre mittels Veröffentlichung und Nachahmung von Volksliedern einführte, und weiter über den diese Stilrichtung auf hohem Niveau pflegenden Petőfi bis hin zum das naive Epos der Ungarn suchenden János Arany fortgesetzt wurde und auch später noch sehr oft zum Grundideal derer wurde, die die Autonomie der Nationalkultur betonten. Letztlich war das von innen kommende und sich sogar aus der bäuerlichen Kultur speisende Ideal der Hochkultur ein Teil jener Kritik, mit der die Romantik gegen den Internationalismus Lockes, Voltaires, Humes, Holbachs, Helvétius', La Metries oder Benthams auftrat.

Zweifellos empfand Széchenyi die historische und lokale Relativität der Werte sehr tief. So spukt in seinen Werken – wie dem zwi-

schen 1831 und 1835 geschriebenen, aber erst 1858 erschienenen Hunnien (*Hunnia*) – der Gedanke herum, jede Sprache schaffe eine eigene Welt und jede Nation habe die Möglichkeit für eine Kultur, die nur sie zu verwirklichen berufen sei. Deshalb wollte er die Menschheit mit einer Nation „beschenken". Er setzte den Nationalcharakter noch nicht mit „schlechten Bräuchen" gleich wie dann Madách im Geiste des Positivismus; für ihn waren die nationalen Eigenarten ein System entwickelbarer, aber nicht zu enteignender Qualitäten – und das war der Grund, weshalb ihn das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung so tief durchdrang.

All das bildet jedoch nur eine Seite seiner Auffassung. Während er zuzeiten den Ideen Wilhelm von Humboldts sehr nahe kam – der jeder einzelnen Sprache eine eigene Weltsicht zusprach –, versuchte ihn bei anderen Gelegenheiten der Anspruch der Aufklärung auf Universalität, das heißt, zog ihn die von den Namen Descartes und Leibniz geprägte Tradition an. Die nationalen Eigenheiten sind oberflächlich, sie ergeben sich aus den Ungleichheiten der Entwicklung, und die Tiefenstruktur der Sprachen ist identisch. Das ist die Kurzfassung der universalistischen Kulturauffassung, mit der mehrere Äußerungen Széchenyis übereinstimmen, wie z. B. die Tagebuchaufzeichnung vom 18. Juni 1826: „Aus der Unvollkommenheit der Sprachen entstehet das meiste Übel, und der grösste Zeit Verlust auf der Welt. [...]

Ich fühle dass man noch eine Art erfinden wird, durch Nummern zu schreiben – so dass das Geschriebene ewig und für alle Begriffe mathematisch stets die selbe bleiben wird."

War er nun ein Hüter der Aufklärung oder ein Vertreter der Romantik von internationalem Rang, dieser Széchenyi, der am 3. November 1825 seine Einkünfte eines Jahres für die Schaffung der Magyar Tudós Társaság (Ungarische Gelehrten-Gesellschaft) zur Verfügung stellte und mit einer ganzen Reihe von Institutionen in den späteren Jahren sowie einem trotz seiner Selbstwidersprüche außerordentlich konsequent aufgebauten Lebenswerk von Analysen einen so bestimmenden Einfluß auf die ungarische Kultur ausübte? Offensichtlich war er beides, und das ist noch nicht einmal eine mitteleuropäische Anomalität. Diese Doppelheit erinnert viel eher daran, daß es in der ungarischen Kultur ebenso schwer ist, den Beginn der Romantik festzustellen, wie in der englischen, deutschen, französischen oder russischen.

Als ihren Anfangsabschnitt können wir die fünf Jahrzehnte zwischen 1770 und 1820 betrachten, ein halbes Jahrhundert, in dem sich noch die wichtigsten Richtungen der Aufklärung, aber auch schon die Vorboten der Romantik finden. Als Beispiel sei auf die *Reise des Tarimenes* verwiesen, jenes späte Werk einer der Führungsgestalten

der ersten Aufklärungsgeneration, das einerseits zwar die Vergötterung der Lokalbräuche und die Ungleichheiten aufgrund des Ranges ablehnt, ja auch auf die Grenzen des aufgeklärten Absolutismus hinweist, andererseits das Glück zum höchsten Wert erklärt und es weder mit der Macht noch sogar mit dem Wissen in ein direktes Verhältnis setzt; damit enthält es eine ähnliche Kritik an dem Entwicklungsbild von Hobbes und Locke, Condorcet und Turgot, Helvétius und Holbach, Paine und Bentham, an ihrer Vorstellung vom grenzenlosen, aber eben großenteils quantitativen Fortschritt, wie sie auf Rousseaus Anregung hin die Romantik allgemein und damit auch die ungarische Romantik durchzieht.

Ein Vergleich dieses frühen Abschnittes mit den folgenden zwei Jahrzehnten, in denen die Romantik bereits die Führung übernommen hatte, aber die Aufklärung eine noch immer lebendige Tradition war, ergibt, daß es zwar keineswegs berechtigt ist, von einem späten Erscheinen der Romantik in Ungarn zu sprechen, sie aber möglicherweise nach ihrem Auftreten zu einer weniger entscheidenden oder zumindest weniger einheitlichen Richtung wurde als in Westeuropa. Außer dem zwischen den 1820er und 1840er Jahren zumeist im Ausland lebenden Liszt kann man vielleicht nur Széchenyis Werke und die des seine geschichtsphilosophischen Visionen in Gedichten formulierenden Mihály Vörösmarty (1800–1855) mit Leichtigkeit in ein Panorama einordnen, das die wesentlichsten Errungenschaften der Romantik enthält. Die belletristische Prosa der Zeit trägt eigentlich nur noch die Äußerlichkeiten der Richtung an sich. Nach seinem Frühwerk, dem die Gattungen des Bekenntnisses und des Romans in sich vereinenden *Der Kartäuser* (A karthausi, 1839–1841), entfernte sich József Baron Eötvös (1813–1871) schon von der Romantik, und vor dem 1847 herausgegebenen *Pál Gyulai* (Gyulai Pál), dem ersten vollständig erhaltenen Erzählprosawerk von Zsigmond Kemény, sucht man vergeblich nach einem Werk, das versucht hätte, den Roman in den Rang einer den Dialog unterschiedlicher Sprachen enthaltenden Dichtungsgattung zu erheben — im Zeichen des von Friedrich Schlegel formulierten neuen Ideals. Von der in den Werken Solgers und anderer auch theoretisch ausgearbeiteten romantischen Ironie — die kein Mittel der Verteidigung, sondern extreme und vollständige Ablehnung war — finden sich abgesehen von dem genannten Roman am ehesten noch Spuren in Széchenyis Tagebuch, etwa in jenen Teilen, die sein Leben als einander ausschließende Rollen beschreiben.

Nicht viel größer war der Einfluß der Romantik auf die poetische Dichtung. Vörösmartys entwicklungsgeschichtliche Bedeutung überragte die Csokonais und Berzsenyis nicht nur durch das Gewicht seines Lebenswerkes. Die beiden wichtigsten Dichter an der Wende zum 19. Jh. hatte eine ganze Reihe schwächerer Talente umgeben — die

zwar bescheidener, aber ebenso eindeutig in Richtung der Romantik wiesen wie Csokonai, der Dichter von *An die Einsamkeit* (A magánossághoz), der, den Sommernachtstraum zitierend, die aus dem Nichts Welten schaffende Phantasie mit der Tätigkeit des Dichters identifizierte, oder Berzsenyi, der Verfasser von *Der herannahende Winter* oder *Brieffragment an die Freundin*, der manchmal Metaphern bereits selbst schuf, statt sie nur anzuwenden. Demgegenüber verraten die Gedichte von Gergely Czuczor (1800–1866), János Garay (1812–1853) oder sogar Bajza nicht nur einfach geringeres Talent als Vörösmartys, Sándor Kisfaludys oder gar Daykas Dichtungen, sondern sind auch durch ihren Stil weltweit entfernt von der Originalität des epischen Fragmentes *Südseeinsel* (A Délsziget, 1826) oder des lyrischen Gedichtes *Die Menschen* (Az emberek, 1846) von Vörösmarty.

Somit läßt sich sagen, daß die Alltagsdichtung im Vormärz kaum den Namen „romantisch" verdient. Garay und Czuczor stand die romantische Geschichtsphilosophie ebenso fern wie die visionäre Struktur. Wir hatten schon erwähnt, daß man bei Vörösmarty kaum aus tieferem religiösen Antrieb entstandene Werke finden kann – denn *Das Buch der armen Frau* (A szegény asszony könyve, 1847) kann schließlich nicht als charakteristisch gelten –, andererseits aber darf nicht verschwiegen werden, daß die Sprache des *Vorwort* (Előszó, 1850) ebenso biblisch ist wie die einiger lyrischer Versuche Madáchs und daß die ebenfalls Fragment gebliebene Erzähldichtung *Ungarnburg* (Magyarvár, 1830) vermutlich ein Zeugnis für die Suche nach einer vermuteten ungarischen Urreligion ist. Bei den kleineren Dichtern läßt sich dagegen kaum ähnliches erkennen, ihre Sprache orientiert sich viel stärker an dem früheren Stilideal. Das hängt wahrscheinlich mit der mangelhaften Rezeption der westeuropäischen Romantik zusammen. Außer Széchenyi und Kemény finden sich kaum Autoren, die die wahre Bedeutung der deutschen Romantik empfunden hätten. Blake, aber auch Wordsworth und Coleridge fanden ebensowenig Widerhall wie Turner. Die englische Romantik wurde für die öffentliche Meinung allein von Scott und Byron vertreten, also gerade von jenen beiden Autoren, die sich nicht ganz zu Unrecht stärker zu Dryden und Pope hingezogen fühlten als zur Romantik.

Sucht man nach historischen Ursachen für diese Einseitigkeit, so ist daran zu erinnern, daß sich der die Ordnung, Autorität, Geregeltheit, Verständlichkeit und zeitlose Universalität verkündende Klassizismus um 1800 mit der Kultur des expansiven Frankreich verbinden läßt. Zudem vermochte sich die gegen Vorurteile ankämpfende Aufklärung in den entwickeltsten Ländern gegen eine große und gutbekannte mittelalterliche Kultur zu wenden, während es in Ungarn eine solche abzulehnende Tradition kaum gab. Schon deshalb konnte in Ungarn eine nostalgische Suche nach der Vergangenheit

– wie bei Ányos – oder der Originalität – bei Kármán – entstehen, weil diese die Romantik vorbereitenden Züge sich mit der Sache der nationalen Selbständigkeit verflochten. Der von Kazinczy mehrfach prinzipiell verkündete Klassizismus verwirklichte sich in der Praxis viel weniger: Kazinczy selbst war kein herausragendes Dichtertalent, Benedek Virágs (1754–1830) Odendichtung ist gegenüber der Berzsenyis eher nur für die Entwicklungsgeschichte von Bedeutung. Das Werk von Mihály Vitkovics (1778–1829) beschränkte sich zum großen Teil darauf, die Beziehungen zwischen der serbisch- und der ungarischsprachigen Dichtung herzustellen, und der 1816 ungarisch erschienene Gedichtband von László Ungvárnémeti Tóth fand eigentlich keinerlei Widerhall. Das ideengeschichtliche Gewicht der nach 1808 geschriebenen Episteln Berzsenyis kann die künstlerischen Tugenden seiner Elegien aus den Jahren zuvor kaum ersetzen – und deren Weltbild entsprach eben nicht völlig dem Geist der Aufklärung.

Während in England und Frankreich der Klassizismus im 17. und 18. Jh. zu einem einheitlichen Stil geworden war, hinterließ er in Ungarn bis zum 19. Jh. eigentlich nur ein wiederkehrendes Mangelgefühl. Vielleicht ist es darauf mit zurückzuführen, daß Vörösmartys Neuerungen relativ isoliert blieben. Sein Märchendrama *Csongor und Tünde* (1831) ist im wesentlichen eine einsame Glanzleistung und fand jahrzehntelang keinen Nachfolger, und von seinen bedeutendsten lyrischen Gedichten entstanden *Die Menschen* (1846), *Vorwort* und *Der alte Zigeuner* (A vén cigány, beide 1854) erst, nachdem sich die Alltagsdichtung der Volkstümlichkeit zugewandt hatte.

In diesem in den vierziger Jahren herrschenden Stil hatten sich einzelne Elemente der Romantik mit dem im historischen Sinne verstandenen Realismus verschmolzen. Da eine seiner typischen Gattungen das Genrebild war, darf man keineswegs den Einfluß der Malerei und des vervielfältigten Steindruckes (Lithographie) verschweigen – Sándor Petőfi (1823–1849) hat sein relativ frühes Gedicht *Wanderleben* (Vándorélet, 1844) nach eigener Aussage inspiriert durch eine Zeichnung von Barabás geschrieben. Davon ist aber nur ein Teil seines Lebenswerkes betroffen; die Dichtung der Sehnsucht nach der verlorenen Zeit und der Selbstsuche, *Feentraum* (Tündérálom, 1846) steht beispielsweise würdig in der Nachfolge Vörösmartys, die *Wolken* (Felhők, 1846) bezeugen die außerordentlich originelle Kunst des abgebrochenen romantischen Epigramms, *Held János* (János vitéz, 1844) verdankt viel dem romantischen Märchenkult, die Vision *Die Pusta im Winter* (A puszta, télen, 1848) entstand auch im Zeichen des Ideals der Schönheit des Unwirtlichen, und selbst in der dichterischen Beschreibung *Kleinkumanien* (Kis-Kúnság, 1848) wird die romantische Nostalgie spürbar. Auch bei János Arany (1817–1882), der die Ausschreibung der 1836 entstandenen Kisfaludy-Gesellschaft mit seinem

ersten längeren Werk gewann, läßt sich eine ähnliche Entwicklung feststellen. Seine Satire über die politischen Kämpfe des Vormärz *Die verlorene Verfassung* (Az elveszett alkotmány, 1845) enthält viele genrebildartige Details, *Toldi* (1846) ist eine volkstümliche Erzähldichtung im Zeichen des Interessenausgleichs, aber schon in manchen seiner folgenden Werke wird spürbar, daß die Volkstümlichkeit für ihn nicht mehr als ein Entwicklungsabschnitt war. *Der gefangene Storch* (A rab gólya, 1847) und *Toldis Abend* (Toldi estéje, 1848) nehmen schon jene elegische Spätromantik voraus, die dann in den späteren Perioden Aranys Lyrik ihren unverfälschbaren individuellen Ton verleihen sollte.

Die Volkstümlichkeit ist also auch nur für einen Teil der Werke aus den 1840er Jahren bezeichnend. Sie hat bekanntermaßen eine weitverzweigte Vorgeschichte in der ungarischen Kultur. Nach Faludis Anstößen erhielten die Volkstümlichkeit und Genredichtung eine wichtige Funktion im Spätbarock, bei den wertkonservativen Schriftstellern am Ende des 18. Jh., Gvadányi und Dugonics, während Csokonai und sein Freund Mihály Fazekas (1766–1828) Versuche mit dem volkstümlichen Situationslied unternahmen und sogar in ihren längeren Dichtungen — *Dorothea* bzw. *Gänse-Matthias* (Ludas Matyi, 1804) — dem Genrebild einen Platz einräumten. Kölcsey und selbst Vörösmarty schrieben Volksliedimitationen, aber auch Károly Kisfaludy (1788–1830), der die Genredichtung gleichzeitig in seinen Lustspielen und satirisch-humorvollen Novellen einsetzte. Die Volkstümlichkeit jenes Jahrzehnts stellt nichts anderes dar, als daß die früher verstreut aufgetauchten Bestrebungen nun zu einer Tendenz gebündelt wurden. Ihr bestimmteres Auftreten wurde durch das liberale Programm des Interessenausgleichs hervorgerufen. Diese politische Zielsetzung bewog Eötvös, sich von der Romantik ab und der Gattung des mit genrebildartigen Einlagen verbundenen Gleichnisses zuzuwenden, als er im Sinne seines zentralistischen Standpunktes mit ätzendem Spott in *Der Dorfnotar* (A falu jegyzője, 1845) ein Panorama der Übergriffe im Komitatsleben, des Lebens der Leibeigenen, des erbarmungslosen Vorgehens der Exekutive, der Willkür der Beamten, der Bestechungen und des ungesetzlichen Amtswechsels malte.

Die Volkstümlichkeit hatte also nicht nur in der Reimdichtung, sondern auch in anderen Gattungen der Literatur und sogar in anderen Kulturbereichen Fuß gefaßt. Sie stellte gleichzeitig die Fortsetzung und eine Gegenbewegung zur Romantik dar und schließt insofern einen Abschnitt in der ungarischen Kulturgeschichte ab.

Von der Romantik über den Positivismus zur Avantgarde (1849–1919)

Die Periode des Neoabsolutismus (1849–1867)

Die Niederschlagung der bürgerlichen Revolution im Jahre 1849 war unzweifelhaft eine Scheidelinie in der ungarischen Geschichte. Aber unterbrach sie die Kultur ebenso? Insofern ja, als sie zu einer Stokkung in der Entwicklung der Intelligenz führte. Die Verluste waren groß: Viele wurden zur äußeren oder inneren Verbannung gezwungen, und der institutionelle Rahmen verengte sich immer mehr. Andererseits schufen manche der Persönlichkeiten, die im Vormärz mit ihrer Tätigkeit begonnen hatten, gerade zu dieser Zeit ihre bedeutendsten Werke, wie Eötvös, Zsigmond Kemény, János Arany und Madách, und im Zeichen des Positivismus setzte eine schnelle Entwicklung der Naturwissenschaften ein. Die für jene Zeit typischen rundschauartigen Zeitschriften verbanden die Human- und Realintelligenz noch zu einer organischen Einheit, so daß man noch nicht von jenem Gegenüber zweier Kulturen sprechen kann, das später – und eigentlich bis heute – zum Hemmschuh des Geisteslebens wurde. Die von Antal Csengery 1857 gegründete *Budapesti Szemle* (Budapester Rundschau) schuf eine außerordentlich hochstehende Essayistik, wenn sie auch nur die Ansprüche eines relativ engen Kreises von Intellektuellen bediente und die schichtenmäßige Gespaltenheit der Kultur nachteilig verdeckte. Die Mehrheit der Bevölkerung ließ sich noch kaum als geistig erwachsen bezeichnen. Als Kaiser Franz Joseph nach Österreichs Italien-Niederlage 1859 gezwungen war, seine Willkürherrschaft etwas zu lockern, legte die relative Befreiung der Institutionen sehr bald die Spannungen zwischen Hoch- und volkstümlicher Kultur bloß. Der in der allgemeinen Begeisterung von Nagykőrös nach Pest umziehende János Arany gab vergeblich 1860 den *Szépirodalmi Figyelő* (Belletristischer Beobachter) und 1863 den *Koszorú* (Kranz) heraus, beide Zeitschriften mußten eingestellt werden, weil für eine zeitgemäße geistige Information bei den Massen noch kein Bedarf bestand. Während manche – von Eötvös bis zum Politiker und Balkan-Experten Béni Kállai – einen auf John Stuart Mills Selbstentwicklung und auf parlamentarische Demokratie drängenden, moralisch verpflichteten Liberalismus verkündeten, hielten andere – aufgrund ihrer bitteren Erfahrungen mit der mißachteten

nationalen Selbstbestimmung im Jahrzehnt nach Világos (Şiria) – die Bewahrung der Werte für das alleinige Ziel und bemühten sich ausschließlich um die Erhaltung der nationalen Traditionen.

Das Begründetsein dieser nach innen gewendeten und vergangenheitsorientierten Werterhaltung wurde durch den Ausgleich von 1867 zwar nicht aufgehoben, aber doch stark reduziert, andererseits trafen die Kultur gleichzeitig mit den verbesserten Verhältnissen auch schlimme Verluste: Die Vormärz-Generation starb langsam aus, und nun zeigte sich die Wirkung der harten Periode des Neoabsolutismus handgreiflich beim geistigen Nachwuchs. In vielen Bereichen mußte man auf bedeutende Initiativen bis zur Jahrhundertwende, also auf die nächste Generation warten, und das ist zugleich der Grund dafür, daß in dieser Übersicht die sieben Jahrzehnte zwischen 1849 und 1919 in mindestens drei Abschnitte aufgegliedert werden.

Den ersten von ihnen, die anderthalb Dezennien nach der Niederschlagung der Revolution, charakterisiert ein auffälliger Widerspruch: Es lassen sich trotz der rauhen Umstände große Geistesleistungen registrieren. Die kümmerlichen Bedingungen wurden vor allem durch die erzwungene Einschränkung der Institutionen verursacht. Aus den Reihen der Akademiemitglieder wurden die Verurteilten und Verbannten entfernt. Bis 1858 fand keine Vollversammlung statt, sondern nur geschlossene oder Sitzungen der einzelnen Klassen, an denen höchstens acht Zuhörer teilnehmen durften. 1854 verlangte die Regierung die Übergabe der Statuten, entschied aber erst vier Jahre später über deren Modifizierung. Die Ernennung des Präsidenten behielt sich der Herrscher und die der Amtsträger der Zivil- und der Militärgouverneur vor, unter den Anforderungen wurde die Pflege der Wissenschaften in ungarischer Sprache gestrichen. Vergeblich protestierte Deák gegen diesen Beschluß, und umsonst drohte Széchenyi damit, die Auszahlung der Zinsen seiner Stiftung zu sperren. Der konservative Präsident Emil Graf Dessewffy wagte in der Direktionsratssitzung nicht einmal, den Brief des Gründers der Akademie vorzulesen und nahm die Modifizierung an. Dennoch setzte auf der Vollversammlung Ende 1858 ein Prozeß ein, der den Liberalen entgegenkam. 1861 wurde statt des Literaten Ferenc Toldy der 1855 aus der Verbannung heimgekehrte hervorragende Historiker und Zentralist László Szalay und nach seinem Tode 1864 János Arany zum Sekretär ernannt. Die Herausgabe von Zeitschriften, die Organisierung von Gedenkfeiern, die Ausschreibung von Wettbewerben und die einsetzenden Sammlungsvorhaben belegten, daß die führende Institution des ungarischen wissenschaftlichen Lebens langsam ihre vielseitige Tätigkeit wiederaufnahm.

Die zweite Organisation der Geisteswissenschaften, die 1836 gegründete Kisfaludy-Gesellschaft, begann mit ihrer Arbeit 1858 eben-

falls wieder. 1860 wurde Arany unter dem Präsidenten Eötvös Sekretär der Gesellschaft. Diese Ernennung ermöglichte dem Dichter, seine Lehrerstellung in Nagykőrös aufzugeben und in die Hauptstadt umzusiedeln. Aranys Zeitschrift, der *Szépirodalmi Figyelő*, hatte zwar keinen Erfolg und mußte wegen seines selbst nach westeuropäischen Maßstäben zu hohen Niveaus nach kurzer Zeit eingestellt werden, aber beim Aufschwung der Übersetzungstätigkeit konnte die Gesellschaft bereits gewisse Kontinuität erzielen: die 1864 begonnene Shakespeare-Ausgabe wurde zu einem restlosen Erfolg.

Die dritte Institution im Dienst der Entwicklung der Geisteswissenschaften war der 1848 gegründete katholische Buchverlag, der seit 1858 als St.-Stephans-Verein Bücher in großen Auflagen herausgab. Bis zum Ende des Jahrzehnts begann auch in Siebenbürgen die Zentralisierung der wissenschaftlichen Bestrebungen: Imre Graf Mikó (1805–1876), ein hervorragender Historiker, der zwischen 1855 und 1858 in Klausenburg die dreibändige Quellenausgabe *Angaben zur Geschichte Siebenbürgens* (Erdélyi történelmi adatok) herausgegeben hatte, gründete 1859 den Siebenbürgischen Museumsverein unter seinem eigenen Vorsitz.

Scheinbar hatte also am Ende der 1850er Jahre die Tätigkeit der ungarischen Geisteswissenschaften wieder voll eingesetzt, aber dieses fehlende Jahrzehnt bedeutete in Wirklichkeit einen fast uneinholbaren Nachteil gegenüber den Naturwissenschaften. Auch sonst war die Atmosphäre für diese Wissenschaften keineswegs günstig. Nach den niedergeschlagenen Revolutionen wurde der früher nur von Zeit zu Zeit und eher nur lokale auftretende Positivismus zur herrschenden Tendenz in Europa. Mit der zunehmenden Feindschaft gegen die Metaphysik war es zweifelhaft geworden, ob es einen Unterschied zwischen Erscheinung und Wesen gibt, und es erhöhte sich sogar das Mißtrauen gegen allgemeine Abstraktionen. Die für genau oder hart gehaltenen Naturwissenschaften wurden zum Maßstab. Es verbreitete sich die Hypothese, alle Wissenschaften arbeiteten nach ein und derselben Methode bzw. Werturteile oder normative Feststellungen seien keine Kenntnisse. Dieser Zeitgeist kam auch den amtlichen Politikern der Bach-Periode zugute, als sie versuchten, den nationalen Widerstand – verständlicherweise – vor allem durch Verhinderung der Arbeit der Geisteswissenschaftler zu brechen. Als Vertreter der Willkürherrschaft hielten sie die empirischen Untersuchungen für viel weniger gefährlich, deshalb durfte die 1841 gegründete Naturwissenschaftliche Gesellschaft ihre Tätigkeit bereits 1850 wieder fortsetzen und konnte Ignác Semmelweis (1818–1865), der Entdecker des Verursachers des Kindbettfiebers, 1855 Professor für Geburtshilfe an der Pester Universität werden. So war es eher der langsame technische Fortschritt, der den Forschungen Grenzen setzte. Es

war typisch, daß Ányos Jedlik wohl 1861 der Welt ersten Dynamo konstruierte, aber seine Erfindung ins Physikkabinett der Pester Universität gab, da an eine Anwendung wegen der Zurückgebliebenheit der heimischen Industrie gar nicht zu denken war. In Einzelfällen wagten aber die Erfinder doch eine kapitalistische Unternehmung, so daß sich ihre theoretische Idee doch in der Praxis verwirklichen ließ. Der aus der Schweiz nach Ungarn gekommene Ábrahám Ganz (1815–1867) produzierte 1854 kokillengegossene Eisenbahnräder, die sich so vorzüglich bewährten, daß er seine Gießerei zu einer profitablen und sogar international bekannten Fabrik entwickeln konnte.

Höchst überraschenderweise schufen die fünfziger Jahre trotz des armseligen institutionellen Rahmens eine in mehrerer Hinsicht reichere Kultur als die folgenden Dezennien. Antal Csengery gab einen Band *Ungarische Redner und Staatsmänner* (Magyar szónokok és statusférfiak, 1851) mit 12 politischen Charakterzeichnungen heraus, in dem außer Kossuth sämtliche bedeutenden Redner des Vormärz dargestellt wurden. Er enthielt auch jene zwei Porträts, die bis heute als die ungarischen Spitzenleistungen in dieser Gattung gelten: *Die beiden Miklós Wesselényi* (A két Wesselényi Miklós) und *István Széchenyi* (Széchenyi István) — aus der Feder Zigmond Keménys. Eötvös veröffentlichte 1851 und 1854 seine zweibändige staatsphilosophische Arbeit *Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat* (ungarisch 1851 und 1855). Dieses das Verhältnis der einander kreuzenden Ideale von Freiheit, Gleichheit und Nationalität in seiner ganzen Komplexität untersuchende Werk ist auch international eine herausragende Leistung, ebenso wie die erste bedeutende Artikelserie über die ungarische Gattungstheorie, Zsigmond Keménys *Ideen im Umkreis von Roman und Drama* (Eszmék a regény és dráma körül, 1853) oder das Buch über die Grundgesetze der Architektur vom Schöpfer der ungarischen Kunstgeschichte, dem in Kaschau geborenen Imre Henszlmann (1813–1888), *Méthodes des proportions dans l'architecture égyptienne, dorique et du moyen-âge* (Paris 1860).

Dieser Vorhut folgte eine beachtliche Kerntruppe kleinerer Talente, die mit ihrem vielseitigen Interesse einerseits den Hintergrund für die Initiativen der führenden Persönlichkeiten darstellten und diese andererseits fortführten und ergänzten. Ferenc Jánosi aus Desch (1819–1879), Aranys Kollege in Nagykőrös, beispielsweise schrieb bereits 1860 in Csengerys *Budapesti Szemle* über *The Origin of Species* und übersetzte im Jahr des Ausgleichs John Stuart Mills *Considerations on Representative Government*, ja er gab sogar internationale politische Dokumente heraus: *Sammlung der Verfassungen* (Alkotmányok gyűjteménye). Ihm ähnelte der Absolvent der Hochschule von Straßburg (Nagyenyed, Aiud), Honved von 1848 und spätere Schwiegersohn von Miklós Barabás, Hugó Szegedy-Maszák (1831–1916), ein Mitarbei-

ter des 1850 gegründeten und mit einer kürzeren Unterbrechung von 1855 bis 1869 von Zsigmond Kemény herausgegebenen *Pesti Napló* (Pester Tagebuch) sowie der 1854 gegründeten Illustrierten *Vasárnapi Újság* (Sonntagsblatt), der 1864 die Fachzeitschriften *Magyar Képzőművész* (Ungarischer Bildender Künstler) und 1868 *Műcsarnok* (Kunsthalle) herausgab und dann 1880 mit Géza Egyesy das Ungarische Telegraphen-Büro gründete.

Die Willkürherrschaft nach der Niederschlagung der Revolution stellte die Kontinuität der ungarischen Kultur in Zweifel, mit der Folge, daß sich das öffentliche Interesse verständlicherweise der Bewahrung der Traditionen zuwandte. Große historiographische Unternehmungen entstanden im Zeichen dieses Ideals: eine ganze Reihe von Quellenausgaben – unter ihnen auch die Veröffentlichung der von László Szalay, Zsigmond Kemény und anderen bearbeiteten Werke der Memoirenschriftsteller Siebenbürgens aus dem 17. Jh. –, die letztlich unvollendet gebliebene Arbeit *Die Zeit der Hunyadis in Ungarn* (A Hunyadiak kora Magyarországon, 1852–1856) von József Teleki d. J. (1790–1855), dem Sohn des Aufklärers József Graf Teleki und Halbbruder des hervorragenden liberalen Politikers László Teleki, László Szalays in der Verbannung begonnene und seit 1855 in Pest fortgesetzte *Geschichte Ungarns* (Magyarország története, 1851–1864) bis zur Rákóczi-Zeit und auch die im liberalen Geist verfaßten Werke des noch bis 1867 im Ausland lebenden Mihály Horváth, die 6bändige *Geschichte Ungarns* (Magyarország történelme, 1860–1863) sowie die je 3bändige *25 Jahre aus der Geschichte Ungarns, 1823–1848* (Huszonöt év Magyarország történelméből 1823-tól 1848-ig, 1864) und *Geschichte des Unabhängigkeitskampfes Ungarns* (Magyarország függetlenségi harcának története, 1865).

Auch für die Geschichte der ungarischen Literaturwissenschaft waren die anderthalb Jahrzehnte vor dem Ausgleich von entscheidender Wichtigkeit. Wohl erstmals entstand damals eine genügend starke zweite Linie, die in der Lage war, der Kritik Kontinuität zu geben. Dabei ist an Rezensenten zu denken wie den auch als Historiker beachtlichen Ferenc Salamon aus Diemrich (Déva, Deva) (1825–1892), Schüler von Károly Szász d. Ä. in Straßburg, 1848er Honved und später Kollege Aranys in Nagykőrös, der im *Pesti Napló*, in der *Budapesti Szemle* und in Aranys Zeitschriften schrieb und vor allem als Theoretiker der Volkstümlichkeit bekannt wurde, oder der deutsche Bürgersohn Ágost Greguss (1825–1882) aus Eperies, dessen Buch *Über die Ballade* (A balladáról, 1865) bis heute als grundlegendes Werk gilt.

Bei einzelnen Vertretern der Vorhut kamen leider die einen Werte nur auf Kosten anderer zur Geltung: Die Stärke des vorzüglichen Stilisten und (zumindest in den ersten Jahrzehnten seiner Laufbahn) unerbittlich strengen Pál Gyulai (1826–1909) war eher die praktische

Kritik, dagegen die seines älteren Kollegen János Erdélyi der theoretische Anspruch. Bei den beiden größten jedoch befand sich die analytische Fähigkeit in vollkommener Harmonie mit der Begriffsbildung. János Arany erwies sich in seinen Rezensionen als vorzüglicher Textanalytiker, förderte in seiner Studie *Über die ungarische nationale Prosodie* (A magyar nemzeti vers-idomról, 1856) die Entwicklung der generativen Metrik und begründete in seiner akademischen Antrittsrede über das Verhältnis von *Zrínyi und Tasso* (Zrínyi és Tasso, 1859) die ungarische Tradition der vergleichenden Sprachwissenschaft. Zsigmond Kemény wiederum war nicht nur der grundlegende Wegbereiter der Theorie der Kunstgattungen, sondern mit seinem Vortrag in der Kisfaludy-Gesellschaft *Zum Gedenken Vörösmartys* (Vörösmarty emlékezete, 1864) der Analyse des Tragischen und mit seiner Artikelserie *Leben und Literatur* (Élet és irodalom, 1852–1853) – bewogen durch den Positivismus – der literatursoziologischen Forschung über die Beziehung von Werken und Publikum.

Das Verhältnis von Romantik und Positivismus hat man sich ähnlich dem von Aufklärung und Romantik in der vorangegangenen Periode vorzustellen. Die Positivisten belegten ihre romantischen Vorgänger manchmal mit sehr scharfer Kritik. Nur so läßt sich der Verriß der *Ungarischen Mythologie* (Magyar mythologia, 1854) von Arnold Ipolyi (1823–1886) in Antal Csengerys (1822–1880) *Kritische Erörterung der ungarischen Mythologie mit Berücksichtigung der Arbeit Ipolyis* (A magyar mythologia kérdésének bíráló fejtegetése, tekintettel Ipolyi munkájára, 1855) erklären. Einem ähnlichen Gegensatz begegnen wir auch in der Belletristik. Wurde hier bisher versucht, in der Entwicklung der Romantik drei Abschnitte voneinander zu unterscheiden – Vorereignisse, Entfaltung und Volkstümlichkeit –, so kann nun der Kampf zwischen Romantik und Positivismus ausgesprochen als ihr vierter Abschnitt behandelt werden. Das Hauptwerk von Imre Madách (1823–1864), *Die Tragödie des Menschen* (Az ember tragédiája, 1859–1860), ist einerseits der Gipfelpunkt der romantischen Dramendichtung, andererseits aber mit dem Zweikampf zwischen Adam und Luzifer Ausdruck der Spannung zwischen romantischem Liberalismus und positivistischem Determinismus. Außer seinem enzyklopädischen Hauptwerk unternahm Madách noch zwei wichtige Versuche, die Romantik weiterzuentwickeln, die sich wegen ihrer starken Komplexität beide nicht leicht charakterisieren lassen. In seiner gleichnishaften Novelle *Zwei Glückliche* (Két boldog, 1852) stellte er den romantischen Voluntarismus als vor Zsigmond Kemény unentscheidbare Alternative der positivistischen Verneinung des freien Willens gegenüber. Die ähnlich umfangreiche Geschichte *Alhikmet, der greise Zwerg* (Alhikmet, a vén törpe, 1853) nimmt die Tradition Hoffmanns auf und benutzt den phantastischen, märchenhaften

Traum, um das Unbewußte auszudrücken. In seinem Novellenstrauß *Ködképek a kedély láthatárán* (Nebelbilder am Horizont des Gemütes, 1853) wiederum löste er im Geiste des romantischen Experimentierens die Ordnung der Zeit auf. Von da an wurde der positivistische Einfluß auf seine Belletristik stärker. Unter Beibehaltung des romantischen Interesses am Pathologischen wendet er sich dem Realismus zu und wird so gleichzeitig zum Schöpfer des psychologischen Romans. Die Nebelbilder sind ein schreckeneinflößender Befund über den gewaltsamen Volksbeglücker, *Die Witwe und ihre Tochter* (Özvegy és leánya, 1855–1857) über den Fanatiker, *Die Begeisterten* (A rajongók, 1855–1859) über die fanatisierte Masse und schließlich *Rauhe Zeiten* (Zord idő, 1857–1862) über die Denkungsart jenes Eroberers, der den Eindruck zu erwecken versucht, mit der Unterjochung den Interessen des Eroberten zu dienen. Diese zutiefst politischen Romane sind Antworten des schöpferischen Künstlers auf die unter dem Druck der Willkürherrschaft aufbrechenden Fragen und gleichzeitig Versuche, die beiden Richtungen in der Prosa des 19. Jh. in Übereinstimmung zu bringen. Die Leidenschaft ist in seiner Welt Wert und Defekt zugleich, entsprechend jener Sicht, aus der sowohl Romantik als auch Realismus an sich als mangelhaft erscheinen und die Sterne, Hoffmann und den Autor des *Bleak House* für nachahmenswerte Vorbilder hält, nicht aber den jungen Boz-Dickens, den niveauvollen Unterhalter.

Auch János Aranys Vorhaben weist gleichzeitig zurück und voraus. Er klassizisiert, indem er im vornehmsten Sinne des Wortes die Texte früherer Dichter umdichtet, genauer, übertreibend zitiert. Sein lyrisches Gedicht *Beim Abstieg* (A lejtőn, 1852–1857) beispielsweise setzt mit Textdetails aus Sándor Kisfaludys Roman *Gyulas Liebe* (Gyula szerelme) ein und endet mit einem Fragment aus *Hamlet*. Anläßlich des Besuchs Franz Josephs 1857 in Ofen lehnte er ab, ein Festgedicht zu schreiben, verfaßte aber statt dessen die Umdichtung eines Textes des englischen Dichters Thomas Gray aus dem 18. Jh. in der Ballade *Die Barden von Wales* (A walesi bárdok). Die Beibehaltung der Vorlage wird aber stets vom romantischen Ziel, Vergangenheit zu schaffen, durchkreuzt – diese Doppelabsicht wird in *Budas Tod* (Buda halála, 1864), dem fertiggestellten Teil der geplanten hunnischen Trilogie, verwirklicht. Wie Kemény ziehen auch ihn die von der Romantik hervorgehobenen ästhetischen Qualitäten an. In der Heldendichtung aus vier Gesängen *Die Zigeuner von Nagyida* (A nagyidai cigányok, 1851) wird der gewohnte Tonfall des komischen Epos grotesk verändert – zu einem Zerrbild der Kämpfe von 1848/49, das von Bitterkeit geprägt ist. Arany greift häufig zum Mittel der seinstheoretischen, also nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gerichteten romantischen Ironie – wie dies auch seine unvollendet

gebliebene autobiographische Dichtung *Dummer Steffen* (Bolond Istók), deren erster Gesang 1850 und deren zweiter 1873 entstand. Eigentlich ist die Ironie ein Mittel zur Erreichung der Objektivität, Aranys Hauptbestreben auch in der Lyrik. Aus diesem Grunde greift er die bereits etwas veraltete, aber aufgrund ihrer epischen und sogar dramatischen Momente gegenüber der Erlebnisdichtung sachlichere Balladengattung wieder auf. *Frau Agnes* (Ágnes asszony, 1853) oder *Klára Zách* (Zách Klára, 1855) werfen ebenso die große Frage von freiem Willen und Determinismus auf wie Keménys Romane. Die Sachlichkeit weist jedoch auch nach vorn: Mit ihrer unauffälligen Betonung nimmt sie in etwa bereits den Symbolismus voraus und weist mit der Schöpfung des dramatischen Monologs auf eine neue Entwicklungsrichtung hin – so in einem seiner schönsten Gedichte *Der ewige Jude* (Az örök zsidó, 1860).

Leider kann sich die Belletristik der fünfziger und sechziger Jahre mit Ausnahme der Werke der drei Größten, Kemény, Madách, Arany, wenig erstrangiger Schöpfungen rühmen. Zu nennen wäre höchstens noch der Kurzroman *Der letzte Herr eines alten Herrenhauses* (Egy régi udvarház utolsó gazdája, 1857) von Pál Gyulai, eine ergreifende Darstellung des Schicksals des alternden Elek Radnóthy, wie fremd sich der liberale ungarische Mitteladlige des Vormärz im österreichischen Neoabsolutismus der fünfziger Jahre fühlte. Außer diesem gar nicht anspruchsvollen, aber schön gestalteten Werk von intimer Atmosphäre sind höchstens noch einige Versuche zu nennen, die ihre Vollendung erst in den siebziger Jahren finden sollten. Die damaligen Lyrikzyklen von János Vajda (1827–1897) – *Klagelieder* (Sirámok, 1854), *Fluch der Liebe* (Szerelem átka, 1855) und *Erinnerung an Gina* (Gina emléke, 1856) – sind noch höchst uneinheitlich und nehmen in nur wenigen Details seine schönsten späteren Gedichte voraus. Seine Flugschriften *Selbstkritik* (Önbírálat) und *Verbürgerlichung* (Polgárosodás, beide 1862 unter dem Pseudonym Arisztidesz) sind zwar nicht uninteressant, zeigen aber einen Standpunkt, der der späteren hitzigen wienfeindlichen Autonomiehaltung des Autors widerspricht: Sie drängen mit Berufung auf den Provinzialismus des Adels im Interesse der modernen Kultur auf eine Vereinbarung mit Österreich.

Insgesamt kennzeichnet die Literatur in der Periode vor dem Ausgleich die Spannung zwischen Elite- und Massenliteratur. Madáchs geschichtsphilosophisch geprägtes Hauptwerk steht im Gegensatz zum Volkstheater, zur künstlichen Genrebildhaftigkeit dieser damals sehr populären musikalischen Gattung, Aranys nachromantische Lyrik voller Ironie und Elegie steht gegen die Petőfi-Epigonen – wie etwa der dem Aufruf anläßlich des Besuches Franz Josephs 1857 in Ofen Folge leistende Kálmán Lisznyai – mit ihrer billigen Volkstümlichkeit oder zumindest gegen Mihály Tompas (1817–1868) romanzen-

artige oder allegorisierende Gedichte im Biedermeierton. In der Belletristik wiederum steht Keménys komplexe Seelenschilderung und Tragikauffassung gegen den außerordentlich begabten, aber nicht über genügend hohe innere Kultur verfügenden Mór Jókai (1825–1904) mit seinen auf märchenhaften Formeln aufbauenden, auf einer Ebene befindlichen Charakterisierungen und seiner unkompliziert einfachen Konfrontierung von Gut und Böse.

Jókai ist als Erbe der Volkstümlichkeit und gleichzeitig der Romantik zu betrachten. Seine größten künstlerischen Leistungen liegen außer in den intim genrebildartigen Teilen seiner anekdotischen Romane – vor allem *Ein ungarischer Nabob* (Egy magyar nábob, 1853) – wohl in den zu Beginn des Neoabsolutismus noch unter dem Pseudonym Sajó herausgegebenen visionären Novellen, wie *Revolutions- und Schlachtenbilder von 1848 und 1849* (Forradalmi és csataképek 1848 és 1849-ből; 1850) und in der Sammlung *Tagebuch eines Flüchtlings* (Egy bujdosó naplója, 1851). Von seinen umfangreicheren Werken bildet vielleicht nur *Ein Goldmensch* (Az arany ember, 1872) ein organisches Ganzes, eine Harmonie von Genrebild und Vision. Der der Krämerwelt entsagende und zur Natur zurückkehrende Mensch in diesem vom Rousseauschen Geist befruchteten bekenntnishaften Werk bildet eine Ausnahme in seinem außerordentlich umfangreichen Lebenswerk, das insgesamt die auffälligsten Mängel der ungarischen Kultur im 19. Jh. in sich trägt. Die romantische Herkunft je eines Elementes, genauer einer Formel, ist unbestreitbar, doch fehlen die wesentlichsten Charakteristika der romantischen Poetik: der reiche Ausdruck der Bewußtseinwelt, die psychologische Glaubwürdigkeit des Unmöglichen und als wichtigstes die organische Form. Mechanisch wiederholen sich die Äußerlichkeiten des Abenteuerromans, und oftmals dient die Geschichte nur als Vorwand für die Veranschaulichung einer These – wie in den Tendenzromanen, denen gegenüber die Romantik allerdings den Anspruch auf das Unaussprechliche, die mehrdeutige Botschaft verkündete. Seine Romane sind mit anderen Worten zumeist tableauartige Bilder und zeigen die Persönlichkeit nicht in ihrer Entwicklung, während sie den Geschehnisablauf – entsprechend der vorromantischen Auffassung – mit belehrender Absicht zu einem Fall einer abstrakten Regel herunterstufen.

Ähnliche Mängel charakterisierten die Malerei in den Jahren vor dem Ausgleich. Man kann sich natürlich darauf berufen, daß nur der gesellschaftliche Anspruch Bertalan Székely (1835–1910) zwang, großformatige Historienbilder zu malen, deren frühestes vielleicht *Auffindung des Leichnams Ludwigs II.* (1860) ist. Eine gewisse Wahrheit besteht auch darin, daß unter anderem der zurückgebliebene öffentliche Geschmack Viktor Madarász (1830–1917) an seiner Entfaltung

hinderte. In seinem Falle träfe das ungarische Publikum insofern besondere Schuld, als der Maler – der im Ausland wenn auch keine Glanzwerke, so doch bemerkenswerte Gemälde wie *Beweinung László Hunyadis* (1859), *Zrínyi und Frangepán im Gefängnis von Wiener Neustadt* (1864) oder *Dózsa György* (1867) geschaffen hatte – nach seiner Heimkehr 1870 keine Aufträge erhielt, weil selbst seine verspätete Romantik für den allgemeinen Geschmack immer noch zu modern war. Die Mißerfolge werden aber nicht allein durch den Hang zur historischen Glorifizierung oder ganz allgemein vom herrschenden Geschmack verschuldet worden sein, die Künstler trugen auch selbst Verantwortung dafür: Sie standen den malerischen Aufgaben der Zeit fremd gegenüber und nahmen sich aus dem historischen Erbe auch nicht die größten Meister zum Vorbild. Sie wollten die nationale Geschichte anschaulich machen und unterwarfen die Bildkomposition belehrenden Zielen.

Es wurde bereits gesagt, daß die Kultur in dem Abschnitt zwischen Világos und dem Ausgleich in mehrerer Beziehung anspruchsvoller war als die der folgenden Periode – eine Feststellung, die vielleicht nur für die Musik nicht gültig ist. Zwar schuf Liszt damals mit der *H-moll-Sonate* (1853) sein wohl straffst komponiertes Klavierwerk, die Masse seiner symphonischen Dichtungen von den beliebten *Les Préludes* (1849–1850) an, die meisten der 26 Klavierstücke der dreibändigen *Les années de pélerinage* (1835–1881), die *Dante-* (1856) und die *Faust-Symphonie* (1857) und gestaltete seine Kontakte zum ungarischen Musikleben durch die Aufführung der *Graner* (1856) und der *Krönungsmesse* (1867) wie auch der *Legende der heiligen Elisabeth* (1865) enger. Dennoch kann man diese an Ergebnissen reiche Periode nicht über die spätere stellen, in der er seine kühn vorausweisenden Werke schrieb und einen Teil jeden Jahres in Pest weilte.

Mit gewissen Einschränkungen – weil in diesen Bereichen keine solche Kontinuität erreicht wurde wie in der Literatur – gilt die obige Feststellung auch für Architektur und Bildhauerei. Hier läßt sich nur von individuellen Initiativen berichten, die trotz allem aber wertvoller sind und den inneren Gesetzen dieser Kunstzweige besser entsprechen als die großen Unternehmungen der siebziger und achtziger Jahre. Frigyes Feszls (1821–1884) Pester *Redoute* (1859–1864) war ein interessanter später Versuch, die Romantik zu verwirklichen, während die Varianten der Kleinplastik *Tanzende Bauern* (1864–1867) von Miklós Izsó (1831–1875) bereits gewissermaßen einen Übergang von der volkstümlichen Romantik im Geiste der Lehre vom Nationalcharakter hin zum Impressionismus darstellten. Diese Beispiele blieben allerdings isoliert, und den gefeierten Meistern der folgenden Dezennien stand diese Materialgemäßheit und Konstruktionsfreude, die Feszls' und Izsós Kunst auszeichnete, völlig fern.

Die Blütezeit des Dualismus (1867–1890)

Den Ausgleich von 1867 betrachteten die Österreicher als übertriebenes Zugeständnis an die Ungarn, die Ungarn wiederum als Einschränkung ihrer nationalen Autonomie. Bei den Tschechen löste Unzufriedenheit aus, daß die Doppelmonarchie sie nicht als dritten gleichrangigen Partner anerkannte, und auch die kleineren Nationalitäten standen der neuen Staatsform mit Mißtrauen gegenüber. 1868 wurde ein Nationalitätengesetz geschaffen, an dessen Vorbereitung auch Deák und Eötvös beteiligt waren, das aber bei niemandem Zustimmung fand, weil es nicht die Sprache der Mehrheit zur Sprache des lokalen öffentlichen Lebens machte, andererseits aber auf die Bitte jeder Minderheit von 20 Prozent dieser den Gebrauch ihrer Sprache als zweite, dritte oder gar vierte erlaubte. Das Gesetz nahmen weder die sich verselbständigen wollenden Nationalitäten noch die Ungarn – die Wortführer der auf die des Vormärz folgenden konservativeren Generation – mit Sympathie auf.

Die Gefährdung des empfindlichen Gleichgewichts ließ sich auch im Geistesleben spüren. Mit dem Ende der Restriktionen des Neoabsolutismus führte die kapitalistische Entwicklung zu einem raschen Aufschwung der Städte. 1873 wurden Pest, Ofen und Altofen vereinigt und die Margarethenbrücke fertiggestellt, drei Jahre später entstand die Verbindungsachse zwischen Innenstadt und Stadtwäldchen. Während es 1867 nur 2000 km Eisenbahnlinien im Lande gab und Siebenbürgen und Oberungarn noch keine Dampflokomotive gesehen hatten, fuhren die Züge 1873 bereits auf Strecken von mehr als 6000 km. Mit der Eisenbahn änderte sich die Lebensweise und verringerten sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Landschaften. Das Bürgertum entwickelte sich rasch, in den Oberschichten kamen die Juden zu einer wichtigen Rolle und bereicherten das geistige Leben des Landes um eine neue Farbe. Ihr schneller Aufstieg zur Wohlhabenheit führte mit zur Entstehung des Antisemitismus, der jedoch in Ungarn bei weitem nicht so mächtig wurde wie in anderen Teilen der Monarchie. Im 1883er Prozeß von Tiszaeszlár konnten die Liberalen letztlich gegen jene einen eindeutigen Sieg erringen, die die lokale Judenschaft der Ermordung von Eszter Solymosi bezichtigten.

Die Verbürgerlichung war in dieser Periode noch von einem gewissen Doppelantlitz charakterisiert. Wohl kehrte ein großer Teil der Verbannten in den Jahren unmittelbar vor und nach dem Ausgleich zurück, und manche von ihnen schrieben auch Werke bleibender Bedeutung, aber diese spiegelten eher die Anschauung der vorangehenden Periode wider. Balázs Orbán (1829–1890) bot wohl in seiner *Beschreibung des Szeklerlandes aus historischer, archäologischer, naturkund-*

licher und volkskundlicher Sicht (A Székelyföld leírása történelmi, régészeti, természetrajzi és népismereti szempontból, 1868–1873) ein höchst reichhaltiges Material dar, doch ist dieses 6bändige Werk aufgrund seines umfassenden Anspruchs und leidenschaftlichen Tons zu den spätromantischen Schöpfungen vor der Herausbildung der Fachwissenschaften zu zählen. Zu Beginn der siebziger Jahre tritt bereits auch im geistigen und sogar politischen Leben eine fachorientiertere, utilitaristischere bzw. weniger idealistische Generation auf. Die Liberalen des Vormärz löste Kálmán Tisza ab, der sich gleicherweise um ein Einvernehmen mit den Kapitalisten und mit der keineswegs bürgerfreundlichen Schicht des verarmten Adels, der „Gentry", bemühte und unter dessen langer Amtszeit als Ministerpräsident von 1875–1890 ein kräftiger Wirtschaftsaufschwung des Landes einsetzte, der aber große Teile der Bevölkerung um Arbeit und Brot brachte. Es kam zur ersten Welle der Arbeitslosigkeit, in deren Folge dann bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges eineinhalb Millionen Menschen aus Ungarn auswandern sollten.

Eine kurze Analyse der Kultur in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich kann sich vor allem auf eine mengenmäßige Zunahme berufen. Das schnelle Wirtschaftswachstum erforderte riesige Mengen an fachlicher Intelligenz, und es ist noch dem Geist des Vormärz-Liberalismus zu danken, daß der Staat mittels Bereitstellung des institutionellen Rahmens der Umgestaltung vorauseilte.

Den Anstoß zur Entwicklung bildete das Gesetz Nr. XXXVIII vom Jahre 1868 mit jener Verfügung, daß in allen Gemeinden eine Volksschule einzurichten sei, in denen es keine Konfessionsschulen und mindestens 30 Kinder im Alter zwischen 6 und 12 Jahren gab. Dieses Gesetz hatte der 1867 (zum zweiten Mal nach der Revolution) das Kultus- und Unterrichtsministerium übernehmende Eötvös geschaffen, um den Analphabetismus zu beseitigen. Denn selbst 1869 konnten von den Männern über 6 Jahren nur 40,8 Prozent und von den Frauen nur 25,01 Prozent lesen und schreiben. Der Minister schrieb vor, der Unterricht habe überall in der Muttersprache zu erfolgen — ein noch liberaleres Grundprinzip als das im höchstentwickelten Land Europas, in Großbritannien. Das Gesetz verbesserte die Lage erheblich: Gab es 1869 13 788 Schulen mit 17 794 Lehrern und wurde die Schulpflicht von etwa 50 Prozent befolgt, betrug die Zahl der Schulen 1890 schon 16 805 und die der Lehrer 24 908, der Schulbesuch war auf 81,51 Prozent gestiegen, und 66,20 Prozent der Männer bzw. 46,49 Prozent der Frauen konnten lesen und schreiben. Dieser Wandel erhielt allerdings eine etwas zweifelhafte Richtung durch das Gesetz Nr. XXXVIII vom Jahre 1879 des ein Jahr nach Eötvös' Tod, 1872, zu seinem Ministernachfolger ernannten Ágoston Trefort, das den Unterricht der ungarischen Staatssprache vorschrieb.

Die Neuordnung des Mittelstufenunterrichts ließ erst einmal auf sich warten. Das Gesetz Nr. XXX vom Jahre 1883 trennte das humanistische Gymnasium scharf von der Realschule, die vor allem Naturwissenschaften lehrte. Zwar näherten sich beide Schultypen später einander an – 1887 wurde Latein zum Wahlfach auch in den Realschulen, und ab 1890 gab es im Gymnasium statt des bisher verbindlichen Griechisch auch ein „Griechisch-Ersatzfach" –, ohne Zweifel war aber diese Doppelheit noch für das Denken mehrerer Generationen typisch. Was zur allgemeinen Bildung gehörte, bestimmte das Gymnasium; ohne alle praktischen Gesichtspunkte erzog es zur Ehrfurcht vor der Hochkultur, der griechisch-lateinischen Antike und den nationalen Traditionen, andererseits schuf es unbeabsichtigterweise eine Spannung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Damit brach die Kultur auseinander, woran auch der schließlich als dritter eingeführte Typ der 8-Klassen-Mittelschule nichts ändern konnte. Denn der Lehrstoff der 1885 geschaffenen Handelshochschule, die aus der auf den Volksschulen basierenden Bürgerschule und der gegenüber der Realschule ein Jahr kürzeren Handelsschule entstand wurde dem Kultur- und Gesellschaftsideal des Gymnasiums angeglichen, ohne die Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Vorbildung für die Universität in ihr zu verwirklichen.

In den Hochschulen wurde bereits spürbar, daß der Positivismus zur herrschenden Richtung geworden war. An der Pester Universität wurden an allen drei Fakultäten neue Lehrstühle geschaffen, doch entwickelte sich die medizinische Fakultät stärker als die juristische, und in der philosophischen übernahmen die Naturwissenschaften die Führung. 1871 wurde die bisher Polytechnikum genannte technische Hochschule zur Universität aufgewertet, die sich bald internationalen Ruf erwarb und Anfang der neunziger Jahre nach der Zahl ihrer Hörer zur drittgrößten technischen Universität der Welt wurde. 1872 entstand noch eine weitere Universität in Klausenburg mit einer juristischen, philosophischen, medizinischen und – entsprechend den neuen Anforderungen – selbständigen naturwissenschaftlichen Fakultät. Eine künstlerische Ausbildung hielt die damalige Zeit mit ihrer praktischen Auffassung für weniger nötig, dementsprechend mühsamer verlief auch die Schaffung der nötigen Institutionen. Ein echter Zuwachs war allein die 1875 gegründete Musikakademie unter Liszts Präsidentschaft und geleitet von Erkel, denn bereits die Ungarische Königliche Hochschule für Bildende Künste konnte ihre Tätigkeit erst 1908 beginnen, obwohl Eötvös schon 1871 ihre Gründung geplant hatte, als er auch die als Provisorium gedachte Ungarische Königliche Zeichenschule schuf.

Das erstarkende Interesse an den Naturwissenschaften hatte auch einen gewissen Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaftsinsti-

tutionen. Das Nationalmuseum erhielt seit 1867 jährlich 100 000 Forint staatliche Unterstützung, und die Széchényi-Bibliothek umfaßte am Ende der achtziger Jahre schon fast eine halbe Million Bände. 1874 wurde das Staatsarchiv eröffnet, und die Fachpresse erweiterte sich um eine Reihe neuer Periodika: Der 1866 entstandene Landes-Forstverein gab seit 1868 die *Erdészeti Lapok* (Forstblätter) heraus, die im Jahre des Ausgleichs gegründete Historische Gesellschaft unmittelbar nach ihrer Entstehung *Századok* (Jahrhunderte), der im gleichen Jahr entstandene Ungarische Ingenieurs- und Architekten-Verein seit 1872 den seinen Namen tragenden *Közlöny* (Anzeiger), die seit 1841 tätige Königlich-Ungarische Naturwissenschaftliche Gesellschaft seit 1869 den *Természettudományi Közlöny* (Naturhistorischen Anzeiger), die 1850 gegründete Ungarische Geologische Gesellschaft seit 1873 die *Földrajzi Közlemények* (Geographische Mitteilungen), die seit 1876 bestehende Budapester Philologische Gesellschaft vom folgenden Jahr an den *Egyetemes Philológiai Közlöny* (Universal-philologischen Anzeiger), die im gleichen Jahr gegründete Archäologische und Anthropologische Gesellschaft seit 1879 den *Archeológiai Értesítő* (Archäologischen Berichterstatter) und schließlich die erstmals 1889 zusammengetretene Ungarische Ethnographische Gesellschaft seit 1890 die *Ethnographia*.

Nicht nur die Entstehung einzelner Forschungseinrichtungen, wie das 1869 geschaffene Geologische oder das ein Jahr später gegründete Meteorologische Institut, spiegelt das wirtschaftliche Interesse der Zeit wider, sondern auch die Patente und Erfindungen, die zumeist mit industriellen Unternehmungen verbunden waren. Der aus Bayern stammende András Mechwart (1834–1907) begann als Direktor der Ganz-Fabrik 1874 mit der Produktion der von ihm vervollkommneten Walzenstühle, mit denen sich feineres Mehl produzieren ließ und die den internationalen Ruf der Firma ebenso vergrößerten wie der ebendort 1884–1886 von den drei Ingenieuren Ottó Bláthy, Miksa Déri und Károly Zippernowsky entwickelte Wechselstrom-Transformator. Der technische Fortschritt veränderte sichtlich auch die städtische Lebensweise – Tivadar Puskás richtete 1882 die erste Budapester Telefonzentrale ein, und fünf Jahre später verkehrte die erste Straßenbahn auf dem sich im Ausbau befindlichen Großen Ring –, zudem führten die herausragenden Wissenschaftsergebnisse zu einem Aufschwung des Gesundheits- und Unterrichtswesens: Endre Hőgyes (1847–1906), Professor für Pathologie und Therapeutik, ab 1875 in Klausenburg und ab 1883 in Budapest, verfaßte eine auch international bedeutende Studie *Über den Nervenmechanismus der assoziierten Augenbewegungen* (Az associált szemmozgások idegmechanizmusáról, 1880–1881) und war gleichzeitig Redakteur des *Orvosi Hetilap* (Medizinisches Wochenblatt), das als Lenker des Gesundheitswesens im

Lande fungierte. Und Loránd Baron Eötvös errang einerseits europäischen Ruf, als er 1889 die Konstante der Gravitation bestimmte, und zum anderen wurde 1895 nach seinen Plänen das nach seinem Vater benannte József-Eötvös-Kollegium geschaffen, die ungarische Entsprechung der französischen École Normale Supérieure (Paris); es sollte in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts den die Universität besuchenden Mittelschul-Lehranwärtern eine hochrangige wissenschaftliche und moralische Erziehung vermitteln.

Das Eötvös-Kollegium unternahm es, den Geist des Vormärz-Liberalismus weiterzugeben, aber in den Geisteswissenschaften kam die Tradition des bürgerlichen Liberalismus keineswegs ungestört zur Geltung. Höchstens die noch lebenden Mitglieder der im Vormärz erzogenen führenden Intelligenz vermochten Arbeiten vorzuweisen, in denen der nationale Gesichtspunkt mit der europäischen Modernität eine organische Einheit bildete: So sind beispielsweise Henszlmanns zweibändige *Romanische und spitzbogige Denkmäler Ungarns* (Magyarország románkori és csúcsíves stylű műemlékei, 1880) zugleich ein echtes Fachprodukt der universalen Kunstgeschichtsschreibung. In der folgenden Generation läßt sich dann schon eine gewisse Isolierung spüren. Der von 1872 bis 1895 von Gábor Szarvas (1832–1895) herausgegebene *Magyar Nyelvőr* (Ungarischer Sprachwart) war etwas engstirnig und unternahm einen geistig provinziellen Feldzug für das Erbe der Spracherneuerung und gegen die Fremdwörter, und in der Urgeschichte griff Ármin Vámbéry (1832–1913) eine längst widerlegt geglaubte Hypothese in seinem Buch *Die Herkunft der Ungarn* (A magyarok eredete, 1882) von neuem auf. Vámbéry erwarb sich wohl internationales Ansehen mit seinen Reisen in den Osten und orientalistischen Arbeiten, aber seine Ansichten über die türkische Abstammung der Ungarn wurden von denen zurückgewiesen, die Antal Regulys Erbe fortführten und die vergleichende Untersuchung der finnougrischen Sprachen begründeten. Reguly hatte zwischen 1839 und 1846 die finnougrischen Völker besucht, konnte aber sein gewaltiges Material aus Krankheitsgründen nur zum Teil aufarbeiten, so daß diese Arbeit dann der aus Deutschland stammende József Budenz (1836–1892), der Verfasser des dreibändigen *Ungarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch* (Magyar-ugor összehasonlító szótár, 1873–1881) weiterführen mußte. Auch er übernahm es, Vámbéry zu widerlegen, im gleichen positivistischen Geist wie sein älterer Kollege, der Zipserdeutsche Pál Hunfalvy (1810–1891), den nicht nur bei seinen sprachwissenschaftlichen, sondern auch völkergeschichtlichen Arbeiten wie der hochbedeutenden *Ethnographie Ungarns* (Magyarország ethnographiája, 1876) der Geist der positivistischen Quellenkritik und der Evolutionismus leitete.

Vámbérys Buch erlebte zwei Auflagen innerhalb eines Jahres und fand viel mehr Leser als Budenz' oder auch Hunfalvys Arbeiten. Die Belletristik war in ähnlicher Weise gespalten, was sich auch auf politische Entwicklungen zurückführen läßt. 1861 beging László Graf Teleki, der Führer der Deakschen oppositionellen Beschlußpartei, Selbstmord, und seinen Platz nahm sein Verwandter Kálmán Tisza ein, der 1875 zum Führer der die beiden gegnerischen Kräfte vereinenden Liberalen Partei wurde. Somit hatte das Mehrparteiensystem seine Bedeutung verloren, da die Regierungspartei im Parlament eine derartige Mehrheit hatte, daß sie für Jahrzehnte das Land ungestört unter Kontrolle halten konnte. Ein Teil der Schriftsteller ging enttäuscht zur Opposition über. János Asbóth (1845–1911) legte in *Ungarische konservative Politik* (Magyar conservativ politika, 1875) seine Vorstellungen eines anderen politischen Weges nieder. Er hatte erkannt, daß die Nationalitäten sich Verbündete außerhalb Ungarns suchten, und schlug vor, zur Erhaltung der historischen Grenzen des Landes das Reich straffer zu vereinen. In seiner Sammlung *Literarische und politische Porträts* (Irodalmi és politikai arcképek, 1876) griff er die Tradition Zsigmond Keménys wieder auf, in seinem Buch *Drei Generationen* (Három nemzedék, 1873) nahm er die bekannte konservative Analyse der Entleerung des Liberalismus des gleichnamigen Buches Gyula Szekfűs voraus, und in seinem Roman *Träumer von Träumen* (Álmok álmodója, 1876) formulierte er die Psychologie der Desillusion.

László Arany (1844–1889), der Sohn des großen Dichters, der durch seine vorzügliche Sammlung *Echte Volksmärchen* (Eredeti népmesék, 1862) und seinen Vortrag vor der Kisfaludy-Gesellschaft *Über ungarische Volksmärchen* (Magyar népmesékről, 1875) Aufsehen erregt hatte, trat in seiner gleichnamigen Kritik (1875) an Asbóths Buch scharf gegen dessen politisches Programm auf, aber sein Versroman *Held der Fata Morgana* (A délibábok hőse, 1873) bringt ähnliche Enttäuschung zum Ausdruck. In seinen Abhandlungen kritisierte auch er die Flachheit des Pseudoliberalismus. In *Unsere großen Männer, Neueste Licht- und Schattenbilder* (Nagy férfiaink, Legújabb fény- és árnyképek, 1875) geißelt er den Zynismus des unter dem Namen Aranyos Kákay satirische politische Gravüren schreibenden Aurél Kecskeméthy, in *Streusand-Feuilletonbriefe* (Porzó tárcalevelei, 1879) die hemmungslose Jagd nach Erfolg des bürgerlichen Journalisten in Gestalt von Adolf Ágai und in *Gyula Graf Andrássy* (Gróf Andrássy Gyula, 1879) das leere Pathos der achtundvierziger Opposition, verkörpert in dem Dichter Emil Ábrányi. Offensichtlich sah er ähnlich wie Asbóth den Qualitätsverlust in den siebziger Jahren. Ebenso dachte Béla Grünwald (1839–1891), er allerdings machte in *Das alte Ungarn 1711–1825* (A régi Magyarország 1711–1825; 1888) den Adel für die Fehler ver-

antwortlich. Auch ihn tadelte László Arany für seine „politische Studie" *Oberungarn* (A Felvidék, 1878) in einer gleichnamigen Kritik ein Jahr darauf.

Ihrer beider Debatte zeigt anschaulich, daß die Nationalitätenfrage selbst die Besten der Intelligenz voneinander schied: Grünwald sah in den Selbständigkeitsbestrebungen der Slowaken eine drohende Gefahr, während László Arany die Berechtigung ihrer Forderungen bestritt und, sich in Widerspruch zu seinem eigenen Liberalismus verwickelnd, vorschlug, der Unterschicht dort keine Entfaltungsmöglichkeit zu geben, wo ihr viele Vertreter fremder Zunge angehören. Dabei gehörten beide, der Kritiker wie der Kritisierte, zu denen, die die konservativ gewordene offizielle Politik mißbilligten – anders als Zsolt Beöthy (1848–1922) und in gewissem Maße auch der Vertreter eines mittleren Weges Frigyes Riedl (1856–1921), die mit dem Ausgleich der Ansprüche des früheren Adels und des Bürgertums eher den herrschenden Geschmack sanktionierten als den neuen Bedingungen zuvorzukommen.

Der Gegensatz der beiden Lager wurde deutlich, als Beöthys 600-Seiten-Buch *Das Tragikum* (A trágikum, 1885) erschien. Darin behauptete er, der tragische Held begehe eine Sünde, für die er büßen müsse, folglich setze das Tragische letzten Endes die Wiederherstellung der moralischen Weltordnung voraus. Jenő Péterfy (1856–1899) wies in seinen Studien *Das Tragikum* (A trágikum,1885), *Über die Tragödie* (A trágédiáról, 1887) und *Die dichterische Rechtsprechung in der Tragödie* (A költői igazságszolgáltatás a trágédiában, 1891) diese Art moralisierender Auffassung zurück und bestimmte das Tragische als eine eigenprinzipliche ästhetische Qualität. Jenő Rákosi (1842–1929) kritisierte Beöthys Interpretation ähnlich scharf, aber damals vertrat er noch ausgesprochen bürgerliche Ansichten, während er später selber das konservative Ideal verkündete. In seinem 200-Seiten-Buch *Das Tragikum* (A trágikum, 1886) nahm er den Existentialismus voraus und lieferte eine ontologische Analyse, in der er anstelle des Ausgleichs das Tragische als die bestimmende Qualität der menschlichen Existenz betrachtete.

Die geistige Opposition bekam in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich keine Entfaltungsmöglichkeiten. László Arany zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück und vereinsamte, Asbóths Wirken blieb ohne Widerhall. Péterfy konnte von seinen drei Essays über das Tragische nur den zweiten erscheinen lassen und machte sich mit seinen Studien *József Baron Eötvös als Romancier* (Báró Eötvös József, mint regényíró), *Mór Jókai* und *Zsigmond Baron Kemény als Romancier* (Báró Kemény Zsigmond, mint regényíró, alle drei 1881) unbeliebt, weil er von den drei Schriftstellern allein Kemény für wirklich groß hielt, Eötvös' Romanfiguren als Ideensprachrohre bezeichnete und Jókais

Menschenbild schlicht für kindisch hielt. Die Zeit verlangte seinen strengen kritischen Maßstab nicht, weshalb er seine eigene Lage als immer aussichtsloser ansah und schließlich Selbstmord beging – ebenso wie Jahre zuvor Grünwald.

Die Nachwelt konnte zu dem Eindruck kommen, daß das Ende des Jahrhunderts auch die Leistungen der vorangegangenen Generationen etwas aus der Froschperspektive sah. Berzsenyi wurde als Dichter patriotischer Oden, Vörösmarty als der von *Zaláns Flucht*, Petőfi als Volkslieddichter und Kemény als verehrungswürdiger, aber unlesbar schwieriger Autor dargestellt. Auch Aranys Lebenswerk domestizierte man für den allgemeinen Geschmack. Dabei schuf dieser nach mehrjährigem Schweigen in seinen letzten Lebensjahren erneut bedeutende lyrische Werke – ausgeglichenere als in den fünfziger Jahren, allerdings auch homogenere –, darunter so vorzügliche wie das an sich selbst gerichtete Gedicht *Bis ans Ende* (Mindvégig) oder die zwei mehrstimmigen Balladen *Beim Maisschälen* (Tengerihántás) und *Rebekka, die Hexe* (Vörös Rébék; alle drei 1877). Das erste Buch über ihn, Riedls *János Arany* (Arany János,1887), ließ seine Lyrik ebenso fast unberücksichtigt wie seine Abhandlungsprosa, während es seine Persönlichkeit sozusagen auf die Anschaulichmachung „der Spezifika der ungarischen Rasse" reduzierte.

Diese Verengung konnte allerdings auch durch die Literatur der Zeit verursacht sein, da diese – anders als die Jahre des Neoabsolutismus – eigentlich nur reich an kleinen Meistern war. Ihnen ist sogar der den Geist des *Dorfnotars* aufnehmende Lajos Tolnai (1837–1902) zuzurechnen, in dessen Romanen sich die Gesellschaftssatire mit den Formeln der oberflächlichen Gespensterromantik mischt. Typisch für die Zeit war aber keineswegs der Roman, sondern die Novelle, mit der seit den achtziger Jahren eine ganze Reihe von beachtenswerten Talenten auftrat, die aber fast alle von gewisser Provinzialität oder Unausgeglichenheit waren. Diese Einschränkung trifft auch noch auf Elek Gozsdu (1849–1919) zu: Einerseits beschäftigten ihn Turgenjews persönliche Vortragsweise und die großen Fragen der Positivisten, die Vererbung, der Determinismus, die Zusammenhänge von Biologie und Psychologie und selbst die sozialistischen Ideale, andererseits verarmte die erzählte Geschichte manchmal zur bloßen Veranschaulichung einer konstruierten These.

Gozsdu stammte aus einer gemischten Bürgerfamilie, zu deren Vorfahren Mazedonier und Armenier ebenso gehörten wie Rumänen und Ungarn. Nicht nur der Abstammung nach, sondern auch in seiner Kunst ähnelte ihm der Sproß einer vermögenden armenischen Kaufmannsfamilie, István Petelei (1852–1910): Seine Novellen suggerieren Schicksalsverhaftetheit, und die inneren Monologe ihrer Figuren bilden eine perfekte organische Einheit mit der symbolischen Natur-

schilderung. Künstlerisch läßt sich nur Kálmán Mikszáth (1847–1910) über sie stellen, genauer seine zwei Sammlungen, mit denen sich der herausragendste ungarische Prosaist der kommenden Jahrzehnte erstmals im ganzen Land einen Namen machte. Schon in *Slowakische Landsleute* (Tót atyafiak, 1881), vier mittellangen Geschichten, zeigt sich seine die mündliche Erzählweise imitierende, atmosphärisch außerordentlich starke Vortragsart, während die Verdichtung, das balladenartige Verschweigen eher in den kürzeren Geschichten *Die guten Palotzen* (A jó palócok, 1882) zum Charakteristikum seiner Kunst wird. Später sollte er noch andere ausgezeichnete Werke schreiben, aber diese beiden Sammlungen erwiesen sich als in ihrer Art unübertrefflich.

Mikszáth fand relativ langsam zu seinem persönlichen Ton, aber noch typischer ist dies für János Vajda (1827–1897), der eigentlich erst in den siebziger Jahren zum bemerkenswertesten ungarischen Lyriker der Periode nach Arany wurde. In seinem leidenschaftlichen Tonfall taucht zwar ständig der romantische Ich-Kult von neuem auf, zugleich aber ringt er schon mit den Fragen der Verfechter und Verächter des Positivismus, dem Determinismus und der vitalistischen Lebensauffassung, dem mechanischen Materialismus und der These vom ewigen Kreislauf der Materie. Seine unerwiderte Liebe zur Tochter eines Ofener tschechischen Barbiers erhob er im Laufe der Jahre zum Symbol der Unbefriedigtheit, der Unerfüllbarkeit des Seins – wie in seinem bekanntesten Gedicht *Nach zwanzig Jahren* (Húsz év múlva, 1876) –, dem Symbolismus kam er jedoch nur selten nahe, so vor allem in seinem von Sehnsucht nach der Idylle erfüllten Lied *Im Wald von Vaál* (A vaáli erdőben, 1875); vielfach kehrte er lieber zu seinem früheren, allegorisierenden Stil zurück.

Ähnlich unausgeglichen war die frühzeitig abgebrochene Laufbahn des eine Generation jüngeren Gyula Reviczky (1855–1889). Auch er schwankte zwischen entgegengesetzten Auffassungen hin und her; er lebte gleichzeitig im Bannkreis Schopenhauers wie der Positivisten. Seinen Auffassungen gab er auch in Studien Ausdruck: Er war der Meinung, für sich selbst habe der Mensch den Humor und den anderen gegenüber die Anteilnahme als Richtschnur anzusehen. Seine Haltung war auch persönlich begründet: seine Kindheit hatte er in dem Bewußtsein verbracht, von vornehmer Herkunft zu sein, bis sich beim Tode seines Vaters herausstellte, daß er dessen illegitimer Sohn sei. Er empfand sich als überflüssigen Menschen und beschrieb in seinem Kurzroman *Das väterliche Erbe* (Apai örökség, 1884) großenteils eigene Erlebnisse. Im Bewußtsein seines Ausgeschlossenseins wandte er sich gegen die verspäteten Vertreter der Volkstümlichkeit und drängte auf Öffnung für die Literatur des Auslands. Er gehört zu den frühen Baudelaire-Übersetzern, fällt aber in seiner eigenen

Dichtung oft in die Manier des Biedermeiers zurück und kommt auch in seinen besten Gedichten nur einem Stil nahe, der eher an die Gefühligkeit Verlaines als den Symbolismus Mallarmés erinnert. Der dichterische Tonfall stand im Mittelpunkt seines Interesses, was sich auch an dem kurz vor seinem Tode geschriebenen und wohl besten Gedicht *Ich zähle...* (Számlálgatom..., 1889) ablesen läßt.

Wenn für den Neoabsolutismus die Spannung zwischen wenigen großen Geistern und dem allgemeinen Geschmack bezeichnend war, so läßt sich für die siebziger und achtziger Jahre ein Vordringen der Massenkultur belegen. Gegenüber den 504 Zeitungen – davon 334 ungarischsprachige – des Jahres 1881 erschienen 1892 bereits 734 – davon 526 auf Ungarisch –, von denen 103 politische, 224 lokale, 81 belletristische, 310 Fach- und schließlich 16 Witzblätter waren. Mit Gewißheit trug dieses schnelle und gewaltige Wachstum zum Verfall des Niveaus bei. Natürlich konnte dieser Wandel auch durch den relativen Mangel an wirklich großen schöpferischen Talenten verursacht sein, der besonders auffällt, wenn wir die Blüte der Übersetzungsliteratur und der Vortragskunst mit in Betracht ziehen. Die durch den Namen von Mari Jászai (1849–1926) geprägte Theaterkunst erreichte in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich ein selbst nach europäischem Maßstab beachtliches Niveau, ohne daß wirklich große Dramen entstanden wären. Die hervorragenden Schauspieler traten oft in billigen Volksschauspielen oder in Erfolgsstücken nach dem Muster französischer Salondramen auf – letztere wurden am anspruchsvollsten von den satirischen, doch als Melodrama endenden bürgerlichen Schauspielen des gebürtigen Armeniers Gergely Csíky (1842–1891) vertreten.

Über die Musik ist kaum anderes zu berichten. Die hochrangigen Auslandsverbindungen bestanden auch weiterhin. Brahms – der sein ganzes Leben hindurch gerne ungarische Stoffe verwendete – führte sein zweites, das *B-Dur-Klavierkonzert* Op. 83, 1881 in Budapest auf, und die 1884 eröffnete Ungarische Königliche Oper stand zwischen 1888 und 1891 unter Mahlers musikalischer Leitung. An Komponisten war kein Mangel, aber keiner erreichte je Liszts Bedeutung, sie trugen also kaum wesentlich zur europäischen Entwicklung bei. Die ungarischen Kontakte Liszts selbst verstärkten sich dagegen im Laufe der Jahre, und seit der Gründung der Musikakademie 1875 verbrachte er die Wintermonate in Pest. Auch nach der 1840 begonnenen und 1880 abgeschlossenen Reihe der *Ungarischen Rapsodien* schrieb er mehrere Stücke, deren ungarischer Charakter beabsichtigt war – die wichtigsten sind *Csárdás macabre* (1882), *Csárdás obstiné* (1884) und die die Gestalten von Széchenyi, Eötvös, Vörösmarty, László Teleki, Deák, Petőfi und dem Komponisten Mihály Mosonyi beschwörenden *Historischen ungarischen Bildnisse* (1884–1886). Völlig überflüssig

wäre es, sich über den nationalen Charakter dieser Stücke streiten zu wollen, ihr Wesen ist, daß sie zu dem späten Liszt-Stil gehören, der vielleicht von der einer Suite ähnelnden Reihe *Der Weihnachtsbaum* (1879) über *Nuages gris* (1881) bis zu *Bagatelle sans tonalité* (1885) reicht und mit seiner Aufgabe der Tonalität für Béla Bartók (1881–1945), den größten ungarischen Komponisten des 20. Jh., zum Ausgangspunkt seines Schaffens wurde.

Liszts Spätwerke trafen zu seiner Zeit auf Unverständnis. Die Originalität seiner Initiativen wird nicht nur dann deutlich, wenn wir seine Schöpfungen mit denen der übrigen ungarischen Komponisten vergleichen, sondern auch bei einem Ausblick auf die übrigen Kunstzweige. In der Architektur war die Krise wohl am tiefsten. Miklós Ybl (1814–1891), der Schöpfer des Opernhauses, baute auch dann Renaissancepaläste, wenn man bürgerliche Mietshäuser bei ihm bestellte, weil er nur nach einem Muster arbeiten konnte. Er griff auf frühere Richtungen zurück, indem er die dazwischenliegenden Epochen übersprang, als wolle er sie als nichtexistent bezeichnen. Er war ein Gefangener des allgemeinen Geschmacks, ebenso wie sein gefeierter Zeitgenosse, der Maler Mihály Munkácsy (1844–1900), der die meisten seiner schöpferischen Jahre in Frankreich verbrachte, mit seinem Freund László Paál (1846–1879). Paál kannte im Grunde die Grenzen seines Talentes recht gut und setzte mit anspruchsvollen Waldstücken die zwei- bis drei Jahrzehnte frühere Malweise der Schule von Barbizon fort. Munkácsy malte jedoch nur nebenbei diese naturalistischen Landschaftsbilder, die sich als zeitbeständiger erweisen sollten als die Kompositionen mit vielen Figuren, die seinerzeit den Gipfel des Akademismus darstellten. Das *Armesünderhaus* (1870) vermochte die Anerkennung desselben Pariser Salons zu gewinnen, der die Impressionisten abwies, *Milton* (1877) errang den Großen Preis der Pariser Weltausstellung. Munkácsy wurde reich, hielt in der französischen Hauptstadt ein großes Haus, wurde in seiner Heimat geadelt, all das zu der Zeit, als die ihn feiernde Öffentlichkeit das Bild *Maifest* (1872–1873) des vom Naturalismus zum Impressionismus übergehenden Pál Szinyei Merse (1845–1920) derart feindlich aufnahm, daß er jede Lust verlor, sich auf sein Gut im Komitat Scharosch zurückzog und für längere Zeit mit Malen aufhörte. Erst Mitte der neunziger Jahre nahm er am Kunstleben wieder teil, als er sah, daß die jüngere Generation seine Experimente bestätige, konnte dann aber seine Vorreiterrolle nicht wieder aufnehmen.

Angesichts dieser ungleichmäßigen Entwicklung erhebt sich die Frage, ob der kulturelle Rahmen im Ungarn der Jahrhundertwende den Anforderungen der bürgerlichen Kultur entsprach.

Auf diese Frage läßt sich nur schwer eine eindeutige Antwort geben. Man kann vielleicht davon ausgehen, daß man sich in Ungarn, während in Großbritannien – mit starker Vereinfachung – die Erziehung und in Frankreich der Unterricht als primär erachtet wurden, nach den deutschen Mustern richtete. Die von Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und Herbart vertretene Tradition hatte die Trennung von Hoch- und Massenkultur zur Folge. Das der klassischen Bildung verpflichtete Gymnasium wurde zum schichtenbestimmenden Faktor in der Gesellschaft. Der Herbart folgende 1879er Lehrplan Mór Kármáns legte den Anteil der humanistischen Fächer mit 62,2 Prozent fest und ermutigte eher zur Aneignung theoretischer als praktischer Kenntnisse. Der Geist des Gymnasialunterrichts beruhte auf Linnés Pflanzen- und Tier- sowie Mendelejews Mineralsystem bzw. der lateinischen Grammatik. Dieses gemäßigt liberale Ideal suggerierte ein gesellschaftliches Gleichgewicht.

Es ließe sich schwer bestreiten, daß sich die Unterrichtseinrichtungen an der Jahrhundertwende gleichmäßig entwickelten. 1908 wurde die Elementarschule kostenlos, der Analphabetismus ging von 1890 bis 1910 von 46,8 Prozent auf 31,3 Prozent zurück, womit Ungarn in dieser Beziehung ungefähr im europäischen Mittelfeld lag. Die Fachausbildung, das Berufsschulsystem, entwickelte sich ebenfalls, und die Verbreitung der bürgerlichen Kultur wurde in Wirklichkeit nicht allzusehr dadurch behindert, daß die Mehrheit der Volksschulen – 1890 82 Prozent der 16 805 Schulen und 1912/13 nur noch 70,47 Prozent von 16 861 Schulen – in kirchlichen Händen war. Dieses Verhältnis von kirchlichen und staatlichen Institutionen ist ein wenig irreführend, denn wohl waren 1905/06 von den 171 Gymnasien 118 konfessionelle, 38 staatliche, 15 Privat- oder Vereinsschulen, aber die Schülerzahlen zeigten eine andere Aufschlüsselung: nur 38 242 besuchten konfessionelle, aber 25 551 weltliche Schulen.

Die Gleichberechtigung der Frau machte mäßig schnelle Fortschritte. 1895 wurde der öffentliche Mittelschulunterricht für Mädchen eingeführt und öffneten sich die Lehrer-, medizinischen und pharmazeutischen Fakultäten den Frauen. Der Mädchenunterricht diente ebenso wie Realschule und Bürger-, Handels- und Gewerbefachschulen, die die Beamtenausbildung sicherten oder praktische Kenntnisse vermittelten, eindeutig dem Aufstieg des Bürgertums. In Budapest beschleunigte sich außerordentlich die Bildung innerhalb der jüdi-

schen Kultusgemeinde: 1911/12 gehörten zu ihr 48,9 Prozent der Realschüler, 49,9 Prozent der Gymnasiastinnen, 59 Prozent der Handelsschüler und 44,5 Prozent der Handelschülerinnen.

Auch die Hochschulbildung erweiterte sich. 1899 wurde eine Veterinärmedizinische, 1893 eine Schauspiel- und 1908 eine Hochschule für bildende Künste gegründet, und 1912 begannen die Debrecziner und die Preßburger Universität ihre Tätigkeit. Dementsprechend stieg die Zahl der Universitäts- und Hochschulstudenten: vom Studienjahr 1891/92 mit 8203 auf 17 777 im letzten Friedensjahr. Das Ziel der Universitäten war eindeutig die Gelehrtenbildung: Auch das 1895 gegründete Eötvös-Kollegium beabsichtigte ganz nachdrücklich, die Avantgarde zu erziehen. In ihrer Struktur ähnelte die ungarische Universität sehr wohl der deutschen, hinsichtlich ihrer Selbständigkeit dagegen gar nicht. Die ordentlichen und außerordentlichen Professoren ernannte der Herrscher, die Universität verlieh nur den Titel Privatdozent. Einmal ernannt, besaß der Professor aber ziemliche Freiheit über die Stoffwahl seiner Vorlesungen. Die Hochschulausbildung war bei weitem nicht demokratisch: Aus der Arbeiterschaft fanden nur wenige Zugang, wogegen etwa ein Viertel der Universitäts- und Hochschulstudenten aus dem Bauerntum stammten.

1890 wurde Kálmán Tisza gestürzt, ohne daß dies jedoch die Entwicklung des Landes beeinflußt hätte. 1892 wurde der bürgerliche Sándor Wekerle Ministerpräsident und führte erhebliche finanzielle Veränderungen ein: Der Forint mit seiner Silberdeckung wurde zugunsten der härteren goldgedeckten Krone aufgegeben. Im gleichen Jahr veränderte sich auch das Verhältnis von Staat und Kirche. Die staatliche Matrikel wurde eingeführt, die zivile Eheschließung wurde verbindlich, wodurch die Scheidung erleichtert wurde, und schließlich erklärte man die jüdische Religion für gleichberechtigt. Diese Maßnahmen geschahen zweifellos im Zeichen des Liberalismus. Zwischen 1893 und 1897 erschienen die 16 Bände des *Pallas Universallexikon* (Pallas Nagy Lexikona), das mit den modernsten Enzyklopädien der Welt wetteifern konnte und in Ungarn bis heute das zuverlässigste Nachschlagewerk dieser Art geblieben ist. Zwischen 1895 und 1898 wurde die 10bändige *Geschichte Ungarns* (Magyarország története) herausgegeben und mit der Sammlung von Übersetzungen namens *Sammlung philosophischer Schriftsteller* (Filozófiai Írók Tára) begonnen.

Das 1000jährige Bestehen des Landes wurde 1896 mit großem Pomp begangen. Die Hauptstadt wurde zu einer Art Gesamtausstellung und veränderte ihr Aussehen grundlegend. Der Ausbau des Großen Ringes wurde abgeschlossen, Innenstadt und Ausstellungsgelände, das Stadtwäldchen, verband die elektrische Untergrundbahn, nach London die zweite in Europa. Franz Joseph weihte die nach ihm ge-

nannte Brücke ein. Aus der Landes-Gemäldegalerie, dem betreffenden Fundus des Nationalmuseums und der Ungarischen Historischen Bilderhalle wurde das Museum der Bildenden Künste gegründet.

Die Entwicklung stagnierte auch in den folgenden Jahren nicht. Bis zum Ende des Jahrhunderts war die Länge der Eisenbahnlinien auf 12 000 km angewachsen und damit weit dichter geworden als im europäischen Durchschnitt. 1904 wurde die Elisabeth-Brücke freigegeben, 1906 zog das Museum der Bildenden Künste in ein neues Gebäude um. Unzweifelhaft ergaben sich Vorteile daraus, daß Ungarn zu Europas der Fläche nach zweitgrößtem und der Bevölkerung nach drittgrößtem Staat gehörte. Zudem entwickelte sich innerhalb der Monarchie der ungarische Landesteil schneller als der österreichische. Vom Ausgleich bis zum Ersten Weltkrieg wuchs der bebaute Boden um das Anderthalbfache und der Produktenertrag um fast das Dreifache. Die Industrieentwicklung führte das Land in eine Spitzenposition innerhalb Europas. War die Landwirtschaftsproduktion an der Jahrhundertwende mehr als doppelt so hoch wie zur Zeit des Ausgleichs, so war die Industrieproduktion im gleichen Zeitraum auf das Achtfache gewachsen. 1900 stellte die Industrie bereits 25 Prozent des Nationaleinkommens – was unausbleiblich zur stufenweisen Veränderung des Charakters des Landes führte.

Industrialisierung und voranschreitender Positivismus waren beide daran beteiligt, daß sich die Naturwissenschaften auch weiter stärker entwickelten als die Humandisziplinen, da vor allem die praktischen Gesichtspunkte zur Geltung kamen. Der hervorragende Geologe Lajos Lóczy (1849–1920) stieß im Laufe seiner 1891 begonnenen Plattensee-Forschung auf Erdgas. Auch die Innovationen der Ganz-Fabrik setzten sich fort: Donát Bánki (1859–1922) konstruierte mit János Csonkas Hilfe 1898 den Benzinvergaser, und Kálmán Kandó ermöglichte die Wechselstromelektrifizierung der Eisenbahn. Loránd Eötvös konstruierte 1901 das Pendel zum Messen der Gravitationskraft der Erde. Den internationalen Ruf der ungarischen Chirurgie vergrößerten unter anderen Tibor Verebély, Vilmos Manninger und Arnold Winternitz, der im St.-Stephans-Krankenhaus Gehirnoperationen vornahm, und in der klinischen Internistik ließ sich in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende die Ausstrahlung der weltweit bekannten Wiener Schule spüren, vor allem durch das Wirken Frigyes Korányis (1828–1913).

Diese scheinbare Harmonie von Gesellschaft und Kultur wurde jedoch durch Krankheitssymptome gestört. Der Selbstmord des Thronfolgers Rudolf 1889 und der gewaltsame Tod der Königin Elisabeth 1898 erschütterten auch die ungarische Öffentlichkeit und erweckten in ihr Zweifel an der Zukunft des Reiches. Die maßvoll schnelle Assimilierung verbesserte zwar den Anteil der Ungarn –

1910 gehörten in der „engeren Heimat" ohne Kroatien nur noch 45,5 Prozent zu den Nationalitäten –, doch verstärkten sich die Autonomiebestrebungen. Es entstanden Nationalitätenbanken, 1892 wurde die Rumänische Nationalpartei bereits mit einem Memorandum beim Herrscher vorstellig. Damals war Franz Joseph aber noch nicht bereit, die Nationalitätenpolitiker anzuhören. 1905 jedoch, als die ungarische Regierungspartei erstmals seit 1876 eine Wahlniederlage erlitt und die ungarische Unabhängigkeitspartei im Vertrauen auf das wirtschaftliche Erstarken des Landes den Ausgleich überprüfen wollte, drohte der König den Ungarn mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, was zu einem Vordringen der Nationalitäten geführt hätte. Er erreichte sein Ziel, indem die Unabhängigkeitspartei ihre Absicht aufgab.

Neben den Nationalitätenspannungen verstärkten sich auch die sozialen Reibungen. 1867 gab es bei einer Bevölkerungszahl von 15 Millionen erst 400 000 Arbeiter, um 1900 waren es bereits 750 000, mit ihren Familien etwa 3 Millionen. 1868 entstand der Buda-Pester Selbsthilfeverein, der sich 1871 mit dem stärker politischen Allgemeinen Arbeiterverein vereinigte. 1878 entstand die Partei der Nichtwähler, die sich 1880 als Ungarische Allgemeine Arbeiterpartei schon im Zeichen der sozialistischen Ideen neu organisierte. Die Demonstration am 1. Mai 1890 war wohl die erste Gelegenheit, daß die Öffentlichkeit die Existenz der Arbeiterbewegung zur Kenntnis nahm. Noch im gleichen Jahr entstand die Ungarische Sozialdemokratische Partei, deren Programm vom Jahre 1903 keinen Zweifel daran ließ, daß die Bewegung im Grunde die bestehende Gesellschaftsform ablehnte, andererseits aber auch die Schwächen der ungarischen Sozialdemokratie aufwies. Als ihre Ideologie bezeichnete das Programm den Marxismus und strebte die Beseitigung des Privateigentums an, befaßte sich aber nicht mit der Nationalitäten- und nicht einmal mit der Bodenfrage. Die Arbeitsniederlegungen der Erntearbeiter 1897 und der Eisenbahner 1904 brachten dann dem ganzen Land zu Bewußtsein, daß die sozialistischen Ideen auch politisches Handeln zur Folge haben könnten.

Die Nationalitäten- und sozialen Spannungen waren ein Doppelproblem, das sich auch in der geistigen Orientierung niederschlug. An die Stelle des adligen Liberalismus traten der Neokonservatismus und der Neoliberalismus der bürgerlichen Radikalen. Letztere strebten die Einführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts an, womit sie zweifellos den rechten Radikalen einen Vorwand boten, mit Berufung auf die Bewahrung der Grenzen des historischen Ungarn der gesellschaftlichen Umgestaltung entgegenzutreten. Somit standen sich Nation und Fortschritt wieder einmal feindlich gegenüber. Die Neokonservativen beschönigten die alte Vergangenheit

und zogen die Errungenschaften des vergangenen halben Jahrhunderts in Zweifel. Sie versuchten, neben der *Magna Charta* die *Goldene Bulle* als älteste Verfassung und Werbőczys *Tripartitum* als Gesellschaftsvertrag aufzuwerten und bezeichneten die Bauernbefreiung als übereilt, da Adel und Bauernschaft auf die kapitalistische Entwicklung unvorbereitet gewesen seien. Ákos Timon (1850–1925), seit 1890 Leiter des Lehrstuhls für Verfassungs- und Rechtsgeschichte an der Budapester Universität, machte mittels seiner historisierenden staatsrechtlichen Argumentation aus der Zurückgebliebenheit Ungarns eine Tugend, indem er es als Vorteil bezeichnete, daß es in Ungarn keine feudale Zergliederung gegeben habe. Derartige konservative Uminterpretierungen der Geschichte führten dann leicht zur Idee einer ungarnzentrischen Monarchie, zu dem Gedanken, daß die Ungarn die Aufgabe hätten, zwischen Germanen und Slawen auszugleichen, wie dies auch eine Reihe von Schriftstellern von Gusztáv Beksics bis zu Pál Hoitsy und von Jenő Rákosi bis zu Mihály Réz äußerten. Das Niveau der wertkonservativen Richtung hob sich ein wenig, als 1911 István Graf Tisza zur Popularisierung seiner eigenen Politik die Zeitschrift *Magyar Figyelő* (Ungarischer Beobachter) zusammen mit Ferenc Herczeg herausgab. In ihr erschien die Studie *Nach der Revolution* (Forradalom után, 1912) des namhaftesten Literarhistorikers der folgenden Periode János Horváth (1875–1961), in der er zwar aus konservativer Sicht, aber doch interessante Detailfeststellungen über die neueste Belletristik, die bedeutendsten Dichter der Zeitschrift *Nyugat* (Westen) machte.

Der *Magyar Figyelő* kam als Modernisierungsversuch des Konservatismus zu spät. Die rechten Radikalen idealisierten die Arpaden, das Anjou-Haus und die Zeit der beiden Hunyadis, und der vom Literaten zum Ideenverkünder gewordene Zsolt Beöthy machte in *Kleiner Spiegel der ungarischen Literatur* (A magyar irodalom kis-tükre, 1896) geradewegs die zum Teil erfundene Gestalt des Reiters von der Wolga zum Träger des Nationalcharakters. Da sein Buch in den Mittelschulen benutzt wurde, hatte es außerordentlich großen Einfluß. Die dilettantische Geschichtsfälschung und der übertriebene Patriotismus wurden zur bequemen Zielscheibe jener Opposition, die sich teils aus der Freimaurerbewegung, teils aus dem Kreis um die 1900 gegründete und von Oszkár Jászi (1875–1957) gelenkte Zeitschrift *Huszadik Század* (Zwanzigstes Jahrhundert) und teils aus der ein Jahr danach von den bürgerlichen Radikalen und den Sozialdemokraten gegründeten Gesellschaftswissenschaftlichen Gesellschaft und dem seit 1908 tätigen Galilei-Kreis zusammensetzte.

Zwischen dem konservativ-liberalen und dem radikalen Flügel dieser Gesellschaft kam es schon 1903 zum Bruch. Jászi und sein Kreis verpflichteten sich anfangs den Lehren Herbert Spencers, des engli-

schen positivistischen Soziologen, der zwischen militärischer und Handelsgesellschaft unterschied. Ein Teil der Neoliberalen zählte europaweit die feudalistischen und militaristischen Systeme zur ersteren und die kapitalistischen Systeme der freien Konkurrenz zur letzteren Gruppe. Denen der ungarischen Bürgerlich-Radikalen ähnelnde Auffassungen vertraten in Spanien die achtundneunziger Generation, in England die Fabian Society, in Österreich Karl Kraus und in Deutschland der Kreis um den Verein für Sozialpolitik, Max Weber, Friedrich Naumann und sogar Thomas Mann. Naumanns 1915 erschienenes Buch, *Mitteleuropa* – das den Plan eines mitteleuropäischen Staatsverbandes unter Vereinigung Deutschlands und der Monarchie enthielt – hatte unmittelbaren Einfluß auf Jászis Ansichten während des Weltkrieges. Einige wesentliche Momente trennten jedoch den Kreis um *Huszadik Század* von einem Teil der verwandten Bestrebungen. Die neunziger Generation berief sich beispielsweise statt des Traumes vom Reich auf die Bauernkultur des spanischen Mittelalters. Die Bürgerlich-Radikalen Ungarns ersetzten – zumindest bis zum Weltkrieg – das konservative Ideal der nationalen Tradition durch keine andersartige Kontinuität. Jászi verwies in seinem fast 550 Seiten starken Werk *Entstehung der Nationalstaaten und Nationalitätenfrage* (A nemzeti államok kialakulása és a nemzetiségi kérdés, 1912) zwar auch auf Eötvös, Kemény, Széchenyi und selbst Kossuth, doch waren diese Berufungen mehr flüchtig. Ihm ging es in erster Linie um die Kritik am ungarischen Chauvinismus, wobei er nicht annahm, daß die Nationalitäten unabhängig werden wollten. Er rechnete auch damit nicht, daß die bürgerlich-radikalen Politiker in den Nachbarländern, wie der um die Schaffung des tschechoslowakischen Staates bemühte Masarýk, die gesellschaftliche Umgestaltung gegenüber der Durchsetzung des nationalen Gesichtspunktes für sekundär erachten würden. Richtig sah er, daß 1848 und 1867 hinfort keine gültige Wahlmöglichkeit mehr darstellten, letzten Endes irrte er sich aber ebenso wie der unerschütterliche Kossuth-Anhänger, der greise Lajos Mocsáry (1826–1916), oder der sich den bürgerlichen Radikalen nähernde linke Flügel der Unabhängigkeitspartei in dem Glauben, die Nationalitäten betrachteten in erster Linie Wien als ihren Unterdrücker.

Kálmán Mikszáth, der bedeutendste Prosaschriftsteller um die Jahrhundertwende, war sich völlig über die Kompliziertheit der Nationalitätenfrage im klaren, obwohl er bis zu seinem Tode Abgeordneter der Regierungspartei blieb. Im Teil *Pál Hunyák* seiner Sammlung politischer Skizzen *Klub und Galerie* (Club és folyosó, 1887) zeichnet er verblüffend anschaulich die Großmachtinteressen unter den Nationalitätenvertretern. Auch sonst legt Mikszáths Werk schonungslos das Doppelantlitz der Zeit bloß. Es schrieb vergnügliche Anekdoten

darüber, in welcher Scheinwelt der verarmte Adlige, der „Gentry", lebt. Erfolgreicher waren seine Werke, wenn das Ende der Anekdote zugleich auch das Ende des Werkes darstellte wie im Kurzroman *Kavalliere* (A gavallérok, 1897), doch fallen sie auseinander, wenn er wie in *Die Ehe des Herrn von Noszty*, dt. 1953 (A Noszty fiú esete Tóth Marival, 1908) eine Anekdote an die andere hängt. Gleichzeitig erweist er sich auch als empfänglich für psychologische Tiefe, wenn er jede der einander gegenüberstehenden Parteien in zweierlei Färbung darstellt. Der Held in *Der Graf und die Zirkusreiterin*, dt. 1968 (Beszterce ostroma, 1894) lebt in der Feudalwelt und ist einerseits ein Beispiel des verrückt-altmodischen ungarischen Hochadligen, steht aber gleichzeitig über der kleinlichen Berechnung des um ihn wirbelnden Lebens. Eine ähnliche Doppelheit findet sich in seinem letzten Roman *Die schwarze Stadt* (A fekete város, 1911), wo der Zipser Vizegespan Pál Görgey mit all seiner Willkür und gefühlsreichen Persönlichkeit voller innerer Gegensätze und Kämpfe dem farblosen und unpersönlichen Puritanismus der Leutschauer Bürger gegenübersteht.

Die Mikszáth-Romane sind episodisch geprägt; seine wahre Kraft liegt in den Novellen, und dennoch hebt ihn die Differenziertheit seiner Wertwelt weit über die kleinen Schriftsteller um die Jahrhundertwende hinaus. Gute Anekdoten finden sich auch bei anderen, doch ohne die Obertöne des für ihn so typischen Tragischen und Elegischen. Die aus dem bloßen Gerede übernommenen Histörchen in der *Reise um den Plattensee* (Utazás a Balaton körül, 1899) von Károly Eötvös (1842–1916) – der im Prozeß von Tiszaeszlár so mutig die Verteidigung vertreten hatte – wirken wie Äußerungen des nüchternen Lokalpatriotismus, wenn wir sie mit Mikszáths umfangreicher Novelle *Fili* (1902) vergleichen, mit der einmal tragischen, ein andermal elegischen Geschichte eines überflüssigen Menschen, dem die kleinliche Lebenstüchtigkeit fremd ist und der ganz nach innen lebt.

An die intime Welt der besten Novellen Mikszáths reicht höchstens Géza Gárdonyis (1836–1922) Sammlung *Mein Dorf* (Az én falum, 1898) heran. Aber dieses psychologischen Realismus mit dem persönlichen Bekenntnis verschmelzende Werk steht auch in Gárdonyis Lebenswerk fast völlig allein. Seine Romane sind voll von halbverdauten philosophischen Idealen, die keine direkte Verbindung zu den Geschehnissen haben. Sein zu Recht beliebtes Kinderbuch *Sterne von Eger*, dt. ^{6}1971 oder *Tödlicher Halbmond*, dt. ^{5}1975 (Egri csillagok, 1901) ist die eine seltene Ausnahme ohne moralisierende Erörterungen, die andere ist der Kurzroman *Die greise Herrschaft* (Az öreg tekintetes, 1905), die Geschichte der Vereinsamung eines tiefempfindsamen Alten in der Oberflächlichkeit des städtischen Lebens.

Gárdonyi schadete seine Vielschreiberei, und dasselbe trifft auf István Tömörkény (1866–1917) zu, dessen unpersönlich-sachliche Beschreibungen in seinen Novellen über die Welt der Einödhöfe um Szegedin der Soziographie nahekommen, und auch auf Sándor Bródy (1863–1924), der sich schon bewußt der die Ansprüche des Positivismus am besten erfüllenden Richtung anschloß, dem Naturalismus. Ähnlich Gárdonyi verwendete er viele Gattungen, aber eigentlich wurden nur jene seiner Novellen zu vollen Erfolgen, in denen er sich in das Schicksal des gealterten und verstoßenen Rembrandt hineinversetzte, als er wegen seiner jüdischen Herkunft von der 1920er Gegenrevolution aus dem Lande verbannt wurde. In seinen früheren Werken erweckt eher der Wille zum Neuen als dessen Durchführung Aufmerksamkeit. Seine künstlerischen Inkonsequenzen verraten, daß ihm keineswegs der oppositionelle Geist fehlte, sondern er nur nicht auf den Erfolg verzichten wollte. Für sein Schauspiel *Die Lehrerin* (A tanítónő, 1908) schuf er zwei Handlungsausgänge: einen tragischen und einen versöhnlichen.

Neben Bródy war Zsigmond Justh (1863–1894) der bedeutendste Vorreiter des Naturalismus. In Paris hatte er den Verfasser positivistischer Studien Taine kennengelernt, und auf seinem Gut im Komitat Békés traf er aus edler Absicht Maßnahmen zur Hebung der Bildung seiner Bauern. Im Zeichen des biologischen Determinismus plante er eine bäuerliche Blutauffrischung des Hochadels – eine naive Vorstellung, die auch seine Romanserie *Genese der Aussonderung* (A kiválás genezise, 1893–1894) beeinflußte. Infolge seines frühen Todes konnte er jedoch nur drei Bände vollenden, so daß auch diese Initiative eher nur ein Versprechen blieb.

Ein einziges unbestritten großes Talent wurde wirklich vom Naturalismus erfaßt, Zsigmond Móricz (1879–1942). Seine besten Werke entstanden aber erst in der folgenden Periode, also nicht in diesem Stil. Und auch in seinem sozusagen naturalistischsten ersten Roman *Gold im Kot* (Sárarany, 1910) orientiert er sich eher nach dem Expressionismus. Den Naturalismus brauchte er eigentlich nur, um sich von der bisherigen Tradition der Bauerndarstellung zu lösen und einen Versuch zur Schilderung des Trieblebens zu machen. Ihn beschäftigte die Spannung zwischen dem Romanhelden und seiner Umwelt – das beweisen nicht nur der Bauer Dani Turi, sondern auch das Schicksal der Kleinstadtheldin in seinem zweiten und formal besseren Roman *Eine gottverlassene Gegend* (Isten háta mögött, 1911), der jungen Frau des Lehrers Veres –, und die Bestreitung des Determinismus beinhaltete gleichzeitig die Abkehr von den tableauartigen Bildern des Naturalismus.

Diese Wende hatten ursprünglich jene eingeleitet, die sich der Jugendstil (in Ungarn allgemein „Sezession") genannten Richtung

anschlossen und im Zeichen der neoromantischen Stilisierung den Positivismus verwarfen. Die ersten Anzeichen ihrer Bestrebung gehen weit zurück, wohl ganz bis zur 1884 gegründeten Monatsillustrierten *Magyar Szalon* (Ungarischer Salon), an der auch Reviczky mitarbeitete, zumindest aber bis zur Zeitschrift *A Hét* (Die Woche), die der jüdische Dichter József Kiss (1843–1921) herausgab, der sich nur langsam vom Einfluß des Aranyschen Balladenstils befreien konnte; in ihr veröffentlichte auch der früheste ungarische Verfasser freier Gedichte, der vornehme und verschrobene Anhänger der französischen Dekadenten Minka Czóbel (1855–1947), seine Werke. Sowohl die Anhänger des Naturalismus wie des Jugendstils gehörten zur geistigen Opposition, traten also gegen den konservativen Geschmack auf, den unter den Zeitschriften vor allem die *Új Idők* (Neue Zeiten) vertrat, die – ebenfalls eine Illustrierte – seit ihrer Gründung 1895 bis zu ihrer Einstellung 1945 von Ferenc Herczeg (1863–1954) herausgegeben wurde.

Es ist sehr lehrreich, Herczegs Laufbahn mit der Entwicklung des bedeutendsten Prosaschriftstellers der ungarischen Jugendstils, Gyula Krúdy (1878–1939), zu vergleichen. Herczeg stammte aus einer Banater deutschen Bürgerfamilie und machte sich sehr früh im literarischen Leben einen Namen. Sein Novellenband *Mutamur* (1892) zeigte ihn als einen herben Kritiker der adligen Denkweise, als einen sich seiner Grenzen genau bewußten, formsicheren und mit geringen Mitteln Atmosphäre schaffenden Meister der kleinen Form. Krúdy war ein uneheliches Kind, hatte aber viel von der Auffassung seines adelsstolzen Vaters geerbt. Seine massenweisen frühen Bände verraten Kompositionsmangel und Epigonentum. Später verlor Herczeg jedoch seine Selbstdisziplin, versuchte sich auch an einem großangelegten historischen Roman und gelangte dabei nicht nur zu oberflächlichen Charakterdarstellungen und einem ebensolchen Weltbild, sondern näherte sich auch der „Gentry"-Lebensanschauung. Demgegenüber wurde Krúdy seit seinem Band *Sindbads Jugend* (Szindbád ifjúsága, 1911) zum Erneuerer der Novelle und erwies sich mit *Sonnenblume* (Napraforgó, 1918) als einer der bedeutendsten ungarischen Romanschriftsteller des 20. Jh. und gleichzeitig – durch die Zerstückelung von Charakter und Handlung – als ein kraftvoller Weiterentwickler der Romangattung. Von den jugendstilbewegten Prosaisten gelangen allein ihm längere Werke von bleibendem Wert, die übrigen sind an ihm gemessen alle Schriftsteller minderen Ranges.

Ein solcher ist auch der Verfasser vom Dekadenz- und Mystikkult des Jugendstils durchdrungener phantastischer Geschichten Viktor Cholnoky (1868–1912), und auch Dezső Kosztolányis Cousin Géza Csáth (1887–1919) ist keine Ausnahme mit seinen recht weit verstreuten Talenten. Als Musikkritiker war er beachtenswert, weil er die

positiven Seiten neuer Aktivitäten schnell bemerkte. Seine Novelle *Muttermord* (Anyagyilkosság, 1908) ist die wohl früheste Beschreibung der verborgenen Sexualität in ungarischer Sprache, seine späteren Novellen veranschaulichen aber eher nur die Komplexe, statt sie auszudrücken. Eine auch aus der Sicht der internationalen Entwicklung der Tiefenpsychologie beachtliche Beschreibung der Komplexe gab er in seinem Buch *Der psychische Mechanismus der Geisteskrankheiten* (Az elmebetegségek pszichikus mechanizmusa, 1911).

Abgesehen von Krúdy und Móricz sind die Prosaschriftsteller in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jh. viel mehr Bahnbrecher als Vollender, anders als beim Drama, wo mit Recht von einem erfolgreichen Unterhaltungsgewerbe und von hervorragenden Vortragskünstlern, aber nicht von großen Werken gesprochen werden kann. Neben Mari Jászai war Emília Márkus die große Tragödin des Nationaltheaters, Imre Pethes (1864–1924) der bedeutendste Shakespeare-Schauspieler und nach ihm Árpád Ódry, der bereits auch die Gedichte der Modernen gern rezitierte. Die Entwicklung der Hauptstadt ließ die Schaffung einer ganzen Reihe neuer Theater nötig werden. 1896 eröffnete das Lustspieltheater, 1897 das Ungarische und das Kisfaludy-, 1903 das König-Theater. Die meisten von ihnen betrachteten die leichtere Unterhaltung als ihre Hauptaufgabe. Die gefeierte Operettensängerin Sári Fedák erntete ihre Lorbeeren im König-Theater, und der zur jüngeren Generation gehörende Gyula Csortos bewies anfangs im Ungarischen und dann im Lustspieltheater sein außerordentliches Gefühl für komische und groteske Rollen. Im Lustspieltheater wurden die Stücke der beiden erfolgreichsten Autoren, Herczeg und Ferenc Molnár (1878–1952), gespielt, die nicht nur von ihrem vorzüglichen Gefühl fürs Theater zeugten, sondern auch davon, daß im ungarischen Drama jener tiefe Stilwandel fehlte, der in der Lyrik eigentlich schon mit Jenő Komjáthys (1858–1895) einzigem Band, genauer mit dessen Titelgedicht *Aus dem Dunkel* (A homályból, 1895), eingesetzt hatte.

Komjáthy formulierte unter Nietzsches Einfluß den Ich-Kult der Romantik um, so daß in seinen bekenntnishaften Visionen der philosophische Anspruch sichtbar wurde. Die Scheidelinie zwischen den bei ihm am weitesten gehenden Experimenten der Jahrhundertwende und der 1908 einsetzenden Dichtung der Zeitschrift *Nyugat* läßt sich nur schwer bestimmen. Endre Adys (1877–1919) erste zwei Bände gehören noch zum Entwicklungsabschnitt des zögernden Überganges, und Dezső Kosztolányis (1885–1936) erste Gedichtsammlung prägt noch der Stil Reviczkys und seiner Generation. Einzig und allein Mihály Babits (1883–1941) erwies sich bereits in seinem ersten Buch, den *Blättern aus dem Kranz der Iris* (Levelek Iris koszorújából, 1909), als völlig fertiger Dichter. Außer ihnen dreien zeigte sich noch Milán

Füst (1888–1967), dessen erster Gedichtband ausgerechnet *Du kannst dich nicht ändern* (Változtatnod nem lehet, 1912) hieß, als ein entwicklungsfähiger Dichter. Gyula Juhász (1883–1937) und Árpád Tóth (1886–1928) dagegen änderten ihren Stil nur wenig und behielten bis zum Ende viel von ihrem Jugendstil-Ansatz bei. Babits hatte die Entwicklung zum Expressionismus schon in seinem ersten Band und Kosztolányi im zweiten, den *Klagen eines armen kleinen Kindes* (A szegény kisgyermek panaszai, 1910), vollzogen. Bei Ady wird die beabsichtigte Künstlichkeit der Gedichte an Adél Brüll, d.h. an Léda, vom Symbolismus des *Verirrten Reiters* (Az eltévedt lovas, 1914) und später einem dem Expressionismus ähnelnden Ton abgelöst, ja gewisse seiner späten Gedichte wie *Lied des Chronisten von 1918* (Krónikás ének 1918-ból) nehmen schon die archaisierende Schreibweise der Nachkriegsperiode voraus.

Adys bestimmende Persönlichkeit machte es unausweichlich, daß sich seine bedeutenderen Dichtergefährten andere Wege suchen mußten. Babits wählte die objektive und philosophisch anspruchsvolle Lyrik, Kosztolányi mühte sich um die Schaffung einheitlicher Gedichtzyklen, um eine Rollenspieldichtung mit kindlicher Maske, während Füst sich dem dramatischen Monolog zuwandte. Dabei fanden sie bereits alle ihren eigenen Tonfall, obwohl diese Periode zweifellos im Zeichen Adys und seiner neun Bände *Neue Gedichte* (Új versek, 1906) bis zu *An der Spitze der Toten* (A halottak élén, 1918) stand. Nicht nur mit ihrer Struktur, ihrem eine Einheit bildenden Symbolsystem, sondern auch durch den breiten Kreis der Varianten von Liebes-, die Nation geißelnden, politischen und religiösen Gedichten gehören sie mit zu den Höchstleistungen der ungarischen Literatur des Jahrhundertbeginns. Bis zu seinem Tod stand er unbestreitbar an der Spitze der vom *Nyugat* vertretenen Bestrebungen – typischerweise beginnt auch das von der Bewegung selbst gezeichnete Zerrbild in der Sammlung *So schreibt ihr* (Így írtok ti, 1912) von Frigyes Karinthy (1887–1938) mit der Beschreibung der Gestalt Adys.

Einzig und allein in der Abhandlungsprosa gilt Babits als der bedeutendste Bahnbrecher des Jahrhundertbeginns. In seinen frühen Jahren griff er zu Gegenüberstellungen, die an Kölcsey, an die *Nationalen Traditionen* erinnern: In seiner unvollendeten und lange nicht veröffentlichten Fachstudie *Arany als Aristokrat* (Arany mint arisztokrata, 1904) verurteilte er die Nachahmung fremder Einflüsse als oberflächlich, und in seiner Arbeit *Erziehung zur Literatur* (Irodalmi nevelés, 1909), erschienen im Mitteilungsblatt des Fogarascher Gymnasiums, nannte er das auf der Nationalsprache und der gemeinsamen Erinnerung beruhende Traditionsbewußtsein ein Pfand der Tiefe. Zwischen Europäer- und Ungartum vermutete er ein kompliziertes Verhältnis; seine längere Abhandlung *Ungarische Literatur* (Magyar

irodalom, 1913) ist die leidenschaftliche und letztlich unabgeschlossene Debatte dieser zwei Ideale.

Ady war eine stark politische Persönlichkeit mit hoher Sensibilität für gesellschaftliche Fragen. Die Arbeiterkundgebung 1912 führte auch Babits dazu, sich ihnen zu verpflichten. Sein Trauerlied *Der 23. Mai in Rákospalota* (Május huszonhárom Rákospalotán, 1912) über die Toten der Demonstration bezeugt dies. In seinem Artikel über die neue italienische Dichtung, *Futurizmus* (1910), hatte er noch mit naiver Begeisterung über den Krieg geschrieben, den 1914 ausgebrochenen Weltkrieg verurteilte er bereits in einem Gedicht. Bis dahin war Ady zur Zielscheibe einer Pressekampagne geworden, und so gingen die Behörden auch gegen Babits vor: 1916 wurde er aus seiner Lehrerstellung entfernt, kurz bevor er in der Musikakademie sein expressionistisches Gedicht *Vor Ostern* (Húsvét előtt, 1916) vortrug, in dem er vorbehaltlos das Ideal des Friedens verkündete.

Der Krieg veränderte auch die Richtung seiner Abhandlungsprosa. Treu seiner früheren Überzeugung – wonach die Kultur auch eine Frage der Kontinuität und sogar des Erbes ist – hatte er 1915, aus dem King's College von Cambridge heimgekehrt und sogleich eingezogen, über Ferenc Békássys Tod geschrieben und dabei den Mitteladel das nationsbewahrende Element genannt. In seiner Studie *Augustinus* (Ágoston, 1917) zwei Jahre später betonte er dagegen schon die Einheit der europäischen Kultur und nannte Antike und Christentum die Kontinuität sichernden Faktoren. Als Verfasser von *Bergsons Philosophie* (Bergson filozófiája, 1910) hatte er den Positivismus noch als zu überwindende Gefahr bezeichnet und die Metaphysik in ihre alten Rechte wieder einsetzen wollen, in *Die gefährliche Weltanschauung* (A veszedelmes világnézet, 1918) verurteilte er dann nicht nur „den flachen Rationalismus des 18. Jahrhunderts", sondern zweifelte sogar an der Verantwortung des Irrationalismus für den Krieg. Aus seiner tiefen Weltanschauungskrise half ihm Kant heraus, dessen kurze Schrift *Der ewige Frieden* er 1918 übersetzte; im Vorwort betonte er, die Politik sei nur dann akzeptabel, wenn sie die Moral sich verwirklichen läßt.

Nyugat spielte eine sehr große Rolle im Wirken der geistigen Opposition, die seit den Jahren vor dem Weltkrieg in fast allen Bereichen der Kultur lebhafter wurde. Die nun in den Geisteswissenschaften einsetzende Entwicklung war viel kräftiger als die am Jahrhundertende. Immer stärker stieß der leere Patriotismus auf Kritik. 1913 bewiesen der Literarhistoriker Frigyes Riedl und der Sprachwissenschaftler Vilmos Tolnai, daß jene Lieder aus der Kurutzenzeit, die Kálmán Thaly, der Vertreter der Geschichtsschreibung aus der Sicht des Adels, in den Jahren nach dem Ausgleich veröffentlicht hatte, zumindest teilweises Fälschungen seien. Im gleichen Jahr erschien

Der verbannte Rákóczi (A száműzött Rákóczi) von Gyula Szekfű (1883–1955), ein Werk, das sich stark von den früheren Bearbeitungen des Themas unterschied und, obwohl es die patriotischen Gefühle im wesentlichen aus konservativer Sicht als Traum bezeichnete, sich auch Sympathie bei einem Teil der Linken erwarb.

Es entstanden neue Wissenschaftszweige. Ágost Pulszky (1846–1901) hatte die Lehren der positivistischen Soziologie zur Bestreitung des Begriffs des Naturrechts noch ausschließlich im Rahmen der Rechtsphilosophie verwendet, Bódog Somló (1873–1920) und der Kreis um *Huszadik Század* pflegten aber die Soziologie schon als selbständige Fachwissenschaft. Sie wirkten zum großen Teil noch im Geiste Spencers, andere aber begannen den Positivismus sehr bald mit Vorbehalten zu behandeln. Außer Géza Csáth schloß sich auch Sándor Ferenczi (1873–1933) den Lehren Freuds an. Die philologische Materialsammlungstätigkeit der 1891 gegründeten *Irodalomtörténeti Közlemények* (Literarhistorischen Mitteilungen) beantwortete der Kreis um *Nyugat* mit seiner impressionistischen Kritik. Der zu diesem Kreis gehörende Mihály Babits unternahm sogar den Versuch, philosophische Studien zu schreiben. Ähnliche Aktivitäten gingen von dem frühverstorbenen Leó Popper (1886–1911) aus, der die Musikakademie besucht und sich auch in Neustadt (Nagybánya, Baia Mare) mit Malerei versucht hatte, bis er schließlich kunsttheoretische Studien in Karl Kraus' *Die Fackel* veröffentlichte. Sein aus wenigen Schriften bestehendes Werk ist deshalb bedeutsam, weil er, die Lücke zwischen künstlerischer Absicht, Verwirklichung und Rezipientenverständnis betonend, die rezipientenzentristische Hermeneutik Gadamers vorausnahm.

Popper war ein Freund von György (Georg) Lukács (1887–1971), der bereits 1902 begann, Artikel zu veröffentlichen, mehrfach in *A Hét*, *Nyugat* und – ähnlich Popper – in *Huszadik Század*. Er gehörte zur selbständigen Gruppierung des Vasárnapi Kör (Sonntagskreis), ebenso wie der Dichter Béla Balázs (1884–1949), die Kunsthistoriker Lajos Fülep (1885–1970) und Károly Tolnay (1899–1981), die Studien- und Romanverfasserin Emma Ritoók (1868–1945), der Kunstsoziologe Arnold Hauser (1872–1978) und der Soziologe Károly (Karl) Mannheim (1893–1947). Die kurzlebige Zeitschrift *Szellem* (Geist) des Kreises redigierte 1911 Fülep, in ihr schrieb auch Béla Zalai (1882–1915), Babits' und Kosztolányis Freund, der im Weltkrieg in sibirischer Kriegsgefangenschaft starb und – nach Lukács' Aussage – der „einzige ungarische originale Denker" in der Periode vor 1918 war. Seine lange Zeit unveröffentlichte Arbeit *Allgemeine Theorie der Systeme* (1913–1914) zeugt nicht nur von seinem tiefen Verständnis der Husserlschen Phänomenologie, sondern ist zugleich deren sprachphilosophische Weiterentwicklung.

Lukács behauptete später über sich selbst, in dieser frühen Phase seiner Laufbahn habe ihn „eine rechtsgerichtete Methode, aber eine linke Ethik" charakterisiert. Sein erster Band *Die Seele und die Formen* (A lélek és a formák, 1910) zeigt ihn als philosophisch anspruchsvollen und originellen Essayisten. Seine in *Szellem* erschienene hochbedeutsame Studie *Die Metaphysik der Tragödie* (A tragédia metafizikája, 1911) ist eine frühe Verwandte des Existentialismus. So sehr sich auch seine Auffassung später änderte, sind seine ersten Arbeiten unzweifelbar ein organischer Teil jener geistigen Erneuerung, die zu Beginn des 20. Jh. die gesamte ungarische Kultur erfaßte.

Innerhalb der Künste erzielte die Musik die hervorragendsten Ergebnisse. 1906 legten Béla Bartók und Zoltán Kodály (1882–1967) ihre Sammlung *Ungarische Volkslieder* (Magyar népdalok) vor, und im folgenden anderthalben Jahrzehnt bereicherte Bartók, von der Volksmusik inspiriert, die Rhythmik der europäischen Musik bedeutend, etwa durch das *I.* und *II. Streichquartett* (1908, 1916), *Allegro barbaro* (1911) und die *Suite Op. 14* für Klavier (1916). Sein Operneinakter *Herzog Blaubarts Burg* (1911) und seine Ballette *Der holzgeschnitzte Prinz* (1917) und *Der wunderbare Mandarin* (1919) zeigen seine Entwicklung von der Spätromantik zum Expressionismus, und neben Schönberg und Strawinsky wurde Bartók zum bedeutendsten Erneuerer der Musiksprache.

Die Leistungen der bildenden Künste sind nicht annähernd so gewichtig. Abgesehen von Szinyei Merses früheren und isolierten Initiativen beginnt die Ablehnung des Akademismus erst mit Simon Hollósy (1857–1918). Sein Bild *Beim Maisschälen* (1885) ist ein frühes Beispiel für den ungarischen Naturalismus, den dann seine Münchner Privatschule und seit seiner Rückkehr nach Ungarn (1896) die Malerkolonie von Neustadt – und vor allem Károly Ferenczy (1862–1917) – durchsetzten. Die französische Entwicklung fand in Ungarn erst später Widerhall, eigentlich mit József Rippl-Rónai (1861–1927), der sich 1887 nach Paris begab und dort Munkácsys Schüler wurde, sich aber um 1890 von seinem Meister abwandte, um sich dem französischen Postimpressionistenkreis Les nabis anzuschließen. Die Bestrebungen dieser Gruppe standen von vornherein dem Jugendstil nahe, und Rippl-Rónai reizte die flächenhafte, dekorative, stilisierende Darstellungsweise besonders, wodurch er zum bedeutendsten Schöpfer der ungarischen Jugendstilmalerei wurde. Diese Stilbestrebung war gewissermaßen eine Gegenbewegung zum Naturalismus – als solche erschienen beispielsweise János Vaszarys (1867–1939) Gemälde um die Jahrhundertwende. Der ungarische Jugendstil wurde schnell zu einer Bewegung, wenn auch ein großer Teil der Tätigkeit der 1902 gegründeten Künstlerkolonie von Gödöllő epigonal geprägt war. Vieles von ihrer programmatischen neuen Volkstüm-

lichkeit verdankte sie auch dem Beispiel der Präraffaeliten. Es entstanden wenige so erfolgreiche Werke wie Aladár Körösfői Krieschs (1863–1920) Wandgemälde *Die Sucher des Lebens trinken vom Wasser der Kunst* (1907) in der damals errichteten neuen Musikakademie. Die beiden bedeutendsten bildenden Künstler des ungarischen Jugendstils schufen in der selbstgewählten Einsamkeit. Lajos Gulácsy (1882–1932) malte seine stilisierten Visionen über das von ihm Naconsypan genannte Traumland großenteils in Italien. In der wesentlich vielseitigeren Kunst von Mihály Tivadar Csontváry Kosztka (1853–1919) bildet der Jugendstil eher nur eine Zwischenstation. Sein kleinformatiger *Sonnenuntergang in der Bucht von Neapel* (1901) und vielleicht noch eines seiner Hauptwerke, sein mystisch inspiriertes, symbolistisches Selbstporträt *Einsame Zeder* (1907) mit seiner schlangenartig dekorativen Linienführung, verraten eine gewisse Verwandtschaft mit dem für den Jugendstil typischen asymmetrischen Formideal, seine übrigen herausragenden Schöpfungen erinnern dagegen auch an andere Richtungen. *Am Eingang der Klagemauer in Jerusalem* (1904) weist eher auf den Expressionismus hin, *Baalbek* (1906) ist ein konsequent durchkonstruiertes Werk, während der *Marienbrunnen in Nazareth* (1908) geradewegs die Gesetze des Goldenen Schnitts aufweist. Seine späten Skizzen, nach 1910, und sein letztes Werk, der glaubhaft zwischen 1914 und 1919 entstandene Kohlekarton *Einzug der Ungarn*, sind bereits Vorgriffe auf den Surrealismus.

Wie anderswo wurde auch in Ungarn die Architektur zum Hauptbereich des Jugendstils. Gegenüber den wenig materialgerechten und die Konstruktion verbergenden Mietspalästen erwies sich Ödön Lechners (1845–1914) „ungarischer Stil", in dem sich orientalische Elemente mit volkstümlichen Motiven mischten, als höchst gesunde Gegenbewegung. Dem Kunstgewerbemuseum (1896), dem Geologischen Institut (1897–1899) und der Postsparkasse (1900), alle in Budapest, gibt neben den Zierelementen auch die Flächenhaftigkeit ihren Stilcharakter. Schade nur, daß seine Initiativen keine Nachfolger fanden – den meisten seiner Zeitgenossen war die Zweckgemäßkeit als Ideal nicht so wichtig wie ihm.

Folglich kam es in der Architektur auch nicht zur echten Kontinuität zwischen Jugendstil und Avantgarde, anders als in der Malerei, wo es viel mehr vorausweisende Versuche gab. Außer Csontváry zeigte auch László Baron Mednyánszky (1852–1919) eine Neigung zum Expressionismus – nicht nur in seinen visionären Landschaftsbildern, sondern auch seinen auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs entstandenen figürlichen Kompositionen. Der von Kosztolányi entdeckte Arbeitermaler János Nagy-Balogh (1874–1919) verwirklichte in seinen Stilleben und Selbstporträts eine dem Kubismus verwandte konstruktive Kunst. Abgesehen von diesen einsam schaffenden Künst-

lern lassen sich die Nyolcak (Die Acht), eine 1909 entstandene postimpressionistische Gruppe, als Vorgänger der ungarischen Avantgarde betrachten.

Die Geschichte dieser Bewegung in Ungarn war schon stark vom 1914 ausgebrochenen Weltkrieg beeinflußt. Im Jahr darauf erschien Lajos Kassáks (1887–1967) erster Gedichtband *Epos in Wagners Maske* (Eposz Wagner maszkjában) und seine Zeitschrift *A Tett* (Die Tat). Er war die Leitgestalt dieser Richtung und nannte die von ihm auf den Weg gebrachte Bewegung Aktivismus, zum Zeichen, daß er gleichzeitig und in Wechselwirkung mit der gesellschaftlichen Revolution der Arbeiterklasse eine Kunstrevolution durchführen wolle. Er wollte eine sozialistisch verpflichtete expressionistische Kunst schaffen, deren bedeutendster Vertreter in der Malerei József Nemes Lampérth (1891–1924) und in der Dichtung er selbst wurden. Bereits seine Dichtung *Handwerker* (Mesteremberek, 1914) bewies, wie bewußt er sich vom Lyrikideal des *Nyugat* distanzierte, indem er im Namen der Gemeinschaft sprach und freie Gedichte schrieb. Er verkündete den Internationalismus, die gesellschaftliche Utopie und wandte sich offen gegen den Krieg. Als deshalb Anfang Oktober 1916 *A Tett* verboten wurde, gab er bereits in den ersten Tagen des folgenden Monats die neue Zeitschrift *Ma* (Heute) heraus, die dann bei den Vorbereitungen zur auf den Weltkrieg folgenden Doppelrevolution eine wichtige Rolle spielen sollte.

Der im Oktober 1918 ausbrechenden bürgerlichen „Astern"-Revolution und der am 21. März 1919 ausgerufenen Räterepublik blieb nicht genug Zeit, die gesamte Kultur von Grund auf umzugestalten. Dennoch kam es im Frühling 1919 zu wesentlichen Veränderungen. Die Räterepublik verstaatlichte die Schulen und deklarierte die Trennung von Staat und Kirche. Die Abschaffung des Religionsunterrichts in den Schulen wurde den örtlichen Räten überlassen. In der Hauptstadt und einer ganzen Reihe von Schulen in der Provinz kam es zu seiner Einstellung — verständlicherweise, war doch das neue politische System offen antikirchlich, dennoch war es eine recht übereilte Maßnahme, da sie die Kommunisten bei vielen unbeliebt machte.

Die Umstrukturierung der Hochkultur wurde dadurch erleichtert, daß zwei Mitglieder des Sonntagskreises, Béla Balázs und Georg Lukács, der Ungarischen Partei der Kommunisten beitraten, die auf die Nachricht von der Asternrevolution hin am 4. November 1918 in Moskau von Ungarn, Rumänen, Slowaken und Südslawen gegründet wurde, die in russische Kriegsgefangenschaft geraten waren und sich der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution angeschlossen hatten. Die Ungarische Räterepublik öffnete dann die Universitäten auch für die Frauen und gab solchen hervorragenden Geistern Lehrstühle wie Babits, Ferenczi, Fülep, Jászi, Mannheim oder Szekfű. Die

ihnen überraschend offenstehenden Möglichkeiten bewogen mehrere zu originellen Initiativen – so hielt Babits Vorlesungen über Literaturtheorie, die aufgrund der erhalten gebliebenen und seitdem veröffentlichten Aufzeichnungen außerordentliche Bedeutung gehabt haben müssen.

Zu den Grundprinzipien der neuen Kulturpolitik gehörte, die Tätigkeit der für rückschrittlich gehaltenen Institutionen – so auch der Ungarischen Akademie der Wissenschaften – vorübergehend einzustellen und sich stattdessen um breitgefächerte Kenntnispopularisierung zu bemühen. Die Privatsammlungen wurden in öffentliches Eigentum überführt, und die bildenden Künstler bekamen Unterstützung. Anstelle des greisen Ödön Mihalovich wurde der weltberühmte Pianist Ernő Dohnányi (1877–1960) Leiter der Musikakademie, und Bartók, Dohnányi, Kodály und Béla Reinitz wurden in das Direktorium für die Lenkung des Musiklebens berufen. Auch die Filmfabriken wurden verstaatlicht und in kurzer Zeit 35–40 Spielfilme hergestellt. Die Werke der Theoretiker des Sozialismus wurden übersetzt und herausgegeben.

Anfänglich spielte die Avantgarde-Bewegung eine entscheidende Rolle in der Kulturpolitik, dann aber geriet sie mit der Macht in Konflikt. Béla Kun nannte auf der Landes-Parteisitzung die von *Ma* vertretene Richtung „ein Produkt der bourgeoisen Dekadenz", und diese Äußerung erschien in der *Vörös Újság* (Rote Zeitung) vom 14. Juni 1919. Kassák antwortete in *Ma* am 1. Juli mit seinem *Brief an Béla Kun im Namen der Kunst* (Levél Kun Bélához a Művészet nevében). Darin brachte er seine große Achtung vor Kuns politischem Wissen zum Ausdruck, zog aber seine kulturelle Informiertheit in Zweifel und bestritt, daß die Kunst parteilich und klassengebunden sein müsse. Daraufhin entzog der stellvertretende Volkskommissar József Pogány dem Blatt nach der nächsten Nummer die Genehmigung.

Die nichtsozialistischen Schriftsteller waren schon vorher mit der politischen Führung in Konflikt geraten. Zwar war die Vörösmarty-Akademie am 1. Dezember 1918 großenteils noch im Sinne der Mitarbeiter des *Nyugat* als Gegengewicht zur rückständigen Kisfaludy-Gesellschaft entstanden, doch konnten die meisten von ihnen sich mit der Räterepublik nicht mehr identifizieren. Móricz entfernte sich von der kommunistischen Revolution, weil sie keine Bodenreform gebracht hatte, Babits übernahm von der gesellschaftlichen Umgestaltung nur, was er als Anhänger des bürgerlichen Liberalismus vertreten zu können glaubte: Er beteiligte sich aktiv an der Popularisierung der Kenntnisses, lehnte aber die Gewalt ab und zog sich deshalb in den letzten beiden Monaten der Räterepublik völlig aus dem öffentlichen Leben zurück. Er war tief enttäuscht: Er, der Georg Lukács' erstes Buch *Die Seele und die Formen* 1910 noch der Entfrem-

dung von der ungarischen Kultur bezichtigt hatte, formulierte 1918 mit Jászi und Ervin Szabó das Manifest der sich bildenden Gesellschaft der Európa Lovagjai (Ritter Europas) „gegen jede Form des Nationalismus" – und nun, schon am 15. Februar 1919, deutete er in seiner Schrift *Die wahre Heimat* (Az igazi haza) seine Ablehnung des Ideals der Übernationalität an.

Die sozialistische Revolution in Ungarn wurde von außen niedergeschlagen, doch die Kulturpolitiker der folgenden Periode konnten sich zunutze machen, daß keine Kontinuität zwischen ungarischem Liberalismus und Sozialismus entstanden war. Vermutlich waren die den sozialistischen Idealen Verpflichteten zu wenig in den Ergebnissen der Vergangenheit verwurzelt. So bezeichnete der Syndikalist Ervin Szabó (1877–1918) in seinem erst nach seinem Tode herausgegebenen Werk *Gesellschaftliche und Parteienkämpfe in der ungarischen Revolution von 1848/49* (Társadalmi és pártharcok a 48–49-es magyar forradalomban) die ungarische Gesellschaft am Beginn des 20. Jh. noch als feudalistisch, also vor der bürgerlichen Revolution befindlich, und unterschätzte folglich jene Entwicklung, die das Land seit der Mitte des 19. Jh. bis zum Ersten Weltkrieg durchgemacht hatte.

Die Kultur der „Drei Ungarn" (1919–1944)

1919–1920 erlitt die ungarische Kultur schlimme Verluste. Nach der Beseitigung der Räterepublik am 1. August 1919 mit rumänischer Hilfe verließen die meisten Bürgerlich-Radikalen, der Sonntagskreis und die Avantgarde-Künstler das Land. Mit dem Frieden von Trianon wurden am 4. Juni 1920 mit zwei Dritteln des Landesterritoriums nicht nur drei Millionen Ungarn abgetrennt, sondern der Kultur zugleich hochbedeutsame Reserven entzogen. Die Klausenburger Franz-Josephs-Universität mußte nach Szegedin und die Königin-Elisabeth-Universität von Preßburg nach Fünfkirchen umsiedeln. Eine große Zahl von eng mit dem Geschichtsbewußtsein verknüpften Kulturdenkmälern gingen verloren, und die bedeutendsten Gelehrten und Künstler des vergangenen Jahrzehnts bereicherten nun das Geistesleben des Auslands. Lukács' wichtigstes Frühwerk *Die Theorie des Romans* (1920) und sein erster und vermutlich originärster Beitrag zur marxistischen Theorie *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923) erschienen in Berlin, während Kassák die bedeutendsten Stücke seines Lebenswerkes in Wien schuf: zahlreiche freie Gedichte, seine Bildarchitektur genannten konstruktivistischen Gemälde und seine blockartige, durch Schnitte strukturierte Dichtung *Das Pferd stirbt, die Vögel fliegen aus* (A ló meghal, a madarak kirepülnek, 1922), in dem sich die Erlebnisse seiner eigenen Westeuropareise von 1909 mit Visionen von der russischen Revolution mischen. Diese beiden Beispiele mögen genügen als Beweis, wie groß der Bruch im Geistesleben war.

Es gab nur wenige Zeichen von Kontinuität. Als einziges wäre vielleicht Lajos Füleps 1916 begonnene völlig neuartige Entwicklungsskizze *Ungarische Kunst* (Magyar művészet) zu nennen, deren Teile im *Nyugat* erschienen, noch vor der Buchausgabe 1923. Allerdings war er 1920 reformierter Pfarrer geworden und hatte sich in ein Provinzpfarramt zurückgezogen, so daß auch sein Schicksal nur bestätigt, wie sehr es der plötzliche und grundsätzliche Wandel der Kulturideale ausschloß, daß die Initiativen der vorangegangenen Jahre fortgesetzt werden konnten.

Am 10. August 1919 wurden sämtliche Volksbildungsmaßnahmen der Räterepublik außer Kraft gesetzt und am 15. September der obli-

gatorische Religionsunterricht wieder eingeführt. Der zumindest teilweise von Gyula Gömbös geprägte „Szegediner Gedanke" verkündete den „christlich-nationalen Kurs", der im Grunde die als historisch betrachteten Klassen als Element der Bewahrung der Nation ansah. Den Standpunkt der führenden Publizisten beeinflußten zweifelsohne sehr die Verluste durch Trianon. István Milotay, der sich früher mit seinen Artikeln gegen Krieg und internationales Großkapital und für die Interessen der Bauernschaft einen Namen gemacht hatte, trat nun als ausgesprochener Gegner des liberalen Erbes auf. Der spätere Antifaschist Endre Zsilinszky machte die jüdische Presse und István Lendvai mit Berufung auf die von ihm national und revolutionär genannten Traditionen allgemein die städtische und fremde Kultur für das Geschehene verantwortlich. Die Gegenrevolution konnte sich über die genannten hinaus auch auf Dezső Szabó (1879–1945) stützen, der mit seinem Anschauungswandel der Geschichte sozusagen vorauseilte: Er hatte als Sprachwissenschaftler begonnen, dann ab 1911 Essays in einem gewählten Stil über die französischen Dichter des Symbolismus in *Nyugat* veröffentlicht, 1915 in der ersten Nummer von *A Tett* mit Sympathie den Aktivismus begrüßt, aber schon in der letzten Stunde der Räterepublik seinen Roman *Das verwehte Dorf* (Az elsodort falu) veröffentlicht, in dem er die Urkraft des Bauerntums feierte und die Stadt wegen ihrer demoralisierenden Einflüsse verurteilte. Vorübergehend machte sogar Kosztolányi Zugeständnisse an den „Zeitgeist", indem er die Redaktion der antisemitischen Spalte „Pardon" der *Új Nemzedék* (Neue Generation) übernahm. Auch der früher vom Heiligen Stuhl gemaßregelte Stuhlweißenburger Bischof Ottokár Prohászka (1858–1927) erlebte eine „Bekehrung", gab seine liberalen Ansichten auf und stellte sein nicht alltägliches rhetorischen Talent in den Dienst des Neokonservativismus. Daran, daß die Gegenrevolution die Religion akzeptierte, hatte er zumindest ebensoviel Anteil wie der Jesuitenpater Béla Bangha, der in seinem Buch *Der Neuaufbau Ungarns und das Christentum* (Magyarország újjáépítése és a kereszténység, 1920) statt der liberalen und sozialistischen Tradition die Schaffung einer christlich-nationalen Gesellschaft und die christliche Umerziehung der Juden vorschlug.

Die offene Gegenrevolution dauerte zwar nur kurze Zeit, wirkte aber auch so persönlichkeitszerstörend. Móricz objektivierte in seinem intimen Kinderroman *Mischi und das Kollegium*, dt. ^{4}1977 (Légy jó mindhalálig, 1920) seine Ausgeliefertheit. Babits hatte bereits kurz nach dem Sturz der Räterepublik in seinem Essay *Ein ungarischer Dichter 1919* (Magyar költő kilencszáztizenkilencben) ehrlich sein Mißfallen über die revolutionäre Gewalttätigkeit ausgedrückt, dennoch wurde er gemaßregelt. Seinen Professorentitel hatte man ihm schon am 17. August 1919 genommen, Dezső Szabó und István

Lendvai griffen ihn in der Presse an, und da ihn das Überprüfungskomitee für Mittelschullehrer schuldig sprach, entzog man ihm seit dem 1. April 1920 seine Rente. Sogar im Abschiebehaus saß er ein: er wurde als „für die bestehende Gesellschaftsordnung gefährliches Individuum" unter Polizeiaufsicht gestellt und erst Anfang 1922 wieder entlassen.

Zu einer Neuorganisierung des geistigen Lebens konnte es im Grunde erst kommen, nachdem am 14. April 1921 István Graf Bethlen Ministerpräsident geworden war. Von diesem Zeitpunkt an bestanden in Ungarn drei Kulturen, wie dies der vielseitigste Schriftsteller der Zeit, László Németh (1901–1975), erstmalig in seiner Autobiographie *Mensch und Rolle* (Ember és szerep, 1934) und dann in seiner Rückerinnerungsäußerung *Interview über das schriftstellerische Unterfangen* (Interjú az írói vállalkozásról, 1969) feststellte.

Bevor diese Kulturen beschrieben werden sollen, ist davor zu warnen, sie von vornherein in eindeutig positivem oder negativem Licht zu sehen. Sinnvoller wird es sein, einleitend nur festzustellen, daß es sich bei ihnen um völlig konträre Auffassungen von ungarischer Kultur handelt. Alle drei haben sich im Laufe der Zeiten bis 1944 erheblich verändert, am meisten aber jene, die als Folge der offiziellen Kulturpolitik charakterisiert werden kann.

Auch diese erste Variante ist nicht als einfache Fortsetzung der Vergangenheit zu betrachten. Vieles aus der Zeit vor dem Weltkrieg lebte zwar weiter, konnte aber keine führende Rolle mehr spielen. Die positivistische Sammeltätigkeit beispielsweise blieb eine besonders starke Tradition in der Literaturgeschichtsschreibung, doch die Arbeiten von Géza Voinovich, Elemér Császár oder auch Jenő Pintér galten nun schon als zufällig in dieser neuen Lage, die durch István Bethlens Verordnung vom Dezember 1921 „Über die Aufhebung der außerordentlichen pressepolizeilichen Kontrolle" bzw. mit Kunó Graf Klebelsbergs (1875–1932) Ernennung zum Kultus- und Unterrichtsminister am 16. Juni 1922 eingetreten war.

Klebelsberg verkündete sein Programm als Neonationalismus. Für die Verluste der Vergangenheit machte er Ungarns Isoliertheit verantwortlich, weswegen er die Wichtigkeit der weltgeschichtlichen Perspektive betonte und vor provinzieller Abgeschlossenheit warnte. Er verurteilte die Sehnsucht nach der Vergangenheit und mahnte zur Geduld gegenüber den Nachfolgestaaten der Monarchie. Sein Wunsch war eine allgemeine Übereinkunft hinsichtlich der Vergangenheitsbewertung, und vor allem wollte er den Anschein verhindern, daß die von ihm verkündete Bewahrung der Werte mit dem Konservativismus vor 1914 identisch sei. Er hatte Vorbehalte gegen den Ausgleich und versuchte, sich auf Kossuth und István Tisza gleichzeitig zu berufen: auf ersteren, weil er den Ruf im Ausland verbes-

sert, die Tücken des Ausgleichs vorausgesehen und Nation und Fortschritt als eine Einheit gesehen hatte, und auf letzteren wegen seines Auftretens gegen den Krieg. Für Trianon und die Zurückgebliebenheit des Landes sei Österreich verantwortlich. Er distanzierte sich nicht nur von der doppelten Revolution, sondern auch von dem, was ihr unmittelbar folgte.

Sein Ausgangspunkt war, daß Trianon ein neues Kapitel eröffnet und den Gegensatz von 1848 und 1867 außer Kraft gesetzt hatte, weshalb man nun nach nüchternem Praktizismus streben müsse. Um den Unterricht der modernen Sprachen und der Naturwissenschaften zu fördern, führte er 1924 das Realgymnasium als neuen Mittelschultyp ein. Im Januar 1927 trat er dafür ein, die Achtklassenschule zu schaffen, die allgemeine Schulpflicht einzuführen, in den europäischen Zentren die Institution Collegium Hungaricum zu schaffen, die Provinz stärker zu fördern, in der Hauptstadt ein Universitätsviertel einzurichten und schließlich ausländische Stipendien zu stiften. Er formulierte auch Erziehungsziele: Er verurteilte die Konfessionsstreitigkeiten und wollte die Jugend auf ein harmonisches Familienleben und geistige wie körperliche Ertüchtigung vorbereiten.

Es ging ihm um ein kulturelles Milieu, die Qualität lag ihm am Herzen, weil er meinte, die Ungarn könnten mit ihrer kulturellen Überlegenheit das ersetzen, was sie verloren hatten. An den Universitäten sollte statt der gesellschaftlichen Beziehungen die Herrschaft der geistigen Leistungen einkehren. Er bedrohte sogar jene Professoren mit Pensionierung, die keine Forschungsarbeit leisteten. Nicht völlig grundlos beschuldigte man ihn, einseitig die hohe Bildung zu fördern, er betrachtete tatsächlich die geistige Tätigkeit ein wenig als Selbstzweck. Er drängte auf eine von jeder Politik freie Geschichtswissenschaft und betrachtete selbst den Marxismus mit weit mehr Gelassenheit als seine meisten Zeitgenossen. Ihn beschäftigte vor allem die zu schaffende Einheit der Mittelklasse, und die Kinder der öffentlichen Angestellten lagen ihm besonders am Herzen; er wollte eine international wettbewerbsfähige Führungsintelligenz schaffen, richtete aber zugleich auch Volksschulen in den Einödhöfen ein, um den Analphabetismus beseitigen zu können.

Vieles von seinen Plänen ließ sich nicht durchführen, weil er sich oftmals ausgesprochen wirklichkeitsfremd verhielt: So träumte er von Volksbüchereien oder wollte – da während seiner Amtszeit, am 1. Dezember 1925 der Ungarische Rundfunk zu senden begann – jeder Einödhofschule ein Radio bzw. sogar einen Filmprojektor zu Verfügung stellen. Ohne Zweifel war er auch von erzkonservativem Geschmack. Von den Künstlern erwartete er national geprägte Werke, über welche er allerdings recht naive Vorstellungen hatte, den internationalen Jazz gedachte er durch ungarische Volksmusik zu ver-

drängen, und von der zeitgemäßen Kunst hatte er keinen Begriff. Der Domplatz von Szegedin, die Medizinische Universität oder das Staatsarchiv belegen, daß ganz in seinem Sinne der Neoklassizismus und der stillose Eklektizmus zur offiziellen Architektur der zwanziger Jahre wurden. Allerdings läßt sich kaum bestreiten, daß er eine Vorstellung von der umfassenden Neuordnung der ungarischen Kultur hatte, weswegen seine Überlegungen auch von den beiden einflußreichsten Wissenschaftlern der Zeit, von Gyula Szekfű und János Horváth unterstützt wurden.

Szekfű war der neuen Situation schon etwas vorausgeeilt. In seinen *Drei Generationen* (Három nemzedék, 1920) umriß er vorweg die Ideale, auf denen das Bethlen-System beruhte, und modernisierte jene konservative Anschauung, die bereits seinem in Deutschland erschienenen Buch *Der Staat Ungarn* (1917) zugrunde lag. Er verlangte eine nationale Selbstanalyse und versuchte, aus den Folgen auf die Ursache zurückzuschließen, suchte also die Erklärung für die Ende 1920 entstandene Lage in der Tätigkeit der vorangegangenen drei Generationen. Er verneinte Jászis Argumentation, die gesamten politischen, nationalen und kulturellen Bestrebungen der letzten 130 Jahre seien von den Städten ausgegangen, und warf dem Liberalismus des Vormärz zwei Mängel vor: Mit Berufung auf Széchenyis berühmte Rede in der Akademie nannte er die Selbstberuhigung, das Vorurteil gegen das Fremde aus Unverständnis schlimme Fehler und zitierte Kölcseys *Parlamentstagebuch* (Országgyűlési Napló) als Beleg für den Mangel der inneren, geistigen Entwicklung. Ein trotz aller Teilwahrheiten allzu summarisches Bild zeichnete er von den internationalen Traditionen des Liberalismus; Voltaire, Helvétius, Montesquieu und Rousseau waren nach seiner konservativen Auffassung allesamt „Apostel des Rationalismus", der Begriff des Naturrechts wurde zu einer der „vom Mitteladel erwähnten und modisch gewordenen Phrase" und die Verbindung von National- und Liberalismusideal zu einem Werk des Zufalls, so daß der Zusammenhang zwischen dem Ideal der nationalen Selbstbestimmung und dem Liberalismus verlorenging.

In dieser Auffassung wurde auch die ungarische Entwicklung umgeschrieben. Eine gewisse Wahrheit lag sicher darin, daß Kossuth 1842 im Geiste des historischen Rechtes bekannt hatte, „in Ungarn kann die Sprache der Verwaltung, also des öffentlichen Lebens, unter den lebenden Sprachen nie eine andere als die ungarische sein", aber Kölcsey konnte nur noch mittels Verzerrung zum rückwärtsgewandt-romantischen Anhänger der seelischen Rechtfertigung, zum Gegenbild des liberalen Bajza werden, und in Szekfűs Verständnis vom ungarischen Liberalismus kehrte der einstige Traum Széchenyis wieder: Der Verfasser des *Kreditwesens* erschien als Verkörperer des nüchternen Verstandes und der Vernunft, Kossuth als der der Lei-

denschaft. Möglicherweise mehr Wahrheit verbirgt sich in seiner Bewertung der zweiten liberalen Generation. Es war keine grundlose Gegenüberstellung, daß während die erste Generation für die Emanzipation und ein Einwanderungsgesetz eintrat, ihre die kapitalistische Entwicklung verwirklichenden Nachfolger der Versuchung des Chauvinismus erlegen seien. Aus konservativer Sicht ist sogar die Behauptung verständlich, daß Ungarns Zugehörigkeit zu Österreich eine weltpolitische Notwendigkeit sei, da sich die historischen Grenzen nur so bewahren ließen. Szekfűs Argumente reichten dennoch nur dazu, die zweite Generation der ersten gegenüber abzuwerten, nicht aber, allgemein von einem Abstieg Ungarns im 19. Jh. zu sprechen, auch dann nicht, wenn seine Analyse des letzten Entwicklungsabschnittes beachtliche Momente hierfür enthielt: Szekfű berief sich darauf, daß die dritte Generation dem Kossuthschen und Deákschen Geist gleich fern gestanden habe, als sie zuließ, daß die Anhänger des Trialismus die Monarchie in den Krieg trieben.

Der Verfasser der *Drei Generationen* formulierte eine revolutionsfeindliche Ideologie, indem er argumentierte, nur ein langsamer Prozeß könne zu einem grundsätzlichen Wandel führen. Bezeichnend für seinen außerordentlichen Einfluß ist, daß dieser sogar in Zsigmond Móricz' bedeutendstem Roman *Feengarten* (Tündérkert, 1922) spürbar wurde. Die Tugenden dieses Werkes lassen sich zwar großenteils auf die Spannung zurückführen, die der Verfasser zwischen dem Wertsystem des in Visionen denkenden, träumenden Gábor Báthori und des ihm gegenüber kleinlich, abwägend planenden Gábor Bethlen walten läßt; aber diese Zweideutigkeit liegt daran, daß es sich hier um Belletristik und nicht um eine Studie handelt. Die weiteren Bände der Siebenbürgen-Trilogie, *Der große Fürst* (A nagy fejedelem, 1934) und *Der Schatten der Sonne* (A nap árnyéka, 1939), sind künstlerisch nicht mehr restlos gelungen und deuten klar die Absicht an, zur nüchternen Berechnung anleiten zu wollen.

Szekfűs folgende Arbeit, *Geschichtspolitische Studien* (Történetpolitikai tanulmányok, 1924), gab dem Leser eindeutig zu verstehen, daß er die Vergangenheit zu aktualisieren beabsichtige. Sie stellt sozusagen eine Neuformulierung der früheren Gegenüberstellung dar. Er argumentiert, in der bis 1848 zu rechnenden ständischen Epoche sei der Staat mit der Nation identisch gewesen. Dann habe der Liberalismus zu einem Durcheinander geführt und Spannungen zwischen den staatserhaltenden Klassen und der nationserhaltenden Intelligenz verursacht. Im darauffolgenden Jahrzehnt – gleichsam als Vorstufe zu seiner Debatte mit László Németh – nannte Szekfű jenen Kazinczy für seine Geißelung der Provinzialität fast ein Vorbild, den dessen späterer Kritiker (Németh) der Veruntreuung der nationalen Tradition bezichtigt. Im übrigen griff der Autor der *Drei Generationen* auch

in diesem Werk wieder auf seine frühere Methode zurück, indem er Widersprüche bei den den Konservativen gegenüberstehenden Denkern nachzuweisen suchte. Dem Weltrevolutionär Petőfi billigte er zu, daß die internationale Perspektive dem Dichter Vorteile bringe, indem sie ihn lehre, die Ungarn von außen zu betrachten; dann fügte er ironisch hinzu, die Umstände hätten den Verfasser von *Der Apostel* (Az apostol) dazu gezwungen, sich statt über die Weltrevolution über den nationalen Verteidigungskampf Gedanken zu machen; ja, er behauptete geradezu, der Gedanke vom historischen Recht auf das Karpatenbecken sei auch Petőfi nicht fremd gewesen. In einer Hinsicht rückte der Autor der *Geschichtspolitischen Studien* dennoch dem Liberalismus näher: Er stellte fest, die Nation sei nicht identisch mit Rasse, und die Ungarn seien rassisch ebenso gemischt wie die Juden – auch wenn letztere aufgrund ihrer langen Ausgeschlossenheit ein gewissermaßen besonderes Schicksal hätten.

Über den asiatischen Charakter des Ungartums ist nichts zu sagen, da diese Nation ein Produkt der Geschichte ist – dies war Szekfűs Hintergedanke bei der Gründung der Zeitschrift *Magyar Szemle* (Ungarische Rundschau) 1927, die bis zu ihrer Einstellung 1944 seine sich an der politischen Lage orientierende Auffassung treu widerspiegelte. Von im Grunde ähnlichem Geist war der 1923 als Gegengewicht zum *Nyugat* geschaffene *Napkelet* (Osten), den die Schriftstellerin konservativer Jugendstilromane Cécile Tormay (1876–1937) redigierte. Seine belletristische Spalte konnte zwar bei weitem nicht mit der der traditionsreichen liberalen Oppositionszeitschrift konkurrieren, aber seine Studien stellten eine hochrangige Unterstützung der Kulturpolitik Klebelsbergs dar. Szekfű war selbst an der Leitung der Zeitschrift beteiligt – seine *Geschichtspolitischen Studien* wurden vom *Napkelet* herausgegeben –, und die kritische Spalte kontrollierte János Horváth. Dieser wurde nach Erscheinen seines Buches *Petőfi Sándor* (1922), das keine Biographie, sondern als Systematisierung der Werke des Dichters eine hochbedeutsame Arbeit war, 1923 Professor an der Péter-Pázmány-Universität und beeinflußte als solcher bis 1948 die Bildung mehrerer Generationen. Sehr bald begann auch eine jüngere Generation im *Napkelet* zu publizieren, im neokonservativen Geist – so beispielsweise Gábor Halász (1901–1945), der in den dreißiger Jahren als Vertreter der Konservativen die Auseinandersetzung mit Babits führte.

In den zwanziger Jahren schien im übrigen der Neokonservativismus des offiziellen Ungarns so wirkungsvoll zu agieren, daß die liberalen Geist bewahrende zweite Kultur zeitweise zur Verteidigung gezwungen war. So nannte Babits selbst in seiner *Studie über Ady* (Tanulmány Adyról, 1920) seinen seit einem Jahr toten Freund einen Nachfolger Aranys, verriet Verständnis für den ihm eigentlich frem-

den Protestantismus und berief sich auf den östlichen Charakter des Ungartums. Damit schien er einen Faktor der konservativen Tradition zu akzeptieren, den Szekfű zurückwies. Teils war diese nachgiebige Stellungnahme sicher auf die Unbeliebtheit des liberalen Erbes und Babits' eigene Ausgeliefertheit zurückzuführen. Als sich seine Lage stabilisierte, wurde er erheblich kühner. 1927 schuf der Ästhet Ferenc Baumgarten mit seinem Testament eine Literaturstiftung und bat Babits, aus künstlerischer Sicht zu entscheiden, wer den jährlichen Preis erhalten solle; und 1929 ermöglichte ihm der Selbstmord Ernő Osváts, Redakteur des *Nyugat* zu werden. Diese beiden Aufgaben waren eine große Last für ihn, gaben ihm aber auch einen größeren Einfluß auf das kulturelle Leben des Landes. Zum Zeichen dessen erhob er seine Stimme gegen die Gewalt und wiederholte seine Einwände gegen den Irrationalismus in seiner Flugschrift *Der Verrat der Schriftkundigen* (Az írástudók árulása, 1928), erschienen im *Nyugat*.

Bis zu den dreißiger Jahren hatte sich auch die Lage des ersten Ungarns gewandelt: Es war ausgesprochen schwächer geworden. Bis dahin hatten die vom Vorkriegsliberalismus Gebildeten eher nur im übertragenen Sinne mit ihm debattieren können. Einige Belletristen hatten die zwanziger Jahre mit relativ wenigen Wunden überstehen können, vor allem Krúdy hatte sich als nicht allzu empfindlich gegen den Zeitgeist erwiesen. Gewissermaßen war wohl auch der Neokonservativismus etwas beteiligt daran, daß er eine historische Trilogie schrieb, in der zwei Habsburger im Mittelpunkt standen — Maria, Ludwigs II. Gemahlin, und Fernand I. —, doch waren die *Drei Könige* (Három Király, 1927–1930) kein wirklich typisches und auch nicht sehr gelungenes Werk. Bleibenden Wert unter den zahllosen Werken dieser Periode hatten nur jene, die direkt an seine im vorangehenden Jahrzehnt begonnenen Experimente anknüpften, vor allem die herausragenden Leistungen, welche dieselbe Geschichte aus zwei Gesichtspunkten beschrieben, wie *Die letzte Zigarre beim „Grauen Araber"* (Utolsó szivar az Arabs szürkénél) oder *Der Journalist und der Tod* (A hírlapíró és a halál, beide 1928) bzw. der die Verspätung bereits grotesk steigernde Roman *In meiner seligen Junkerzeit* (Boldogult urfikoromban, 1930).

Der praktizistische Geist der zwanziger Jahre stand der Vergangenheitszuwendung Krúdys erheblich im Wege, wodurch er auch an Beliebtheit verlor. Kleinere Schriftsteller als er, die sich gleichfalls nicht verpflichtet hatten, wurden fast brotlos. So trieb das Elend beispielsweise László Cholnoky (1879–1929), der in diesem Jahrzehnt die meisten seiner von Visionen im Alkoholrausch geprägten Erzählungen und Kurzromane schrieb, in den Selbstmord.

Einem einzigen Schriftsteller gelang es, sein liberales Erbe restlos zu verwirklichen. Nach seiner kurzen und ganz episodenhaften Un-

terstützung der Zeitschrift *Új Nemzedék* (Neue Generation) unternahm Kosztolányi die Vereinigung der bürgerlichen Lebensform mit der schöpferischen Selbständigkeit auf höchster Ebene. Dies ist die Zeit seiner Romane. Mit den drei Helden seines *Nero, der blutige Dichter* (Nero, a véres költő, 1922) suchte er Antwort auf die Frage, welche schicksalshafte Rolle die unkontrollierbare Irrationalität, das Bedürfnis nach dem Übernatürlichen und die stoische Haltung spielen können; *Lerche* (Pacsirta, 1924) ist ein psychologischer Roman über die Liebe, die sich als Haß maskiert; *Goldener Drache* (Aranysárkány, 1925) zeigt die verzerrte Vereinfachung durch die ausschließliche Achtung vor dem Positivismus und allgemein dem Sinn: und *Süße Anna* (Édes Anna, 1926) schließlich behandelt das Verhältnis von Herr und Knecht, das auf beide Partner entmenschlichend wirkt.

Von der neuen Generation der zwanziger Jahre unterstützten nur relativ wenige die liberale Opposition. Selbst in Siebenbürgen wurde ein Schriftsteller zum Verwalter dieses Erbes, der schon vor dem Krieg Abhandlungen in *Nyugat* veröffentlicht hatte. Die Redaktion des 1928 gegründeten *Erdélyi Helikon* (Siebenbürger Helikon) übernahm im folgenden Jahr Aladár Kuncz (1886–1931) von dem Dichter Lajos Áprily. Kuncz' letztes Werk, *Schwarzes Kloster* (Fekete kolostor, 1931), war ein glänzendes Zeugnis für den Liberalismus, ein Bericht jener fünf Jahre, die der bei Kriegsausbruch gerade in Frankreich weilende Autor in Schutzhaft verbrachte, und zugleich der Erniedrigungen, denen er durch unzählige Äußerungen des französischen Chauvinismus ausgesetzt war, ohne daß all dies seine Bewunderung der französischen Kultur hätte verringern können.

Mit der Wirksamkeit des Neokonservatismus ist es zu erklären, daß sich anfangs relativ wenige der hervorragend begabten Mitglieder der jüngeren Generation der Bewegung des *Nyugat* anschlossen. Davon kann eigentlich nur bei Lőrinc Szabó gesprochen werden, der als direkter Schüler von Babits begann und sich gleich seinem Meister die Übersetzung ausländischer Dichter zur Aufgabe machte. Nach einigen Jahren schlug auch er eigene Wege ein, geriet unter den Einfluß des Expressionismus, gründete seine eigene Zeitschrift *Pandora* (1927) und entfernte sich immer mehr von den liberalen Idealen.

Das liberale Erbe wurde eher in den Wissenschaften weitergeführt, in denen auch international beachtenswerte Ergebnisse erzielt wurden. Lipót Fehér hatte sich damals bereits Weltruf im Bereich der Funktionslehre erworben, während Géza Róheim (1891–1953) die Ethnologie um die psychoanalytische Erklärung bereicherte. Beide waren noch in jenem Liberalismus des 19. Jh. erzogen worden, der den ideellen und kulturgeschichtlichen Hingergrund auch der ungarischen Vertreter der Geistesgeschichte bildete, jener internationalen Richtung, die die nachdrücklichste Antwort auf den Positivismus

darstellte. Diese Bewegung verdankte im übrigen vieles den die Zentralisierung bremsenden Maßnahmen Klebelsbergs, seiner Absicht, den Provinzuniversitäten Eigencharakter und Selbständigkeit zu geben. Zur Hochburg der Geistesgeschichte wurde die Fünfkirchner Elisabeth-Universität dort redigierte der Leiter des deutschen Lehrstuhls Tivadar Thienemann seit 1922 die Zeitschrift *Minerva*, die Erneuerin des ungarischen Essayismus.

Die Möglichkeit einer Kultur gegen Neokonservativismus und Liberale Opposition zugleich warf László Németh auf. Man pflegt diese dritte Tendenz mit der Bewegung der populistischen Schriftsteller zu identifizieren, das ist aber eine etwas verzerrende Simplifizierung. In seinen Anfangsjahren versuchte László Németh völlig selbständige Wertgesichtspunkte zu verwirklichen, die weder mit den beiden existenten Kulturen noch mit der sich gerade entfaltenden Populismus-Bewegung übereinstimmten. In seiner Studie *Móricz Zsigmond* (1926) in der *Protestáns Szemle* (Protestantische Rundschau) beschuldigte er den Verfasser des *Feengarten* eines „angeborenen Mangels am" geistiger Elastizität der „Kleinbürgerlichkeit" und allgemein der Unterschätzung der Ansprüche an den Intellekt. József Erdélyi (1896–1978) – der mit seinem ersten Gedichtband, dem *Veilchenblatt* (Ibolyalevél, 1922) im Grunde die Populismus-Bewegung ausgelöst hatte – warf er ein Jahr darauf in derselben Zeitschrift Selbstwiederholung und Isolation vor. Bei beiden Bewertungen leiteten ihn ähnliche Gesichtspunkte wie Babits vor dem Ersten Weltkrieg. Auch er betonte die Doppelforderung nach Nationalcharakter und Modernität, doch führte dieser gemeinsame Ausgangspunkt dann zu ganz unterschiedlichen Folgerungen.

Als er die Wichtigkeit des Nationalcharakters herausstellte, stand er im Prinzip in der Tradition Széchenyis – über den er im übrigen 1942 ein Buch und 1946 ein Drama schrieb. Er machte sich jene romantische These zu eigen, daß jede Nation die Möglichkeit habe, ihre unverfälschbar echte und eigene Variante der Kultur zu schaffen, wozu allerdings eine organische Entwicklung vonnöten sei. Ihre Intelligenzschicht möge noch so hochrangig sein – wenn sie sich nicht mehr und mehr über die Volksmassen erhebe, versäume sie diese Möglichkeit. László Németh verwarf die ungarische Verbürgerlichung als mangelhaft organisiert, und diese Ansicht führte ihn dazu, sich der Bewegung der populistischen Schriftsteller zu nähern.

Vorerst suchte er jedoch nach einem eigenen Weg. Er betrachtete die ungarische Mittelklasse als tot, hatte aber auch starke Bedenken hinsichtlich der raschen Herausbildung einer bäuerlichen Intelligenz. „Im Bauern stecken tausendmal mehr Eigensucht, Niedrigkeit und Psychopathologie als in der Mittelklasse" – äußerte er in seiner Studie *Szabó Dezső*, erschienen 1928 im *Erdélyi Helikon*. Er spürte, daß ein

Teil der ungarischen bürgerlichen Intelligenz sich nach den bäuerlichen Traditionen zurücksehnt – deshalb begeistert sie sich für *Das verwehte Dorf* und die Melodiosität der Gedichte Erdélyis. In der 1925 entstandenen, die Populismusbewegung vorbereitenden Miklós-Bártha-Gesellschaft hielt er 1929 einen Vortrag *Volk und Literatur* (Nép és irodalom), in dem er darauf hinwies, daß der Untergang des früheren Dorflebens eine historische Notwendigkeit sei.

Dieser Vortrag erschien in *Napkelet*, ebenso wie die Reihe *Kritisches Tagebuch* (Kritikai napló), in der er mittels der Bewertung lauter solcher ausländischer Werke genauer zubestimmen suchte, worin die Modernität besteht, die sämtlich jenseits des Interesses der sich konstituierenden populistischen Schriftsteller lagen. Kaum zwei Jahre später schrieb er seine Artikel über die Zeitgenossen bereits in *Nyugat*. Allein schon sein Zögern zwischen beiden einander gegenüberstehenden Zeitschriften zeigt seine Einsamkeit. „Die Schriftsteller des Dritten Ungarn fand ich nirgendwo" – schrieb er rückblikkend auf diese Zeit in *Mensch und Rolle*, als sich das politische und mit ihm auch das kulturelle Leben schon geändert hatte und er sich in der neuen Situation der Populismusbewegung zu nähern begann.

Am 24. Oktober 1929 begann mit dem New Yorker Börsenkrach die Weltwirtschaftskrise, deren Wirkung sich sehr schnell auch in Ungarn spüren ließ. Am 18. August 1931 dankte die Bethlen-Regierung ab, Klebelsbergs Pläne blieben zum Teil unverwirklicht. Am 1. Oktober wurde Gyula Gömbös Ministerpräsident, und am 30. Januar 1933 gelangte Hitler an die Macht. Auch die ungarische amtliche Kulturpolitik änderte sich grundsätzlich.

In gewissen Bereichen blieb jedoch zweifellos die Kontinuität erhalten – im schlechten wie im guten Sinne. Große Dramen entstanden auch jetzt nicht, aber die Theatertradition lebte ungestört weiter. Im Nationaltheater traten Gizi Bajor, Ilona Tasnádi bzw. Tivadar Uray das Erbe der früheren großen Gestalter der Shakespeare-, Ibsen- bzw. Molière-Rollen an, und im Lustspieltheater setzte sich die Reihe anspruchsvoller Aufführungen anspruchsloser Stücke mit Gábor Rajnai fort. Innerhalb der populären Kultur war in den zwanziger und dreißiger Jahren ein Publikum für den Schlager, das populäre Kunstlied, die Operette und sogar den Jazz vorhanden, und auch in der Hochkultur änderte sich das Musikleben nicht. Eine ganze Reihe hervorragender Komponisten von Ravel bis Strawinsky hatte das Bedürfnis, ihre Werke auch selbst in der ungarischen Hauptstadt aufzuführen. Sicherlich ist es dem Leiter der Philharmonischen Gesellschaft, Dohnányi, auch zu danken, daß von Furtwängler bis Mengelberg die berühmtesten Dirigenten, von Edwin Fischer bis Cortot und von Gieseking bis Rachmaninow die originellsten Pianisten, von Hubermann bis Casals die führenden Streicher und von Lotte Lehmann bis Galli-

Curci und von Elisabeth Schumann bis Schaljapin die bekanntesten Sängerinnen und Sänger auftraten. An einheimischen Künstlern war ebenfalls kein Mangel: Im Niveau wetteiferte das jahrzehntelang im Musikleben der Hauptstadt führende Waldbauer-Streichquartett mit dem in der ganzen Welt gastierenden Quartett Jenő Léners und später dem Ungarischen Quartett. Mária Németh und Kálmán Pataky galten als in der ganzen Welt gefeierte Sänger, und Dohnányi selbst sowie Bartók gastierten in den verschiedensten Ländern, ebenso wie der Geiger József Szigeti.

Für Bartóks Kompositionstätigkeit waren dies die phänomenalsten Dezennien. Nach den stark chromatischen *Sonaten 1 und 2 für Violine und Klavier* (1921, 1922) und der ebenso wie Kodálys *Psalmus Hungaricus* im öffentlichen Auftrag, zum 50. Jahrestag der Vereinigung Pests, Ofens und Altofens, geschriebenen *Tanzsuite* (1923) und der Klavierserie *Im Freien* (1926) finden sich im 2. *Klavierkonzert* (1930–1931) zwar Spuren der internationalen Mode der Zeit, von da an war seine künstlerische Entwicklung jedoch völlig organisch und autonom. Das sich aus einem einzigen thematischen Keim aufbauende 3. *Streichquartett* (1927) war die erste jener schöpferischen Umdeutungen des späten Beethoven, die sich dann im brückenförmigen 4. *und 5. Streichquartett* (1928, 1934) großartig fortsetzten. Im neuen Jahrzehnt entstanden auch die den Gipfel der Entwicklung bildenden Werke, die den Kontrapunkt auf vollkommenste Weise vertiefende *Musik für Saiten-, Schlaginstrumente und Celesta* (1936) und die das Klavier als Schlaginstrument einsetzende *Sonate für zwei Klaviere und Schlaginstrumente* (1937).

Ein Vergleich dieser Blütezeit der ungarischen Musik mit der damaligen bildenden Kunst ergibt ein trauriges Bild. Während die international anerkannten Vertreter der Avantgarde – vom Maler László Moholy-Nagy bis zum Architekten Marcell Breuer – ins Ausland verdrängt wurden, wurde das Kunstleben im Lande vom Akademismus, vom Neoklassizismus der römischen Schule von Vilmos Aba-Novák und Pál C. Molnár oder im günstigsten Falle vom verspäteten Postimpressionismus beherrscht, also von der mit István Szőnyi oder Aurél Bernáth zu verbindenden Neustädter Tradition. Eine ausdrückliche Opposition bildeten anfangs allein der Expressionismus von Gyula Derkovits (1894–1934) und dann seit den dreißiger Jahren die Schule von Sankt Andrä (Szentendre) vor allem mit ihrer teils volkskünstlerisch inspirierten Richtung Lajos Vajdas (1908–1941) und Dezső Korniss (1908–1984), deren Gründer sie „surrealistischen Konstruktivismus" nannten.

Das Gegenüber von offizieller und zunftfreier Kultur in der bildenden Kunst fehlte im wissenschaftlichen Leben völlig. János Horváth und Gyula Szekfű waren Professoren an der Budapester Universität, der international anerkannte Biochemiker und Nobelpreis-

träger für Medizin 1937, Albert Szent-Györgyi (1893–1986), war seit 1931 Professor in Szegedin, der in Temeschwar geborene Altertumsforscher Károly Kerényi (1897–1976), dessen Studien seit 1918 regelmäßig erschienen, zwischen 1934 und 1941 in Fünfkirchen und dann bis 1943 in Szegedin, und Lajos Fülep war neben seinem Pfarramt von 1927 bis 1947 in Zengővárkony in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre Privatdozent in Fünfkirchen. Dezső Pais und Géza Bárczi setzten im Grunde die Tradition der historischen Sprachwissenschaft im positivistischen Geist fort, gleichzeitig fand aber auch die von Zoltán Gombócz begründete allgemeine Sprachwissenschaft in Gyula Laziczius einen Nachfolger. Aladár Schöpflin, Lajos Hatvany und gewissermaßen auch János Horváth hielten am Erbe von Pál Gyulai fest und ließen sich wenig von den neuen internationalen Tendenzen beeinflussen, wenn auch Horváth neue Schritte hin zur Literatursoziologie versuchte, vor allem in seinem Werk *Die Anfänge der ungarischen literarischen Kultur* (A magyar irodalmi műveltség kezdetei, 1931). Neben ihnen, ja sogar gegen sie kämpften die Vertreter der Geistesgeschichte um immer größeren Einfluß. Kerényi stellte sich gegen die positivistischen klassischen Philologen, Antal Szerbs (1901–1945) bis heute einflußreiche *Ungarische Literaturgeschichte* (Magyar irodalomtörténete, 1934) prägte die Literaturauffassung von Generationen, und *Der Wanderer und der Flüchtling* (A vándor és a bújdosó, 1934) von Lajos Prohászka (1897–1963) führte zu einer Reihe von Auseinandersetzungen über den Begriff des Nationalcharakters.

Der Beginn der dreißiger Jahre war zugleich die Zeit des Erscheinens mehrerer großer Synthesen. Die siebenbändige *Ungarische Geschichte* (Magyar történet, 1929–1933) war ein Werk von Bálint Hóman und Gyula Szekfű, die Redaktion der vier Bände der von der *Magyar Szemle* herausgegebenen *Universalgeschichte* (Egyetemes történet, 1935–1937) wurde demgegenüber schon Vertretern der neuen Generation anvertraut, Károly Kerényi, dem Mittelalterforscher Péter Váczy sowie den die Neuzeit in Max Webers Geist bearbeitenden István Hajnal und Béla Iványi-Gründwald. Letzterer hatte die Aufmerksamkeit schon zuvor durch die mehr als 250 Seiten starke Einführung zu seiner kritischen Ausgabe des *Kreditwesens* auf sich gelenkt. Vor und nach diesem 1930 erschienenen Band bezeugten ähnliche anspruchsvolle Veröffentlichungen mehrerer anderer Széchenyi-Werke den hohen Stand der historischen Quellenausgaben zu jener Zeit.

Szekfű selbst fügte seinem früheren Werk ein neues Kapitel hinzu: in *Drei Generationen und was danach folgt* (Három nemzedék és ami utána következik, 1934) zieht er den Schluß, die Bethlen-Periode habe keine Antworten auf die während des Dualismus entstandenen Fragen gebracht. Sie habe die Bodenfrage nicht gelöst und damit eine protzige, „neobarocke" Gesellschaft geschaffen. Diese extreme Schluß-

folgerung bringt klar zum Ausdruck, daß Szekfű die sich wandelnde politische Atmosphäre spürte und sich vom offiziellen Ungarn zu entfernen begann. In gewissem Grade wurde er dazu wohl auch durch das Auftreten neuer fachwissenschaftlicher Gesichtspunkte gezwungen, die einige seiner Schlußfolgerungen in Zweifel zogen. So bestritt Elemér Mályusz, indem er die mitteladlige Geschichtsanschauung mit den Methoden der neueren deutschen Historiographie verglich, die Berechtigung des Verfassers von *Drei Generationen,* im 19. Jh. vom Niedergang des Ungartums zu sprechen. Ferenc Eckharts rechts- und wirtschafts- sowie Sándor Domanovszkys kulturgeschichtliche Studien führten zu neuen Ergebnissen. Das Nebeneinander unterschiedlicher Auffassungen und die voneinander abweichenden Zeitschriftentendenzen bewiesen, wie rege die ungarische Kultur geworden war. Dieses wache Geistesleben griff auch gewissermaßen auf das religiöse Gebiet über. Der außerordentlich vielseitige und hochgebildete reformierte Bischof László Ravasz (1882–1975) unternahm im Sinne von Karl Barth vorsichtige und doch energische Versuche, seine Kirche vom Druck der starr interpretierten göttlichen Prädestination und des langen und das Glaubensleben lähmenden Einflusses der liberalen Theologie zu befreien.

Das geistige Leben der Zeit wies aber auch einige höchst schwache Seiten auf. Ihm fehlte die philosophische und allgemein die theoretische Kultur, und eine Wirtschaftswissenschaft war kaum vorhanden. Die großen Initiativen der zehner Jahre waren völlig in Vergessenheit geraten, und die relative Toleranz wurde sehr bald von extrem rechten Publizisten gestört. 1934 wurde István Milatov Herausgeber des *Új Magyarság* (Neues Ungartum), und 1938 übernahm György Oláh die Zeitschrift *Egyedül Vagyunk* (Wir sind allein). Die im gesetzlichen Rahmen erscheinenden kommunistischen Zeitschriften wurden von Zeit zu Zeit verboten, so daß eigentlich nur der sozialdemokratische *Szocializmus* gewisse Kontinuität besaß; er wurde seit 1934 von Illés Mónus redigiert – auf hohem Niveau. Die Verbannten der Revolution von 1918–1919 hatten damals fast keinen Einfluß mehr auf das ungarische Geistesleben. Jászi hatte das Vertrauen vieler bereits am Anfang der zwanziger Jahre verloren, als er mit reinster Absicht, aber gewisser Naivität versucht hatte, mit den von Ehrlichkeit nicht allzu, aber um so mehr von nationalen Vorurteilen durchdrungenen Führern der umgebenden Staaten zu verhandeln, dann sich mit dem die Sowjetunion anders beurteilenden Károlyi zerstritt und schließlich 1925 in die Vereinigten Staaten umsiedelte, wo er seiner Enttäuschung in seinem Werk *The Dissolution of the Habsburg Monarchy* auch Ausdruck gab. Die in Moskau lebenden Kommunisten wiederum vermochten sich nicht immer richtig über das Leben in Ungarn zu informieren. Ihr *Sarló és Kalapács* (Sichel und

Hammer) rechnete einmal Attila József zu jenen Dichtern, die sich vom Faschismus beeinflussen ließen, und war in der Beurteilung der Bewegung der populistischen Schriftsteller so lange unsicher, bis József Révai seine Studie *Marxismus und Populismus* (Marxizmus és népiesség, 1938) erscheinen ließ.

Ähnlich wie im Dezennium zuvor erwies sich auch in der dreißiger Jahren Dezső Kosztolányi als der unabhängigste bürgerliche Schriftsteller. Er schrieb für die verschiedensten Blätter – nicht etwa, weil er sich aus den Debatten heraushalten wollte, sondern weil seine Haltung sich mit der anderer kreuzte. In seinem Essay *Sein oder nicht sein* (Lenni, vagy nem lenni, 1930) nannte er Széchenyis romantischen Liberalismus seine eigene Überzeugung, und in seinem offenen Brief an den berühmten französischen Linguisten Antoine Meilleth *Der Platz der ungarischen Sprache in der Welt* (A magyar nyelv helye a földgolyón, 1930) knüpfte er bei dem Gedanken der Relativität der Sprachen an, wie er von Herder und Wilhelm von Humboldt vertreten worden war. Jede Sprache schaffe ihre eigene Welt, und so lasse sich auch der ungarische Nationalcharakter aus dem Aufbau der ungarischen Sprache ablesen – das war kurzgefaßt Kosztolányis damals formulierte Grundthese. Sein sprachwissenschaftliches Interesse verdrängte immer stärker das an der Tiefenpsychologie. Sein *Kornél Esti* (1933) sowie die mit *Kornél Estis Abenteuer* (Esti Kornél kalandjai) überschriebenen Teile des weiteren Novellenbandes *Meerauge* (Tengerszem, 1936) zeugen von seiner Leidenschaft für Sprachspiele und zugleich von einer bewußten Bruchstückhaftigkeit, sie verweigern sich dem fortlaufenden Erzählfluß.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde Kosztolányi zum Erneuerer nicht nur der Prosa, sondern auch des lyrischen Gedichtes. Der gleichnamige Sonettenkranz im Band *Rechenschaft* (Számadás, 1935) erhebt die Anteilnahme zum höchsten menschlichen Wert, während die beiden letzten Gedichte *Morgenrausch* (Hajnali részegség) und *Lied vom Nichts* (Ének a semmiről) die unentscheidbare Alternativität der Sehnsucht des Menschen nach dem Übernatürlichen und seines Geworfenseins in die Welt formulieren. Auf die Dichte seiner kürzeren Dichtungen, etwa seines Dreizeilers *Landschaft im Oktober* (Októberi táj), wurde man im Grunde erst zwei Jahrzehnte später aufmerksam, die expressionistischen Gedichte *Rotes Verwelken* (Vörös hervadás) und *Frühstück im Herbst* (Őszi reggeli) inspirierten Attila József (1905–1937), den bedeutendsten der Nachkriegsdichter.

Dieser früh verstorbene Dichter durchlief innerhalb weniger Jahre eine unglaubliche künstlerische Entwicklung. Bereits in der Serie *Medaillen* (Medáliák, 1927–1928) verband er auf höchst originelle Weise den expressionistischen Stil mit dem Schnitt. Er bemühte sich, Freud und Marx miteinander zu vereinbaren, und schrieb auch manifest-

artige, publizistisch-politische Gedichte, aber schon *Besinnung* (Eszmélet, 1934) verriet seinen starken gedanklichen Anspruch. Er trat der illegalen kommunistischen Partei bei, geriet aber dann mit ihren Führern in Differenzen wegen seiner Auffassung. In seinen ästhetischen Schriften wird Croces Einfluß spürbar, einige Gedichte – so *Hoffnungslos* (Reménytelenül, 1933) – weisen auch Verwandtschaft zum Existentialismus auf. Von den kurz vor seinem Freitod entstandenen großen Dichtungen gehören *Du kamst mit dem Pfahl ...* (Karóval jöttél ...) oder *Du weißt, es gibt kein Verzeihen ...* (Tudod, hogy nincs bocsánat ..., beide 1937) zu den schönsten und außerordentlich dichten Beispielen der Selbstanrede, *Vielleicht verschwinde ich plötzlich ...* (Talán eltűnök hirtelen ..., 1937) vertritt den Typ des verschiedene Zeiten einander konfrontierenden Gedichtes in derselben frappanten Weise, und *An der Donau* (A Dunánál, 1936) ist eine originelle Variante der Ode.

Letzteres Gedicht erschien in der Sondernummer des Gründungsjahres des *Szép Szó* (Wort und Schönheit), einer Zeitschrift, die anfangs von Pál Ignótus und Attila József und später von Ferenc Fejtő herausgegeben wurde. In ihr kamen in der Sondernummer *Mai magyarok régi magyarokról* (Heutige Ungarn über einstige Ungarn) Schriftsteller unterschiedlicher Überzeugung – nicht nur Sozialisten – zu Wort. Über Széchenyi wiederholte Babits seine schon mehr als zwei Jahrzehnte früher geäußerte Ansicht, die Ungarn müßten sich gleichzeitig von innen und außen betrachten. Er wies auf die Dreiheit von Individuum, Nation und Menschheit hin und kritisierte damit insgeheim die populistischen Schriftsteller, die seiner Meinung nach ausschließlich den Gesichtspunkt der Nation als gültig betrachteten. Zugleich spiegelte seine Stellungnahme auch seine inzwischen gewandelte Auffassung über die Dichtung wider. Während er in seinen Jugendjahren dem Individualismus der Romantik nahe gestanden hatte, ordnete er in seinem Band *Wettlauf mit den Jahren* (Verseny az esztendőkkel, 1934) – so etwa in der Dichtung *Du spieltest bloß die Post* (Csak posta voltál) – eindeutig das Individuum der Tradition unter und nannte die Vermittlung und Fortsetzung seine Berufung. Seine umfangreichste Abhandlung, *Geschichte der europäischen Literatur* (Az európai irodalom története, 1936), war offensichtlich von der Absicht getragen, zur Pflege des gemeinsamen Erbes jenseits der Nationen anzuleiten. Unter seinen letzten großen Gedichten mahnt wohl *Blasiuszauber* (Balázsolás, 1937) schon deshalb zur schlichten Kenntnisnahme des Todes, weil er dem Einzelschicksal keine wirklich große Bedeutung mehr beimaß. Sicher ist, daß sein zweites Todesgedicht, *Zwischen Herbst und Frühling* (Ősz és tavasz között, 1937), unterschiedliche Stimmen aus der Vergangenheit erklingen läßt, weil er den Ausdruck nicht mehr für eine Wesensäußerung des einzelnen

hält. Außerordentlich konsequent wird die klassizisierende Absicht in *Das Buch Jonas* (Jónás könyve, 1939) durchgeführt, das letztlich nichts anderes ist als die Umdichtung des biblischen Textes.

Zweifellos war der Neoklassizismus mit dem neokonservativen Geist der zwanziger Jahre verbunden, aber er hatte auch international eine bestimmende Wirkung. Kassák veröffentlichte einige Jahre nach seiner Heimkehr 1926 bereits Gedichte in gebundener Form. Der Avantgarde schien die Luft ausgegangen zu sein, weswegen ein gewachsenes Interesse an der Faktenliteratur vorlag. Eine ganze Reihe bedeutender Autobiographien entstand zu jener Zeit, beispielsweise Kassáks achtbändiges *Das Leben eines Menschen* (Egy ember élete, 1927–1935) oder dann *Bekenntnisse eines Bürgers* (Egy polgár vallomásai, 1934–1935) des aus einer Kaschauer Zipser Familie stammenden Sándor Márai (1900–1989) und die dreibändige *Siebenbürgische Geschichte* (Erdélyi történet, 1934–1940) von Miklós Graf Bánffy (1873–1950). Jede von ihnen gibt über die Lebensweise einer anderen Gesellschaftsschicht Auskunft, und gemeinsam ist ihnen, daß jeder Verfasser die eigene Gemeinschaft auch von außen betrachtet. Kassák beschreibt mit groteskem Humor jenes Arbeitermilieu, aus dem er sich erhob, Márai ist ein selbstbewußter Bürger, der sich aber der Tücken der Bürgerexistenz nur zu gut bewußt ist, und Bánffys gesamtes Leben war eine Ausnahme von der Regel: Er stammte aus einer der reichsten Siebenbürger Magnatenfamilien und wurde zum Politiker, so war er 1922–1923 Außenminister, zugleich aber begeisterte sich Ady an seinem Drama *Sonnenlegende* (Naplegenda, 1906), als künstlerischer Leiter des Ungarischen Königlichen Opernhauses setzte er sich für die Anerkennung Bartóks ein, und er war der Herausgeber des *Erdélyi Helikon*.

Dieser Abschied von der Avantgarde, der sowohl hinsichtlich der Sprache als auch der Kunstgattungen für die Literatur der dreißiger Jahre bezeichnend ist, wird gewissermaßen auch noch in Lőrinc Szabós Dichtung spürbar. Als Verfasser des Bandes *Sonderfrieden* (Különbéke, 1936) hatte auch auf ihn die Umdichtung ihre Reize, aber anders als seinen früheren Meister, Babits, beschäftigten ihn nicht die westlichen, sondern die orientalischen Vorbilder, wie im Falle des Gedichtes *Dschuang Dshis Traum* (Dsuang Dszi álma, 1935). Im übrigen näherte sich Lőrinc Szabó mit seiner Entfernung von der Avantgarde zugleich etwas dem Lager der populistischen Schriftsteller an. Die Tätigkeit dieser Gruppierung steht ästhetisch im Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse am Neorealismus, letztlich aber hatte die Bewegung primär politische und keine künstlerischen Ziele, weswegen sie auch gesellschaftliche Spannungen provozierte.

Ihren Durchbruch in den dreißiger Jahren erleichterten auch zunehmende mit ihr verwandte Bestrebungen. Dabei ist innerhalb der

Literatur vor allem an die Werke von Zsigmond Móricz zu denken, an die mit ihren balladenhaften Lücken vorzügliche Novelle *Barbaren* (Barbárok, 1931) und an *Der glückliche Mensch* (A boldog ember, 1935), der einen Weg hin zur Faktenliteratur weist. Eine den Populismusvertretern verwandte Anschauung unter den Nachkriegsschriftstellern Siebenbürgens vertrat offensichtlich Áron Tamási (1897–1966), der mit seinen Volksmärchen, balladenartigen Erzählungen und seinem Roman *Abel in der Wildnis* (Ábel a rengetegben, 1932) Aufsehen erregte. Der ideelle Lehrmeister der populistischen Schriftsteller war Dezső Szabó, ganz besonders, nachdem er es in der Serie *Hefte vom Gänse-Matthias* (Ludas Mátyás füzetek) seit 1934 unternommen hatte, umfassende Kritik an der Kultur und dem öffentlichen Leben Ungarns zu üben. Auch einige Vertreter der verwandten Künste mochten die Bewegung inspiriert haben: vor allem Kodály, der Umgestalter des Musikunterrichts im Zeichen der bäuerlichen Kultur, oder der auf der Pariser Weltausstellung von 1937 mit einem Großen Preis ausgezeichnete Bildhauer Ferenc Medgyessy (1881–1958), der an ihren Veranstaltungen teilnahm. Sogar einige Wissenschaftszweige boten der Bewegung einen gewissen Hintergrund. Unter den Historikern sind István Szabó, der Erforscher der Geschichte der bäuerlichen Gesellschaft, sowie der Begründer der Volkstumsgeschichte Elemér Mályusz zu nennen, und sozusagen ausnahmslos alle Ethnographen, die damals in Ungarn eher die Volkskunde als eine theoretische und systematisierende Sozialanthropologie vertraten. Das vierbändige Kompendium *Ethnographie des Ungartums* (A magyarság néprajza, 1933–1937) und vor allem István Györffy (1884–1939), der Sammler und Beschreiber der ungarischen Denkmäler der gegenständlichen Kultur, gaben der Populismusbewegung den nötigen wissenschaftlichen Kredit. Das Buch Györffys *Die Volkstradition und die Nationalkultur* (A néphagyomány és a nemzeti művelődés, 1939) unternahm es sogar, das Verhältnis zwischen bäuerlicher und Hochkultur zu bestimmen.

Daß die Soziographie zur geschätztesten Gattung der populistischen Schriftsteller wurde, ist ein glänzender Beweis für die Annäherung der Belletristik an die deskriptive Ethnographie die Lajos Nagy (1883–1954) zu verdanken ist. Seinem streng aufgebauten, als Kunstwerk zu lesenden Buch *Kiskunhalom* (1934) folgte Péter Veres' (1897–1970) faktenaufdeckendes Werk *Die Bauern der Großen Ungarischen Tiefebene* (Az Alföld parasztsága, 1935), und die Reihe setzt sich fort mit Gyula Illyés' (1902–1983) *Pustavolk* (Puszták népe, 1936), der bekenntnishaften, sprachlich hervorragenden und den Leser erschütternden Beschreibung der Armut der herrschaftlichen Knechte in einem dennoch sich nach der Kindheit zurücksehnenden Ton, mit der Erinnerung an Orosháza *Das größte ungarische Dorf* (A legnagyobb

magyar falu, 1937) von József Darvas (1912–1973), der *Stummen Revolution* (Néma forradalom, 1937) von Imre Kovács (1913–1980), mit Zoltán Szabós (1912–1984) *Glänzendem Elend* (Cifra nyomorúság, 1938) und später dem wissenschaftlich anspruchsvollen historischen Band *Die Tschangós* (Csángók, 1941) von László Mikecs (1917–1944) sowie János Kodolányis (1899–1969) *Reise durch Baranya* (Baranyai utazás, 1941). Unterdessen hatte György Sárközi, ein den Neokonservatismus den populistischen Schriftstellern annähernder Dichter, die Serie *Entdeckung Ungarns* (Magyarország felfedezése) geplant, als deren Teile Géza Féjas (1900–1978) *Wetterwinkel* (Viharsarok, 1937) sowie Ferenc Erdeis (1910–1971) Soziographien *Flugsand* (Futóhomok, 1937) und *Bauern* (Parasztok, 1938) erschienen, die immer mehr das Bedürfnis nach Objektivität zur Geltung brachten.

Die Entfaltung der Populismusbewegung wurde auch durch die in den dreißiger Jahren neu auftretenden Oppositionsbewegungen gefördert. Die schon 1909 von István Nagyatádi Szabó gegründete Partei der Kleinlandwirte formierte sich unter Einbeziehung von Ferenc Nagy und Pál Szabó neu, und auch der Nationalradikalismus Endre Bajcsy-Zsilinszkys und seine Bewegung für die Unabhängigkeit des Landes näherten sich den Populisten an. Die kontinuierlich erscheinenden Presseerzeugnisse und die Unterstützung durch die unterschiedlichsten Organisationen bedeuteten zudem eine große Hilfe. Zwischen 1932 und 1937 schrieb László Németh seine eigene Zeitschrift *Tanú* (Zeuge), und 1934 gaben der Debrecziner Dichter Pál Gulyás, Lajos Fülep und László Németh die *Válasz* (Antwort) heraus. Auf Anregung einiger Mitglieder des ebenfalls schon früher, 1902, gegründeten Gábor-Bethlen-Kreises entstand 1930 das Kunstkollegium der Szegediner Jugend, an dessen Arbeit nicht nur der Soziologe Ferenc Erdei, sondern auch der in mancher Hinsicht anders als die Populisten eingestellte Miklós Radnóti teilnahmen. 1935 besaß diese Gruppierung bereits eine eigene Zeitschrift, die *Magyarságtudomány* (Hungarologie), redigiert von Gyula Ortutay. Ein engerer Kreis der Populisten schuf 1939 die literarische und künstlerische Genossenschaft Tücsök (Grille), in der auch bereits bildende Künstler zu Wort kamen.

In jenen Jahren entfaltete sich eine Debatte, die man allgemein mit dem Gegensatz populistisch – urban zu verknüpfen pflegt. Vor allem das 1935 gegründete, anfangs von Dénes Barsi, István Sinka und Pál Szabó, seit 1938 von Géza Féja und seit 1939 von Zsigmond Móricz redigierte *Kelet Népe* (Volk des Ostens) geriet in eine Debatte mit der seit 1919 von Béla Zsolt geleiteten Wochenzeitung *A Toll* (Die Feder) bzw. mit *Szép Szó* dessen Redakteur Attila József früher selbst Mitglied der den Geist der Populisten eine Zeitlang vertretenden Miklós-Bartha-Gesellschaft gewesen war.

Der Streit resultierte zum Teil daher, daß die Populisten politisch bei weitem nicht einheitlich dachten und der von Ferenc Erdei und József Darvas vertretenen sozialistischen Linken auch Rechtsradikale gegenüberstanden, denen nicht einmal der Antisemitismus fremd war. Zu ihnen gehörten außer Erdélyi und dem frühverstorbenen Kálmán Sértő auch István Sinka (1897–1969), der sich seit seinem Band *Hymnen im Tor des Ostens* (Himnuszok Kelet kapujában, 1933) als ein Künstler des balladenhaften Tones und einer Bildkraft von großer Invention erwiesen hatte. Zudem konnten die Populisten auch aus den Werken anderer Rechtsradikaler – wie aus György Oláhs Buch *Drei Millionen Bettler* (Hárommillió koldus, 1928) – Anregungen beziehen. Eine neue Angriffsfläche bot sich, als sich am 16. April 1935 im Hause des Erfolgsschriftstellers Lajos Zilahy in der Áfonya-Str. Móricz, Féja, Illyés, László Németh, Lőrinc Szabó und Áron Tamási mit Ministerpräsident Gyula Gömbös trafen. Zwar hatten die Schriftsteller im Laufe des Gesprächs vorwurfsvoll das Elend der Armen im Lande angesprochen, aber die Tatsache selbst, sich mit der Staatsgewalt eingelassen zu haben, gab den sozialistischen Publizisten die Möglichkeit, sie heftig anzugreifen. Pál Ignotus mit seinem Artikel *Von der phrygischen zur Tellermütze* (Frigiai sapkából tányérsapka) im *Esti Kurír* (Abendkurier), György Bálint mit *Unterstützungsgesang oder Lied der Wölfe?* (Támogató ének vagy farkasok dala?) im *Pesti Napló* (Pester Tagebuch) und Attila József mit *Neue Geistesfront* (Új Szellemi Front) in der Zeitschrift *Szocializmus* bezichtigten sie des Verrats.

Es ist eine Tatsache, daß der Rechtsradikalismus von Gömbös die mit ihm Verhandelnden getäuscht hatte. Ihre Träume wurden aber schon deshalb sehr bald zunichte, weil der Ministerpräsident eineinhalb Jahre später, am 6. Oktober 1936 starb. 1937 suchte die Populismusbewegung bereits Kontakte zu den Linken; in der Märzfront arbeitete auch der Kommunist Ferenc Donáth mit. Bei dem Festakt am 15. März verlas Imre Kovács die 12 Punkte, die die demokratische Umgestaltung des Landes forderten. Die Spannungen mit der urbanistischen Intelligenz hörten dennoch nicht auf – so warf László Bóka seinen Gegnern die Isolierung vom Westen vor, in seinem Essay *Volkskultur und literarischer Populismus nach dem Kriege* (Népi kultúra és irodalmi népiesség a háború után) 1938 in der Zeitschrift *Az Ország Útja* (Der Weg des Landes).

Selbstverständlich wirkte sich der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges stark auf das Schicksal der ungarischen Kultur aus. Es wurden Verordnungen zur Vorzensur erlassen. Dem ersten Judengesetz von 1938 folgte 1939 das zweite und 1941 das dritte. Letzteres verbot den Nichtjuden bereits die Heirat mit Juden, wobei jeder zum Juden erklärt wurde, dessen zumindest zwei Großeltern als Anhänger des israelitischen Glaubens geboren wurden. Diese Gesetze lähmten auch

das geistige Leben. Die Bildungsmöglichkeiten wurden eingeengt, als Kultusminister Bálint Hóman im 1938er Lehrplan die Naturwissenschaften zugunsten der „Nationskunde" zurückdrängte, sich entgegen den einstigen Absichten Klebelsbergs um Zentralisierung bemühte und 1939 für die Jungen zwischen 12 und 23 Jahren in zehn Monaten des Jahres die Jungmannenausbildung auf vier Wochenstunden anhob. 1938 ließ Ministerpräsident Pál Graf Teleki die Ausstellung „Die Lage des Grundbesitzes in Ungarn" schließen, die das Landschafts- und Volkskundliche Institut durch den Volkswirtschaftsprofessor Zoltán Magyary hatte einrichten lassen. Vergeblich drängte die 1939 entstandene Nationale Bauernpartei und sogar der im gleichen Jahr tagende VIII. Kongreß des Reformierten Presbyter-Landesverbandes – der in dieser Angelegenheit unter Führung von László Ravasz eine Eingabe an Reichsverweser Horthy sandte – auf eine Bodenreform, die extreme Rechte stellte sich auf die Seite der Großgrundbesitzer, wie dies auch die deutschen Interessen erwarteten. Der Krieg vertiefte die Differenzen noch. Bei den 1939er Wahlen erhielt die faschistische Pfeilkreuzlerpartei 900 000 Stimmen, aber im gleichen Jahr erschien das Buch *Deutschlands Kriegschancen im Spiegel der deutschen Fachliteratur* (Németország háborús esélyei a német szakirodalom tükrében) von Iván Lajos, in dem die sofortige Niederlage des Dritten Reiches vorausgesagt wurde.

Mit der Wirkung der deutschen Drohung und der Judengesetze ist auch zu erklären, daß sich das Interesse an der Lage und sogar der Herkunft des Ungartums belebte. Die Geheimorganisation Ungarische Gemeinschaft übernahm im Herbst 1938 die Zeitschrift *Magyar Élet* (Ungarisches Leben) und veröffentlichte Artikel zum Schutz der „Stammungarn". Am 15. November entstand der Verein der Stammungarn, dessen Zeitschrift *Sárkány* (Drachen) beanstandete, daß die Regierung nur gegen die „linken Juden" vorging und nicht die „rechten arischen" Fremdlinge zurückdränge, und die zur Verbesserung der Lage der ungarischen Bauern Anfang 1939 eine 3 Millionen Morgen umfassende Bodenreform verlangte. Einige der Populisten hielten ihre Kontakte zur Rechten selbst in dieser Periode noch aufrecht. In der seit Februar 1939 erscheinenden Zeitschrift *Sorakozó* (Appell) der Lumpengarde, des Verkünders des Ideals der Urstämmigkeit des Volkes, schrieben anfangs nicht nur Erdélyi oder Sértő, sondern auch Féja, ja sogar Pál Szabó und Imre Kovács, währenddessen auch die Staatsmacht versuchte, sich der Bewegung zu nähern. Der frühere Ministerpräsident Béla Imrédy veröffentlichte in den Juni-Juli-Nummern der *Új Nemzedék* seine Artikelserie *Die Leitideale des neuen Europa* (Az új Európa irányító eszméi), in der er die „Erforschung, Bewußtmachung und Achtung der Volkskultur und die Verbindung der Hochkultur zu diesen Wurzeln im Volk" forderte. Der Linken

ähnlich war allerdings auch die Rechte keineswegs einheitlich. Die Vertreter der „Turaner" oder „eurasischen" Verwandtschaft standen den Pfeilkreuzlern gegenüber, und der rechte Turul-Bund schuf 1940 das Bolyai-Kollegium für 40 Bauernkinder, das sich erst 1942 von seinen Gründern trennte und zum István-Györffy-Kollegium wurde.

Die Populismusbewegung übernahm nicht nur in dem Ideenstreit um die Herkunft der Ungarn die Führungsrolle, sondern auch bei anderen Debatten. László Németh hatte bereits früher beanstandet, daß die Wortführer der bürgerlich-liberalen Tradition keinerlei Notiz von den kleineren Völkern im Karpatenbecken nahmen und nur den Westen als richtungsweisend ansahen. Zoltán Szabó veröffentlichte in der August-Nummer 1939 von *Kelet Népe* seine Studie über das Verhältnis von *Ungarn und Mitteleuropa* (Magyarország és Közép-Európa), etwa zur gleichen Zeit, als der in die politische Opposition verdrängte István Bethlen dem Außenministerium seinen Entwurf einer Konföderation Ungarns, Siebenbürgens, Rumäniens und Polens vorlegte. Die deutsche Gefahr und die Kompliziertheit der Nationalitätenfrage mochten gemeinsam die Ursache dafür gewesen sein, daß auch die Sehnsucht nach dem Königreich wieder zu Worte kam: Mihály Ferdinandy argumentierte in seinem Buch *Mitteleuropa* (Középeurópa, 1940), daß nicht die Republik, sondern allein die Heilige Krone fähig gewesen sei, die „von so vielen Seelen bewohnte Donaulandschaft" in sich zu fassen. Viel Zeit blieb allerdings nicht, von einem unabhängigen Mitteleuropa zu träumen, denn die Deutschen faßten die so plötzlich entstandene Beliebtheit dieses Themas als gegen sie gerichtet auf. Auf ihr Verlangen mußte Bajcsy-Zsilinszkys *Unser Platz und Schicksal in Europa* (Helyünk és sorsunk Európában, 1941) verboten werden.

Der Streit um das ungarische Wesen brach an einem von Szekfű redigierten Essayband über die Frage *Was ist der Ungar* (Mi a magyar?, 1939) aus. Babits griff darin in *Über den ungarischen Charakter* (A magyar jellemről) Szekfűs frühere Ansicht auf, daß das Ungartum keine rassische, sondern – hinsichtlich seiner Herkunft vielschichtige – historische Erscheinung sei. Er wies die Vorstellungen über ein volkhaftes Ungartum zurück und berief sich auf das Ideal Stephans des Heiligen von der Armut einer Nation ohne Fremdelemente; ganz allgemein gab er eine recht zögerliche Bestimmung des ungarischen Charakters und bezeichnete eher apologetisch die Nüchternheit und das Ausgeliefertsein als seine Haupteigenschaften.

Seinen Auffassungen widersprachen zwei aus ganz verschiedener Sicht entstandene Bücher mit dennoch vielen gemeinsamen Momenten. Gyula Farkas griff in *Das Zeitalter der Assimilation in der ungarischen Literatur 1867–1914* (Az asszimiláció kora a magyar irodalomban 1867–1914; 1939) die neuere deutsche Literargeschichte mit ihrer Be-

tonung von Herkunft und lokaler wie sogar landschaftlicher Determination auf, und László Németh schrieb seine Flugschrift *In der Minderheit* (Kisebbségben, 1939) mit ausgesprochen antideutscher Zuspitzung, aber beide sprachen im wesentlichen von der desorganisierten ungarischen Verbürgerlichung und Assimilation. László Németh sah in der Vergangenheit geradezu die Durchsetzung der „verwässerten" und den Mißerfolg der „tiefen" Ungarn, welche Sicht heftige Proteste der Liberalen auslöste. Tibor Joó berief sich in seinem Artikel *Öncsonkítás* (Selbstverstümmelung) in der *Protestáns Szemle* wiederum auf den Staat Stephans des Heiligen, der die Fremden aufgenommen hatte, und in seinem Buch *Ungarisches Nationsideal* (Magyar nemzeteszme, 1939) schlug er vor, die Begriffe Staat und Nation voneinander zu trennen. Von Babits erschien in *Nyugat* die zweiteilige Abhandlung *Mit Schild und Lanze* (Pajzzsal és dárdával, 1939), in der er die ungarische Kultur als westeuropäisch und von adligem Wesen bezeichnete.

Die aufgepeitschten Leidenschaften ließen nicht in jedem Falle eine objektive Argumentation zu. Gewissermaßen amateurhaft wirkte nicht nur Dezső Szabós Erwähnung des Nihilismus unter den Hauptzügen der Ungarn in seiner Flugschrift *In die Tiefe des Bergwerks* (A bánya mélye felé, 1939), sondern auch die politisch von reinster Absicht getragene, aber aus historischer Sicht unhaltbare Herkunftserklärung von Gyula Illyés in seinem Büchlein *Wer ist der Ungar?* (Ki a magyar?, 1939). Besonnenheit fand sich eigentlich nur im nicht eben originellen, aber nüchternen „politischen Lesebuch" *Ungarische Selbsterkenntnis* (Magyar önismeret, 1939) des anfangs in Fünfkirchen und dann in Szegedin Philosophie lehrenden József Halasy-Nagy bzw. in der Studiensammlung des Instituts für Hungarologie *Herr und Bauer in der Einheit des ungarischen Lebens* (Úr és paraszt a magyar élet egységében, 1940), die der Leiter des französischen Lehrstuhls an der Budapester Universität, Sándor Eckhardt, herausgegeben hatte. Nuancen des Fata-Morgana-Denkens fehlten nicht einmal im Buch *Die ungarische Denkweise und die Reform unseres Unterrichts* (A magyar észjárás és közoktatásunk reformja, 1939) des vielseitigen reformierten Publizisten und seit 1934 Debrecziner Privatdozenten Sándor Karácsony (1891–1952), auch wenn er den asiatischen Charakter der Ungarn, ihre Neigung zur passiven Resistenz und die Feststellung, daß der ein Ungar sei, „der mit uns die ungarische Schicksalsgemeinschaft teilt", unbestreitbar mit ausdrücklich deutschfeindlicher Absicht hervorhob.

László Németh setzte die Debatte in seinem Buch *Gyula Szekfű* (1940) fort, indem er dem Gegner nicht ohne Grund vorwarf, Essays zu schreiben, statt seine Fachwissenschaft auszuüben, ja daß er „in Geschichte gehüllte Propaganda" „im Interesse der Habsburg-Restau-

ration" betreibe. Selbst damit mag er recht gehabt haben, daß es seinem Gegner an „vergleichender osteuropäischer" Anschauungsweise und Berücksichtigung der bäuerlichen Kultur mangele, dagegen sind seine eigenen Behauptungen stark umstritten. Man kann sich wohl nicht glaubhaft darauf berufen, daß der Anteil der Ungarn unter den Habsburgern „stürmischer" zurückgegangen sei als unter der Türkenherrschaft, und auch bei der Bewertung des Ausgleichs ist es nicht dienlich zu vergessen, daß die historischen Landesgrenzen kaum hätten gehalten werden können, wenn Ungarn von Österreich unabhängig gewesen wäre.

Ähnlich doppelgesichtig war László Németh's Auftreten auf der Konferenz von Balatonszárszó vom 23. August 1943, die vom Soli-Deo-Gloria-Verband der Ungarischen Reformierten Schüler und dem Herausgeber der populistischen Schriftsteller, Sándor Püski, veranstaltet wurde. Gegenüber dem westlichen kapitalistischen und dem sowjetischen sozialistischen System trat er für einen dritten Weg ein. Er empfand es als gefährlich, daß den Ungarn den Zustand des Landes nicht überblickende „Erlöser" aufgezwungen werden könnten, und mahnte die Intelligenz, nicht zuzulassen, daß man sie als „zweitrangige Arbeiterklasse" behandele; dann aber führte er seine Lageanalyse selbst mit der These ad absurdum, die Ungarn hätten das Ende des Zweiten Weltkrieges „in viel besserer Kondition erlebt als das des vorangegangenen Weltkrieges", da ihre „Kriegsverluste kleiner, ihr Wohlstand größer, ihre Ideologie fertig" seien. Trotz allem boten seine Worte den Ausgangspunkt für die wesentlichste Debatte des Treffens. Péter Veres knüpfte an sie an, indem er die Möglichkeit des dritten Weges verneinte und behauptete, das einzige Ziel sei das Überleben, die Intelligenz könne nur dienen, indem sie „demütig wird". Ihn bemühte sich Ferenc Erdei zu entschuldigen, der den dritten Weg das Privileg des schöpferischen Schriftstellers oder Gelehrten nannte. Und schließlich verteidigte Gyula Gombos Veres damit, daß er den dritten Weg „vor allem und entscheidend ein Politikum" nannte. Zumindest sah die Rechte ein, sie könne mit den populistischen Schriftstellern nicht allzu viel anfangen, weshalb dann István Milotay in seinem Buch *Volkstumskrise – Volkstums-Ungarn* (Népi válság – népi Magyarország, 1944) auch die Schlußfolgerung zog, die Bewegung verfehle ihr Ziel, wenn sie sich nicht gegen die Juden wende.

Trotz des zunehmenden politischen Druckes bemühte sich ein Teil der Intelligenz noch, die Autonomie des Geisteslebens aufrechtzuerhalten. Nach Babits' Tod gab Illyés 1941 eine neue Zeitschrift heraus, *Magyar Csillag* (Ungarischer Stern), die die Tradition von *Nyugat* fortführte. In der Weihnachts-Nummer 1941 der *Népszava* (Volksstimme) suchten Autoren unterschiedlichster Parteizugehörigkeit von Bajcsy-

Zsilinszky bis Szekfű nach dem gemeinsamen Nenner, und sehr bald entstand das Ungarische Historische Gedenkkomitee, das für den 15. März 1942 eine Demonstration organisierte. Erneut wurden die Ansichten der Populisten von verschiedenen Autoren kritisiert, und Márai nahm in *Flugschrift in Sachen der Erziehung* (Röpirat a nevelésügyben, 1942) für die Staatsidee des hl. Stephan Stellung, während das Institut für Hungarologie in einer Vortragsreihe die amateurhaften Herkunftserklärungen widerlegte und in der Redaktion von Lajos Ligeti auch seine eigenen Ergebnisse unter dem Titel *Urgeschichte der Ungarn* (A magyarok őstörténete, 1943) veröffentlichte.

Warum aber trat die ungarische Intelligenz nicht wie ein Mann gegen den deutschen Einfluß auf? Die Anwort vermag jene Denkschrift zu geben, die der Leiter der politischen Abteilung im Außenministerium im Sommer 1943 London zukommen ließ. Verfaßt wurde sie von Aladár Szegedy-Maszák, der wohl nicht ohne Grund behauptete, eine etwaige deutsche Besetzung würde jene Intelligenz vernichten, die nach dem Krieg das Land wieder aufbauen könnte. Die Verluste waren aber auch ohnedies sehr hoch. Nicht nur die jüdische Intelligenz verließ das Land oder kam in den Lagern um, sondern auch viele andere gingen ins Ausland. 1940 reiste Bartók nach Amerika, 1943 Károly Kerényi in die Schweiz. Es grenzt fast an ein Wunder, daß in diesen rauhen Jahren überhaupt Kunstwerke geschaffen wurden. Damals schrieb Milán Füst seinen bedeutendsten Roman, *A feleségem története* (Die Geschichte meiner Frau, 1942), und der Sproß einer Eperieser deutschen Familie Béla Hamvas (1897–1968) gab seinen Essayband *Die unsichtbare Geschichte* (A láthatatlan történet, 1943) heraus, der nur eine bescheidene Kostprobe des bisherigen Lebenswerkes eines Publizisten ist, der seine Artikel bereits seit 1919 erscheinen ließ und eine besondere Empfänglichkeit für die östliche Philosophie und die bildende Kunst der Avantgarde bewies. Auch die dritte Generation von *Nyugat* entfaltete sich in diesen Jahren. Sándor Weöres (1913–1989) – ein Wunderkind, das schon mit 14 Jahren Gedichte veröffentlichte, später an der Fünfkirchner Universität Schüler von Lajos Fülep wurde, um dann in Hamvas' Bann zu geraten – erreichte wohl gerade mit seinem Band *Meduse* (1944) die höchste Ebene seiner Kunst. Zumindest scheinen die 20 Abschnitte der *Lieder aus Naconxypan* (Dalok Naconxypanból) den größtenteils ausgebliebenen ungarischen Surrealismus mit ihrer Traumhaftigkeit und höchst origineller Bilderschöpfung ersetzen zu wollen. Der sich vom Expressionismus und Surrealismus hin zur Klassizisierung bewegende Miklós Radnóti (1908–1945) schrieb seine bedeutendsten Werke bereits während seiner Verschleppung, und so konnte *Gischtiger Himmel* (Tajtékos ég, 1946) auch erst nach seinem Tode erschei-

nen, als ein trauriger Schlußpunkt am Ende einer an Tendenzen so reichen Zeit.

Irgendwo haben wir den Weg verfehlt (Valahol utat tévesztettünk, 1943–1944) war nicht nur der Titel einer Artikelserie von Szekfű in *Magyar Nemzet* (Ungarische Nation), sondern zugleich Symbol einer Gewissensprüfung, die bereits vor dem Ende des Krieges einsetzte. Wie bereits mehrfach früher, so änderte der Verfasser von *Drei Generationen* auch jetzt teilweise seine Ansicht: Zwar kehrte er zu den Liberalen, genauer zu den Zentralisten zurück, hielt aber seine These über den Verfall im 19. Jh. aufrecht und sah dort die Ursache für die spätere Tragödie, „wo die demokratischen Institutionen zur seelenlosen Routine" wurden.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß in dieser immer hoffnungsloser werdenden Lage bereits solche Anstöße erfolgten, die als Vorbereitungen für die Nachkriegsperiode bezeichnet werden können. Im Sommer 1943 entstand die bürgerliche Sektion der Unabhängigen Partei der Kleinlandwirte, in der auch Kommunisten saßen, und im September schlossen die Kleinlandwirte und die Sozialdemokratische Partei auf die Nachricht von der Kapitulation Italiens hin ein Bündnis. Ferenc Nagy erarbeitete den *Demokratischen Reformplan für allgemeine Bildung* (Közoktatásunk népi reformja), veröffentlicht im Februar 1944 von der *Kis Újság* (Kleine Zeitung). Er plante eine verbindliche 8-Klassen-Grundschule, wollte neben den Gymnasien auch landwirtschaftliche Mittel-, Handels- und Gewerbeschulen beibehalten und schrieb schließlich vor, daß das Kriterium für die Aufnahme an die Universität allein die Begabung sein solle. Seine Überlegungen richteten sich allerdings schon auf die kommende Periode. Die deutsche Besetzung vom 19. März machte nicht nur der Unabhängigkeit des Landes ein Ende, sondern lähmte auch das Geistesleben.

Kurzer Ausblick auf die jüngste Vergangenheit (ab 1945)

Als das Land nach seinem zwangsweisen einjährigen Verstummen langsam wieder zur Besinnung kam, wurde nur ganz allmählich deutlich, welch hohe Verluste der Krieg, die Judenverfolgung und die Belagerung der Hauptstadt dem Geistesleben zugefügt hatten. Miklós Radnóti, Antal Szerb, Gábor Halász, György Sárközi, György Bálint und andere waren Opfer der „Rassenschützer" geworden, andere waren für immer an das Ausland verloren. Die Zahl der im Westen lebenden Musiker war weiter angewachsen, und nur schwer läßt sich entscheiden, wen die deutsche Gefahr und wen die Unsicherheit der Nachkriegszeit, die Verengung der kulturellen Möglichkeiten von der Heimat fernhielt. Nach Frigyes Reiner, György Széll, Jenő Ormándy und György Solti, nach József Szigeti und dem jungen Cellisten János Starker verließen auch der hervorragende Dirigent Ferenc Fricsay, der Pianist Géza Anda und der Bassist Endre Koréh das Land. Nach seinen Geländearbeiten in Afrika, Australien und Amerika lebte Géza Róheim seit 1937 in New York und schrieb sein weltweit berühmt gewordenes Buch *Psychoanalysis and Anthropology* (1950). Auch János Neumann schuf 1947 in den Vereinigten Staaten seine Programmspeicher-Rechenmaschine. György Békési (1899–1972), Experimentalphysiker an der Budapester Universität seit 1939, reiste 1946 gen Westen und erhielt schon als Professor an der Harvard University 1961 den Nobel-Preis für seine Entdeckung des physikalischen Mechanismus der Reize in der Schnecke des Ohres. Solche Beispiele ließen sich noch manche bringen, doch läßt die Übersicht über die vielen unabgeschlossenen Prozesse und Lebenswerke der jüngeren Vergangenheit nur wenige Andeutungen zu.

Trotz der Verluste kam es zu ersten Maßnahmen im Interesse einer Neuentfaltung, die vor allem bei der Umstrukturierung des Unterrichtswesens ansetzten. Im Sommer 1945 wurde endlich die allgemeine 8-Klassen-Schule eingeführt. Die Pädagogengewerkschaft begann mit der Umschulung der Lehrer, und einheitliche staatliche Lehrbücher wurden ausgegeben. 1947 besuchten etwa 6000 Schüler die über 100 Volkskollegien, darunter 1200 Universitäts- und Hochschulstudenten, wobei die Zahl der letzteren innerhalb eines Jahres

auf mehr als 2000 anwuchs. Anfang 1947 gab es bereits 115 Erwachsenenschulen, davon waren 46 Gymnasien, 9 Gewerbe- und 3 landwirtschaftliche Mittelschulen, 7 Unterstufenlehrer- und 1 Kindergärtnerinnenseminare. Die Vorbereitungssektion der Technischen Abendhochschule besuchten 225 und den ersten Jahrgang 346 Arbeiter. Im Schuljahr 1947/48 entstanden auch anderswo Abendssektionen, wodurch sich die Ausbildung einer neuen Intelligenz beschleunigte.

Auch Zeitschriften erschienen wieder, im April 1945 *Magyarok* (Die Ungarn), die die Tendenz des *Magyar Csillag* fortführte, seit Herbst 1946 *Válasz*, redigiert von den populistischen Schriftstellern, und auch Kassák brachte seine Bewegung wieder in Gang, 1947/48 mit der Zeitschrift *Alkotás* (Werk), 1948/49 mit *Kortárs* (Zeitgenosse). Infolge einer zentralen Maßnahme erschien 1947 monatlich der *Csillag* (Stern) und ab 1950 die Wochenzeitschrift *Irodalmi Újság* (Literaturzeitung).

Als anspruchsvollster Analytiker der neuen Situation erwies sich László Ravasz' Schwiegersohn, der Jurist István Bibó (1911–1979). In seiner Studie *Die Krise der ungarischen Demokratie* (A magyar demokrácia válsága, 1945) machte er Mut zu einer „Übereinkunftsrevolution" und schlug den neuen politischen Führern vor, sie sollten einen Unterschied zwischen Faschismus und Reaktion machen und dann die Verfolgung des ersteren und den Kampf gegen letztere deklarieren. Auch er suchte die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären, wie Szekfű ein Vierteljahrhundert zuvor, auch in seiner Geschichtsanalyse ergaben sich bestreitbare Thesen, die aber eher an László Németh als an Szekfűs Vorurteile erinnerten. In *Das Elend der osteuropäischen Kleinstaaten* (A kelet-európai kisállamok nyomorúsága, 1946) nannte er das Habsburgerreich eine „wurzellose", desorganisierte Staatsform, die seiner Behauptung nach „den Weg der Staats- und Nationsentstehung in Mittel- und Osteuropa" gestört habe. Den Ausgleich beurteilte er etwas einseitig, indem er ihn als Pfand der feudalen, ständischen Gesellschaft betrachtete und ihn mit gewisser naiver Vereinfachung als notwendigerweise zum Untergang verurteilte politische Lüge, als letztlichen Verursacher der *Deformierten ungarischen Gestalt, ungarische Geschichte in der Sackgasse* (Eltorzult magyar alkat, zsákucás magyar történelem, 1948) charakterisierte. Seine reine, edle Absicht dabei ist jedoch nicht zu bezweifeln. In seinem Essay *Die Judenfrage in Ungarn nach 1944* (Zsidókérdés Magyarországon 1944 után; 1948) machte er die Bevölkerung des Landes dafür verantwortlich, daß sie mehrheitlich der Verschleppung der Juden untätig zugesehen habe, und erhob zugleich den Vorwurf: „Nicht das ist die antisemitische Behauptung, daß unter den Ursachen für den Antisemitismus auch die Juden eine Rolle spielen, sondern daß der Antisemitismus und seine Reaktionen eine *berechtigte* und *begründete* Antwort auf mit den Juden gemachten Erfahrungen seien."

Wenn man die schwierige materielle Lage des Landes kennt, überrascht es, welche bedeutenden Ergebnisse im nach der deutschen Besetzung wieder aufatmenden geistigen Leben erbracht wurden. Zur Wiederbelebung der modernen bildenden Kunst entstand bereits im Herbst 1945 die Europäische Schule. Selbst der einzige große lebende Vertreter der ersten *Nyugat*-Generation, der wenig schreibende Milán Füst, bereicherte sein Lebenswerk um ein erstrangiges Werk, das 1947 entstandene Gedicht *Alter* (Öregség). Im gleichen Jahr erschien László Németh hervorragendste Arbeit *Entsetzen* (Iszony), die großartige Verwirklichung des ungarischen psychologischen Romans. Auch Sándor Weöres' Entwicklung trat in einen neuen Abschnitt ein: Der Band *Die Galerie der Zähne* (A fogak tornáca, 1947) enthielt seine einzeiligen Gedichte. Gastdirigent der Ungarischen Staatsoper 1947–1950 war Otto Klemperer, und dies bedeutete für das ungarische Musikleben einen gewaltigen Gewinn. Ein unvergleichlich höheres Niveau als die Unterhaltungsfilme der Zwischenkriegszeit vertrat *Irgendwo in Europa* (1947), ein Film von Géza Radványi, dem Bruder Sándor Márais.

Aus der Rückschau läßt sich natürlich leicht feststellen, daß sich bereits damals Spannungen zeigten, die später nicht mehr aufgelöst werden konnten. Fürstprimas József Mindszenty rief in seinem Hirtenbrief vom März 1947 seine Gläubigen zum Kampf gegen die Abschaffung des verbindlichen Religionsunterrichtes auf. Einige Tage nach dem Vereinigungskongreß der beiden Arbeiterparteien, am 16. Juni 1948, wurden durch Gesetz Nr. XXXIII 6505 Unterrichtsinstitutionen – darunter 5430 allgemeine und Volksschulen, 98 Lehrerbildungsinstitute und Lyzeen sowie 113 Gymnasien – verstaatlicht. Annähernd 18 000 konfessionelle Lehrer wurden in den Staatsdienst übernommen. Im gleichen Jahr wurden auch die Privatunternehmen von Buchverlegern, Filmproduktion und -vertrieb unterbunden.

Mit der Zentralisierung und der Aufhebung des kapitalistischen Systems wurde zweifellos die Kultur größeren Massen zugänglich als früher. In der Zeit von 1945 bis 1950 erreichte der Anteil der Arbeiter- und Bauernkinder in der Mittelschule 50 Prozent und näherte sich in der Hochschulausbildung ebenfalls diesem Niveau. 1953/54 betrugen die Zahlen das Zweieinhalbfache derer von 1937/38, 120 769 Schüler besuchten die Mittelschulen, und die Zahl der Universitäts- und Hochschulstudenten war auf das 3,3fache gestiegen, von 11 740 auf 38 383. In der Hochschulausbildung spielte das Abend- und Fernstudium eine ständig zunehmende Rolle: Der Besuch stieg von nur 1384 im Jahre 1948/49 auf 15 000 im Jahre 1953/54. Den Unterricht der Provinzjugend erleichterte die Aufnahme in Internate, in denen Anfang der fünfziger Jahre ein Viertel der Mittelschüler

und 46,6 Prozent der Studenten wohnten. Auch der Kreis der Büchereien erweiterte sich stark. 1950 bestanden 4333 Büchereien der Räte und Gewerkschaften, und 1953 wurden die Leser schon von über 10 000 öffentlichen Büchereien betreut und fernliegende Siedlungen von Büchereibussen besucht. Da die Laienensembles, Volkstanzgruppen, Theater- und Puppenspielgruppen, Chöre, Liedertafeln und Orchester wie Pilze aus dem Boden wuchsen, wurde zu ihrer Lenkung 1951 das Institut für Volkskunst geschaffen. Nicht nur die Zahl der Buchausgaben erhöhte sich bis 1953 auf das 2,3fache und die Auflagenhöhe auf das 3fache von 1938, sondern auch die Zahl der Theater zwischen 1950 und 1953 von 17 auf 30. Zu dieser Zeit wurde das Kino in Ungarn zur Massenunterhaltung. Von 1949 bis 1953 entstanden 31 ungarische Filme und erhöhte sich die Zahl der Filmtheater von 862 auf 2752.

Diese Betonung der Quantität ging aber manchmal auf Kosten der Qualität, und hinter manchen Zahlen mögen sich ganz andere Erklärungen verbergen als die Entwicklung. Die ungarischen Sportler hatten in der Welt einen außerordentlich guten Ruf – mit großem Stolz über diesen wurde 1953 das Budapester Volksstadion eingeweiht –, aber der Antrieb der Sportler zu diesen Leistungen bestand teils darin, daß sie über die Landesgrenzen nur dann hinauskamen, wenn sie an internationalen Wettbewerben teilnahmen. Auch bei der Umstrukturierung der Institutionen war eine gewisse Engstirnigkeit zu beobachten. In der Geschichte der im November 1949 wiedererstandenen Ungarischen Akademie der Wissenschaften stellte die Schaffung neuer Forschungseinrichtungen eine erfreuliche Entwicklung dar, aber sie fiel leider mit der gleichzeitigen unbegründeten Schließung ähnlicher Institutionen zusammen. Das 1950 geschaffene Wissenschaftliche Qualifizierungskomitee ging bei der Einführung des neuen Systems akademischer Grade nicht sehr großzügig vor: Bedeutende Gelehrte verloren ihren akademischen Grad mit der Begründung, sie seien keine Marxisten.

Zwischen 1946 und 1948 hatten 200 000 Deutschsprachige das Land verlassen müssen, und bis zum April 1948 siedelten 73 273 Slowaken in die Tschechoslowakei über, wo wiederum 68 407 Ungarn ausgesiedelt wurden – über jene 6000 hinaus, die „freiwillig" gingen. Im nördlichen Nachbarland wurden 400 000 Ungarn zu Slowaken erklärt, was auf lange Sicht nur zu Spannungen zwischen beiden Ländern führen konnte. Als Endergebnis all dessen lebten 1949 376 173 Personen in Ungarn, die vor 1938 im Ausland geboren waren. Dem Einwohnertausch zwischen den Ländern folgten auch Umsiedlungen innerhalb des Landes: 1950–1951 wurden die „früheren Ausbeuter" aus der Hauptstadt entfernt. Zudem erhöhte der Gegensatz zwischen Staat und Kirche die Unruhe unter der Bevölkerung. 1949 wurde der

Fürstprimas zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und im Juni 1951 auch der katholische Erzbischof von Kalocsa József Grősz, der kirchliche Leiter der gerade laufenden Verhandlungen, verhaftet. Die eingeschüchterten Bischöfe leisteten im Monat darauf den Eid auf die Verfassung der Ungarischen Volksrepublik.

Mátyás Rákosi und die anderen politischen Führer dezimierten mit Berufung auf den verschärften Klassenkampf selbst noch die sie unterstützenden Kräfte. Sie schlossen die Volkskollegien und ließen 1949 László Rajk hinrichten. Die zunehmend kälter werdende Atmosphäre trieb einen Teil der bürgerlichen Intelligenz dazu, das Land zu verlassen. Sándor Márai und Albert Szent-Györgyi gingen bereits 1947, Géza Radványi 1949.

Die politische Willkür führte zur Verzerrung auch des geistigen Lebens. Kassák war zur inneren Emigration verurteilt. Die Zeitschrift *Újhold* (Neumond) der neuen Dichtergeneration konnte schon 1946 mit nur sieben Nummern erscheinen, dabei war dort erstmals der große Lyriker der kommenden Jahrzehnte aufgetreten, János Pilinszky (1921–1981), der mit seinem Band *Trapez und Barren* (Trapéz és korlát, 1946) zu einem würdigen Nachfolger Attila Józsefs wurde und die erschütternden Lagererlebnisse des Zweiten Weltkriegs zur existentialistischen Tragikanalyse objektivierte. Der schon gedruckte Band *Traum* (Álom, 1948) des 1941 nach Klausenburg und 1946 wieder nach Budapest zurückgekehrten Zoltán Jékely (1913–1982) wurde nicht freigegeben, und in den folgenden Jahren konnte er sich ebenso nur noch mit Übersetzungen beschäftigen wie sein Vater Lajos Áprily oder László Kálnoky (1912–1985), László Németh, der Prosaschriftsteller der *Újhold*-Generation Géza Ottlik (1912–1990) oder die Lyrikerin Ágnes Nemes Nagy (*1922). Lajos Prohászka verlor 1948 seine Stellung als Professor für Erziehungswissenschaft und lebte vom Klavierstundengeben, Béla Hamvas wurde 1951 Lagerarbeiter beim Kraftwerksbau Inota. Über diese Zeit schrieb Gyula Illyés sein Gedicht *Ein Satz über die Tyrannei* (Egy mondat a zsarnokságról, 1950), das nur 1956 und dann wieder 1986 erscheinen durfte.

Die meisten damals erschienenen Bücher trugen die Spuren der Behördenvorschriften an sich, wie Péter Veres' halb dokumentarischer *Streckenarbeiter* (Pályamunkások, 1951) oder die unvollendet gebliebene Romantetralogie *Antwort* (Felelet, 1950, 1952) des einstigen Vertreters der Avantgarde Tibor Déry (1894–1977), den József Révai beschuldigte, die Arbeiterbewegung der dreißiger Jahre verzerrt darzustellen und die Erfolge der Kommunisten zu verschweigen. Die Kulturpolitik verlangte von den Künstlern den sozialistischen Realismus, der als Stil aber eigentlich immer nur ein Wunsch blieb; in der Architektur bedeutete er jedenfalls kaum mehr als klassizisierende Eklektik. Dieser Geist der Intoleranz ergriff sogar ganz bedeutende

Denker. Georg Lukács prangerte in *Die Zerstörung der Vernunft* (1955) jene deutschen Schriftsteller und Denker als Vorläufer des Faschismus an, die er in seinen Jugendjahren begeistert verehrt hatte, und verurteilte in seinen Essays *Probleme des Realismus* (1955) Kafka, Musil, Benn und eigentlich die gesamte Avantgarde-Kunst. Auch Kodálys Komponistenschule war nicht frei von Engstirnigkeit: Ihre Mitglieder akzeptierten ausschließlich die aus den Volkstraditionen gespeiste Musik als glaubwürdig und nahmen keine Notiz von den Ergebnissen ausländischer Zeitgenossen. Die kulturelle Isolation steigerte weiter, daß der Unterricht westlicher Sprachen fast völlig aus den Schulen verdrängt wurde.

1956 war nicht nur ein Jahr des Wandels in der Politik, sondern auch in der Kultur. Auf die Nachricht von einer sich entspannenden Atmosphäre kehrte der Schauspieler Antal Páger (1899–1986) aus Argentinien zurück, der in den nächsten drei Dezennien nicht nur auf ungarischen Bühnen unvergeßliche Erfolge erntete, sondern 1964 in Cannes auch den Preis für die beste Männerrolle in dem Film über Kosztolányis *Lerche* erhielt. Eine tiefe Erschütterung des Geisteslebens hatten dann die Oktoberereignisse 1956 zur Folge. István Bibó und Tibor Déry saßen im Gefängnis, Illyés fiel in jahrelanges Schweigen, und aus der jüngsten Generation verließen wiederum viele das Land, unter den hervorragenden Musikern gingen der Pianist György Cziffra und Tamás Vásáry ebenso nach Westen wie der Komponist György Ligeti (1923).

Die Literatur konnte ihre Lähmung nur schwer überwinden. 1957 entstand mit *Élet és Irodalom* (Leben und Literatur) eine neue literarische Wochenzeitschrift, und das Organ des wiedergegründeten Schriftstellerverbandes erhielt den Namen *Kortárs* (Zeitgenosse). Die *Nagyvilág* (Große Welt) – deren erste Nummer noch 1956, die folgende aber erst 1957 erschien – bot reiche Information über die Weltliteratur. Eine zunehmende Rolle begannen die Szegediner *Tiszatáj* (Theißlandschaft) und die Debrecziner *Alföld* (Tiefebene) zu spielen. Seit 1958 erschien in Fünfkirchen *Jelenkor* (Neuzeit), seit 1961 in Budapest *Új Írás* (Neue Schriften) und seit 1971 *Mozgó Világ* (Welt in Bewegung), das Organ der jüngeren Generation. Der Kreis der Schulabgänger erweiterte sich. 1955 beendeten nur 63 Prozent der 16jährigen Schüler die allgemeinbildende Schule, 1957 waren es 75,1 Prozent und 1980 bereits 92,8 Prozent.Ähnlich steigerte sich der Mittelschulbesuch. Zu Beginn der sechziger Jahre lernten von den Abgängern der 8-Klassen-Schule nur etwa 70 Prozent in der Facharbeiterausbildung, im Gymnasium, im Technikum oder in der Fachschule weiter, bis zu den siebziger Jahren aber schon 90–92 Prozent. Gegenüber 172 786 Schülern von 1975 besuchten 1980 bereits 337 570 die Mittelschulen. Mittelschulabsolventen machten 1949 insgesamt 5,5

Prozent der Landesbevölkerung aus, 1960 dreimal so viel, und Anfang 1980 besaßen 23,6 Prozent der Bevölkerung über 18 Jahre das Abitur.

Diese Daten beweisen zweifelsohne eine Zunahme des Gewichtes der Intelligenz, überdecken manchmal aber auch gewisse Mängel. 1960/61 herrschte in den allgemeinbildenden Schulen eine riesige Überfüllung. Die 98,5 Prozent der Schulpflichtigen ausmachenden 1 392 000 Schüler wurden von 57 000 Lehrern unterrichtet. 1979/80 wurden die nicht ganz 1 200 000 Grundschüler von mehr als 70 000 Lehrern unterrichtet, wobei aber immer noch in 15 Prozent der Klassen 40 und mehr Schüler saßen. Auch die Zunahme der Lehrerzahl läßt ein bestimmtes Gefühl der Enttäuschung zurück, wenn man weiß, daß 10 Prozent von ihnen kein Diplom hatten.

Schlimmer noch waren die Mängel in den Hochschulen. An sich war die Zunahme der Universitäts- und Hochschulstudentinnen eine positive Entwicklung: 1950/51 25,6 Prozent, 1960/61 37,9 Prozent und 1978/79 49,3 Prozent der Vollzeitstudenten. Ihre uneinheitliche Verteilung – so waren 1980 44 Prozent der Ärzte, 47 Prozent der Richter, aber 75 Prozent der Apotheker und gar 79 Prozent der Lehrer Frauen – kann aber kaum mehr als gesunde Entwicklung bezeichnet werden. Die Ausweitung der Hochschulausbildung ist nicht zu bezweifeln, zur vollständigen Wahrheit gehört aber auch, daß der Entwicklungsgang international keineswegs als schnell zu bewerten ist. Wohl kamen 1970 779 und 1977 schon 1020 Universitäts- und Hochschulstudenten auf 100 000 Einwohner, dennoch war Ungarn in diesen sieben Jahren im europäischen Feld zurückgefallen: lagen 1970 noch Portugal, Spanien und Rumänien hinter ihm, so 1977 nur noch Rumänien.

Vermutlich hatte auch die relativ langsame Erweiterung des institutionellen Rahmens einen Einfluß darauf, daß bis in die achtziger Jahre hinein sich die Kluft zwischen Hochkultur und Massenpublikum vertiefte.

Dabei hatten die Jahre nach 1956 eine erhebliche Befreiung des geistigen Lebens mit sich gebracht. Georg Lukács' umfangreiches Werk *Die Eigenart des Ästhetischen* (1963) führte in die marxistische Kunstanschauung eine differenziertere Betrachtung ein. Unter Verwendung gewisser Elemente seiner einstigen Avantgarde-Gedichte gab Kassák in *Mein Vermögen und mein Waffenarsenal* (Vagyonom és fegyvertáram, 1963) seinem tragischen Lebensgefühl, seiner karg-stoischen Haltung Ausdruck. Die Avantgarde-Maler durften wieder ausstellen, die jüngeren konnten sich ihre eigene Malweise aussuchen, manche von den älteren begannen, in neuen Richtungen zu experimentieren – so schuf Dezső Korniss seit 1957 kalligraphische Bilder.

Die früher Ausgeschlossenen kehrten allmählich ins literarische Leben zurück. Sándor Weöres griff immer öfter auf die Stilnachahmung zurück und nahm mit seinem Band *Sinkender Saturn* (Merülő Saturnus, 1968) den postmodernen Eklektizismus der siebziger und achtziger Jahre voraus. Sein gereimter romanhafter Situationsliederkranz *Psyche* (1972) ist bereits ein direktes frühes Beispiel dieser Stilrichtung: Er beinhaltet die Gedichte einer erfundenen Dichterin vom Beginn des 19. Jh. und ist ein bedeutendes Werk, auch wenn es nicht die Tiefe von Pilinszkys herausragendsten Dichtungen erreicht. Aber auch dieser originellste Dichter des einstigen *Újhold* schrieb sein großes Gedicht über die Gestalt des verlorenen Sohnes, die Vergegenwärtigung einer apokalyptischen Vision nicht damals, sondern früher. *Apokryphe* (Apokrif) entstand in den Jahren erzwungenen Schweigens, zwischen 1950 und 1954, erschien aber erst in *Am dritten Tag* (Harmadnapon, 1959), also in jener Sammlung, deren Stücke gleichzeitig tragisch und christlich gedeutet werden können. Pilinszkys spätere Entwicklung ging eindeutig in die Richtung der religiösen Lyrik, wie dies die von Simone Weil beeinflußten, fragmentarischen, an abgehörte Monologe oder an Epigramme erinnernden späten Gedichtsammlungen *Splitter* (Szálkák, 1972), *Ende* (Végkifejlet, 1974) und *Krater* (Kráter, 1976) belegen.

Da die Kulturpolitik nach 1956 wesentlich mehr Toleranz für die Intelligenz aufwies als zu Beginn der fünfziger Jahre, entstand eine gewisse Kontinuität mit dem Erbe der bürgerlich-liberalen bzw. der populistischen Opposition aus der Zwischenkriegszeit. Géza Ottliks überragend bedeutendes Gleichnis über die asketische Kraft der inneren Autonomie *Schule an der Grenze* (Iskola a határon, 1959) wurde wie zu einem Verbindungsglied zwischen Kosztolányi und der um 1970 ihren Weg beginnenden Generation von Prosaschriftsteller. Ferenc Juhász (1928) und László Nagy (1925–1978) schlossen sich dagegen eindeutig den populistischen Schriftstellern an. Ersterer dichtete, angeregt durch Béla Bartóks *Cantata profana*, eine Volksballade um – *Ruf des in einen Hirsch verwandelten Jünglings aus dem Tor der Geheimnisse* (A szarvassá változott fiú kiáltozása a titkok kapujából, 1955) –, der andere zerstückelte den dramatischen Monolog in seinem umfangreicheren Werk *Hochzeit* (Menyegző, 1964).

Diese Akzeptierung bestehender Unterschiele in den Anschauungen ermöglichte den Aufschwung einer Anzahl früher vernachlässigter Wissenschaftszweige, von der Soziologie bis zur Wirtschaftswissenschaft, von der Psychoanalyse bis zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Unerläßlich waren auch umfassende Überblicke über die Geschichte der ungarischen Kultur geworden. Als erstes entstand *Geschichte der ungarischen Literatur* (A magyar irodalom története, 1964–1966) in sechs Bänden, dem das fünfbändige *Ungarische Ethno-*

graphische Lexikon (Magyar Néprajzi Lexikon, 1977–1982) folgte. 1976 erschien der erste Band der zehnteiligen *Geschichte Ungarns* (Magyarország története), deren vollständige Herausgabe sich ihrem Ende nähert. Auch an musik- und kunstgeschichtlichen Kompendien wird in den Forschungsinstituten der Akademie unter Teilnahme vieler gearbeitet – mehrere Bände des letzteren sind bereits erschienen.

Die Verfasser dieser Werke sahen sich vor die Frage gestellt, wie weit sich die ungarische Kultur über die Landesgrenzen hinaus erstreckt. Gyula Illyés und nach ihm auch Sándor Csoóri (*1930) beschäftigten sich in mehreren Essays mit den in anderen Ländern lebenden Ungarn, und zwar beide mit ausgesprochener Besorgnis. Die dreibändige *Geschichte Siebenbürgens* (Erdély története, 1986, seither zu einem Band verkürzt, ung. 1989 und als *Kurze Geschichte Siebenbürgens*, dt. 1990 erschienen) stellt die wissenschaftliche Systematisierung der historischen Denkmäler der größten Minderheit im Ausland dar. Die bekenntnishafte Prosa des aus der Siebenbürgischen Heide stammenden András Sütő (*1927), *Mutter versprach mir einen leichten Schlaf* (Anyám könnyű álmot ígér, 1970), der Band *Ein Stein fällt in den versiegenden Brunnen* (Kő hull apadó kútba, 1975) des gleichfalls Traditionen Siebenbürgens weiterentwickelnden István Szilágyi wie auch der Roman *Scharfschießen* (Éleslövészet, 1980) des in Preßburg lebenden Lajos Grendel (*1948) ernteten auch in Ungarn Erfolge. Die im Westen lebenden Dichter und Prosaisten veröffentlichten ebenfalls ihre Arbeiten – allerdings blieben die Werke Sándor Márais, des bedeutendsten von ihnen, bisher unerreichbar, so auch sein *Tagebuch* (Napló), dessen erster Band noch 1945 in Budapest, die übrigen vier aber schon im Ausland zwischen 1958 und 1985 erschienen.

Die geistigen Richtungen der letzten Jahrzehnte können bisher noch kaum aus der nötigen Distanz bewertet werden. Soviel läßt sich vielleicht feststellen, daß die zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Humanintelligenz besonders empfindlich trafen. In den siebziger Jahren geriet ein Teil der früheren Lukács-Schüler in Konflikte mit der Staatsmacht, und im darauffolgenden Jahrzehnt zeigten sich die politischen Spannungen in der Ablösung der Redaktionen von *Mozgó Világ* und *Tiszatáj*. Es wuchs die Zahl von amtlich nicht genehmigten Veröffentlichungen. Das Schicksal der Siebenbürger Ungarn verschlimmerte sich und führte ebenso zu gesellschaftlicher Unzufriedenheit wie der geplante Bau des Donau-Kraftwerkes zwischen Bős und Nagymaros.

Die Kultur erfuhr einen grundsätzlichen Wandel. Die Gesichtspunkte der praktischen Durchführbarkeit und Wirtschaftlichkeit traten in den Vordergrund, und das Bildungsideal änderte sich wesentlich. Das Interesse an Belletristik ging zurück zugunsten des an der Geschichte. In den Geisteswissenschaften verloren der auf „strenge

Exaktheit" gerichtete Strukturalismus und die Semiotik ihren Einfluß an die die historische Relativität betonende Hermeneutik und die rezeptive Ästhetik. Mit der zunehmenden Verbreitung des Fernsehens und neuerdings des Videorecorders wurde und wird die schriftliche Kultur durch die visuelle verdrängt.

In den sechziger Jahren spielte noch die Dichtung die entscheidende Rolle, inzwischen hat sie aber bereits an Bedeutung verloren. In der Kunstprosa gingen gattungsmäßige und sprachliche Veränderungen vor sich. In den anderthalb Jahrzehnten nach 1959 war das Gleichnis die wichtigste literarische Gattung, das zeigte sich nicht nur an Ferenc Sántas (*1927) Werken, sondern auch an György Konráds (*1933) Romanen wie *Der Besucher* (A látogató, 1969), seinem frühesten und vielleicht bleibendsten Werk. Sogar in Miklós Jancsós die Funktionsformen der Macht entlarvenden Filmen, so in *Die Männer in der Todesschanze* (1965 mit anderem Titel: *Die Hoffnungslosen*) ist das Tendenziöse nicht geringer. Sichtbar wurde die Wende wohl in István Örkénys (1912–1979) *Einminutennovellen* (Egyperces novellák, 1968), wo selbst die Verdichtung das Groteske in der Lage Mitteleuropas betonte, und weiter in Miklós Mészölys (*1921) Werken, die in vieler Hinsicht schon die Bestrebungen der jüngeren Generation vorwegnahmen. Von seinen Novellen ist *Meldung über fünf Mäuse* (Jelentés öt egérről, 1958) noch ein ausgesprochenes allegorisches Gleichnis von Ausgeliefertsein, und der Romanheld *Saulus* (1968) verfolgt in den anderen seinen ihn selbst verzehrenden Zweifel. Im *Film* (1976) hat das Gleichnis dann schon einen viel übertrageneren Sinn, die vielschichtige Struktur überdeckt gleichsam die Vision, welche die Geschichte als unendliche Serie von Gewalttätigkeiten darstellt. Eine ähnliche Verschleierung des belehrenden Charakters läßt sich in der neuesten Filmkunst beobachten: Károly Makks nach Déry-Novellen entstandene *Liebe* (1970) hebt noch die allgemeine Geltung in der drükkenden Willkür der fünfziger Jahre hervor. Und natürlich fehlt auch in István Szabós mit einem Oskar preisgekrönten Film *Mephisto* (1980) nicht die Warnung vor der Gefahr, seine Seele an die Nazi-Bewegung zu verkaufen, aber Péter Gothárs *Es ist noch Zeit* (1985) mit seiner beabsichtigten Zerstückelung schließt bereits die Analyse der Welt, ja sogar die Möglichkeit einer einheitlichen Kunstschöpfung aus.

Dem nicht mehr an die zutiefste Eindeutigkeit der Metaphysik glaubenden Dichter stehen zwei Wege offen: Er kann das avantgardistische Spiel mit der Sprache ohne die einst dazugehörige gesellschaftliche Utopie fortsetzen oder den postmodernen Eklektizismus vertreten. Das größte Talent der Generation nach 1956, Dezső Tandori (*1938), ging beide Wege bis ans Ende. Sein erster Band, *Fragment für Hamlet* (Töredék Hamletnek, 1968), war noch eine würdige Fortsetzung Pilinszkys, *Säuberung eines Fundgegenstandes* (Egy talált tárgy megtisz-

títása, 1973) spielte dann die Möglichkeiten der Wortspiele und der Selbstinterpretation durch, während die Sonette in *Die Decke und der Fußboden* (A mennyezet és a padló, 1976) den Beginn jenes Kults des Zitierens darstellen, der ihn seither zu einer unglaublichen Produktivität antreibt.

Als bleibender erweist sich möglicherweise die Postmoderne in der Prosa. *Ende eines Familienromans* (Egy családregény vége) von Péter Nádas (*1942) entstand zwischen 1969 und 1972, erschien aber erst 1977; darin erwog er die Gültigkeit der Tradition am Schicksal der mitteleuropäischen Juden. In seinem umfangreichen zweiten Roman, *Buch der Memoiren* (Emlékiratok könyve, 1986), qualifizierte er aber – mittels der Verlebendigung der jüngstvergangenen historischen Tragödie – Mitteleuropa bereits allgemein gültig als eine auf Erlösung wartende Welt, wobei er zugleich die traditionelle Doppelheit von Leben und Kunstwerk bezweifelte. Auch Péter Esterházy (*1950) bemüht sich ähnlich um die Verschmelzung von Autobiographie und Fiktion. Die erste Hälfte des *Produktionsroman* (Termelési regény, 1979) ist die Parodie der vorschriftsmäßigen Gattung des sozialistischen Realismus, die andere Hälfte die Beschreibung des eigenen Schicksals, und die Struktur des Buches zerbricht die gewohnte Ordnung des Lesens, das lineare Voranschreiten. Noch höher hinaus will die *Einführung in die Belletristik* (Bevezetés a szépirodalomba, 1986), eine Komposition scheinbar unvereinbarer Texte, die eine Witzsammlung über die fünfziger Jahre ebenso enthält wie ein stilistisch gewähltes Gleichnis vom Eroberer und Eroberten oder ein Gebet für die verstorbene Mutter des Schriftstellers.

Die Werke von Nádas und Esterházy waren auch im Ausland erfolgreich und zeugen von der Lebendigkeit der ungarischen Literatur in einer Zeit, der keineswegs das Gefühl der Unsicherheit mangelt, ja auch nicht die Spannung zwischen der offiziellen Kulturpolitik und den künstlerischen oder ideellen Bestrebungen. Eine ähnliche Einheit von internationalem Ruf und nationaler Verpflichtetheit kennzeichnet Zoltán Kocsis' (*1952) Werk, der sich der von György Kurtág und dann dem zum Studio der Neuen Musik gehörenden Zoltán Jeney und László Vidovszky erneuerten Tradition der ungarischen Musik anschloß. Einige Worte seiner Würdigung mögen diesen Überblick abschließen. Als hervorragender Interpret von Liszt und Bartók ist er zum Erbe der nationalen Vergangenheit geworden, und die Originalität seines Klavierspiels, seine Bekanntheit jenseits der Landesgrenzen, seine breitgefächerte musikalische Bildung sowie seine von Bach bis Cage reichende Solistenerfahrung sind ein Unterpfand der Hoffnung, daß die ungarische Kultur auch am Ende des 20. Jh. trotz der schwierigen Wirtschaftslage zu einer Erneuerung fähig sein wird, die das weitere Überleben des Landes sichern mag.

Bibliographie

Barany, G.: Stephen Széchenyi and the Awakening of Hungarian Nationalism, 1791–1841. Princeton, N.J. 1968

Body, P.: Joseph Eötvös and the Modernization of Hungary, 1840–1870. Philadelphia 1972

Boerner, P. (ed.): Concepts of National Identity: An Interdisciplinary Dialogue. Baden-Baden 1986

Borbandi, Gy.: Der ungarische Populismus. München 1976

Calinescu, M. — Fokkema, D. (eds): Exploring Postmodernism. Amsterdam — Philadelphia 1987

Czigany, L.: The Oxford History of Hungarian Literature. Oxford 1984

Farkas, J. von: Die ungarische Romantik. Berlin 1931

Farkas, J. von: Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Berlin 1934

Garber, F. (ed.): Romantic Irony. Budapest 1988

Illyés, Gy.: Petőfi. Budapest 1974

Ives, M.C.: Enlightenment and National Revival: Patterns of Interplay and Paradox in Late 18th Century Hungary. Ann Arbor, Mich. 1979

Klaniczay, T. (ed.): A History of Hungarian Literature. Budapest 1983

Leader, N.: Hungarian Classical Ballads. Cambridge 1967

Lotz, J.: The Structure of the Sonetti a Corona of Attila József. Stockholm 1965

Lotze, D.P.: Imre Madách. Boston 1981

Lukacs, J.: Budapest 1900: A Historical Portrait of a City and its Culture. New York 1988

Németh, L.: Moderne ungarische Kunst. Budapest 1969

Németh, L.: Csontváry. Budapest 1971

Porter, R. — Teich, M. (eds): Romanticism in National Context. Cambridge 1988

Stade, G. (ed.): European Writers: The Twentieth Century. Vol. 10, New York 1990

Szabolcsi, B.: Geschichte der ungarischen Musik. Budapest 1975

Szegedy-Maszák, M.: Romantic Drama in Hungary. Hungarian Studies, Vol. 4, No. 2, Budapest 1988

Tallian, T.: Béla Bartók, sein Leben und Werk. Budapest 1988

Tezla, A.: Hungarian Authors: A Bibliographical Handbook. Cambridge, Mass. 1970

Walker, A.: Franz Liszt. Vols 1–2, New York 1989



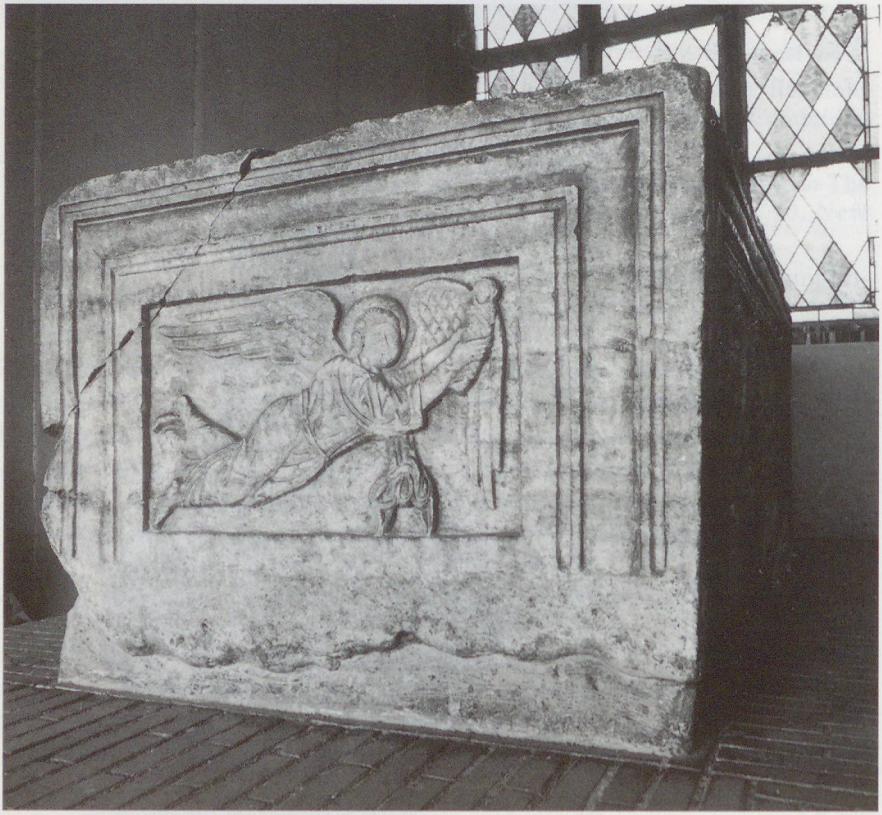
Pferdegeschirrbeschlag
aus der Zeit der ungarischen Landnahme (10. Jh.), gefunden bei den Grabungen in Szolnok-Strázsahalom; Ungarisches Nationalmuseum, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



Mythologische Gestalten auf dem Krug Nr. 2 aus dem Goldschatz von Nagyszentmiklós (8.–9. Jh.); Kunsthistorisches Museum, Wien

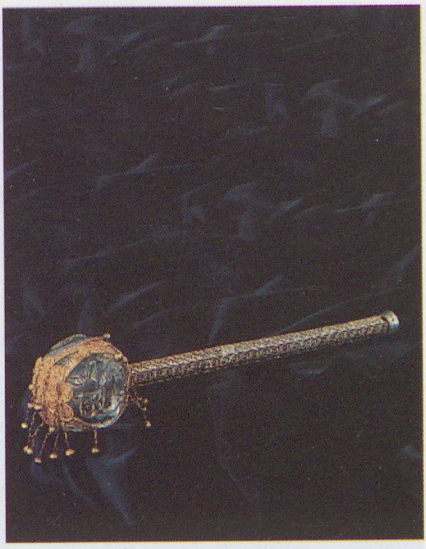


Der erste ungarische König, Stephan I., der Heilige, auf dem Krönungsmantel (1031); Ungarisches Nationalmuseum, Budapest



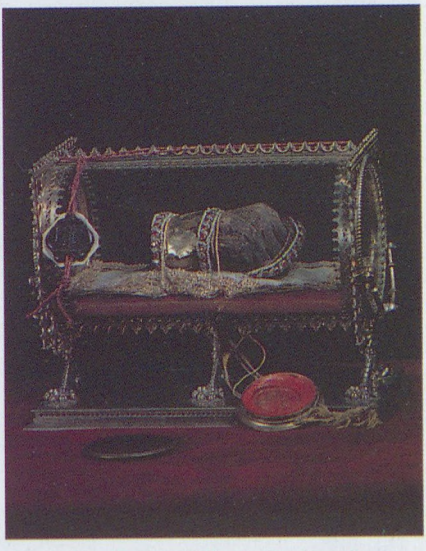
Vordere Wand des Sarkophags, in dem Stephan I. bestattet war (11. Jh.); Ruinengarten, Stuhlweißenburg







Die ungarische Heilige Krone (11.–12. Jh.) und Krönungsinsignien (10.–14. Jh.);
Ungarisches Nationalmuseum, Budapest



Die Heilige Rechte, Reliquie Stephans I. (des Heiligen), gest. 1038,
in einem neuzeitlichen Reliquienbehälter;
St.-Stephan-Basilika, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



Krypta der röm.-kath. Kirche in Feldebrő in Nordungarn (11. Jh.)



Die zwischen 1882 und 1891 neuerrichtete Fassade des Domes von Fünfkirchen (12. Jh.)



Einstige Klosterkirche und Taufkapelle der Benediktiner in Ják (um 1230); (Foto: Béla Jármai)



Bogenschützen eines
Säulenkapitells
der röm.-kath. Kirche in Bény,
einst Klosterkirche der
Prämonstratenser (um 1217)



Röm.-kath. Kirche in Csempeszkopács (13. Jh.); (Foto: Károly Szelényi)



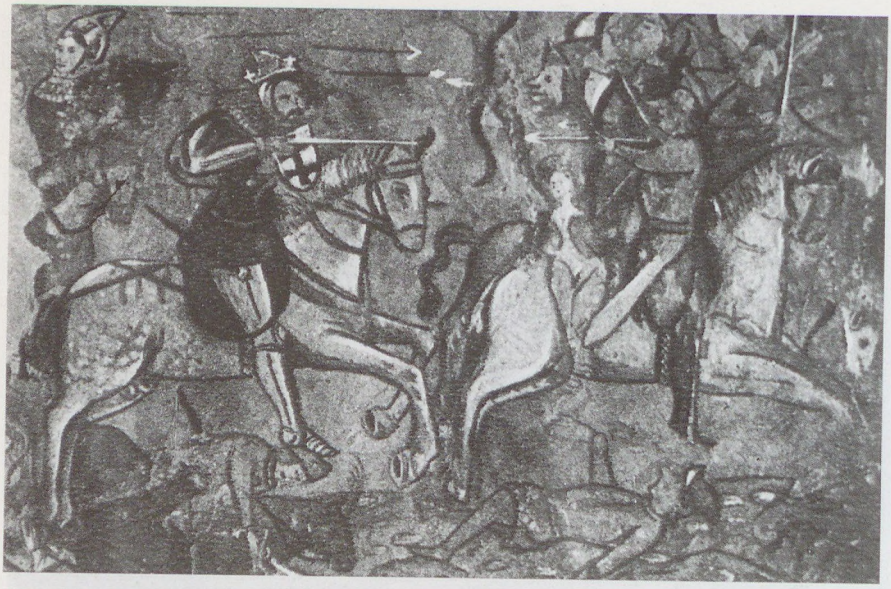
Kopf eines Königs aus Kalocsa (13. Jh.);
Ungarisches Nationalmuseum, Budapest



König Ludwig I. (der Große) auf dem Thron, Titelblatt der Bilderchronik (um 1370); Landesbibliothek Széchényi, Budapest
(Foto: Csaba Gabler)



Kopfreliquiar König Ladislaus' I. (des Heiligen) (zweite Hälfte des 14. Jh.)
Dom, Raab



König Ladislaus I. kämpft in der Schlacht von Cserhalom gegen die Kumanen, Wandgemälde in der röm.-kath. Pfarrkirche von Gelence (Anfang des 14. Jh.)



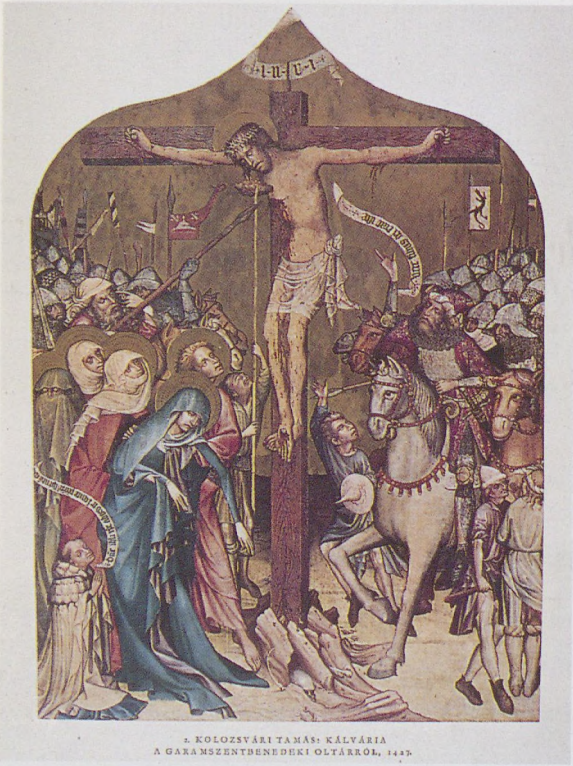
Goldforint des Königs Karl Robert, Avers und Revers (1324)



Seitenfassade der röm.-kath. Michaels-Kirche in Klausenburg (erste Hälfte des 14.-15. Jh.), davor die Statue König Matthias' I. (János Fadrusz, 1902)



Márton und György Kolozsvári: St. Georg (1373); Hradschin, Prag
(Foto: Tamás Székely)



2. KOLOZSVÁRI TAMÁS: KÁLVÁRIA
A GARAMSZENTBENEDEKI OLTÁRRÓL, 1427.

Tamás Kolozsvári: Kreuzigung,
Altar von Garamszentbenedek
(1427); Christliches Museum, Gran



Kelch mit Wappen
von Benedek Suky (um 1440);
Domschatzkammer, Gran

Kopf einer Ritterstatue aus dem Burgschloß von Buda (Anfang des 15. Jh.); Budapester Historisches Museum





Die heilige Elisabeth pflegt Kranke,Tafelbild vom Hauptaltar der Elisabeth-Pfarrkirche in Kaschau (1474–1477)



Die Burg Vajdahunyad in Siebenbürgen (Mitte und zweite Hälfte des 15. Jh.), rekonstruiert im 19. Jh. (Foto: Ottó Bojtár)



Die Ägidius-Pfarrkirche in Bartfeld (Ende des 15. – Anfang des 16. Jh.)



Kodex-Blatt aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus (2. Hälfte des 15. Jh.); Landesbibliothek Széchényi, Budapest



Meister M S: Begegnung Marias und Elisabeths (1506);
Ungarische Nationalgalerie, Budapest

Titelblatt der ersten ungarischsprachigen Bibel (1590);
Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest



SZENT

BIBLIA

AZ AZ:

ISTENNECÔESWY TESTAMENTVMANAC PROPHE'TA'C ES APOSTOLOC

által meg iratott ſient könyuei.

MAGYAR NYELWRE FORDITTA-tott egéſilen és wijonnan, Az Iſtennec Magyar orſiágban való Anya ſient Egyházá-nac epüléſére.

LVC: XVI. verſ: 29.

¶ Vagyon Moſeſec és Prophétáioc, balgaſſde azokat, &c.

VISOLBAN.

NYOMTATTATOTT MANTSKOVIT BALINT ALTAL.

MDXC Bódog affony hau nac 10. naplán.



Hauptaltar der Universitätskirche in Tyrnau (1629–1637)



Chorgestühl aus der reformierten (einstigen röm.-kath.) Kirche in Nyírbátor (1511)



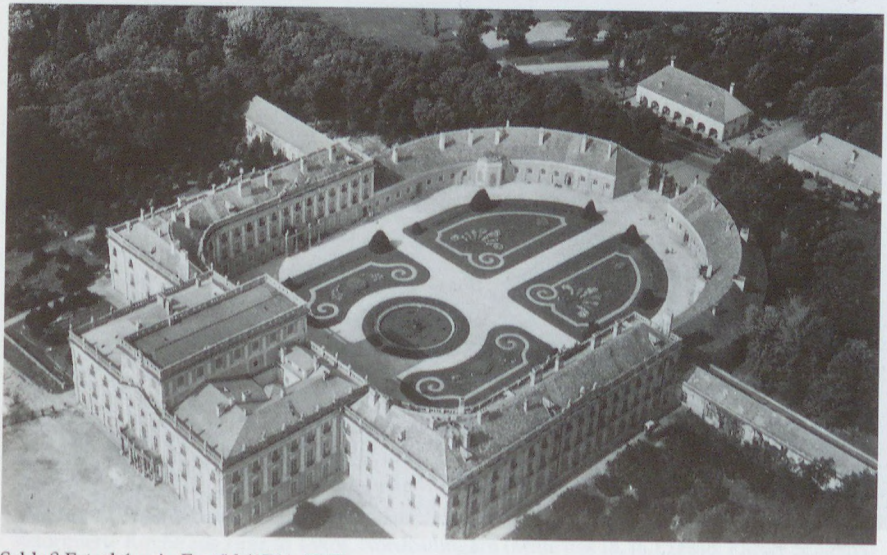
Holzturm der reformierten Kirche in Nyírbátor (um 1640)



Fassade des Schlosses Prinz Eugens von Savoyen in Ráckeve (Johann Lucas von Hildebrandt, 1701/02)



Die Große Kirche der Reformierten in Debreczin (1805–1823)



Schloß Esterházy in Fertőd (1764–1767)



Jakab Bogdány: Stilleben mit Kakadu (Anfang des 18. Jh.); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



Der Dom von Gran (Paul Kühnel, Johann Baptist Packh und József Hild, 1822–1869); (Foto: Attila Mudrák)



Reformierte Kirche aus Holz in Tákos, Nordostungarn (Mitte des 18. Jh.); (Foto: Károly Szelényi)



Miklós Barabás: Ankunft der Braut (1856); Ungarische Nationalgalerie, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



Károly Markó: Visegrád (um 1830); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



Tivadar Csontváry Kosztka: Einsame Zeder (1907); Ungarische Nationalgalerie, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



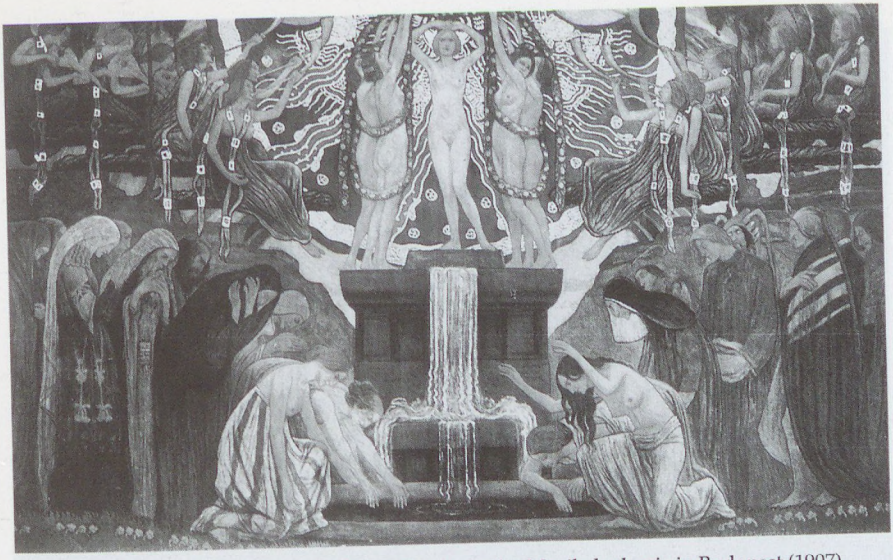
József Rippl-Rónai: Weihnacht (1903); Ungarische Nationalgalerie, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



Röm.-kath. Pfarrkirche von Fót (Miklós Ybl, 1845–1855)



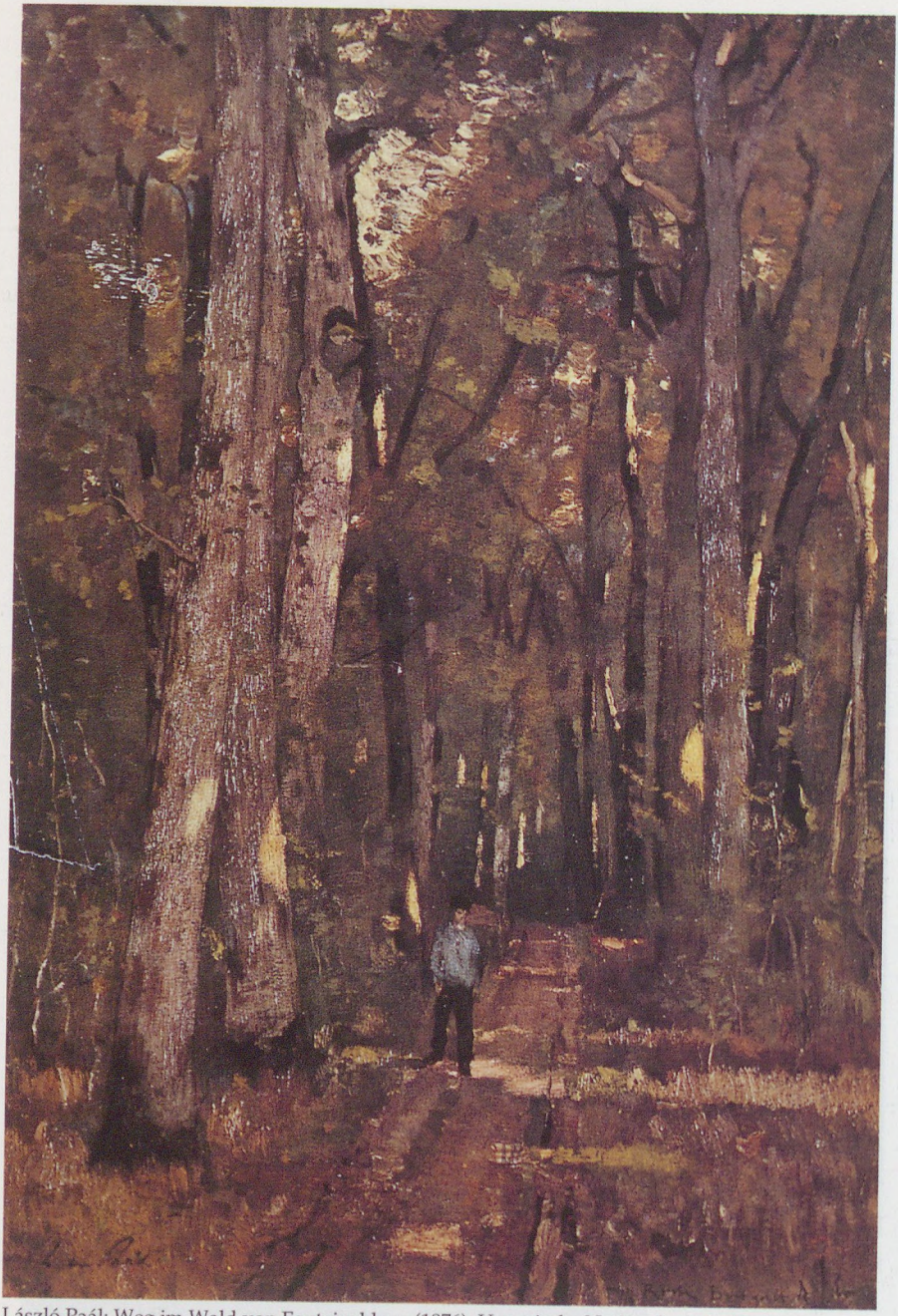
Bertalan Székely: Die Frauen von Eger (1867); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



Aladár Körösfői-Kriesch: Quelle der Kunst, Fresko in der Musikakademie in Budapest (1907)



Mihály Munkácsy: Armesünderhaus (1870); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



László Paál: Weg im Wald von Fontainebleau (1876); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



Pál Szinyei Merse: Frühstück im Freien (1873); Ungarische Nationalgalerie, Budapest
(Foto: Károly Szelényi)



Staatliches Opernhaus in Budapest (Miklós Ybl, 1875–1884);
(Foto: Tibor Hortobágyi)



Milleniumsdenkmal in Budapest (György Zala und Albert Schickedanz) (1894–1926);
(Foto: Tibor Hortobágyi)



Das Museum für Kunstgewerbe in Budapest (Ödön Lechner, 1893–1896)



Das Parlamentsgebäude in Budapest (Imre Steindl, 1884–1904)



Kaffeeservice (József Szentpéter, erste Hälfte des 19. Jh.); Museum für Kunstgewerbe, Budapest



Miklós Izsó: Der betrübte Hirt (1862); Ungarische Nationalgalerie, Budapest



Hirtenschnitzerei, Dose aus Knochen mit farbiger Verzierung, Südwesttransdanubien (Anfang des 20. Jh.);
(Foto: Miklós Lantos)



Bauernhaus, Südtransdanubien (Anfang des 20. Jh.);
(Foto: Miklós Lantos)



Röm.-kath. Kirche in Hollóháza (László Csaba, 1968); (Foto: Károly Szelényi)



Szekler Museum in Sepsiszentgyörgy, charakteristischer ungarischer Jugendstil (Károly Kós, 1913); (Foto: Ottó Bojtár)



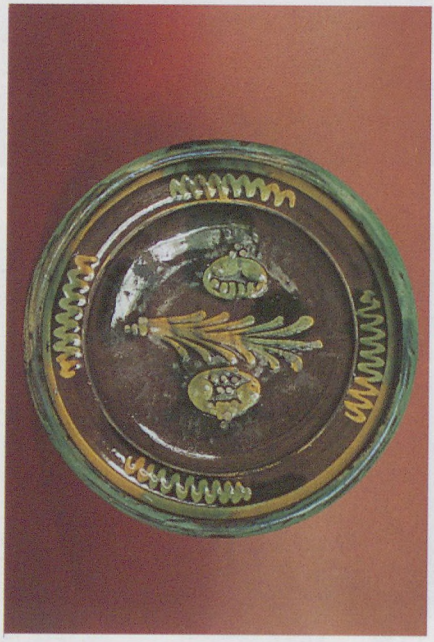
Feiertags-Bauerntracht aus Érsekcsanád, Südungarn, in den dreißiger Jahren



Aussteuertruhe der Braut, Bauernmöbel aus Hódmezővásárhely (zweite Hälfte des 19. Jh.)



Székler Stickerei aus der Bukowina; Ethnographisches Museum, Budapest



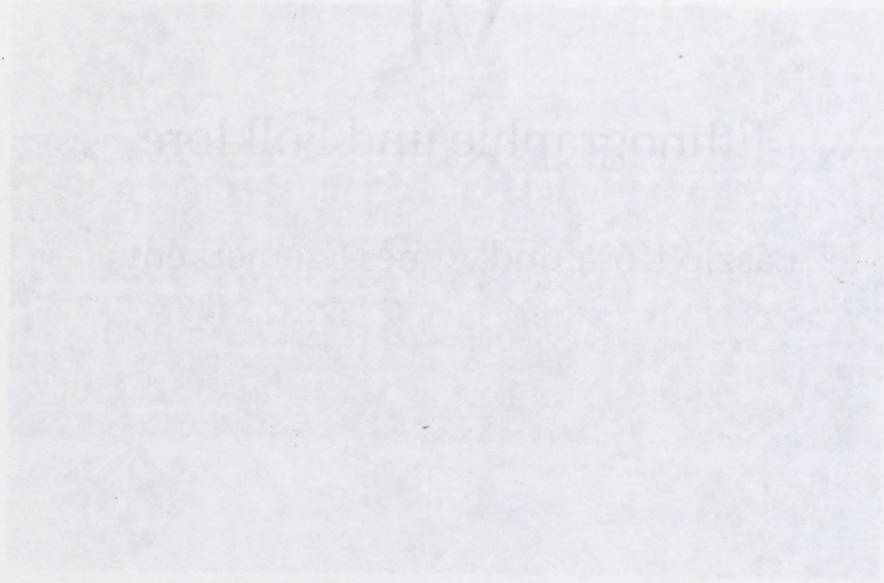


Krug aus Mezőcsát und Teller (Mitte des 19. Jh.);

VI

Ethnographie und Folklore

László Kósa und Ágnes Szemerkényi



Die historischen Schichten der ungarischen Volkskultur

Die Volkskultur ist ein historisches Gebilde. Diese heute bereits allgemein anerkannte Feststellung muß deshalb noch einmal betont werden, weil bei der Interpretation der Volkstradition manchmal immer noch Irrtümer aus der Zeit der wissenschaftlichen Entdeckungen wiederkehren. In der deutschen Romantik entfaltete sich der Gedanke, daß die unteren Gesellschaftsschichten – in erster Linie die Bauern – die kulturellen Erinnerungen aus den Perioden vor den schriftlich überlieferten historischen Ereignissen mehr oder weniger unverändert in ihrer mündlichen Überlieferung bewahren. Als die ungarische Ethnographie entstand, schöpfte sie ähnlich der nationalen Ethnographie der skandinavischen und slawischen Völker reichlich aus der geistigen Ausstrahlung der deutschen Kultur, was für lange Zeit zu einem gesteigerten urgeschichtlichen Interesse führte, wobei die Konzentration auf die Urgeschichte noch durch die ungelösten Fragen der ungarischen Ethnogenese gefördert wurde. So war es das allgemeine methodologische Verfahren, aus den ethnographischen Erscheinungen des 19.–20. Jh. auf die Kultur der ungarischen Landnahmezeit zurückzufolgern, in gleicher Weise, wie man in Deutschland auf die germanischen Stämme des Altertums zurückschloß. Es gibt auch eine andere Parallele. Wie sich die Germanistik mit der Entstehung der indoeuropäischen Völker und Sprachen beschäftigte, wurden in ähnlicher Weise jene Völker bei den ungarischen vergleichenden Untersuchungen weit bevorzugt, mit denen die Ungarn vor ihrer Staatsgründung in irgendeiner Beziehung standen oder gestanden haben mochten (Sprachverwandtschaft, kulturelle Kontakte, politische Oberhoheit). Erst in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren bemühte sich die ungarische ethnographische Forschung, die breite Kluft zwischen den frühesten und den jüngstvergangenen Kulturstufen zu schließen. So gelangte der erste Ethnographieprofessor der Budapester Universität, István Györffy, der einflußreichste Vertreter der ungarischen Ethnographie im 20. Jh., auf der Suche nach dem östlichen Kulturerbe der Ungarn zu der Überzeugung, daß die der Heumahd ähnelnde Getreideernte sowie das Heraustreten der Getreidekörner aus den Ähren durch Tiere in der Großen Unga-

rischen Tiefebene und die damit in Verbindung stehende spezifische Siedlungsform, bei der sich das Wohngebäude und der Wirtschaftshof innerhalb eines Ortes an verschiedenen Plätzen befinden, und des weiteren der Einödhof und die Weidehaltung des Viehs nichts anderes seien als Bestandteile des von ihm nomadisch genannten Wirtschafts- und Siedlungssystems vor der ungarischen Landnahme. Spätere Forschungen ergaben aber, daß es sich dabei um Entwicklungen vom Ende des Mittelalters und aus der Neuzeit handelt.

Nach solchen und ähnlichen Präliminarien ist die heutige ungarische Ethnographie um vieles vorsichtiger geworden und berücksichtigt seit Jahrzehnten die für Vergleiche geeigneten Lehren aus der Kultur der Nachbarvölker. Dennoch liegt die detaillierte Kenntnis der Geschichte der ungarischen Volkskultur noch in weiter Ferne. Inzwischen lassen sich aber drei große Epochen – wenn auch nicht scharf umgrenzt – unterscheiden.

Die erste Epoche wird häufig mit der ungarischen Landnahme in Beziehung gesetzt, obwohl sie sich auch teils auf weit frühere und teils auf die unmittelbar folgenden Jahrhunderte mit erstreckt. Ihre aufgrund ihres hohen Alters geschätzten Denkmäler wurden in erster Linie im Bereich der Folklore nachgewiesen (z.B. Musik, Glaubenswelt, Brauchtum), sie sind allerdings nicht für die gesamteungarische Volkskultur charakteristisch. Typischer ist, daß sich die ungarische Volkskultur in ihre Umgebung einbettet. Damit sollen selbstverständlich nicht individuelle Züge geleugnet werden, und es bedeutet auch nicht die Annahme der Ansicht jener deutschen und slawischen Ethnographen, die das Entstehen der ungarischen Volkskultur mit dem Einfluß der germanischen und slawischen Umgebung erklären. Die ungarische Volkskultur hat sich wie jede andere europäische Bauernkultur in natürlicher Wechselwirkung mit der ihrer Nachbarn entwickelt, doch haben sich ihre Eigenheiten eigengesetzlich herausgeformt: Es baute sich alles ein, was man mitgebracht hatte, aber gestaltend wirkten auch die Elemente der Umwelt und nicht zuletzt die isolierte Sprachsituation.

Mit der Entfaltung der zweiten Epoche ist nach der Stabilisierung des neuen Siedlungs- und Wirtschaftssystems und der Entstehung der einheitlichen Leibeigenschaft (13.–14. Jh.) zu rechnen. Da es hier nicht zu einer solchen großen Wende wie in Westeuropa kam, zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft im 16.–17. Jh., blieben viele Züge der Kultur mittelalterlichen Rahmens bis in die zweite Hälfte des 18. und bis zur Mitte des 19. Jh. erhalten. Selbstverständlich kam es auch zu den zeitbedingten Veränderungen: Die großen historischen Stile (Gotik, Renaissance, Barock) schlugen sich im Schmuckhandwerk und in der Kunst nieder (Stickerei, Holzschnitzerei, Weberei, Keramik, Tracht, Musik, Tanz usw.), Katholizismus und Pro-

testantismus beeinflußten Festbräuche und Mentalität, Neuerungen veränderten Wirtschaft und Technik usw.

In der dritten Epoche, seit Ende des 18. Jh., gestaltete sich die Volkskultur auf den Einfluß der langsamen Entfaltung der modernen Urbanisierung Ungarns und des sich auch den Leibeigenen öffnenden Marktes hin recht erheblich um. Umfassender und schneller als früher wurden neue Geschmacksrichtungen, Moden, Anschauungen und Arbeitsweisen übernommen, die sich nach der Bauernbefreiung in eigentümlicher Weise weiterentwickelten. Damit trat kein Bruch mit den bis dahin herrschenden kulturellen Verhältnissen ein, sondern diese wurden teils verdrängt, teils umgewandelt, wodurch sich die Volkstradition stärker differenzierte. In den künstlerischen Bereichen wird das Nebeneinander eines alten und eines neuen Stils besonders anschaulich. In die alte Stilschicht des Tanzes beispielsweise gehören die Reigen, die virtuosen Solotänze der Männer und die Requisitentänze, während die einfachen Paartänze, die Werbungstänze und Tschardaschs die Haupttanzweisen der neuen Schicht sind; bei den Motiven der Flächenverzierung bilden die geometrischen und die naturalen Muster die beiden extremen Pole. So lassen sich im Grunde auf fast allen Lebensgebieten die archaischere und die neuere, bäuerliche Schicht wiederfinden. Bäuerlich wird diese genannt, weil sie sich nach der Bauernbefreiung (1848) entfaltete und die Mehrheit der Forscher sie für den Selbstausdruck der aus den ständischen Schranken befreiten, sich ihren Platz in der bürgerlichen Gesellschaft suchenden Bauernschaft hält oder als solchen interpretiert. Die Verbäuerlichung der Kunst ist paradoxer Weise in Wirklichkeit eine moderne Verbürgerlichung in einem vor nicht langer Zeit noch feudalen Staat. Die auch in unser Jahrhundert hinüberreichenden großen Veränderungen im 19. Jh. hängen mit der zentralen Frage dieser Periode, der das gesamte Ungarn und alle seine Völker betreffenden modernen Verbürgerlichung zusammen, und damit betreffen die Veränderungen nicht bloß die Kultur, sondern auch Bewußtsein, Weltanschauung und Verhalten: unter anderem die Verbreitung der Mentalität des kleinen Warenerzeugers, des Marktinteresses und des Unternehmergeistes, die wachsende Neigung zum Politisieren, die Zunahme der Profanisierung und natürlich die Zurückdrängung der mündlichen Überlieferung bzw. andere, ähnliche Erscheinungen. Es ist ein Spezifikum der ungarischen Gesellschaftsentwicklung, daß die bäuerlichen Massen nicht einmal bis zum Zerfall ihrer Klasse (Beginn des 20. Jh.) dahin gelangt waren, daß man sie im klassisch westeuropäischen Sinne verbürgerlicht hätte nennen können. Infolgedessen behielt die Bauernschaft ihre ursprünglichen, selbständigen Traditionen weiter bei. Diesen Zustand beschrieb die ungarische Ethnographie im 19. und 20. Jh., und dessen Widerspiegelung erscheint

in der Belletristik der Zeit, so daß wir damit im Bewußtsein der ungarischen Öffentlichkeit und selbst in dem der Nachbarvölker der Ungarn zu rechnen haben. Die Gesamtheit der Volkskultur hier darzustellen, erlaubt der begrenzte Umfang nicht. Deshalb mögen zuerst einige Haupteigenarten ihres Trägers, der späten Bauerngesellschaft, und dann typischere Bereiche der Folklore und der Lebensweise skizziert werden.

Die bäuerliche Gesellschaft

Die Bauernbefreiung (1848) ließ auf einen Schlag die schon seit längerer Zeit bestehende, echt gesellschaftliche Schichtung sichtbar werden, die die feudalen Bindungen überdeckt hatten. In dem folgenden halben Jahrhundert differenzierte sich die ungarische Gesellschaft derart reich und tief wie wohl nie zuvor und seither. Zwei Ursachen sind dafür zu nennen: In vieler Beziehung wirkten jahrzehntelang noch die Reste des überwundenen Gesellschaftssystems nach, während sich andererseits die neuen Möglichkeiten des sich entfaltenden Kapitalismus immer intensiverer verwirklichten. Die sich nach ihrer Befreiung in Lebensweise und Rechten einheitlich darstellende Bauernschaft umfaßte fast 70 Prozent der Bevölkerung des damaligen Ungarns. Untergliedern ließ sie sich eigentlich nur aufgrund des Vermögens.

Da bei der Bauernbefreiung nur 40 Prozent der Bauern zu unterschiedlich großem Landbesitz kamen, war von Anfang an eine Teilung in die Schichten der Besitzenden und der Landlosen (oder Zwergbesitzer) entstanden. Bei den Besitzenden läßt sich weiter die Gruppe der Vermögenderen von denen unterscheiden, deren Land zur Sicherung ihres Lebensunterhalts nicht ausreichte. Wichtig war auch ihre Stellung in der Produktion. Vermochten sie viel Vieh zu halten, wie war die Bodenqualität, besaßen sie Weingärten? Im landwirtschaftlich entwickelteren Westungarn galt eine Bauernwirtschaft von 20 Katastraljoch (Kj) mit ein wenig Weinfläche als begütert, während ein Besitz gleicher Größe in der Landesmitte bereits ein viel geringerwertiger Kleinbesitz war.

Die besitzenden Bauern bildeten eine recht geschlossene Schicht. Selbst die Reichsten von ihnen waren durch scharfe gesellschaftliche Unterschiede von den nichtbäuerlichen Grundbesitzern getrennt, obwohl ihr Vermögen nicht selten höher war. Es gab Bauern mit sogar 300 Kj, aber auch Gutsherren, die um 100 Kj ärmer waren. Gleich weit entfernt standen sie der Beamtenschicht, der Intelligenz und sogar den Gewerbetreibenden, obwohl die besitzenden Bauern am Nachwuchs dieser drei Schichten beteiligt waren, in dem sie ihre Kinder lernen ließen. Die reicheren Bauern stellten die Vorsteher der

Bauernsiedlungen, die bedingt durch ihre Stellung häufigere Kontakte zu den bürgerlichen Berufen hatten. Dies mochte Auswirkungen auf ihre Lebensweise, auf ein städtisches Aussehen ihrer Bekleidung gehabt haben. Andererseits blieben sie bei den alten Festen und hielten ihre Bräuche in Ehren. Am ehesten noch legten sie den Volksglauben ab und bemühten sich, die Folklore zu vergessen, die sie ihrer Lage als nicht angemessen betrachteten. Sie als erste schafften sich moderne Arbeitsmittel an und führten die intensiveren Produktionsweisen ein.

Die Bauern mit kleinerem Besitz, von denen die Vermögenderen auch Mittelbauern genannt wurden, gelten in der ungarischen Ethnographie zuweilen als die „echten Bauern". Für die Öffentlichkeit der damaligen Zeit verkörperten sie mit ihrer Haltung, ihrem Geschmack, Wertsystem und Fachwissen, mit ihrem konservativeren Verhältnis zu den Traditionen den typischen ungarischen Landmann. Im Besitz der Vorteile nach Aufhebung der Feudalbindungen mochten sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Recht der Überzeugung sein, auf einem gesicherten Platz in der Gesellschaft zu stehen.

Die gewaltige Masse der besitzlosen Agrarbevölkerung bildete ein Konglomerat höchst unterschiedlicher Zusammensetzung und Kultur. Allgemein war für sie typisch, daß sie leicht bereit war oder gewesen wäre, ihre Lebensform zu ändern, wenn dies die Möglichkeiten erlaubten, und offen war für alle möglichen Bildungseinflüsse. Anders als die besitzenden Schichten lebte sie nicht eingezwängt in Eheschließungsbereiche endogamer Tendenz und war aufgrund ihrer Untertanenstellung auch nicht auf gesellschaftliche Absonderung bedacht. Bis zur Jahrhundertwende bestand der gesellschaftliche und damit auch materielle Aufstieg in der Neu- oder Wiederaufnahme in die Schicht der Besitzbauern, was aber nur selten gelang. Immer stärker wurde später die Bestrebung, städtische kleinbürgerliche Berufe zu ergreifen, wie in den Dienstleistungsbereichen, bei der Eisenbahn, der Post und dann immer mehr in den Fabriken. Alle diese Möglichkeiten boten jedoch nur eine begrenzte Zahl von Arbeitsplätzen für das große Arbeitskräfteangebot.

Die riesengroße Unterschicht innerhalb der Agrarbevölkerung war durch eine ganze Reihe von gleichberechtigten Berufsgruppen charakterisiert. Was sie miteinander verband, nicht nur mit den Besitzenden, sondern auch mit den sonstigen Gefährten, war das Land. Letztlich lebten sie alle von der Landwirtschaft, auch wenn sie nur Saisonarbeit verrichteten oder gezwungenermaßen von Zeit zu Zeit die Landarbeit unterbrechen mußten. Zwischen den verschiedenen Gruppen gab es keine scharfen Grenzen. Ein und dieselbe Person konnte nicht nur zeitlich nacheinander, sondern zugleich mehreren

Gruppen angehören: beispielweise im Winter daheim handwerklich tätig sein (Holzgerätefertigung, Töpferei) und im Sommer als Lohnschnitter auf Großgrundbesitzen arbeiten oder einige Jahre als Bauernknecht arbeiten und dann etwas Land pachten und selbständig bewirtschaften.

Die soziale Stellung der mit Jahresverträgen verdingten Domänenknechte – ihre Lebensform war durch die meisten Bindungen belastet – war niedriger als die der Bauernknechte, die ihre Arbeitstelle viel leichter wechseln konnten. Die Domänenknechte lebten auf den vom Dorf meist weit entfernten Meierhöfen oder bei Schlössern in isolierten Knechtswohnungen, während die Bauernknechte in einer patriarchalischen Lebensweise mit ihren Arbeitgebern gemeinsam wohnten, arbeiteten und aßen.

Eigene Gruppen bildeten die für eine bestimmte Arbeit und Zeit (2–4 Monate) verdingten landwirtschaftlichen Lohnarbeiter, die bereits erwähnten bäuerlichen Handwerker, die Fuhrleute, Schiffstreidler und die für eine gewisse Zeit des Jahres mit Waren oder Produkten Wanderhandel Treibenden. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde Budapest zu einer Weltstadt und erhielten die meisten ungarischen Städte ihr modernes Antlitz. Die Saisonarbeiten der Bauwirtschaft beschäftigten in sich jährlich wiederholenden Zyklen riesige Bauernmassen. Viele arbeiteten auch in den saisonbedingten Zulieferberufen der Bauwirtschaft: als Holzfäller, Flößer und Ziegelbrenner. Für diese Berufe waren bereits gewisse Fachkenntnisse vonnöten, sie galten aber nicht als anerkanntes Handwerk. Die regelmäßigste Beschäftigung boten von den 1850er Jahren bis zum Jahrhundertende die Wasser- und Eisenbahnbauten: In diesen Jahrzehnten wurden die ungarischen Flüsse endgültig reguliert, Überschwemmungsgebiete trockengelegt und 90 Prozent der noch heute benutzten Eisenbahnlinien gebaut.

Die materielle Kultur der ärmeren Agrarbevölkerung war von Einfachheit und relativer Einförmigkeit geprägt. Im allgemeinen konnte man die farbigen Bauernstile nicht übernehmen, da die dazu erforderlichen materiellen Mittel fehlten. Dennoch gibt es auch Gegenbeispiele: In der für ihre Stickerei und Tracht berühmten nordungarischen Landstadt Mezőkövesd trugen auch die ärmsten auf den Druck der Mode hin die reich geschmückte Festtracht, die sie unter großen Schwierigkeiten kauften; sie mußten sie sich gleichsam abhungern. Vielenorts machten die Volksdichtungssammler die Erfahrung, daß die ärmeren Bauern die Folklore am lebendigsten bewahrt hatten. Während sich die Großbauern von ihr abwendeten, blieben die Armen im allgemeinen bei der mündlichen Überlieferung.

Über Vermögen, Beruf und Abhängigkeitsverhältnis hinaus wurde die ungarische Bauernschaft nach 1848 auch dadurch gegliedert,

daß die Beseitigung des feudalen Rechtssystems im Bewußtsein der Menschen nicht zu sofortigen Veränderungen führte. Nicht nur der frühere Leibeigene mußte sich daran gewöhnen, daß er seinem Grundherrn hinfort keine kostenlosen Dienste mehr zu leisten brauchte, sondern auch die spezielle Sonderstellung jener Gruppen wurde nur langsam aufgehoben, die zwar vor der Bauernbefreiung in ihrer Lebensweise Bauern waren, sich aber dennoch durch ihre Privilegien von den Leibeigenen unterschieden hatten.

In Mittel- und Ostungarn hatten die freien bäuerlichen Gemeinschaften innerhalb der ständischen Gesellschaft eine Sonderstellung besessen. Ihre großenteils mittelalterlichen, doch ursprünglich in Qualität und Wert ganz unterschiedlichen Privilegien lassen sich am ehesten so zusammenfassen, daß sie weder rechtlich noch wirtschaftlich von privaten Grundherren abhängig waren. Im Mittelalter hatten sie ihre Unabhängigkeit noch durch ihren Militärdienst erkauft, später traten unterschiedliche Steuern an seine Stelle, aber sie hatten sich stets ihre lokale Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit bewahren können, was auch Auswirkungen auf ihre kulturellen Verhältnisse hatte. Besonders ihre Oberschicht nutzte diese über die der Leibeigenen hinausgehenden Möglichkeiten zu einer entwickelten und offenen Bauernkultur.

Hervorzuheben sind die ärmeren Adligen (die Kleinadligen, sog. Bundschuhadlige) und ihre Nachkommen; sie hatten höchsten einen Leibeigenen, wirtschafteten aber zumeinst allein oder betrieben eventuell ein Gewerbe. Prinzipiell gehörten sie mit Aristokraten und dem vermögenderen Adel zum gleichen Stand, in Wahrheit lag zwischen ihnen und jenen aber eine gewaltige Kluft, vor allem, weil sie von ihrer Hände Arbeit lebten. Gleichzeitig befanden sie sich rechtlich und bewußtseinsmäßig in ebenso großer Distanz zu den Leibeigenen – wenn auch nicht in ihrer Lebensweise. In den letzten Jahrzehnten des Feudalismus lebten schätzungsweise eine halbe Million Adlige in Ungarn, etwa 5 Prozent der Landesbevölkerung. Einen größeren Adelsanteil gab es im damaligen Europa nur in Polen und Spanien, in den entwickelten westeuropäischen Gesellschaften war ihre Zahl selbst in der Blütezeit des Feudalismus geringer (mit einem Anteil von etwa 1 Prozent). Der Kleinadel in Ungarn hatte zwei Gesichter: einerseits war er konservativ und ein Wahrer der Vorrechte, andererseits offener für kulturelle Einflüsse und Moden als die Leibeigenen. Seine gesellschaftliche Mobilität war größer, so daß er, wenn es seine materiellen Umstände erlaubten, seine Söhne verschiedene intellektuelle Laufbahnen erlernen ließ. Diese Situation ermöglichte zwei wichtige Funktionen: Mit ihrem direkten Beispiel vermittelte diese Schicht die adlige Kultur und Mentalität an die Bauern weiter (Kleidung, Wohnungseinrichtung, Architektur, Tanz, Geschmack, Wert-

ordnung). Zum anderen war sie durch die Ausbildung ihrer Kinder im 19. Jh. maßgeblich am Nachwuchs für die ungarische Intelligenz beteiligt. Viele namhafte Schriftsteller, Dichter und Gelehrte stammten aus kleinadligen Familien und noch mehr einfache Lehrer, Pfarrer und Advokaten.

Ein anderer Faktor, der die Gesellschaft nicht nach der Vermögenslage, sondern horizontal gliederte, war die Religion. Im 19. und 20. Jh. gehörte die ungarische Bauernschaft zu fünf großen historischen Kirchen, und damit war das damalige Ungarn der religiös bunteste Staat Europas. Die Römisch-Katholischen bildeten die absolute Mehrheit, ihnen folgten eine große Zahl Reformierter, kleinere Gruppen von Lutheranern und Griechisch-Katholischen sowie eine ganz kleine Zahl Unitarier, die aber ganz charakteristische Gemeinden bildeten. Die fünf Konfessionen vertraten fünf verschiedene Arten der historischen Einbettung und kulturellen Orientierung. Die Römisch-Katholischen pflegten in erster Linie Beziehungen zu Österreich, Süddeutschland und besonders Bayern, die Reformierten tendierten zu den Kirchen der Schweiz, der Niederlande und der westlichen deutschen Provinzen, die Lutheraner zu denen Nord- und Mitteldeutschlands, die Unitarier seit Mitte des 19. Jh. zu den englischen, und die Griechisch-Katholischen blieben, trotz ihrer Union mit Rom, in vieler Beziehung im Bereich der Orthodoxie. Alle diese Einflüsse wirkten natürlich vor allem auf den jeweiligen Klerus, aber durch diesen auch auf die Menge der Gläubigen. Außerdem verbreiteten sich in Gestalt der kirchlichen Schulen auch über ein zweites Institutionensystem unter der Bauernschaft. Alle Konfessionen forderten von ihren Gläubigen möglichste Endogamie, so daß sie zumeist scharf voneinander geschieden waren. So erreichten die geistigen Strömungen – beispielweise die barocke Frömmigkeit – die Katholiken und die Protestanten über ganz verschiedene Filter. Die letzteren verdienen besondere Beachtung, weil nirgendwo in Ostmitteleuropa so große Mengen von ihnen die Gegenreformation überstanden wie in Ungarn.

Die konfessionellen und nationalitätenmäßigen Grenzziehungen waren in Ungarn vor 1918 sehr oft identisch. Die Reformierten waren mit geringen Ausnahmen Ungarn, weswegen der Kalvinismus – vor allem in Siebenbürgen – *ungarische Religion* genannt wurde; wenn einer orthodox war, konnte er kein Ungar sein, sondern nur Serbe oder Rumäne. Sämtlich Ungarn waren auch die Unitarier in Siebenbürgen, die Katholiken und Lutheraner verteilten sich auf verschiedene Nationalitäten mit unterschiedlichen Anteilen.

Der konfessionelle Unterschied konnte auch mit einem vermögensmäßigen einhergehen, wobei letzterer oftmals den ersteren verstärkte. In Westungarn, wo die Protestanten verstreut, in der Diaspora

lebten, stellten sie in den gemischtkonfessionellen Dörfern im allgemeinen die wohlhabendere Schicht von kleinadliger oder begüterterer Leibeigenenherkunft, während die in die Siedlungen der protestantischen Gemeinden zugewanderten Katholiken aus Knechtsfamilien stammten. In den gemischtkonfessionellen Dörfern konnte sich die kulturell spaltende Wirkung der Religion auch in abweichendem Brauchtum, Mentalität, Tracht und Wohnkultur widerspiegeln.

Diese Trennung nach Konfessionen und die Vermeidung gemischter Eheschließungen verlor in den Kreisen des städtischen Bürgertums und der Arbeiterschaft rapide an Bedeutung. Parallel mit der Verbürgerlichung profanisierte sich auch die Bauernschaft im 19. Jh. Die Aufklärungsideen, die zur Trennung von Staat und Kirche führten, verbreiteten sich zu jener Zeit auch unter den Unterschichten der ungarischen Gesellschaft und hatten eine allgemeine Zurückdrängung der gesellschaftlichen Rolle der Kirche zur Folge. Damit zusammen verlor auch die Alltagsreligiosität von ihrer Kraft, wenn die Volksmassen auch immer noch völlig von den religiösen Ideen durchdrungen waren, was sich in erster Linie im Feiern der Feste und der Einhaltung der gemeinschaftlichen Moralnormen zeigte. Der Einfluß der religiösen Erziehung in der Familie ging zurück, und seit der ersten Hälfte des 19. Jh. nahm besonders in den größeren Dörfern und Städten der Kirchenbesuch ab.

Ein gesellschaftlicher und kultureller Unterschied konnte in der einfachen siedlungsgeographischen Tatsache liegen, wo die Bauern lebten: im Dorf oder auf dem Einödhof. Die Bauern in den bäuerlichen Vierteln der Industrie- und Bürgerstädte trugen andere, bürgerlichere Züge als die Bewohner der Marktflecken. Häufig behandelte der Stadtbauer den aus dem Dorf mit Verachtung, obwohl sie oftmals nur ihr Wohnort unterschied. Noch nachteiliger wurden die Bewohner der Einödhöfe beurteilt, da sie gesellschaftlich traditionell als Untertanen galten. Diese Meinung ging aber nicht allein auf Vorurteile zurück: Sie waren kulturell meist tatsächlich auf einem armseligen Niveau stehengeblieben. Ihre Lage änderte sich, als in der ersten Hälfte des 20. Jh. auf einem Teil der Einödhöfe in der Tiefebene die intensive Gartenwirtschaft einsetzte und sie sich durch ihr Fachwissen und wachsendes Vermögen langsam Achtung erwarben.

Weltweit beschäftigte sich die Ethnologie intensiv mit der Familie und den Verwandtschaftsystemen, einem Bereich, in dem die ungarische ethnographische Forschung noch einiges aufzuholen hat. Nach Ansicht mancher ist das sog. Großfamilien-System (Zusammenleben mehrerer Kleinfamilien, dreier Generationen, Wirtschaftsgemeinschaften unter unbegrenzter Lenkungsgewalt eines älteren Familienoberhauptes), dessen Spuren sich noch bis ins 19. Jh. erhalten haben, eine Fortsetzung der Sippengesellschaft zur ungarischen Landnahme-

zeit. Heute steht die Forschung eher auf dem Standpunkt, daß es sich um die Reste einer Wirtschaftsstruktur aus dem Spätfeudalismus handelt, die außerdem nicht aus südslawischen Einflüssen entstand, wie manche Untersuchungen vermuteten. Die historischen Forschungen belegen, daß in den durch schriftliche Quellen dokumentierbaren Jahrhunderten bei den Ungarn unterschiedliche Arten der Kleinfamilie vorherrschend waren. Die ungarische Familie ist vaterrechtlich geprägt. Der Vater ist das Familienoberhaupt und besitzt damit schrankenlose Gewalt über die anderen Familienmitglieder. Er sorgt für ihren Unterhalt, vertritt sie vor der Außenwelt, entscheidet über finanzielle Fragen, Eheschließungen und viele andere Angelegenheiten größerer Wichtigkeit. In der traditionellen Familienstruktur herrscht straffe Arbeitsteilung. Das Familienoberhaupt verrichtet mit den älteren Söhnen gemeinsam die Pflug- und Erntearbeiten, den Transport und die Versorgung des Großviehs. Die Hausfrau hält Haus, Wohnung und Hof in Ordnung, erzieht die kleineren Kinder, pflegt den Hausgarten und versorgt das Kleinvieh. Solange geflochten und gewebt wurde, waren die Frauen das gesamte Jahr hindurch mit der Leinenherstellung beschäftigt, an Feldarbeiten beteiligten sie sich nur in Ausnahmefällen, etwa bei der Heu- und Getreideernte. Die Geschlechtertrennung folgte ebenfalls der patriarchalischen Ordnung. Die Männer nahmen am Tisch die Hauptplätze ein, ja in einzelnen Gegenden durften Frauen und Kinder nicht einmal mit den Männern gemeinsam am Tisch essen. Auf der Straße und in der Öffentlichkeit zeigten sich Mann und Frau nur unter Wahrung einer gewissen Distanz. Bezeichnend für die Stellung der Ehefrau in der vaterrechtlichen Gesellschaft ist die Tatsache, daß sie nach ihrer Heirat den Familien- und Taufnamen (in dieser Reihenfolge) ihres Mannes annimmt, denen nur das Wörtchen *-né* ‚Frau' angefügt wird. Die Frau redete ihren Mann mit „Ihr" an, während dieser sie duzte. Im allgemeinen wurden die Älteren mit „Ihr" und die Jüngeren mit „Du" angesprochen. Anrede, Begrüßung und Benehmen dem anderen gegenüber beruhte nach dem Vorbild der höheren Gesellschaftsschichten auch unter den Bauern auf der Achtung der Würde.

Dem ungarischen Bauern galt seine Verwandtschaft sehr viel. Zwar standen die Blutsverwandten und der Anhang des Mannes etwas höher im Verwandtschaftssystem, aber auch die angeheiratete Verwandtschaft war sehr wichtig. Als sehr feste Verbindung galt auch die selbstgewählte „Verwandtschaft", deren verbreitetste Form die Gevatterschaft (Taufpaten) war. Die Verwandtschaft wurde üblicherweise über drei Generationen und Zweige hinweg in Evidenz gehalten – Bauern mit größerer Verwandtschaft konnten manchmal mehrere hundert Personen aufzählen. Alle diese Familien-, Verwandtschafts- und sogar unmittelbaren Nachbarschaftsbeziehungen dien-

ten der gegenseitigen Hilfeleistung bei der Arbeit und dem Interessenschutz der bäuerlichen Gemeinschaft. Bei dringenden oder saisonalen Tätigkeiten bat man diese Personenkreise zur Gemeinschaftsarbeit.

Nach der Bauernbefreiung nahm das Land in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts einen schnellen Aufschwung. Die besitzenden Bauern kamen zumeist aufgrund ihres Landbesitzes zurecht, die landlosen fanden ihr Brot großenteils bei Bauarbeiten, Eisenbahnbau, Wasserregulierung und auch schon in der wachsenden Fabrikindustrie. Zum Ende des Jahrhunderts hin differenzierte sich jedoch nicht nur die Agrarkonjunktur stärker, sondern verringerten sich auch die Möglichkeiten zur Gelegenheitsarbeit. Ganz offensichtlich vermochte das Tempo der Verbürgerlichung des Landes die Ansprüche der Gesellschaft nicht zu erfüllen. Innerhalb der Bauernschaft wuchsen die Vermögensunterschiede und damit die sozialen Gegensätze. Das bisherige extensive Betriebssystem mit seinem Bestand an Mitteln bzw. Arbeitsweisen erwies sich als unzureichend. Wie reagierte die Bauernschaft auf diese ihre Existenz gefährdenden Umstände? Ein kleinerer Teil zog in die Stadt und ergriff einen Beruf. Eine weitere, ebenfalls nicht bedeutende Schicht blieb im Dorf und bemühte sich, mittels Gartenkulturen oder Viehzucht intensiver zu wirtschaften. Viele wanderten nach Amerika aus, andere versuchten ihr Schicksal mittels Geburtenkontrolle zu beeinflussen. Die Mehrheit aber blieb bei ihrem traditionellen Leben. Die bewußtesten Elemente sammelten sich in politischen Bewegungen, während andere die historischen Kirchen verließen und bei religiösen Sekten ihren Frieden suchten.

Alle diese historischen Erscheinungen waren Zeichen des allgemeinen Niedergangs der bäuerlichen Klasse und des Zerfalls ihrer traditionellen Kultur. Die Volkskultur nahm die sich vervielfachenden Einflüsse der Urbanisierung Ungarns in sich auf, hatte aber nicht mehr die Kraft, sich diesen – wie in den früheren Epochen – anzugleichen. Sie brach unter deren Gewicht zusammen und verlor immer mehr von ihren früheren Merkmalen, ein Prozeß, den auch bedrückende historische Ereignisse beschleunigten. Nicht nur die Bauernbefreiung und Verteilung des Bodens, sondern auch die beiden Weltkriege bildeten Zäsuren für viele Volksbräuche und Trachten. Aber weder sie noch die Schicksalswende für die ungarische Agrarbevölkerung in Gestalt der Einführung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften können als letzte Ursache für den Untergangsprozeß der bäuerlichen Kultur betrachtet werden. Sie haben nur die Entstehung eines Zustandes vorangetrieben und beschleunigt, der auch ohne sie eingetreten wäre, herbeigeführt von der weltweiten Erscheinung unserer Epoche, der wissenschaftlichen und technischen Revolution.

Folklore

Märchen

Es ist nicht leicht, die Volksdichtungsgattungen in eine Reihenfolge zu bringen – außer dem ästhetischen Wert müssen viele andere Gesichtspunkte mit berücksichtigt werden. Ein Primat des Märchens läßt sich mit der großen Menge des gesammelten Materials und mit dem Interesse begründen, das – allerdings in unterschiedlicher Stärke und generationsmäßiger Zusammensetzung – seit Jahrhunderten anhält.

Das erste schriftliche Zeugnis über das ungarische Volksmärchen stammt aus der Chronik des Anonymus (vom Beginn des 13. Jh.), wo von „den lügenhaften Märchen der Bauern" die Rede ist. Wichtig ist neben dem verächtlichen Ton hierbei, daß der Chronist aus diesen „den Beginn der Herkunft der so edlen ungarischen Nation und ihre einzelnen Heldentaten" erfuhr. Somit waren in erster Linie Geschichten über den Ursprung des ungarischen Volkes, über die ritterlichen Taten seiner Helden diese „lügenhaften Märchen". Wenn wir aus den ersten Jahrhunderten der Schriftlichkeit auch keine Märchen kennen, so doch ihre Benennung. Im Jókai-Kodex (um 1450) wird das Wort *mese* noch im Sinne von Rätsel gebraucht. Im Döbrentei-Kodex von 1508 wird ein Rätsel als *mese* aufgegeben. Die heutige Bedeutung „Volksmärchen" erscheint – unseres Wissens – 1733. In der Beerdigungspredigt des Pastors György Verestói heißt es: „Ich glaube nicht, daß es auch nur in einer Nation so viele Märchen und unsinnige Reden über das Feenland gibt wie unter den Ungarn." Die vergleichenden Untersuchungen der in den vergangenen 180 Jahren gesammelten Märchen belegten, daß sich einige Motive der ungarischen Volksmärchen auf die Zeiten vor der ungarischen Landnahme zurückführen lassen. Solche sind beispielsweise die sich auf einem Entenfuß drehende Burg, die eisennasige Hexe, das Schamanenduell sowie einige Märchenwendungen, wie „dein Glück, daß du mich mit altes Mütterchen angeredet hast" oder „wo treibst du dich herum, wo selbst ein Vogel nicht hinkommt".

Eine bedeutende Schicht des ungarischen Märchenschatzes bilden die Märchentexte aus dem 16. Jh. oder, genauer, die auf dieses verweisenden. An erster Stelle sind dabei die Geschichten über König

Matthias Corvinus (Regierungszeit 1458–1490) zu erwähnen, nicht nur wegen ihrer großen Zahl, sondern auch, weil sie auch im Märchenschatz der umgebenden Völker einen wichtigen Platz einnehmen. Gleichzeitig gelangten sie auch in die literarischen Erzeugnisse jener Zeit, und es läßt sich heute nur noch schwer entscheiden, in welcher Richtung der Prozeß verlief: ging er von der mündlichen Überlieferung aus oder umgekehrt?

Zu nennen sind weiter die märchenhaften Geschichten in den Kodizes und der Predigtliteratur. Fast parallel mit der Durchsetzung der Reformation und der Verbreitung der ungarischsprachigen Literatur wächst die Zahl der Verweise auf ungarische Märchen und Sagen, Sprichwörter usw. Durch Übersetzungen im 16. und 17. Jh. gelangt ein beachtlicher Teil der bereits schriftlich weitergegebenen europäischen Märchenstoffe auch nach Ungarn. Diese Übersetzungen vermitteln nicht nur die modische Lektüre des damaligen Europas, sondern auch viele antike Geschichten. Dies belegen beispielsweise die beiden siebenbürgerischen Ausgaben *Ponciánus* (1571–1574) von Gáspár Heltai und *Dreierhistorie* (Hármas História, 1695) von János Haller. Auch aus dem folgenden Jahrhundert ließen sich beliebte oder weniger bekannte Werke aufzählen, deren Wirkung sich irgendwo in der ungarischen Folklore nachweisen läßt.

Das Jahr 1782 ist ein bedeutsames Datum in der Geschichte der ungarischen Folkloristik, damals erschien in der Preßburger Zeitung *Magyar Hírmondó* ein Aufruf an die Leser, von den ausländischen Vorbildern zu lernen und Volksdichtungsschöpfungen zu sammeln. Nach dem Beispiel der Brüder Grimm erschien 1822 in Wien die erste ungarische Märchensammlung György Gaáls *Märchen der Magyaren* – in deutscher Sprache. Seit den 1850er Jahren nahm das Sammeln von Märchen einen größeren Aufschwung. Die Sammlungen von László Merényi, László Arany und János Kriza signalisieren das erwachende Interesse, das mit wenigen Unterbrechungen bis heute anhält. Die Sammlungen unseres Jahrhunderts können hier nicht alle aufgeführt werden, doch ist zu erwähnen, daß sich in den letzten Jahrzehnten auch das Sammeln von Märchen bei den ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern intensivierte. Olga Penavin in Jugoslawien und in erster Linie Olga Nagy, Gabriella Vöő, József Faragó und Judit Szabó in Rumänien haben in aufopferungsvoller Arbeit umfangreiches Volksdichtungsmaterial zusammengetragen. Die Märchentraditionen der Burgenländer Ungarn sammelte Károly Gaál.

Die gattungsmäßige Verteilung der ungarischen Volksmärchen kann hier nur annährend beschrieben werden, weil bisher nur etwa die Hälfte der aufgezeichneten Märchen im Druck erschienen ist. Die wohl populärste Gattung ist das *Feenmärchen*. Seine Helden sind

– abweichend vom Namen der Gattung – nicht Feen, sondern mit außerordentlicher Geschicklichkeit, Listigkeit, Kraft oder auch Schönheit begabte Menschen. Stets sind sie positive Helden, die den Armen helfen und die in Not Geratenen erretten. Der Hauptheld, der sich nicht nur durch reiche körperliche, sondern auch seelische Eigenarten auszeichnet, besteht aufregende Abenteuer und schwierige Proben. Die Erzählung eines solchen Märchens mit seinem breit dahinströmenden Ereignisablauf kann oftmals zwei bis drei Stunden dauern. Auch die Gattung des *Heldenmärchens* ist – wenn auch in geringerer Zahl – in der ungarischen Volksdichtung vertreten. Die Forschung vermutet, daß die Gattung entstand, als auch bei den Ungarn die gebundene große Epik noch in Gebrauch war.

Von den *„Novellenmärchen"* sind viel weniger als von den Feenmärchen bekannt, doch ist ihre Zahl immer noch beträchtlich. Sie wurden vermutlich im 16.–17. Jh. in die ungarische Volkstradition aufgenommen, durch die Renaissance, welche die europäische Mode verbreitete. Ihre Helden waren Prinzen und Prinzessinnen, Händler oder Handwerksgesellen. Wunderbare Elemente spielen in ihnen schon eine geringere Rolle als in den Feenmärchen.

Die *Tiermärchen* gelangten auch in die ungarische Folklore, vermutlich aus der antiken Tradition, und zwar wohl durch italienische und deutsche Vermittlung. Ihre beliebtesten Helden sind Bär, Wolf und Fuchs. Es sind Geschichten in der Art von Lehrmärchen: stets verliert der Dümmere.

Die *Schwänke* handeln von leichtblütigen Frauenzimmern, lächerlichen Richtern, Geistlichen oder von Dummköpfen. Eine Sondergruppe bilden die *Schildbürgerstreiche*, die von seltsamen, als unnormal betrachteten Handlungen der Bewohner eines Dorfes erzählen. Die Hauptfiguren der als *Legendenmärchen* bezeichneten Geschichten sind meistens Christus und Petrus. Die aus der christlich-religiösen Literatur stammenden Geschichten verbreiteten sich wie Marktwaren und wurden im ganzen ungarischen Sprachgebiet bekannt und beliebt.

Die ungarischen Volksmärchen sind durchweg Prosatexte, in einigen von ihnen finden sich auch Liedeinlagen. Sie beginnen und enden – vor allem die Feenmärchen – mit traditionellen Anfangs- und Schlußformeln, wie „Es war einmal", „Es war einmal oder war nicht" bzw. „wer es nicht glaubt, soll sich überzeugen", „und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch" usw. In den Märchen wechseln die beschreibenden und dialogischen Teile einander ab, die Gespräche verlaufen stets streng zwischen zwei Personen.

Die Märchenstruktur ist bei den einzelnen Gattungen verschieden. Nach Alan Dundes ist das Märchen nichts anderes als die sich auf Behebung eines Mangels richtende Handlung. Auf die Märchen der in einer Stammesgesellschaft lebenden Völker läßt sich dieses Sche-

ma mehr oder weniger anwenden. Auf die weit entwickelteren, komplizierteren Feenmärchen trifft es aber nur in ganz übertragenem Sinne zu: bis zur Behebung des Mangels durchläuft der Märchenheld zahllose Abenteuer. Ein unverzichtbares Element der mündlich überlieferten Märchen ist die *Hörerschaft*, die den Märchenerzähler in großen Maße beeinflußt. Neuere Forschungen legen deshalb großem Wert auf den Vortrag, den Märchenerzähler und das Publikum. Die interessierte Zuhörerschaft inspiriert den Erzähler, häufig bereichert er sein Märchen durch neue Motive, ohne die Gesetzmäßigkeiten der Märchen damit zu überschreiten. Die Vortragsweise ist selbstverständlich an seine Persönlichkeit gebunden. Der eine begleitet das Märchen mit großen Gesten und Mimik, ein anderer trägt ganz leidenschaftslos vor. Eines der wichtigsten Charakteristika der Märchenästhetik ist das *Wunder*. Der Hörer – obwohl er weiß, daß dies nicht die wirkliche Welt ist – nimmt das Märchen vom ersten Augenblick an als Wirklichkeit. Das Märchen verkörpert die ersehnte, erhoffte Welt: Hier herrschen die Gesetze der Wahrheit, der Gute erhält immer die entsprechende Belohnung und der Böse die verdiente Strafe. Wichtige Merkmale des Märchens sind: die *Steigerung* – der Held muß immer schwierigere Taten vollbringen; *Elemente des Wunders* – das geflügelte Pferd, der Zauberring, das Unverletzlichkeit bietende Hemd, das unbesiegbare Schwert usw.; *mythische Zahlen* – drei, sieben, neun. Das Märchen vermeidet lange umständliche Beschreibungen und verzichtet auf Epitheta ornantia. Andererseits finden sich Beschreibungen mit Gleichniswert und Formulierungen, deren Sinn der Erzähler selbst nicht kennt.

Die traditionellen Anlässe zum Märchenerzählen (lange Winterabende, Spinnstube, Maisrebeln usw.) sind heute völlig verschwunden. Es leben nur noch wenige Märchenerzähler, die die aus der mündlichen Überlieferung bekannten Märchen weitererzählen; die meisten kennen und erzählen die Märchen der neuerdings gedruckt erschienenen Märchensammlungen, was bereits die Gelegenheit bietet, eine neue Erscheinung zu beobachten – den Folklorismus.

Sagen

Die zweite große Gattung der Volksdichtung ist die *Sage*. Ihr ästhetischer Wert bleibt weit hinter dem des Märchens zurück, Bedeutung erhält sie eher dadurch, daß sich in dieser Gattung alle Kenntnisse des in der traditionellen bäuerlichen Kultur lebenden Menschen über die umgebende Welt, die Natur, sein Dorf und bedeutendere Persönlichkeiten bewahrt haben. Vom Umfang her ist die Sage weit kürzer

als das Märchen. Die Skala von der oftmals nur einige Sätze langen Volksglaubenssage bis zu der längeren historischen Sage ist nicht allzu breit.

„Sage" ist in der ungarischen Sprache ein moderner Begriff, im bäuerlichen Sprachgebrauch kommt er gar nicht vor, statt dessen sagt man „wahre Geschichte" oder „Historie".

Zur Gattungsbestimmung der Sage geht die Forschung im allgemeinen von den Gattungskriterien des Märchens aus und vergleicht diese mit jenem. Die Unterschiede sind wesentlich, nicht nur – wie gesagt – im Umfang, sondern auch im Aufbau. Der Sage fehlt das wechselvolle Nacheinander von Abenteuern und Wundern, das für das Märchen – und besonders das Feenmärchen – unverzichtbar ist. Sie besteht im allgemeinen aus einer, eventuell aus zwei Episoden. Ihre Figuren sind wirklichkeitsgetreuer als im Märchen, nicht mittels Wunder, sondern aus eigener Kraft, Geschicklichkeit und Verstand gelingen ihnen bedeutende Taten. Selbstverständlich stehen auch der Sage das Wunder, das außerordentliche Ereignis nicht fern, die Sagenfigur reagiert aber als wirklicher Mensch auf sie und hält sie nicht für natürlich wie der Märchenheld. Deshalb erschrickt man vor ihnen – oder kämpft mit ihnen –, wie ein Mensch aus Fleisch und Blut auf außerordentliche, nicht alltägliche Dinge reagieren würde. Das Märchen schildert eine ersehnte, erhoffte Welt, in der stets die Wahrheit triumphiert, es zeigt, wie die Welt beschaffen sein sollte. Die Weltdarstellung der Sage steht der alltäglichen Wirklichkeit näher, hier wird dem Helden oftmals nicht Recht gegeben. All diese Unterschiede bedeuten aber nicht, daß die Sage der dichterischen Formulierung völlig entbehrte, selbst wenn ihre ästhetischen Werte ärmlicher sind.

Die ungarischen Sagen lassen sich in drei größere Gruppen einteilen:

1. Die *naturerklärenden Sagen* beschäftigen sich mit der Entstehung der verschiedenen Gegenstände, Lebewesen und Erscheinungen der den Menschen umgebenden Welt. Ihre in Ton und Anschauung vielfältigen Geschichten bewahren teilweise ein sehr archaisches Erbe und berichten dann vor allem von der Entstehung der Welt und der Gestirne. Teils lassen sie sich aus der Bibel abteilen, dann handeln sie zumeist von der Sintflut. Andere Sagen sind voll von scherzhaften Zügen, dann spielen recht oft Christus und Petrus die Hauptrollen. Die Entstehung zahlreicher Pflanzen und Tiere wird mit verschiedenen Geschichten ihrer beider Erdenwanderung erklärt.

2. Im Zentrum der *historischen Sagen* steht eine herausragende historische Persönlichkeit, ein König oder Feldherr. Ein Teil von ihnen ist nur aus mittelalterlichen Chroniken bekannt, wie die Sage vom weißen Pferd (die Ungarn erkaufen sich ihr Land von den Slawen, in

dem sie ihnen ein weißes Pferd schenken) oder vom Helden Botond (der kleingewachsene Held von gewaltiger Stärke zertrümmert mit seinem Streitkolben das Tor von Byzanz). Ein anderer Teil dagegen lebt bis in unsere Tage in der mündlichen Überlieferung. Im Gedächtnis des Volkes haben sich die Ereignisse nicht historisch treu bewahrt, oftmals wird dieselbe Geschichte von dem populären König Matthias und dem herausragenden Politiker Lajos Kossuth (1802–1894) erzählt. Dennoch werden *im allgemeinen* die wichtigsten Züge einer bestimmten Persönlichkeit richtig überliefert. So ist König Matthias beispielsweise stets der positive Held, der dem Armen zum Recht verhilft und die Herren in die Schranken weist. Ein glaubwürdiges Bild der ungarischen Geschichte entsteht freilich aus den historischen Sagen nicht, aber das suchen wir in ihnen ja auch nicht, sondern die Formen, in denen das Volk typisiert und verallgemeinert, welche Persönlichkeiten es in Erinnerung behält und warum, welche Eigenschaften es für einen guten Herrscher als wichtig erachtet und wie es diese auf andere Sagenhelden überträgt. Wenn sich auch die ungarische Geschichte aus diesen Sagen nicht zusammenschreiben läßt, gibt es doch Epochen und Ereignisse, die sich tief in die Erinnerung des Volkes eingegraben haben und die es seit Jahrhunderten gern erzählt. Solche sind die Türkenherrschaft (16.–17. Jh.) oder die Gestalten Königs Ladislaus des Heiligen (Herrschaftszeit 1077–1095) und des erwähnten Königs Matthias bzw. Persönlichkeiten wie Fürst Franz II. Rákóczi und Lajos Kossuth, von denen die meisten Geschichten überliefert sind. Eine Sondergruppe bilden die Sagen über edelmütige Räuber (Betyaren), die in den Sagen ebenso idealisiert werden wie in den Volksliedern. Doch knüpfen sich historische Sagen nicht nur an Personen und Ereignisse, sondern oftmals an einen geographischen Ort oder ein Naturphänomen, so etwa eine groß Zahl an Rákóczis an immer wieder anderen Orten wachsenden Lindenbaum.

3. Die Volksglaubenssagen stehen in der heutigen bäuerlichen Kultur an vorderster Stelle. Von der Mitteilung eines Volksglaubens in ein bis zwei Sätzen – welche die Fachliteratur nach von Sydow *Memorat* nennt und die eine einfache Weitergabe eines erlebten oder gehörten Erlebnisses noch in undichterischer Form darstellt – bis zur bewußt gestalteten, in abgerundeter Form mit bereits spezifischen ästhetischen Merkmalen vorgetragenen Sage – ebenfalls nach von Sydow *Fabulat* genannt – finden sich zahlreiche Übergangsformen. Solche Sagen entstehen auch heute, sie sind eine der am hartnäckigsten weiterlebenden Gattungen der Volkskultur. Gruppieren lassen sie sich nur schwer, weil ihre Darsteller auch in anderen Sagentypen erscheinen und sie sich ihrer Handlung nach äußerst breitgefächert differenzieren lassen. Ihre beliebtesten Gestalten sind das geflügelte Pferd, der ein Ungewitter hervorrufende fahrende Student, die Hexe,

der teuflisch begabte Kutscher – also sämtlich Menschen mit übernatürlichen Kräften. Eine andere Gruppe bilden übernatürliche Wesen: Sagen über den Alp, die Hausschlange, den Feuergeist, die nach Hause zurückkehrenden Toten und andere Gespenster, über die „schöne Frau" genannten bösen Geister oder bösen Feen.

Obwohl sich Sagen seit Jahrzehnten viel leichter aus der mündlichen Überlieferung aufzeichnen lassen als Märchen, ist die Sagenforschung gewissermaßen im Nachteil. Bei den Sagen stört die große Menge von lokalen Bildungen, so daß sie sich schwerer aufarbeiten und systematisieren lassen als die Märchen. Die Sage lebt auch weiter, nachdem der Volksglauben schon verschwunden ist, aber es entstehen immer wieder neue Formen des Volksglaubens, so daß mit dem Weiterleben dieser Sagen theoretisch und praktisch auch in Zukunft zu rechnen ist.

Balladen

Verglichen mit der epischen Volksdichtung oder der Lyrik ist die *Ballade* eine relativ junge Gattung, sie entstand etwa im 14.–15. Jh. Es ist eine typisch europäische Gattung, anderswo – beispielweise in China – versuchten die Forscher sie mit wenig überzeugendem Erfolg nachzuweisen. Die Volksballade entstand in der Spätphase des europäischen Feudalismus und erlebte ihre Blütezeit bis zur Entstehung des Kapitalismus.

Das Erwachen des europäischen Interesses an der Ballade pflegt man auf das Jahr 1765 zu datieren, als Thomas Percy in England seine Volksdichtungssammlung herausgab, welche auch Balladen enthielt. 1767 erschien Gottfried Herders Volksliedsammlung. Auf die Wirkung dieser beiden Werke hin ergingen in vielen Ländern Europas – und wie oben erwähnt, auch in Ungarn (1782) – Aufrufe an die Leser, Volksdichtungsschöpfungen zu sammeln.

In Ungarn wendet sich die Aufmerksamkeit im Vormärz des Jahres 1848 der Ballade zu. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts stoßen Schriftsteller und Dichter auf ihre ästhetischen Schönheiten, der hervorragende Dichter und Ästhet János Arany und der großartige Romancier und Politiker Zsigmond Kemény äußern sich begeistert über diese Gattung. Das Interesse an der Ballade nimmt nach Erscheinen des Bandes *Heckenrosen* (Vadrózsák, 1863) des siebenbürgischen unitarischen Bischofs János Kriza noch weiter zu, verständlich, da er dem Leser wunderschöne Balladen vorstellte, die der damaligen Öffentlichkeit völlig unbekannt waren. Kriza wurde zudem von dem rumänischen Journalisten Julian Grozescu der Fälschung bezichtigt, zwei seiner Balladen aus dem Rumänischen übersetzt zu

haben. Dieser Vorwurf erweckte große Empörung und löste einen Pressekrieg aus, dem vermutlich zu danken ist, daß Balladen nicht nur intensiver gesammelt wurden, sondern man auch ihre Gattung gründlicher theoretisch erforschte. Ágost Greguss' Studie über die Ballade von 1865 legte für viele Jahre die Richtung der Forschung fest. Seine Balladen-Definition wurde klassisch: „im Lied erzählte Tragödie".

Der bedeutendste ungarische Balladenforscher war Lajos Vargyas, in seinen Werken imposanten Umfangs entwickelte er seine Theorie über die Entstehung der ungarischen Volksballade, ihre europäischen Beziehungen, historischen Schichten und ästhetischen Spezifika.

Der Name *Ballade* ist im bäuerlichen Sprachgebrauch unbekannt bzw. erst heute durch die Massenkommunikationsmittel eingeführt. Ihre ursprünglichen Bezeichnungen waren und sind *hosszúének* ‚langes Lied', *nóta* ‚Lied', *história* ‚Historie'. Die in der Schriftsprache übliche Benennung ‚Ballade' stammt vermutlich aus neolat. *ballata*, einem mit dem Verb *ballare* ‚tanzen' verwandten Wort.

Die Ballade verfügt über einen weit engeren Bekanntenkreis innerhalb der traditionellen bäuerlichen Kultur als das Märchen oder insbesondere das Volkslied. Ihre Gattung läßt sich als episch-lyrische Schöpfung kennzeichnen. Episch ist ihr Erzählcharakter und lyrisch die Form des vorgetragenen Textes. Die Ballade erklingt in Gedichtform, immer mit einer Melodie verbunden; wie Lajos Vargyas bündig sagt: „Die Ballade ist eine von dramatischen und lyrischen Elementen durchwobene erzählende Dichtung." Vargyas wies in den ungarischen Balladen Elemente der Heldenepik nach, die Erinnerungen an Zeiten vor der ungarischen Landnahme bewahren. Er untersuchte die ungarischen Volksballaden, die eine Art von selbständiger „Balladenprovinz" nach dem Muster der von den französisch-wallonischen Siedlern in Ungarn übernommenen Balladen bildeten und eine eigentümliche Ausstrahlungskraft entwickelten. Die Forschung hat auch die historischen Schichten der ungarischen Volksballade voneinander getrennt. Über die Herkunft einiger Motive wird bis heute debattiert, in großen Zügen werden die bisherigen Ergebnisse aber wohl bestehen bleiben. Erinnerungen an die Antike wurden in der lyrischen Ballade *Wettstreit der Blumen* (Virágok vetélkedése) nachgewiesen. Der Streit um das Primat hat eine alte Tradition, nach sumerischen Angaben — die Geschichte selbst war im übrigen in ganz Eurasien verbreitet — wetteifern die Gartengeräte miteinander, welches das nützlichste sei. Das Thema dieser Ballade sind Liebe und Jungfräulichkeit. Antiken Ursprungs mag auch das Hauptmotiv der Ballade *Unterkunft suchender Jesus* (Szálláskereső Jézus) sein. Lajos Vargyas hält es für mittelalterlich, während sich andere Forscher auf die antiken Zeugnisse der Gastfreundschaft berufen. Da ein vollstän-

diger Überblick hier nicht gegeben werden kann, soll nur erwähnt werden, daß man im Typ der Balladen von der *Herzlosen Mutter* (Szívtelen anya) Elemente orientalischer Helden zu finden meint, während die Ballade über die *Zwei Königskinder* (Két királygyermek) die antike Geschichte von Hero und Leander enthält.

Die Entdeckung von Elementen aus der Zeit vor der ungarischen Landnahme ist gleichfalls den Forschungen von Lajos Vargyas zu verdanken. Formeln aus der damaligen Heldenepik finden sich in *Isaak Kerekes* (Kerekes Izsák): „einer, der mit seinem Schwert zuerst eine Gasse von der Breite eines Fußpfades und dann von der eines Wagenweges in die Reihen der Gegner schlägt", in *Anna Molnár* (Molnár Anna): die sog. Läusesuche (dem ermatteten Helden sucht sein Partner die Läuse vom Kopf), und in *Der Unterkunft suchende Jesus*: „Die am Haupte aufgehende strahlende Sonne, der an den Füßen aufgehende glänzende Mond." Um dieselbe Herkunft handelt es sich bei der Anfangsformel mehrerer Volksballaden „Hast du gehört ..."

Der größte Teil der alten ungarischen Balladen mag mittelalterlicher, französisch-wallonischer Herkunft sein, z.B. *Das zu Tode getanzte Mädchen* (A halálra táncoltatott lány), *Der Soldat und seine Liebste* (Vitéz és kegyes). Beachtlich ist weiter die Zahl rein ungarischer Balladen und um vieles geringer die von sonstigen westeuropäischen oder anderen Völkern übernommenen. An einigen Texten lassen sich auch Einflüsse der Renaissance nachweisen, wie im Falle der Übernahme des antiken Themas von *Hero und Leander*.

Die letzte große historische Balladenschicht bilden die sog. Volksballaden neuen Stils mit einer fast gesonderten Gruppe, den *Betyarenballaden* über die Taten der Wegelagerer. Andere Balladen neuen Stils behandeln unterschiedlichste Unglücksfälle, Unfälle oder das tragische Schicksal gefallener Mädchen.

Die Helden der ungarischen Volksballaden sind im allgemeinen Alltagsmenschen, aus deren Leben die Ballade eine einzige – zumeist tragische – Episode erzählt. Über deren Vorleben erfahren wir nichts – denn die Ballade analysiert nicht. Und doch zeichnet sich durch diese einzige Episode die Persönlichkeit des Helden bzw. oftmals Antihelden ab. Es gibt keine langen Beschreibungen, der Stil wird zumeinst durch Dialoge pulsierend, lebendig. Da die erstmals zu Gehör gebrachte Ballade eine dem Publikum bekannte Geschichte erzählte, war eine detaillierte Darstellung überflüssig; Jahrhunderte später allerdings wirken die Balladen oftmals unklar und schwer verständlich, da das ursprüngliche Ereignis längst in Vergessenheit geraten ist. Die Helden der Balladen alten Stils sind Adlige, Bürger und Handwerker, die Themen sind Liebestragödien aufgrund des Gegensatzes von Reich und Arm sowie das zeitlose Problem von Treue und

Untreue. In den Balladen neuen Stils geraten Betyaren, Hirten und Bauern in Konflikte mit Vertretern weltlicher Instanzen. Manchmal ist auch von Unglücksfällen die Rede, die seinerzeit die engere Heimat der Darsteller erschütterten.

Die Hauptmerkmale der Gattung Ballade können hier nur in großen Zügen skizziert werden. Wenn wir die beiden großen Gruppen zugrunde legen, sind die Balladen alten Stils umfangreicher und dennoch gedrängter als die neuen Stils. Diese wiederum ähneln mehr den Volkslied, und es fehlt ihnen die dramatische Spannung, das Hauptmerkmal der Balladen alten Stils. Zum Wesen der Ballade – mit Ausnahme der sog. lustigen Balladen – gehört der stets tragische Ausgang; ob der Held nun positiv oder negativ ist, letztlich erleidet er immer einen schweren Verlust. Das ist selbst dann der Fall, wenn der Ehemann seine treulose Frau wieder aufnimmt, denn die Lösung in der Ballade macht nicht glücklich, die unverzeihliche Schuld der Untreue bleibt bestehen. Bei einem großen Teil der ungarischen Balladen, abgesehen von den religiösen, fehlen die wunderbaren Elemente vollständig. Die Geschichte spielt stets in der alltäglichen Umgebung und zeigt dementsprechend die schicksalshaften Verwicklungen von Menschen, die der Hörerschaft nahestehen. Das wichtigste stilistische Merkmal ist der relative Mangel an Endreimen gegenüber der häufigeren Alliteration. Naturbilder und Vergleiche fehlen. Die Vortragsweise ist dicht, abrupt, von vielen Dialogen gekennzeichnet. Die Ballade typisiert in hohem Maße: Die Helden haben zwar einen Namen, dieser kann sich aber ändern, kann ausgetauscht werden, da ihm ohnehin die individuellen Züge fehlen, er steht nicht für eine Persönlichkeit, sondern für einen Typ. Sehr bezeichnend ist die *Stilisierung* und hinsichtlich der Vortragsweise, daß sie mit einer Melodie verbunden ist.

Lyrik

Der Begriff der Volkslyrik umfaßt eine große Vielzahl von Gattungen. Den größten Teil machen zwar die Volkslieder aus, doch erschöpft er sich damit bei weitem nicht. Zu ihm gehören von den Wiegenliedern über die Liebeslieder bis zu den Briefen in Reimen und den Klageliedern vielerlei Schöpfungen, die in Gedichtform – allgemein von einer Melodie begleitet – erklingen. Ein erhebliches Hindernis bei der Erforschung der Volkslyrik ist die nicht eben glückliche Situation, die in der ungarischen Folkloristik entstanden ist. Zwar gibt es – wie erwähnt – Gattungen ohne Melodie, die große Mehrheit der lyrischen Texte wird aber gesungen. Dennoch erfolgte und erfolgt die Analyse bis heute auf zwei Ebenen, Text und Melodie

werden gesondert untersucht. Diese zweifellos schädliche Tradition stammt aus dem vergangenen Jahrhundert, als der größte Teil der von besten Absichten geleiteten Sammler musikalisch nicht für die Aufzeichnung der Melodien vorgebildet war. Als dann kundige Musiker mit der Notierung des musikalischen Materials begannen – Béla Vikár, Béla Bartók, Zoltán Kodály –, konzentrierten sie sich weniger auf die Texte.

Eines der wichtigsten Merkmale der Volkslyrik ist also die Verbindung von Text und Melodie beim Vortrag, für den sich zahllose Situationen ergeben. Dies können alltägliche Gelegenheiten sein, wie das Wiegenlied beim Einschläfern des Kindes, oder festliche Anlässe, wie das Lied am Feuer am Abend des Johannistages (24. Juni), das die Teilnehmer zu Paaren verzaubert, aber auch der einfach spontane Gesang des einzelnen. Bei noch vielen anderen Gelegenheiten ist – und war – es üblich zu singen. Zwar befruchten sich Kunst- und Volksdichtungen in beiden Richtungen, dennoch ist es kaum zu bestreiten, daß die Folklore bis in die letzten Jahrzehnte vorrangig zum Kreis derer gehörte, die in der dörflichen Lebensweise lebten.

Die Vorstellungen der Forschung vom Entstehen des ungarischen Volksliedes sind bis heute noch nicht völlig eindeutig. Der Forscher kann sich allein auf sprachwissenschaftliche und musikhistorische Angaben und Vergleiche berufen, denn die fehlende Schriftlichkeit hindert ihn von vornherein an eigenen Untersuchungen. Aber auch hinsichtlich der späteren Jahrhunderte wird die Situation nicht leichter, weil man dem handschriftlichen oder gedruckten Material nicht immer eindeutig entnehmen kann, in welchem Maße es sich um echte Folklore handelt.

Mit Hilfe der Sprachgeschichte läßt sich wahrscheinlich machen, daß die Ungarn auch vor ihrer Landnahme bereits gewisses lyrisches Liedgut besaßen; das belegen das finnougrische Wort *ének* 'Lied' sowie die ebenfalls vorlandnahmezeitlichen Wörter *dal* 'Lied' und *hang* 'Laut, Ton' unbekannter Herkunft. Vergleichende musikhistorische Angaben lassen die begründete Vermutung zu, daß gewisse lyrische Gattungen bereits vor der ungarischen Landnahme existierten. Solche mögen das Wiegenlied, der Totengesang, das Arbeitslied und natürlich Lieder sein, die an bestimme Riten gebunden waren. Die gesungenen Texte haben vermutlich aus zweizeiligen Einheiten bestanden, die Alliterationen, Parallelen, Vergleiche, Steigerungen, Gegensätze und Wiederholungen enthielten. Die Kultur der landnehmenden Ungarn hat sich innerhalb weniger Jahrhunderte nach der Seßhaftwerdung außerordentlich stark gewandelt. Von den sich auch auf die Volksdichtung auswirkenden Faktoren sollen nur die christliche Kultur und die entstehende Schriftsprache erwähnt werden. Als sich die ungarische Kultur im Mittelalter umgestaltete, blieb dies na-

türlich auch auf die Volksdichtung nicht ohne Einfluß. Es entstanden neue Gattungen, wie das Morgenlied, das Blumenlied und das kirchliche Volkslied, und parallel mit ihnen neue Formen. Vermutlich damals entstanden der vierzeilige Vers und der Endreim.

Neben dem Buchdruck und der lateinischen Klosterliteratur spielt zur Zeit der Reformation die ungarische Sprache eine zunehmend größere Rolle. Mit der Reformation nahm auch der Einfluß der Bibel zu, während sich durch die ständig wachsende Zahl von Studenten die deutsche und italienische Kultur verbreiteten. Neben der gedruckten Literatur vermehrten sich auch handgeschriebene Liedersammlungen sehr gemischten Inhalts, die zumeist von Studenten verfertigt wurden. Sicher ist, daß diese Sammlungen *auch* echte Volksdichtung enthielten; diese herauszufinden, kann eine unbedingt nützliche Hilfe bieten, wenn man das Verhältnis von Volks-, Gemein- und Kunstdichtung und ihre gegenseitigen Beeinflussungen untersuchen will. Die Folklore in den handschriftlichen Liedersammlungen wurde von der Forschung in drei größere Gattungsgruppen eingeteilt: in Gelegenheits-, Unterhaltungs- und Liebeslieder. Vom 16. Jh. an entstanden immer mehr Lieder, die sich an ein historisches Ereignis knüpfen, so die *Soldatenlieder* aus den Türkenkriegen, die *Kurutzenlieder*, Soldatenlieder aus dem Rákóczi-Freiheitskrieg (1703–1711), und später Lieder aus dem Freiheitskampf 1848–1849 gegen die Habsburger.

An der Wende zum 19. Jh. kam es in der ungarischen Volkslyrik zu einem großen Wandel. Die zu Zeremonien und Riten gehörigen Lieder wurden gewissermaßen in den Hintergrund verdrängt, neue Gattungen entstanden (wie die Soldatenlieder des Kampfes gegen die Habsburger), und die gefühlvolle Lyrik wurde immer beliebter.

Der wohl bedeutendste Wandel trat in der Melodienwelt der Volkslieder ein. Der *alte Stil*, den die fehlende Wiederkehr der Struktur, die fallende Melodieführung, kleine und mittlere Silbenzahl kennzeichneten, wurde allmählich vom Liedgut *neuen Stils* verdrängt. Dessen Merkmale sind: die wiederkehrende Struktur (erste und letzte Melodiezeile sind identisch), andersartige 3. Melodiezeile gegenüber den wiederkehrenden 1. und 4. Zeilen, im allgemeinen aus einem Vers bestehend. Auch die neuen Texte unterscheiden sich selbstverständlich von den alten. Während jene mit gewisser Feierlichkeit und Erhabenheit gesungen wurden, zeichnen sich die Lieder neuen Stils durch Natürlichkeit und Alltäglichkeit aus. Der neue Stil verbreitete sich stürmisch im vergangenen Jahrhundert und hatte den alten bis zur Jahrhundertwende fast völlig verdrängt, so daß man heute nur noch am Ostrand des ungarischen Sprachgebietes Volkslieder alten Stils von Bauern hören kann. Starken Einfluß auf die Volkslieder neuen Stils hatte die Kunstmusik mit ihrer gleichfalls seit der Jahrhundertmitte höchst volkstümlichen Gattung der in adligen und

bürgerlichen Kreisen beliebten gefühlvollen volkstümlichen Kunstlieder (*magyar nóta*).

Gegenwärtig beträgt die Zahl der notierten Volksliedtexte etwa 200 000. An ihrer Systematisierung arbeiteten in den letzten Jahrzehnten mehrere Forscher, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein, vermutlich aufgrund der oben erwähnten Zweigeteiltheit der Forschung. Die Systematisierung Imre Katonas scheint noch am ehesten akzeptierbar zu sein. Er teilte die lyrische Volksdichtung in sechs größere Gruppen ein, die drei einander relativ nahestehende Zweierpaare bilden: die Gruppen der gefühlvoll-unterhaltsamen, der an Gelegenheiten- und Zeremonien gebundenen sowie der Lieder über Lebensweise und gesellschaftliche Stellung.

Zu den *gefühlvollen* Liedern gehören beispielsweise die Blumen-, Liebes-, Abschiedslieder u.ä., von denen die *Liebeslieder* die bei weitem bedeutendsten sind, weil sie von den meisten gekannt und am häuftigsten gesungen werden. Sie sind in persönlichem, aber keuschem Ton gehalten. Offene Liebeserklärungen enthalten sie selten, sie singen eher von der fernen Geliebten und der Sehnsucht nach ihr. Die Liebeslieder sind in so hohem Maße typisiert, daß sie sich jeder zu eigen machen, als Liebesbekenntnis singen kann. Vermutlich älter sind die *schwermütigen Lieder*, die Klagen über Einsamkeit, Kummer oder Verlassenheit. Während die Liebeslieder in Gemeinschaft gesungen werden, singt das schwermütige Lied ein einzelner, doch üblicherweise so, daß ihn ein anderer hören kann. Heute werden diese Lieder vor allem in der Moldau und in Ostsiebenbürgen noch gesungen. Der siebenbürgisch-ungarische Folklorist Zoltán Kallós schreibt, daß im Gyimes-Tal jedermann sein spezielles schwermütiges Lied hatte. Die melodischen Verzierungen, die straffe Vortragsweise und ein den durchlebten Kummer, ehrliche Gefühle ausstrahlender Text haben erschütternde Lieder geschaffen.

Die Gruppe der Unterhaltungslieder wird von Weinlied und Tanzlied gebildet. Sie werden bei Geselligkeiten – vor allem Hochzeiten, Faschingsbällen usw. – gesungen, und zwar zumeist von Männern; ihnen waren Vergnügungen erlaubt – den Frauen dagegen nicht.

Zu den *Gelegenheitsliedern* gehören die Wiegen- und Schlaflieder sowie Lieder, mit denen dem Kleinkind das Laufen oder Schaukeln beigebracht wird. Imre Katona rechnet zu ihnen noch die Hochzeits- und Arbeitslieder sowie die Klagelieder, wobei es sich bei den letzten beiden um wohl sehr alte Gattungen handelt. Jene bekannte Angabe, wonach der hl. Gerhardt († 1046) der in Ungarn wirkende Missionsbischof, einem die Handmühle drehenden singenden Mädchen zuhörte, bezieht sich wahrscheinlich auf ein Arbeitslied. Viele uralte Elemente trägt auch das Klagelied in sich. Es drückt den Schmerz beim Abschied von einem Verstorbenen aus, doch kennen wir aus

neueren Zeiten auch Klagelieder über einrückende Soldaten bzw. Lieder, die das sich verheiratende Mädchen beweinen. Die Klage hat keine Zeilen mit bestimmter Silbenzahl, keine Verse, die Gliederung liegt in der stockenden Vortragsweise und im ausgedrückten Inhalt.

Zu den *Zeremonienlieder* gehören die kirchlichen Volkslieder, die Totenwache- und Totenabschiedslieder.

Die Gruppe der *Berufslieder* wird vom Studentenlied, Wächterlied, Bettlerlied, Meistergesang, Gesindelied, Schnitterlied und Erdarbeiterlied gebildet.

Unter den *historisch-gesellschaftlichen Liedern* sind die älteren historischen Soldaten- und Betyarenlieder sowie die Gefangenenlieder zu erwähnen. Über Lieder von 1848–1849 muß gesondert gesprochen werden, weil sie einen spezifischen Platz in der ungarischen Volksdichtung einnehmen. Mit ihrer optimistischen Grundstimmung erfreuen sie sich bis heute allgemeiner Beliebtheit. Überwiegend besingen sie die Führungsgestalt des Freiheitskampfes von 1848–1849, Lajos Kossuth, weshalb sie auch als Kossuth-Lieder bekannt sind. Zahllose Soldatenlieder behandeln das Soldatenleben, es sind so viele, daß sie sich in kleinere Gruppen von den Rekruten- bis zu den Marschliedern gliedern lassen.

Da die Sammlungen bisher sehr unterschiedlich intensiv durchgeführt wurden, läßt sich über die geographische Verbreitung der Gattungen wenig sagen. Die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden Gattungen — Liebeslied, Soldatenlied und Spottlied — waren überall bekannt. Manche Gattungen finden sich heute nur noch im östlichen Teil des Sprachgebiets. Die geschlechterspezifische Gliederung kann hier nicht dargestellt werden, nur so viel sei gesagt, daß gewisse Gattungen von ihrer Natur her geschlechtsgebunden waren. So sangen die Frauen die Wiegen- und Schlaflieder und die Männer die Unterhaltungs- und Liebeslieder.

Bräuche

Die ungarischen Volksbräuche werden von den Forschern traditionell nach zwei Gesichtpunkten unterschieden. Man gruppiert sie entsprechend der wichtigeren Wendepunkten im Menschenleben und ordnet sie Geburt, Hochzeit und Tod bei oder teilt sie den Jahreszeiten entsprechend dem Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfestkreis zu. In der traditionellen bäuerlichen Lebensweise dauerten die Feldarbeiten großenteils vom Frühling bis zum Spätherbst, so daß es kaum überrascht, daß die wenigsten Feste auf den Sommer entfielen, relativ mehr auf Frühjahr und Herbst, während die meisten Feste im Winter gefeiert wurden.

Der sehenswerteste jener Bräuche, die den Wendepunkten im Menschenleben folgen, ist die Hochzeit. Sie ist der einzige Anlaß, bei dem der einzelne mit seiner Wahl im Prinzip die Geschehnisse der künftigen Jahre beeinflussen kann, weshalb die Gemeinschaft ihrer festlichen Begehung großes Gewicht beimaß.

Die zahlreichen Vorschriften, die eine Mutter einhalten mußte, damit ihr künftiges Kind gesund bliebe, gehören eigentlich in die Welt des Volksglaubens. In der Volkskultur lassen sich jedoch Glauben und Brauch nicht scharf voneinander trennen. Die vielen Maßnahmen zum Schutze des noch ungetauften Kindes gegen den schädlichen Hexeneinfluß gehören zur Welt des Glaubens und der Bräuche gleicherweise. Der Übergang von der Kindheit zur Jugendzeit (z.B. die Burschenweihe) oder der Schritt aus der Jugendzeit ins Erwachsenenalter (wie die Hochzeit) schufen eine ganze Reihe von Bräuchen. In je fernere Zeiten sie zurückreichen, desto größer ist die Rolle dieser die Übergänge bezeichnenden Bräuche und Riten.

Bei dem mit dem Jahreslauf verbundenen Brauchtum konzentriert der winterliche Festkreis die meisten Bräuche und Volksglauben auf sich. Er beginnt mit den Namestagen Ende November. Zu Katharina, dem 25. November, und noch mehr zu Andreas, dem 30., gehören die vielfältigen Bräuche des Liebesorakels. Ein wichtiges herausragendes Datum ist der 13. Dezember, der Lucientag. (Als herausragende Tage bezeichnet die Ethnogpraphie Tage, mit denen sich ein bestimmter Brauch oder Volksglauben verknüpft, entweder positiv – daß man etwas Bestimmtes tun muß – oder negativ – daß man etwas unterlassen muß.) Der Lucientag ist einer der dunkelsten Tage des Jahres, weshalb man glaubte, daß er sich besonders für bösen Zauber eigne. Folglich dienen die meisten Bräuche dieses Tages der Abwehr. Es gibt viele Ratschläge des Volksglaubens, wie man sich gegen Verhexung schützen könne. Verhexung droht meistens den Nutztieren: die verhexte Kuh gibt keine Milch, das verhexte Huhn legt keine Eier. Damit die Hexe nicht in den Stall kann, steckt man dornige Zweige oder Äste in die Stalltür usw. Wirksamer kann man sich gegen die Hexe wehren, wenn man die Person kennt, die Schaden stiften will. Um sie herauszufinden, entwickelte man vielfältige Praktiken, wie beispielsweise den Lucienstuhl, mit dessen Herstellung aus 13 Holzarten an diesem Tag begonnen werden mußte. Ein anderer Brauch, der Lucienzug diente dem Fruchtbarkeitszauber. Weiterhin gehörten zu diesem Tag noch Bräuche der Wetterprophezeiung.

Das wichtigste Ereignis zu *Weihnachten* ist das *Krippenspiel*, von dem sich zwei Haupttypen unterscheiden lassen. Bei dem einen personifizieren die Teilnehmer die Krippenfiguren, sie bitten mit einem tragbaren Stall von Bethlehem in den Häusern um Einlaß und geben

dort eine kurze Darbietung von Jesus' Geburt. Bei dem anderen Typ zieht man ebenfalls mit einem tragbaren Stall von Bethlehem umher und zeigt die Weihnachtsgeschichte darin als Puppenspiel. Dieses Krippenspiel war ein mittelalterlicher kirchlicher Brauch, der, die Kirchen verlassend, seit Jahrhunderten unter den Traditionen der Bauernschaft gepflegt wird und seinen religiösen Charakter hie und da fast völlig verloren hat. Er wurde durch viele scherzhafte Elemente erweitert, beispielsweise am Dreikönigstag und am Tag der Unschuldigen Kinder. Am zweiten Weihnachtstag oder zwischen Weihnachten und Neujahr fand die *regölés* statt, bei der die Kinder die Liebespaare „zusammensangen".

Am Silvesterabend vertrieb die Jugend mittels Peitschenknallen und Viehglockengeläut das alte Jahr und zugleich Krankheit und Übel aus dem Ort. Am Neujahrstag besaß jede Handlung magische Kraft. Was man und wie man es tat, daß würde man das ganze Jahr hindurch tun. Am 6. Januar (Epiphanias) beginnt der bis Aschermittwoch dauernde Fasching, dessen Bräuche und Volksglauben sich allerdings auf die letzten drei Faschingstage konzentrieren. Die Bezeichnung *farsang* selbst stammt aus einem österreichisch-bayerischen Lehnwort, aus *vaschang,* und ist schriftlich erstmals 1283 belegt. In Ungarn hat sich der Fasching vermutlich im Mittelalter und auf vor allem deutschen Einfluß herausgestaltet. Seine Verbreitung mag auf drei Ebenen geschehen sein: am Königshof, im städtischen Bürgertum und unter der Dorfbevölkerung. Das typische Ereignis fast aller Faschingsbräuche ist der Verkleidung in ein Tier, wie Storch, Ziege, Pferd oder Bär. Wichtige Ereignisse neben den dramatischen Spielen und Umzügen maskierter Gestalten sind das bei anderen Festen Übliche noch weit übertreffende feuchtfröhliche Gelage, Tanz, Belustigungen in Schenke und Spinnstube oder anderen Gemeinschaftsräumen. Die wechselhaften Bräuche des Winterfestkreises gehen mit dem Fasching zu Ende.

Aus dem Frühlingsfestkreis sind die Osterbräuche zu erwähnen, das Bemalen und Verschenken von Eiern oder der Fruchtbarkeitszauber des Besprengens der Frauen und Mädchen mit Wasser oder neuerdings Kölnisch-Wasser von einem Haus zum andern, beides am Ostermontag. Einer der herausragenden Tage im Frühjahr ist noch der 24. April, der Georgstag, an dem das Vieh zum ersten Mal ausgetrieben wird. Am 1. Mai wird üblicherweise der Maibaum errichtet. Typische Pfingstbräuche sind die vermutlich noch vorlandnahmezeitlichen, mit Geschicklichkeitsproben verbundenen Pfingstkönigswahlen, der Besuch der Mädchen von Haus zu Haus, das *Pfingstspiel* und der Besuch der kleinen Mädchen, der auch Umzug der Pfingstkönigin genannt wird und mit einem mit Hanf vollzogenen Fruchtbarkeitszauber verbunden ist.

Aus dem Sommerfestkreis soll nur der 24. Juni, das Johannisfest oder mit anderem Namen Sankt-Iwans-Tag erwähnt werden, wenn die Jugend die Sommersonnenwende begeht, indem sie um ein großes Feuer am Dorfrand sitzt und die zueinander passenden Paare „zusammensingt", im Glauben, daß diese einander auch heiraten werden. Das Schnitterfest wurde nicht überall gefeiert, es wurde erst in neuerer Zeit und auf den größeren Herrschaftsgütern zum Brauch.

Zu den herausragenden Tagen des Herbstfestkreises gehören Michaelis (29. September) und Martin (11. November) mit vielen Formen des Volksglaubens und Brauchtums. Von den Erntearbeiten im Herbst verläuft die Weinlese am farbigsten. Die Vergnügungen an ihrem Ende gehen zwar nicht auf eine lange Vergangenheit zurück, erfreuen sich aber bis heute großer Beliebtheit.

Glaubenswelt

Der Begriff des Volksglaubens umfaßt zugleich die ganze Glaubenswelt, die neben den positiven Religionen zu allen Zeiten in der ungarischen Volkskultur existierte und sich auch heute noch findet. Vor dem Entstehen der Ethnographie nannte man diese Erscheinungen allgemein *babona* ‚Aberglauben'. Ein Teil der Gesellschaft — fast könnte man sagen, unabhängig von der Zugehörigkeit zu welcher Schicht — glaubte daran und praktizierte sie, während der andere Teil sich abfällig darüber äußerte. Mit der Verbreitung der Aufklärungsideen wuchs die Zahl letzterer, doch ist das Lager ersterer bis heute nicht verschwunden, ja die Elemente des Volksglaubens gehören zu den am hartnäckigsten weiterlebenden Teilen der Volkskultur.

Das Weltbild der landnehmenden Ungarn (von Religion kann damals noch nicht gesprochen werden) war der Schamanismus, doch kannten sie vermutlich auch monotheistische Religionen. Ihre Priester — die Schamanen — brachten Opfer dar und heilten. Ein Teil der Schamanen werden den Namen *táltos* ~ 'Zauberer' getragen haben, und fast bis in die jüngsten Zeiten lebten in den ungarischen Dörfern Menschen mit außerordentlichen Eigenschaften, die als *táltos* galten. Mit den Fragen der uralten ungarischen Glaubenswelt haben sich zahlreiche Forscher beschäftigt. Mitte des letzten Jahrhunderts verfaßte ein römisch-katholischer Bischof, Arnold Ipolyi, nach dem Vorbild der Deutschen Mythologie die erste große ungarische Synthese, die *Ungarische Mythologie* (Magyar Mythológia, 1854). Der vorzüglich informierte Verfasser arbeitete in seinem Buch das gesamte historische Quellen- und frühe Volksglaubensmaterial auf. Zu Beginn unseres Jahrhunderts führte der psychonanalystisch geprägte Ethno-

loge Géza Róheim die Arbeit Ipolyis fort. Seine nun wieder herausgegebenen Studien beweisen, aufgrund welch großen Vergleichsmaterials er den ungarischen Volksglauben untersuchte. Weiter sei Vilmos Diószegi erwähnt, der ausgehend von den Volksglaubenssammlungen seiner Zeit unter Verwendung des heutigen Wissens über die Folklore der finnougrischen Völker und der historischen Quellen den Schamanismus studierte. Aus seinen Forschungen ergab sich das Bild des auch heute lebendigen Volksglaubensmaterials, das das Weltbild der landnehmenden Ungarn noch in sich trägt.

Ein Systematisierungsprinzip für das außerordentlich verzweigte Gebiet des Volksglaubens kann die Gruppierung nach beteiligten Personen und Handlungen sein. Personen: 1. mit übernatürlichen Kräften begabte Menschen; 2. übernatürliche Wesen; Handlungen: 1. Verbote und 2. Vorschriften.

Zu den mit übernatürlichen Kräften begabten Menschen gehört der oben erwähnte *táltos*, der bis zu einem gewissen Maße vermutlich – da dies bisher noch nicht glaubwürdig bewiesen werden konnte – die Rolle des einstigen Schamanen einnimmt. Bereits bei seiner Geburt trägt er Zeichen seiner Außergewöhnlichkeit an sich: Er wird mit einem Zahn oder einem überzähligen Knochen geboren (einem zusätzlichen Finger oder Zeh). Im allgemeinen wächst er wie die normalen Kinder auf, verschwindet aber im Alter von 13 Jahren und trägt seinen ersten Kampf gegen einen anderen *táltos* aus. Er vertreibt Hagelschlag oder Sturm oder findet den vergrabenen Schatz. Er trinkt vor allem Milch, weshalb ein Wanderer, der mit der Bitte um Milch ins Haus tritt, freundlich empfangen werden muß. Auch der *fahrende Student* kann Sturm hervorrufen oder stillen. Während der *táltos* mit seiner Wissenschaft geboren wird, lernt sie der fahrende Student aus Büchern. Im heutigen Volksglauben sind die Gestalten beider schon sehr miteinander verschmolzen. Die *Hexe* ist eine zentrale Gestalt des Volksglaubens. Ihre Bedeutung belegen die Jahrhunderte hindurch geführten vielen Hexenprozesse. Umsonst stellte bereits der ungarische König Koloman der Bücherfreund (Regierungszeit 1095–1116) fest, eine gewisse Art von Hexen gebe es gar nicht; das tatsächliche Ende der Hexenverfolgung trat erst unter Maria Theresias Herrschaft ein. Es gibt keine Regel, aus wem eine Hexe wurde bzw. wem man dies nachsagte. Sie konnte schön oder häßlich, alt oder jung sein. Eine Hexe konnte nur Unheil stiften: Sie verhexte die Kuh, ließ deren Milch versiegen, traf das Kind mit dem bösen Blick, vertauschte den Säugling usw. usf. Nach verbreitetem Glauben konnte sie nur so sterben, daß sie zuvor jemandem mit Handschlag ihr Wissen übergab. Der *mit teuflischen Eigenschaften begabte Kutscher* hatte einen wesentlich engeren Wirkungsbereich. Er vermochte lebende und Geisterpferde in tollkühner Weise an fast un-

möglichen Stellen lenken (er raste mit ihnen über Hausdächer und durch Flüsse).

Unter den *übernatürlichen Wesen* verbanden sich die meisten Aberglauben mit dem *Alb*, dessen häufigste Art nachts als Gespenst sein Opfer aufsucht, sich wie der Liebhaber verhält und es dann vernichtet. Er kann Mann und Frau gleicherweise verhexen. Nur für Männer sind die *bösen Feen* gefährlich, die ihr Opfer zu Tode tanzen. Die Reihe ließe sich beliebig mit weiteren Figuren geringerer Bedeutung fortsetzen.

Wie gesagt, ergibt auch die Einteilung nach Handlungen zwei größere Gruppen, die der Verbote und die der Vorschriften. Der Volksglauben schreibt ganz genau vor, was zur Abwendung von Verhexungen oder anderen Übeln zu tun und zu unterlassen ist. Die Verhexungen können ganz verschieden gerichtet sein: auf Menschen, Tiere, Saat und viele Bereiche des Wirtschaftslebens, aber auch auf menschliche Beziehungen (z.B. die Liebe).

In Verboten und Vorschriften gleicherweise spielen *Zeit* und *Ort* eine wichtige und vorrangige Rolle. Der geeignetste Zeitpunkt ist im allgemeinen vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, aber auch innerhalb eines Monats ist festgelegt, wann gewisse Handlungen verrichtet werden sollen (z.B. bei Vollmond). Auch die Woche besitzt ihren festen Ablauf. Für jeden Tag ist festgelegt, was wann getan werden muß oder soll. Ähnlich verhält es sich mit den für jeden Tag des Jahres gegebenen Vorschriften und Verboten. Einige besonders wichtige Tage für die Volksglaubenswelt wurden schon erwähnt: Georgi, 24. April; Michaelis, 29. September; Lucia, 13. Dezember; außerdem der 31. Dezember als letzter Tag des alten und der 1. Januar als erster Tag des neuen Jahres. Das *Erste* besitzt im Volksglauben stets große Bedeutung, alles was als *erstes* und *wie* es geschieht, hat besonderes Gewicht.

Ebenso wichtig ist der *Ort*. Die Wegkreuzung oder selbst die Stelle, wo die Dachrinne tropft, können wesentliche Motive sein. Sie dürfen nicht verfehlt werden, weil ein schlecht gewählter Platz den Erfolg des Zaubers beeinflussen bzw. zweifelhaft werden lassen kann. Nicht weniger wichtig für den ganzen Ablauf des Ritus ist der Text, der zu sprechen ist. Es sind Zauberworte, die die Folkloristik auch Beschwörung nennt. Für ihre Erforschung bedeutete es eine große Hilfe, daß es seit dem 16. Jh. gedruckte ungarische Beschwörungen gibt, aber auch heute stößt ihre Sammlung nicht auf besondere Schwierigkeiten, da fast jeder traditionsverbundene Mensch bei kleineren oder größeren Krankheiten einen mehr oder weniger langen Text parat hat. Deren Form ändert sich kaum, da es geradezu ein Schlüssel zum Erfolg ist, daß die Beschwörungen immer wortgetreu gesprochen werden.

Lebensweise

Wirtschaftsführung

Bis zur Herausbildung der wissenschaftlich-kritischen Anschauung hat die Geschichtsschreibung die landnehmenden Ungarn für ein einseitig Viehzucht treibendes Nomadenvolk gehalten. Die sprachwissenschaftlichen, archäologischen und historischen Forschungen haben – häufig unter Zuhilfenahme der ethnographischen Interpretation – im Laufe der Zeit bewiesen, daß die Ungarn bei allem Übergewicht der Viehzucht in den Jahrhunderten unmittelbar vor ihrer Landnahme, vor allem durch die Kontakte mit den Bulgartürken, sich die Grundelemente des Ackerbaues mit dem Pflug aneigneten. Im Karpatenbecken erweiterten sich ihre Wirtschaftskenntnisse vor allem insofern, als sie in dieser niederschlagsreicheren Umgebung mit üppigerem Pflanzenwuchs andere Geräte und Arbeitstechniken übernehmen mußten als in der zuvor bewohnten trockeneren, weniger baumbestandenen Ebene. Ihre Eingliederung in die mitteleuropäische Wirtschaftsweise war bis zum 13.–14. Jh. abgeschlossen, bis zur Stabilisierung des Dorfsystems. Infolge ständiger Rodungen machten sie in den Ebenen und Hügelgebieten immer mehr Boden urbar, ja sogar auch in den höherliegenden Gebirgsregionen, den Flußtälern und Hochebenen. In den fruchtbareren Landesteilen bürgerte sich die Feldwechselwirtschaft mit dem Pflug ein. Außer der Weideviehhaltung und der Getreideproduktion bekamen auch Nebenzweige große Bedeutung, wie Fischerei, Jagd, das Sammeln von Pflanzen, Bienenzucht und verschiedene Hausgewerbe, vor allem Weberei und Flechterei sowie die Herstellung hölzerner Geräte.

Ein grundlegender Wandel in der Geschichte der Landwirtschaft trat ein, als sich am Ende des Mittelalters bessere Möglichkeiten der Warenproduktion ergaben. Der große Mastviehbedarf der westeuropäischen Städte bewog die Großgrundbesitzer und Bauerngemeinden zur Viehhaltung. Die Entwicklung der Marktflecken begann bereits vor der türkischen Expansion: Die Bewohner der kleineren Siedlungen begannen in größere Ortschaften umzuziehen, wodurch riesige Weideflächen entstanden. Die Kriegsverwüstungen in der ungeschützten Großen Ungarischen Tiefebene beschleunigten die Bevölkerungskonzentration noch weiter. Gleichzeitig erstarkten die

warenproduzierenden Meierhöfe der Grundherren im Westen und Norden des dreigeteilten Landes. Bis zum Ende des 18. Jh., der Verbreitung der rationellen Wirtschaftsführung, zeigten sich wenige Unterschiede zwischen den Meierhöfen und den Hufenwirtschaften der Fronbauern. Von da an modernisierten sich die Güter jedoch immer stärker, während die Bauernwirtschaften trotz aller Entwicklung zurückblieben. Doch auch die Bauernwirtschaften kamen in den Genuß der von den Napoleonischen Kriegen bis in die 1870er Jahre hinein dauernden Agrarkonjunktur (Getreide, Wolle), in der es zwar kleinere Rückschläge gab, die aber doch gewissermaßen berechenbar war.

Schon im 18. Jh. wurden neuerlich große Gebiete gerodet, und die Wasserregulierungen und das Umpflügen der Weiden vergrößerten den Ackerboden weiter. Die Einführung der Brache wurde allgemein. Auf den von den Siedlungszentren entfernten Feldern der weiten Gemarkungen in der Tiefebene wurden ständige Wohnbauten, die Einödhöfe, errichtet, um die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz aufzuheben. Die besitzende Bauernschaft kam bereits vor Einführung der freien kapitalistischen Verhältnisse zu erheblichem Vermögen, was seinen Ausdruck in schönen und wertvollen Gegenständen aus allen Bereichen der Volkskultur, einer anspruchsvolleren Wohnkultur und modischer Bekleidung fand. All das war jedoch das Ergebnis einer überwiegend extensiven Entwicklung. Als deren Möglichkeiten sich erschöpften und auch die Marktnachfrage zurückging, wurde die Krise der traditionellen Bauernwirtschaft unaufhaltbar. Der freie Handel mit Boden führte zu differenzierteren Besitzverhältnissen und das Bevölkerungswachstum zur schnelleren Besitzteilung. Die nichtagrarischen Arbeitsplätze waren zur Aufnahme des wachsenden Arbeitskräfteüberschusses nicht ausreichend. Zu einer Bodenreform kam es bis 1920 nicht, aber auch dann vermochte diese die Situation nicht zu bessern, weil das verteilte Land viel zu wenig für die große Zahl der Anwärter war. Die Bauernwirtschaften spezialisierten sich in West- und Südtransdanubien auf intensive Rinderhaltung und Milchwirtschaft und in der Tiefebene zum Teil auf Gartenkulturen (Wein, Obst, Gemüse). In anderen Gebieten wurden in großen Mengen Industriepflanzen (z.B. Zuckerrüben) angebaut.

Bis zum Zwangszusammenschluß in Produktionsgenossenschaften (1958–1962) erreichten die bäuerlichen Wirtschaften im westlichen und mittleren Transdanubien sowie in der mittleren und südlichen Großen Ungarischen Tiefebene den höchsten Stand der entwickelten Marktproduktion. Doch führte die Spezialisierung zu erheblichen Unterschieden, wobei schließlich die Waage zugunsten Westungarns ausschlug. Bei den intensiven Pflanzenkulturen kam jeweils nur ein Zweig zum Aufblühen (z.B. Paprika, Zwiebel, Tomate, Gurke, Apfel, Pfirsich usw.), während die intensive Stallhaltung Futterproduk-

tion, häufig auch ergänzende Zuchtbetriebe (Schweinemästereien) verlangte, also die Wirtschaftsstruktur viel stärker veränderte als die einseitige Pflanzenkultur.

Bis zum 19. Jh. hatten sich im Gerätebestand und bei den Arbeitsmethoden landschaftsmäßig bestimmte Unterschiede herausgebildet. In den Getreidegebieten der Ebene – besonders auf den Einödhöfen – wurde mit der Sense geerntet, und die Einbringung geschah wie beim Heu. Im Freien lagernd, wurde das Getreide mittels des Viehs gedroschen. (Dies nannte, wie gesagt, István Györffy die nomadische Wirtschaftsweise.) In den Hügel- und Gebirgsgegenden wurde das Getreide zumeist mit der Sichel geerntet, in Garben gebunden, in die Scheuer gefahren und mit dem Dreschflegel gedroschen. Erntemaschinen konnten sich wegen des großen Arbeitskräfteangebots in Ungarn nicht durchsetzen, die Dreschmaschine aber wurde zwischen 1890 und 1910 mit Ausnahme Siebenbürgens auch bei den Bauern üblich. Parallel dazu, wenn auch mit zeitlichen und landschaftlichen Unterschieden, löste die Sämaschine das Säen mit der Hand, der Eisen- den Holzpflug und der Hackpflug die Hacke ab. Die Hacke war im Mittelalter vor allem ein Werkzeug der Weinbauern gewesen – vielseitig und häufig eingesetzt wurde sie erst nach Einführung der Hackfrüchte aus Amerika, Mais, Tabak und Kartoffel. Die Gartenkulturen entwickelten eigene Gerätschaften, während der Wandel in der Viehzucht mit weniger Neuerungen beim Gerät und weniger großartigen Änderungen im Arbeitsprozeß einherging. Die seit Jahrhunderten speziell hier gezüchtete fleischreiche Rinderrasse wurde früher oder später gegen empfindlichere westliche Rassen mit höherem Milchertrag ausgetauscht, ebenso wie das grobwollige lokale Schaf gegen feinwollige südeuropäische Rassen, das landestypische Pferd gegen edlere Mischblüter und die halbwilden Sumpf- und Waldschweine gegen zunächst Fett- und dann Fleischschweine. Der Umgang mit den neuen Rassen verlangte ebenso ein höheres Fachwissen wie die neuen Pflanzen der Gartenkulturen, somit steigerten sie insgesamt die bäuerliche Professionalität.

Siedlungen

Bisher fiel noch kein Wort über die Wirtschaftsschauplätze Marktflecken und Einödhof. Beide sind als typisch ungarische Siedlungsformen zu bezeichnen, selbst wenn es den Marktflecken Ungarns ähnelnde Gebilde auch in Mähren sowie Süd- und Mittelpolen gibt. Die Einödhöfe sind Streusiedlungen, und in diesem Sinne ähnliches findet sich in vielen Landschaften unseres Kontinents. Der spätmittelalterliche Marktflecken ist eine beschränkt städtische Funktio-

nen versehende Siedlung: Er kann ein Verwaltungs-, kulturelles und auch kirchliches Zentrum sein, in erster Linie aber sichert er der Agrarbevölkerung oder einem Herrschaftsgut die Versorgung mit den dringendst benötigten Gewerbegütern und ist der Markt für den Tausch der Agrarprodukte der Umgebung. Im feudalistischen Ungarn gab es rechtlich zwei Arten von Städten: die ursprünglich von Mauern umgebene *civitas*, die mit wertvollen Privilegien ausgestattete königliche Freistadt, also die eigentliche Stadt, und andererseits das *oppidum*, den Marktflecken. Mitte des letzten Jahrhunderts hatte Ungarn bereits mehr als 700 Marktflecken mit höchst unterschiedlichen Rechten und Einwohnerzahl. Im Zuge der bürgerlichen Umgestaltung der Verwaltung wurden jedoch die allermeisten Marktflecken wieder zu Gemeinden, weil sie nur über einen kleinen Teil der Befugnisse einer modernen Stadt verfügten.

Das System der Einödhöfe wird gerade dadurch einmalig unter den europäischen Streusiedlungen, daß es eng an die Marktflecken in der Großen Ungarischen Tiefebene oder an die großen Agrarsiedlungen gebunden ist. Das Wohnhaus des Besitzers stand in der geschlossenen Siedlung, und der Einödhof war eine Nebenwohnung am Arbeitsplatz, wo sich üblicherweise die jüngere Generation der Familie für längere Zeit aufhielt. Dieser reine Typ war aber selbst in der Blütezeit des Einödhofsystems (1880–1950) relativ selten. Dagegen fanden sich mehrere andere Formen des Wohnens und Wirtschaftens auf dem Einödhof. Die Entwicklung verlief in Richtung der von der Muttersiedlung in höchstem Maße unabhängigen Farm. Zu den wenigen anderen Arten von Streusiedlungen im ungarischen Sprachgebiet gehören außer dem Einödhof beispielsweise die Almwirtschaften in den Ostkarpaten.

Die überwiegende Mehrheit der ungarischen Siedlungen waren geschlossen bebaute Straßendörfer. Bei allen Unterschieden im Lageplan und in der Siedlungsstruktur war ihnen gemeinsam, daß ihre Bevölkerung, mit Ausnahme einiger Bergbaugebiete, aus Bauern bestand. Die bäuerliche Lebensform war derart bestimmend, daß auch die wenigen Vertreter der lokalen Intelligenz und die Handwerker eine Bauernwirtschaft betrieben.

Bauweise und Wohnkultur

Es ist die große Frage der ungarischen Wohnhausforschung, unter welcher Art von Dach die landnehmenden Ungarn gewohnt haben und wie lange diese Hausformen in Gebrauch blieben. Archäologische Untersuchungen haben ergeben, daß sie außer dem weiträumigen Zelt (Jurte) auch die in ganz Europa bekannte Grubenhütte und ober-

irdische Gebäude mit stabilen Wänden benutzten. Die weitere Hausentwicklung paßte sich dann völlig der Wohnhauskultur der geographischen Umgebung an. Die ungarische Ethnographie betrachtet die Feuerstelle als ein Hauptordnungsprinzip der Haustypen. Im ungarischen Sprachgebiet fanden sich im 19.–20. Jh. vier größere typische „Hauslandschaften", die sich jeweils über die Sprachgrenze hinaus fortsetzten.

1. Das Zimmer des Tiefebenen- oder mittelungarischen Hauses wärmte der geschlossene Ofen, der aus der mit Kamin versehenen Küche beheizt wurde.

2. Das Zimmer des westlichen Haustyps heizte ein Kachelofen, der von der mit Dachboden versehenen, aber kaminlosen sog. „Rauchküche" beschickt wurde, weshalb jeder Raum einen eigenen Hofeingang besaß.

3. Im Zimmer des nördlichen Haustyps befand sich ein großer flacher Ofen, vor dessen Öffnung unter einem Kamin ein offenes Feuer brannte.

4. Die Feuerstelle des östlichen oder siebenbürgischen Hauses war schließlich ein offener Kachelofen. Wesentlichere Abweichungen im Grundriß der Wohnhäuser waren nicht entstanden.

Der Gipfelpunkt der traditionellen Entwicklung war das für festliche Anlässe reservierte Zimmer zur Straße, das im wesentlichen unbenutzt blieb. Das ursprünglich aus einem einzigen Raum bestehende Haus wurde aus Gründen des Schutzes und der Heizungstechnik und später entsprechend der höheren Ansprüche an die Lebensweise in mehrere Räume geteilt.

Die Anpassung an die Gegebenheiten der natürlichen Umgebung führte zur Verwendung unterschiedlicher Baumaterialien. Solange Ungarn noch reicher an Wäldern war (bis zum 18. Jh.), mag die Holzarchitektur allgemein verbreitet gewesen sein. In den letzten 150–200 Jahren waren die Bauernhäuser mehrheitlich mit Lehm ausgefüllte Holzskelett- oder reine Lehmhäuser (mit gestampften oder aufgesetzten Wänden). In Siebenbürgen blieb allgemein das Holz und in Mitteltransdanubien wurde der Naturstein das Baumaterial. Das Dach wurde in Wassernähe mit Schilf, anderswo mit Roggenstroh und im Gebirge mit Schindeln gedeckt. Der gebrannte Ziegel und der Dachziegel wurden erst im 20. Jh. infolge der Verbreitung der städtischen Bauweisen allgemein. Zahlreiche Dorfkirchen, Kirch- oder Glockentürme wurden aus Holz oder gestampften Lehmwänden errichtet. Bei den Wohnhäusern ändern sich die Fassaden je nach Landschaft, die Hoffassaden sind weniger Wandlungen unterworfen, bieten aber oft einen freundlichen Anblick (Laubengänge mit Säulen oder Pfeilern). Sehr unterschiedlich können auch die Nebengebäude aussehen (Scheunen, Schuppen, Groß- und Kleinviehställe). Die alter-

tümlichen und einfachen Formen haben sich am ehesten noch bei den Hirtengebäuden erhalten.

Auch in Ungarn hat sich die auf unserem Kontinent bekannte zweifache Zimmereinrichtung herausgebildet. Dabei ist die eckendominante oder diagonale Einrichtung die allgemeine und zugleich ältere. In der Ecke gegenüber der Tür steht der Tisch, umgeben von Bänken, Lehnbänken und Stühlen, daneben die Truhe. In der anderen Ecke befinden sich ein oder zwei Betten und dem Tisch gegenüber die Feuerstelle. Die gedachte Linie zwischen Tisch und Feuerung teilt den Raum in eine kultische und eine Arbeitshälfte. In der ersteren wird gegessen, dort finden Festlichkeiten statt und werden Gäste empfangen, in der letzteren werden die alltäglichen Zimmerarbeiten verrichtet. In dem parallel eingerichteten Raum – der selteneren und neueren Entwicklung – stehen Tisch und Stühle in der Zimmermitte, vor dem Fenster, und die Betten beiderseits daneben. Die Möbel mit der ältesten Vergangenheit sind der Stuhl – ursprünglich eine Art Thron –, die zur Aufbewahrung dienende Truhe und die Wiege. (Im allerfrühesten Stadium saß und schlief man auf Decken und Fellen auf dem Fußdoben.) Der Möbelbestand erweiterte sich im Laufe des Mittelalters um Tisch, Bänke und Bett. Das die wertvollen Kleingegenstände enthaltende Wandschränkchen kam später hinzu, Schrank und Schubladentruhe begannen sich bei den Ungarn erst im 19. Jh. zu verbreiten. Eine stark verbesserte Möblierung des Zimmers wurde möglich, als es rauchfrei wurde, was in Mittelungarn allgemein im 15.–16. Jh. eingetreten sein wird. Damit konnten neben den gezimmerten Möbeln auch bemalte und geschnitzte Tischlermöbel aufgestellt und Wohnungstextilien als Dekoration verwendet werden. Später wurden die Wände mit Zierkeramik und im 20. Jh. mit Bildern (Heiligenbildern, Öldrucken und Stichen) behängt. Im ersten Zimmer wurde das mit vielen Zierkissen und -decken hochgetürmte Bett allgemein. Die Küchenmöblierung blieb sparsamer, sie bestand aus Gebrauchsgefäßen, Back- und Kochgerät sowie Lagergefäßen für Lebensmittel. Im zweiten Zimmer wurden die häufiger benutzten Möbel untergebracht. In der Kammer wurden Lebensmittel aufbewahrt, und beim nördlichen Typ befand sich in ihr auch ein ungeheizter Schlafplatz.

Tracht

Die Tracht gilt auf der ganzen Welt als ein charakteristischer, kulturell oftmals als der wichtigste Ausdruck für die Zusammengehörigkeit von Völkern, Volksgruppen, Gesellschaftsschichten und auf ganz unterschiedlicher Basis organisierten lokalen Gemeinschaften. Das gilt

in gleicher Weise für die ungarische Tracht. Das farbige Bild jedoch, das in der Öffentlichkeit großenteils aufgrund von Tourismus- und repräsentativen Volkskunst-Buchausgaben entstand, ist das Ergebnis einer langen Entwicklung und zeigt allein einen relativ kurzzeitigen, einige Jahrzehnte langen Zustand aus der jüngsten Vergangenheit. In ihm lassen sich eine altertümliche und eine jüngere historische Schicht unterscheiden. Ein Merkmal der älteren Schicht ist, daß die Fest- von der Arbeitskleidung sich nicht in Schnitt und Zusammenstellung, sondern in der Qualität unterscheidet; länger benutzte Stücke werden für die Arbeit verwendet. Damit geht üblicherweise einher, daß sich Unter- und Oberbekleidung nur in ihrer Funktion unterscheiden und es in bestimmten Gegenden Kleidungsstücke wie die ärmellose bestickte Pelzjacke (Tal der Schwarzen Kreisch) gibt, die von Männern und Frauen gleicherweise getragen werden. Überwiegend wird die archaische Tracht aus hausgewerblichem Rohmaterial und allgemein selbst gefertigt: aus Leinen und Wolle. Handwerkserzeugnisse, aber im traditionellen Schnitt, sind die Fellkleidungsstücke: *suba* ‚langer Mantel mit nach außen getragenem Fell', *ködmön* ‚Pelzjacke', *bunda* ‚Pelzmantel' und *szűr* ‚Bauerntuchmantel'. Wie wesentlich sich die Tracht in der Neuzeit wandelt, zeigt, daß die altertümlichen Stücke zum Unterkleid werden, das unter einem neuen Oberkleid von anderem Schnitt, Farbe- und Material getragen wird; Fest- und Arbeits- sowie Männer- und Frauentracht weichen nun charakteristisch voneinander ab. Grundvoraussetzung für die Abwandlungen ist, daß bei der Verwendung der Materialien immer mehr die Stoffe der Massenindustrie zunehmen und bei Schnitt und Herstellung Handwerk und Kunstwerbe die Heimarbeit ablösen. Aus dem 16.–19. Jh. sind zahlreiche Verordnungen bekannt, die die Kleidung der Gesellschaftsklassen und -schichten regelten, indem sie üblicherweise die „Sittlichkeit" der unteren Schichten umschrieben. In Ungarn hat sich – besonders für die Frauen – das vielschichtig differenzierte Zeichensystem der Volkstracht erst bis zum Ende des 18. Jh. herausgebildet. Viel weniger Änderungen traten bei der männlichen Bekleidung der Bauern ein. Eher als ungewöhnlich gilt, daß die Hirten mit Ausnahme Siebenbürgens die Mode der altertümlichen und auffälligeren Kleidungsstücke länger beibehielten als die Bauern ihrer Umgebung. In den entwickeltesten Varianten der Volkstracht zeigt der Wechsel von den helleren zu den dunkleren Farben das zunehmende Lebensalter an. Der Kranz im Haar stand nur den jungfräulichen Mädchen zu, während jede Frau ihre Haare unter einem Tuch tragen mußte. Die Kleidung konnte ein außergewöhnliches Ereignis anzeigen, beispielweise Trauer oder einen Festtag (die Reformierten trugen vielenorts auch am Karfreitag Trauer, die Mädchen erhielten üblicherweise Ostern neue Kleider). Qualität und Pracht der

Stoffe repräsentierte zumeist auch die soziale Stellung und die Wohlhabenheit. Im Sárköz, einer Kleinlandschaft in Südtransdanubien, gingen die Wohlhabenderen am Sonntagvormittag in andere Kleidung zur Kirche als am Nachmittag, selbstverständlich trugen sie diese auch zu Hause. Die bekanntesten landschaftlichen Unterschiede entstanden teils aus der Befolgung unterschiedlicher Moden und deren spezifischer Anwendung und teils aus der für die lokale Gemeinschaft typischen Zusammenstellung und Verzierung landesweit bekannter Kleidungsstücke. Die in ihrer Blütezeit (vom Ende des 19. Jh. bis in die 1960er Jahre) von der Ethnographie untersuchten Trachten bringen treu die Bemühung der Bauernschaft zum Ausdruck, in der bürgerlichen Gesellschaft ihr eigenes Antlitz gestalten zu wollen. Hervorzuheben sind die vielfach als prächtigste betrachtete Tracht vom Sárköz, die Palozentracht in Oberungarn, weiter die von Kalocsa und von Mezőkövesd in der Tiefebene oder die westungarische von Kapuvár. Die bäuerliche Bekleidung Siebenbürgens und der Moldau blieb in der gleichen Zeit hinsichtlich des Materials und der Zusammensetzung um vieles altertümlicher. So bewahrte sie bis zur ersten Hälfte unseres Jahrhunderts viel mehr mittelalterliche Elemente, nahm aber auch neue, bürgerliche Einflüsse an. In dieser Stilgruppe finden sich schmuckreichere Varianten (Kalotaszeg, Eisenmarkt in Westsiebenbürgen) neben einfacheren (Szeklerland in Ostsiebenbürgen).

Die Stellung der ungarischen Volkskultur in Europa

Der leidenschaftliche ungarisch-rumänische Plagiatsstreit von 1863 über János Krizas Balladensammlung ist in immer neuen Formen nach vielen Jahrzehnten wieder aufgeflammt. Der eine dieser ungarischen Balladentexte, über *Frau Kelemen Kőmíves*, ist nach Lajos Vargyas' Forschungen aus den 1950er Jahren nicht nur selbst ungarisch, sondern auch die Balladengeschichte entstand in der ungarischen Volksdichtung. Nicht viel später versuchten ein griechischer Folklorist die griechische und in einer umfangreichen Studie ein Rumäne die rumänische Herkunft dieses Balladentyps nachzuweisen. Der Streit ist nicht unwiderruflich entschieden, und so liebend gern die Ungarn die Urvariante als Erzeugnis der ungarischen Folklore werten möchten, muß sachlich eingestanden werden, daß ihre Beweise auch nicht entscheidend stichhaltiger sind als die griechischen oder rumänischen. Die Ballade selbst wurde von den Folkloristen nicht nur bei den drei genannten, sondern bei mehreren Balkanvölkern ebenfalls entdeckt, ihr Kern, das Bauopfer, findet sich in ähnlicher Form auch bei Mordwinen, Armeniern und Georgiern. Und das für eine große, fast unerreichbare Sache gebrachte Menschenopfer hat seine Spur in den ältesten mythologischen Erinnerungen der ganzen Welt hinterlassen. So sehr sich also die Balladen auch ähneln, sie sind in jeder Sprache anders verfaßt, die Dichtung ist jeweils eine andere, die Betonung fällt innerhalb ein und derselben Geschichte auf andere Momente. *Frau Kelemen Kőmíves* zeichnet sich durch dieselbe starke Dramatisierung aus wie die meisten klassischen ungarischen Balladen, während ihre südslawischen und rumänischen Varianten eher episch sind.

Dies bei weitem nicht einzige Beispiel möchte nur belegen, daß die Gebundenheit der schöpferischen Elemente der Volkskultur relativ ist. Ihre Herkunft läßt sich nur ganz selten mit einem Ort oder Volk verknüpfen, andererseits spricht höheres Alter eher für eine weite internationale Verbreitung. Sprache, natürliche Umgebung und gesellschaftliche Umstände beeinflussen, in welcher Struktur und nach welchen Gesetzen sich eine bestimmte Volkskultur aus ihren Elementen zu einem individuellen Gebilde aufbaut.

Von mehreren Seiten wurde versucht, die Stellung der ungarischen Volkstradition in Europa ebenso wie die der ungarischen Nationalkultur mit ihrem Platz an der Grenze zwischen West und Ost zu bestimmen. Die mittelalterlichen Chronisten und dann die humanistischen Geschichtsschreiber begründeten mit ihrer Betonung der östlichen Herkunft des ungarischen Volkes jene hartnäckige und fruchtbare Theorie des 18. und 19. Jh., alles von den Beurteilenden als spezifisch an der ungarischen Kultur Betrachtete sei östliche Mitgift und so weit wie möglich zu erforschen. Als am Ende des 18. Jh. der Tanz für die nationale Identität entdeckt wurde, lobte ihn der ungarische Dichter Mihály Csokonai Vitéz: „dein Adel glänzt in Asiens Farben" (1799). Eine in kürzester Zeit entstandene umfangreiche Fachliteratur beschäftigte sich mit Würdigungen des hohen Alters des ungarischen Tanzes, dabei wissen wir heute gut, wie unglaublich schnell sich der Tanz mit den internationalen Moden wandelte und wandelt; und wenn charakteristische nationale Einheiten entstehen, so kann der Tänzeschatz eines Volkes eine echte Sammlung früherer alter und neuer Tänze sein.

Die Stellung der ungarischen Volkskultur nach Himmelsrichtungen zu bezeichnen, ist nicht unberechtigt, fällt doch die östliche ungarische Sprachgrenze mit einer der ältesten und markantesten Religions- und Kulturgrenzen Europas zusammen, mit der zwischen den Verbreitungsgebieten der katholisch-protestantischen und der orthodoxen Kultur. Als Folge dessen erschienen zahlreiche große geistige Strömungen im Mittelalter und der frühen Neuzeit (Ritterkultur, Renaissance, Humanismus, Reformation, Gegenreformation) nie oder kaum bzw. mit großer Verspätung wie die Aufklärung östlich und südöstlich von dieser Grenze, und das läßt sich auch am Wandel der Volkskultur erkennen. Dies hat nicht wenige Spuren in der Gesellschaftsentwicklung hinterlassen, nicht nur bei der gemessen an der ungarischen später einsetzenden Verbürgerlichung, sondern noch eher bei der verzögerten Bauernbefreiung. Mit tiefwirkenden Unterschieden im neuzeitlichen Leben der Bauernschaft war verbunden, daß in Österreich und Böhmen bereits Joseph II. die Leibeigenen befreite, wogegen sie in Ungarn erst 1848 und im Russischen Reich erst 1864 aus den Fesseln der Feudalabhängigkeit entlassen wurden, wobei in Rußland die Bauern noch weiterhin zahlreiche gesellschaftliche Lasten bedrückten, die in Ungarn schon vor 1848 aufgehoben wurden. Diese Beispiele für die verspätete gesellschaftliche Entwicklung machen darauf aufmerksam, wie relativ die Stellung des ungarischen Volkes zwischen West und Ost ist. Der eine oder andere Zug seiner Gesellschaftsentwicklung mag sich organischer mit „dem Osten" verbinden als manche für „asiatisch" gehaltenen Elemente der landnahmezeitlichen Kultur. Gleichzeitig ist auch die Äußerung des

Budapester Ethnographieprofessors Károly Viski gegenüber seinem Kollegen István Györffy berechtigt, daß „wir 1000 Jahre beim Westen in die Schule gegangen sind". Mit einer Interpretation der Metapher, ohne aber diese Interpretation für abgeschlossen zu halten, könnte man sagen: Die Ungarn sind sehr wohl in die westliche Schule gegangen, aber es bleibt die Frage, was sie dort gelernt haben...

Unter solchen Gegensätzen kann die Charakterisierung der Stellung der ungarischen Volkskultur zwischen Ost und West vorgenommen werden. Doch ist die Forschung noch viel schuldig geblieben. Die vergleichende Ethnographie kann zahlreiche Teilergebnisse vorweisen, aber noch nicht beim Vergleich der großen Einheiten. Einer der Gründe dafür ist in der früheren Abgeschlossenheit der benachbarten Volkskunden zu suchen, die oftmals als besondere slawische oder besondere germanische Ethnographie auftraten, weiterhin in den unterschiedlichen Gesichtspunktsystemen und im Fehlen vergleichenden Materials. All das erschwert es, Berührungspunkte zu finden.

Ein Irrweg der ethnographischen Forschung besteht darin, in ausschließlich kulturellen Einflüssen zu denken oder die Einflüsse übertrieben zu bewerten. Zweifellos charakterisiert es jede Gesellschaft, welche Kulturgüter sie in einer bestimmen Zeit übernimmt oder zurückweist. Doch zumindest ebenso wird sie dadurch charakterisiert, wozu sie das Übernommene umgestaltet. Der mehrfach genannte Professor István Györffy war überzeugt, es interessiere die westeuropäischen Völker keineswegs, was die Ungarn von ihnen übernommen, sondern was sie Europa eingebracht haben. Dieser Gedanke richtet sich gegen jene, die die Leistung der ungarischen Kultur am Grad der Aneignung der Hochkultur des Westens messen. Richtig würde die Frage vermutlich so lauten: Was hat, unabhängig, von der Herkunft der Elemente und Erscheinungen, das ungarische Volk in über 1000 Jahren im Karpatenbecken geschaffen? Den klassisch zu nennenden Zustand der ungarischen Volkstradition hat die Ethnographie an Hand des letzten Abschnitts vor der modernen Industrialisierung beschrieben und analysiert. Im Westen und teils im Norden haben sich mehr oder weniger verbürgerlichtere, im Osten und Südosten archaischere Varianten der europäischen Bauernkultur erhalten, und gleichzeitig zeigten sich auch zwischen den entferntesten Punkten des ungarischen Sprachgebiets erhebliche Unterschiede. 1895 wurden in den westungarischen Dörfern üblicherweise die Kurse der Wiener Getreidebörse am Gemeindehaus angeschlagen. Siebenhundert Kilometer in Luftlinie weiter wurde auf den Almhöfen im Gyimestal in den Ostkarpaten fast vollständig für den Eigengebrauch gewirtschaftet. Diese Komplexität und innere Gegliedertheit haben der ungarischen Volkskultur Farbigkeit und Reichtum verliehen.

Bibliographie

Balassa, I. (Hrsg.): Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa. Akadémiai Kiadó, Budapest 1972

Balassa, I. — Ortutay, Gy.: Ungarische Volkskunde. Corvina — C.H. Beck Verlag, Budapest — München 1982

Bartók, B.: Das ungarische Volkslied (Faksimile-Nachdruck) (Hrsg.: Denijs Dille). Editio Musica, Budapest 1965

Benda, K. — von Bogyai, Th. — Glassl, H. — Lengyel, Zs.K. (Hrsg.): Forschungen über Siebenbürgen und seine Nachbarn. Festschrift für Attila T. Szabó und Zsigmond Jakó. Bd. I-II, Studia Hungarica 31-32, Schriften des Ungarischen Instituts München, Verlag Dr. Rudolf Trofenik, München 1987-1988

Bodrogi, T. — Ortutay, Gy. (Red.): Europa et Hungaria. Congressus ethnographicus in Hungaria 16-20. X. 1963, Akadémiai Kiadó, Budapest 1965

Dégh, L.: Märchen, Erzählen und Erzählgemeinschaft. Dargestellt an der ungarischen Volksüberlieferung. Berlin 1962

Dömötör, T.: Volksglaube und Aberglaube der Ungarn. Corvina, Budapest 1982

Fél, E.: Ungarische Volksstickerei. Corvina, Budapest 1961

Fél, E. — Hofer, T.: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Verlag Otto Schwartz, Göttingen 1972

Fél, E. — Hofer, T.: Geräte der Átányer Bauern. Akadémiai Kiadó, Budapest 1974

Földes, L. (Hrsg.): Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa. Akadémiai Kiadó, Budapest 1961

Földes, L. (Hrsg.): Viehwirtschaft und Hirtenkultur. Akadémiai Kiadó, Budapest 1969

Gragger, R.: Die ungarische Ballade. Eine Studie. Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdecke. Walter de Gruyter, Berlin — Leipzig 1926

Gunda, B.: Ethnographica Carpatho-Balcanica. Akadémiai Kiadó, Budapest 1979

Hofer, T. — Fél, E.: Ungarische Volkskunst. Corvina, Budapest 1978

Katona, I.: Historische Schichten der ungarischen Volksdichtung. Folklore Fellow Communications, Helsinki 1964

Kecskés, P. (Hrsg.): Das Ungarische Freilichtmuseum in Szentendre. Corvina, Budapest 1989

Kodály, Z.: Die ungarische Volksmusik. Corvina, Budapest 1956

Kósa, L.: Abriß der ungarischen Volkskunde. Corvina, Budapest 1984

Kovács, Á. (Hrsg.): Der grüne Recke. Ungarische Volksmärchen. Corvina — Erich Röth Verlag, Budapest — Kassel 1986

Kresz, M.: Ungarische Bauerntrachten (1820-1867). Bd. I-II, Akadémiai Kiadó, Budapest 1957

Mályusz, E. (Hrsg.): Siebenbürgen und seine Völker. Danubius, Budapest — Leipzig — Milano 1943

Martin, Gy.: Ungarische Volkstänze. Corvina, Budapest 1973

Ortutay, Gy.: Kleine ungarische Volkskunde. Weimar 1963

Ortutay, Gy. (Hrsg.): Ungarische Volksmärchen. Steingrüben, Stuttgart 1962

Sárosi, B.: Die Volksmusikinstrumente Ungarns. Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente, Serie I, Leipzig 1967

Szacsvay, I.: In Siebenbürgen. Eine schöne, lebendige Tradition. Foto: Szacsvay, I.. Text: Kicsi, S.. Bd. I–III, Officina Nova – Prachen, Budapest – Wien 1989

Tombor, I.: Alte ungarische Schreinermalereien. Corvina, Budapest 1972

Ungarische Volkskunde. Ungarische Jahrbücher 18 (1938), Berlin – Leipzig

Bibliotheca Academiae Scientiarum Hungaricae
MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Abkürzungen

Akk.	Akkusativ
atü.	alttürkisch
dial.	dialektal
ds.	dasselbe
dt.	deutsch
eigtl.	eigentlich
fi.	finnisch
gest.	gestorben
Imperf.	Imperfekt
Jh.	Jahrhundert
lat.	lateinisch
lok.	lokal
Pers.	Person
Pl.	Plural
Präs.	Präsens
s.	siehe
Sg.	Singular
temp.	temporal
ung.	ungarisch

3029

60, —

Ein hervorragendes Autorenkollektiv unternimmt hier erstmals den Versuch, den Leser über alles, was zur Hungarologie gehört, zu informieren. In diesem Werk sind sämtliche das Ungarntum und Ungarn betreffenden Kenntnisse kurz und knapp zusammengefaßt. Nach einer Einführung in die Hungarologie, ihrer Begriffsbestimmung, der Anzahl und territorialen Verbreitung der Ungarn in der Welt folgt ein Überblick über die ungarische Sprache, deren Verwandtschaft und Perioden. Das Kapitel über die Geschichte Ungarns beginnt bei der ungarischen Urgeschichte und erstreckt sich bis hin in die neueste Zeit. Die Literatur und Künste werden ausgehend von der ältesten ungarischen Dichtung nach Perioden und Themenkreisen bis in die jüngste Vergangenheit hinein behandelt. Die Ethnographie, die ungarische Volkskultur, deren historische Schichten und Stellung in Europa bilden den Schluß dieses umfassenden Werkes. Die Bibliographie enthält in den Weltsprachen erschienene Studien und Bücher, die zur weiteren eingehenden Orientierung verhelfen.

Das Buch wendet sich an alle, die sich mit der ungarischen Sprache befassen und die Vergangenheit sowie Kultur der Ungarn kennenlernen möchten, es richtet sich an jene, die zwar ungarischer Abstammung sind, aber nicht in diesem Kulturkreis aufgewachsen sind oder leben, und es ist für all die von Interesse, die mehr über Ungarn wissen möchten, als ein Reiseführer vermittelt. Gleichzeitig bietet es das erforderliche Grundwissen für ein ausführliches Ungarnstudium.



696596

DIE UNGARN IHRE GESCHICHTE UND KULTUR

